Deutsches Volksbüchlein

für

Jung und Alt.

Herausgegeben von

Gustav Nieritz.

Jahrgang 1842.

Mit vielen Holzschnitten.

Leipzig

Georg Wigand's Verlag.

Deutsches Volksbüchlein

für

Jung und Alt.

Herausgegeben von

Gustav Nieritz.

Jahrgang 1849.

Mit vielen Holzschnitten.

Der Inhalt dieses Volksbüchleins ist gleichlautend mit dem für dieses Jahr zum erstenmale erschienenen sächsischen Volkskalender. Da dem uneingeschränkten Verkaufe dieses Kalenders wegen des Stempels Schwierigkeiten entgegenstehen, so sind die ersten 32 Seiten, den astronomischen Kalender enthaltend, hier nicht mit eingebunden worden.

Leipzig

Georg Wigand's Verlag.

Inhalt.

Glück auf 1843! . . . . . Seite 33
Anton Clemens Theodor, König von Sachsen . . . . . - 34
Das sächsische Wappen . . . . . - 35
London . . . . . - 36
Anekdote . . . . . - 37
Wolf und Hund. (Eine Fabel.) . . . . . - 38
Gesang-Liederproben . . . . . - 40
Die Belagerung von Magdeburg . . . . . - 41
Australiens Bewohner . . . . . - 48
Flamingo, Storch, Kranich und Ibis . . . . . - 52
Der blinde Matrose . . . . . - 53
Friedrich II. und Voltaire . . . . . - 58
Die Eichel und der Kürbis . . . . . - 59
Annaberg . . . . . - 61
Anekdote . . . . . - 63
Die Waisen und der Tröster . . . . . - 64
Die Hinrichtung des Buchhändlers Palm . . . . . - 70
Die Maus als Einsiedler . . . . . - 74
Preßburg mit seinen Schloßruinen . . . . . - 75
Wie eine Mutter ihr Kind beten lehrt . . . . . - 77
Der stotternde Provisor . . . . . - 78
Die Auster und die zwei Reisenden . . . . . - 79
Die Quäker . . . . . - 80
Christoph Friedrich von Ammon . . . . . - 83
Memento mori . . . . . - 86
Die vierte Jubelfeier der Buchdruckerkunst zu Leipzig . . . . . - 88

Anekdote . . . . . Seite
Die Hinrichtung Ludwigs XVI. . . . . -
Das Lotterieloos . . . . . -
Die Tochter des Emigranten . . . . . - 1
Fließender Styl . . . . . - 1
Cecco . . . . . - 1
Die Brüder. Erzählung aus der sächsischen Geschichte des Jahres 1466. - 1
Der Exorcismus-Streit . . . . . - 1
Neue Entdeckungen und Erfindungen in der Landwirthschaft und in den Gewerben.
Den Brand des Getreides zu verhüten . . . . . - 1
Der Käseleim und dessen Bereitung . . . . . - 1
Das Faulen der Kartoffeln beim Einlegen in den Boden zu verhüten . . - 1
Einfache Mittel zur Erkennung, ob Stärkemehl mit gewöhnlichem Mehle, und ob Weizenstärke und Weizenmehl mit Kartoffelstärke vermengt ist - 1
Verbesserungen an den Eggen . . . . . - 1
Neues Verfahren, Glas ohne Hülfe eines Diamants zu schneiden und ein Loch in Glas zu machen . . . . . - 1
Bereitung eines unveränderlichen weißen Lackes für Leder . . . . . - 1

Glück auf 1842!

Verehrter Leser! sei gegrüßt
vom neuen Volkskalender.
Wenn bald Dir hohes Glück ersprießt
vom höchsten Gnadenspender:
so glaub' an meiner Bitte Kraft;
sie wünscht, daß rings sie Segen schafft.

Es murrt zwar Mancher grämlich wohl:
noch viel sei unvollkommen; —
preist andrer Länder Kraut und Kohl
und seufzt dabei beklommen.
Jedoch ein Land, das tadellos,
Dieß giebt's in Fabelweiten blos.

Dann wünscht sie auch dem Büchlein, mir,
wenn Du's zur Hand genommen:
erfreut von Schrift und Bilderzier,
ruf' ab: O sei willkommen!
Und blickst Du oft in mich hinein,
wird dieß mir Lust und Ehre sein.

Wir danken Gott aus Herzensgrund,
für das, was wir bewohnen;
und segnen täglich Stund' an Stund',
die Herrscher, die da thronen: —
Den König und die Königin
mit Ihrem edlen Biedersinn.

Schau' um im lieben Sachsenland —
welch' ein geschäftig Treiben!
Es regt sich Kopf und Fuß und Hand,
um nicht zurück zu bleiben.
Und in den fernsten Ländern weiß
man von der Sachsen steetem Fleiß.

Ein Vaterherz, ein Mutterherz
für Ihre Sachsenkinder,
wird durch Sie Noth und Gram und Schmerz
in armer Hütt' gelinder.
In Loschwitz fragt — in Wachwitz an —
was Gutes Sie nur dort gethan?!

O, wandelt lang' in Segen fort,
Ihr treuen Fürstenseelen!
Das Gute, das durch Hand und Wort
Ihr übt, ist nicht zu zählen,
und wird im ew'gen Vaterland
vergolten reich von Gottes Hand.

M—l.

Anton Clemens Theodor, König von Sachsen.

Wohl selten hat man eine fast allgemeine Befürchtung auf eine angenehmere Weise getäuscht gesehen, als hinsichtlich dieses edlen Fürsten, welcher am 27. Decbr. 1755 geboren war, am 5. Mai 1827 zur Regierung gelangte und den 5. Juni 1836 starb. Man hatte viel von seiner angeblichen Bigotterie, ja von einer Wallfahrt zum heiligen Grabe gefabelt, welche er sich wegen Aufgebung des geistlichen Standes auferlegt und in seinem Zimmer ausgeführt haben sollte, daher man bei seinem Regierungsantritte nichts Geringeres besorgte, als daß eine große und durch alle zu Gebote stehende Mittel ausgeführte Proselytenmacherei im ganzen Lande beginnen würde. Welch' schweres Unrecht hatte die Lästerzunge an einem Fürsten gethan, welcher, mit gewissenhafter Treue seinem Glauben anhangend, einem andern nicht hindernd in den Weg trat! Gewiß war es nichts Leichtes, nach der langen, segensvollen Regierung Friedrich Augusts des Gerechten, dem Sachsenvolke als neuer Regent genug zu thun. Und doch hat es Anton Clemens Theodor gethan! sich auch gar bald den Zunamen des „Gütigen" erworben. Erwägt man, daß dessen Erziehung die steifste, abgemessenste von der Welt gewesen war: so muß man sich billig wundern, wie dieser Fürst die durch das leidige Hofwesen gebotenen Förmlichkeiten bei Seite setzen und sich mit gewinnender Leutseligkeit unter seine niedrigsten Unterthanen mischen konnte. Wer hätte in dieser Hinsicht Weesensteins — dieses Lieblingsaufenthaltes des Königs — schon vergessen, wo derselbe mit und unter seinen Bauern aß, trank und scherzte? Heiterer Frohsinn pflegt stets nur der Tugend Begleiter zu sein und er war derjenige des gütigen Königs. Wer denselben, allein und bekleidet mit einem grauen Fracke von leichtem Sommerzeuge, den Hut stets in der Hand tragend, so daß das Silberhaar der Sonne und dem Winde preisgegeben war, durch Dresdens nächste Umgebungen pilgern sah, würde in ihm den Herrscher schwerlich geahnet haben. Seine Güte ging so weit, daß er die Befriedigung der unschuldigsten Neigungen unterließ, sobald sich irgend Jemand von den Seinen dadurch unangenehm berührt fühlte. So rauchte er z. B. gern Tabak, dessen Geruch allerdings vielen fürstlichen Geruchsnerven empfindlich ist. Wann er nun Lust empfand, eine Pfeife zu rauchen, so verfügte er sich nach seinem Gartengrundstücke in einer entlegenen Vorstadt, wechselte dort die Kleidung und überließ sich in einem besonderen Rauchzimmer seinem harmlosen Vergnügen. Bei einer solchen Gelegenheit traf sich's einst, daß der damalige

Prinz Anton an einem finstern Wintermorgen beinahe von einem Fensterladen, den ein Weib ungewöhnlich rasch öffnete und herumwarf, vor den Kopf getroffen worden wäre. Anstatt um Verzeihung zu bitten, ruft die Frau dem vorübergehenden Manne zu: „Mein Lieber! sei Er doch so gut und kettle er einmal den Laden an.“ Und lächelnd gehorchte der gütige Prinz. Auch noch als König verfehlte er nicht, seinem Hofgärtner persönlich zu dessen Geburtstage zu gratuliren, und einen alten, längst in Ruhestand versetzten Diener erfreute er noch auf dem Sterbebette durch seinen Besuch. Als an seinem achtzigsten und zugleich letzten Geburtstage des Winters kaltes, weißes Gewand in ein licht- u. feuerstrahlendes sich verwandeln mußte — als in ganz Dresden auch der Aermste sein Licht und Lämplein anzündete, den Vater des Vaterlandes zu ehren — als auf dem Altmarkte eine hohe Feststäule, mit der Huldgöttin auf der Spitze, bald von bengalischem Feuer, bald von dem rothen Wiederscheine eines riesigen Hohlspiegels erglänzte und der König grüßend durch die jubelnden Volksmassen dahinfuhr: da wollte die dankbare Bürgerschaft die nur von Holz erbaute Jubelsäule in eine steinerne verwandeln und zum immerwährenden Andenken an Anton den Gütigen aufstellen lassen. Er aber verweigerte die Erlaubniß dazu, indem er erklärte, daß er das schönste Denkmal in dem Herzen seiner Unterthanen sich zu erbauen wünsche. Und wahrlich, er hat's gethan; denn er gab seinem Volke, was Friedrich August der Gerechte schwerlich gethan hätte, die Constitution und somit Sachsens geistige Wiedergeburt. Er ruhe in Frieden!

Das sächsische Wappen.

Seitdem das sächsische Wappen die beiden Kur-Schwerdter eingebüßt, hat es einen entschieden friedlichen Character angenommen. Blos fünf schwarze Balken im goldnen Schilde und quer darüber den grünen Rautenkranz — ein hübsches Sinnbild für das Grünen eines Staates unter dem Schutze des goldnen Friedens. Das Entstehen des sächsischen Wappens und namentlich dessen Schmücken durch den Rautenkranz erzählt die Geschichte also: Bernhard, Sohn Albrechts des Bären, aus dem Hause Askanien, welches im goldnen Schilde fünf schwarze Querbalken führte, hatte im Jahre 1180 vom Kaiser Friedrich I. das Herzogthum Sachsen in Lehn erhalten und sollte darum als ein neuer Landesherr auch ein neues Wappen annehmen. Als er nun ein Jahr darauf vor dem Kaiser Friedrich I. in dieser Absicht erschien, so fand er denselben, der Sonnenhitze und der lästigen Mücken wegen, mit einem frischen Kranze jenes stark duftenden Krautes gekrönt. Da soll nun der Kaiser, auf Bernhards ausgesprochenes Begehren um Verleihung eines Wappens, sich den Rautenkranz vom Kopfe genommen und solchen über das Schild des sächsischen Herzogs mit dem Bedeuten gehängt haben, wie dieses sein nunmehriges Wappen vorstellen solle. Andere Ausleger verwandeln den angeblichen Rautenkranz in einen Reifen der herzoglichen Krone, welcher sich über das Schild hinlegt. Doch würde in diesem Falle nicht ausdrücklich des Rautenkranzes gedacht sein, welcher einen Hauptbestandtheil des sächsischen Wappens ausmacht. Ja, das wenig gebrauchte

Kraut ist von Friedrich August dem Gerechten zu Stiftung eines Ordens benutzt worden, welcher unter den 3 sächsischen der höchste ist und nur an fürstliche und sehr vornehme Personen vertheilt wird, Uebrigens bezeichnet das sächsische Wappen seinen Unterthanen den Gang, den sie zu Ehren des Vaterlandes nehmen sollen: dasselbe nicht nach außen durch die Gewalt der Waffen zu vergrößern, sondern durch Wissenschaft und Künste in Flor zu bringen und zu erhalten suchen.

London.

Um sich nur einigermaßen einen Begriff von der ungeheueren Größe dieser Hauptstadt machen zu können, mögen folgende Vergleichungen hier stehen. Das Königreich Sachsen zählt 143 größere und kleinere Städte und 3270 Flecken und Dörfer. Schiebt man alle diese Städte und Dörfer auf einen Haufen zusammen, baut man deren Häuser auf und über einander und stopft die Bewohner hinein: so hat man London. Geht man von Dresden nach Freiberg — 4 Meilen weit — so hat man London der Länge nach durchwandert. Um sich die Namen der 14,000 Straßen zu merken, bedürfte man das Gedächtniß eines Mithridates. So vertritt dessen Stelle ein dickes Wörterbuch. Läßt man die ganze, aus 12,000 Mann bestehende sächsische Armee an sich vorübermarschiren — 3 Reiterregimenter, ebenso viel Regimenter Infanterie, dazu die Halbbrigade der leichten Infanterie, ein Regiment Artillerie u. s. w., so hat man erst die Nachtwächter Londons gesehen. Diese bilden demnach allein eine kleine Armee und es müßte nicht uninteressant sein, dieselben manoeuvriren zu lassen, besonders wenn sie noch ihre Schnarren hätten, womit sie — zwölftausendfach vereint — einen niegehörten Lärm hervorbringen würden. London soll 300,000 Häuser besitzen. Die Schornsteine derselben dürften sich

leicht bis auf eine Million belaufen, welche zu ihrer, wenigstens allmonatlichen Reinigung ein ganzes Regiment von 1800—2000 Schornsteinfegern erfordern. Auch diese einmal beisammen zu sehen in ihrem schwarzen Anputze, dürfte ein ungewöhnliches Schauspiel abgeben. Stellte man die 1,500,000 Einwohner Londons einzeln neben einander, so würde — eine halbe Elle auf einen Menschen und 12,000 Ellen auf die Meile gerechnet — eine 62½ Meilen lange Reihe gebildet werden — eine Reihe, welche die größte Länge Sachsens, von dem Ende der Oberlausitz an bis an die baierische Grenze, zweimal mißt. Sollten die Londoner jemals gezwungen werden, ihre Stadt zu verlassen, würde ihr Auszug ungleich länger dauern als derjenige der Kinder Israels aus Aegypten, und der dabei mitgenommene Kram an Geräthschaften u. s. w. ein unermeßlicher sein. Im Jahre 1660 verheerte die Stadt London eine Feuersbrunst, welche 13,400 Häuser — also beinahe 5 mal so viel als ganz Dresden zählt — vernichtete. Die ziemlich in der Mitte Londons stehende Paulskirche ist die größte und schönste unter allen. Ihr Bau wurde — was fast unerhört ist — von einem und demselben Baumeister, Wren, angefangen und binnen 37 Jahren vollendet, dagegen derjenige der Peterskirche in Rom 108 Jahre erforderte. Jene kostete 8 Millionen und diese gegen 60 Millionen Thlr., und dennoch nimmt die Paulskirche nach der Peterskirche den ersten Rang in Europa ein. Sie ist so ungeheuer groß daß nur in einem kleinen Theile derselben Gottesdienst gehalten wird. Auf dem Grabsteine des Erbauers in der Kirche selbst lieset man die Worte: „Willst, Beschauer du, des Meisters Denkmahl sehen: um dich blicke!" Einmal im Jahre findet lediglich für die Jugend aus den umliegenden Stadttheilen ein Gottesdienst in der Paulskirche statt und es muß der Anblick von 5—6000 versammelten Kindern, die ihre zarten Stimmen zu des Höchsten Lobe vereinen, auf das Herz der Anwesenden einen rührenden Eindruck machen. Wollte man ganz London beschreiben, reichte der Raum dieses Büchleins nicht aus; daher diese wenigen Andeutungen genügen mögen. Vorliegende Abbildung zeigt dem Leser die Ansicht von der Regentenstraße, welche demselben am besten einen Begriff von Londons großartigen Gebäuden geben wird.

Anekdote.

Ein Bekannter des Herausgebers wollte vor einigen Jahren von Cöln nach Elberfeld reisen und schickte in dieser Absicht den Hausknecht des Hotels, in welchem er eingekehrt war, auf die Post, um sich einen Platz in dem Eilwagen lösen zu lassen. Als der Postschreiber den Namen des Reisenden wissen will, hat ihn der leichtfertige Hausknecht rein vergessen. „Donnerwetter!" ruft er verdrießlich aus — „wie hieß er nur gleich der Herr? Er hat mir's doch noch mehrmals gesagt! Halt, jetzt fällt mir's bei; er heißt — wie sein Vater!" Kaum ist dieser schlechte Witz über des Hausknechts Lippen, als auch schon der Postschreiber den Postschein eilig ausfüllt, das Postgeld in Empfang nimmt und den hierüber vergnügten Hausknecht entläßt. Bereits im Eilwagen sitzend, blickt der Reisende einmal zufällig in seinen Postschein und lieset darin mit Erstaunen: „Vorzeiger dieses, Herr Hauptmann Vissevater hat den Platz Nr. 2 im Eilwagen bis Elberfeld gelöset und dafür — bezahlt." Dahin gelangte auch der umgetaufte Vissevater ohne weitere Umstände und hebt sich seitdem den Postschein als Reise-Curiosum sorgfältig auf.

Wolf und Hund. (Eine Fabel.)

„Hau! hau! wer ſchleicht hier ſo verdächtig herum?"

„Gutfreund Wolf, und du? biſt du nicht mein alter Freund Hund?"

„So iſt's! Habe dich recht lange nicht zu Geſicht bekommen. Wo lebſt du jetzt und wie?"

„Hm, ſo ſchlecht und recht! die ganze Welt iſt mein und darum bin ich ſtets auf den Beinen, ſie zu beſehen und zu genießen."

„Aha! und darum ſind dir wohl die Zehen durch die Stiefeln gewachſen, wie ich jetzt erſt bemerke? Der Rock iſt dir auch nicht auf deinen Leib zugeſchnitten, oder wäreſt du wirklich ſo mager geworden vor lauter Herumreiſen in deinem Eigenthume? Und deine Hoſen — Sapperment! die ſehen ja aus, als hätteſt du ſie einer Krautſcheuche entwendet. Ueberhaupt will mich deine ganze Jammergeſtalt gemahnen, als ſeiſt du, lieber Wolf, auf den Hund gekommen."

„Das bin ich auch, wie Figura zeigt" — verſetzte Wolf doppelſinnig — „und

du dagegen von dem Hunde auf den Wolf, oder vielmehr auf das Maſtſchwein, dem du an Fett und Dicke ungemein ähnelſt.“

„Ja, das iſt wahr —“ erwiederte Hund, indem er wohlgefällig mit der Rechten auf ſeinen Schmerbauch ſchlug — „durch und durch bin ich wattirt mit wärmendem Speck' und Fleiſche. Das dank' ich der guten Koſt, welche mir mein Herr im Ueberfluſſe reicht. Und dazu die nette, drallſitzende Livree, die, im Vergleich mit deinen Lumpen, eine fürſtliche zu nennen iſt. Ja, Freund Wolf, wären wir nicht ſo gut bekannt zuſammen, wir nicht hier allein und die Dämmerung nicht eingebrochen: ich würde mich faſt ſchämen, dir Rede zu ſtehen.“

Freund Wolf fühlte ſich hier in großer Verſuchung, ſeinen dicken Reiſeſtock auf Hunds Fettrücken zu bemeſſen, doch erſchien ihm dieſe Kraftäußerung, mit ſeiner eigenen Kraftloſigkeit und dem wohlgenährten Aeußern Hunds verglichen, zu gewagt, daher er ſie nothgedrungen unterließ. Er ſtellte ſich vielmehr freundlich und fragte: „Wohin führt dich dein Weg, guter Hund?“

„Ich gehe —“ verſetzte dieſer — „mit Regenſchirm und Laterne, meinen Herrn abzuholen, der in der Geſellſchaft „zur Erholung“ iſt. Dabei fällt mir etwas bei. Du dauerſt mich, Freund Wolf, wenn ich dich in deinem Elende betrachte. Gehörſt du doch zu meinem Geſchlechte, und Blutsverwandte müſſen einander beiſtehen. Ich werde dich daher —“ er warf ſich in die Bruſt — „meinem Herrn empfehlen und das ſofort, wenn du mich begleiten willſt. Die Stelle eines Schaafknechts iſt auf unſerm Rittergute zu beſetzen und ich bin überzeugt, daß ſie dir auf meine Fürbitte übertragen wird. Dann kannſt du dich eben ſo wohl befinden wie ich, wohl gar noch manche Sproſſe auf der Dienſtleiter erklimmen, wenn du dich darnach aufführeſt. Gieb dein unſtätes Leben auf und werde ein ſolider Kerl, der mit Ehren durch die Welt kommt wie ich.“

Wolf ſah das Annehmliche dieſes Vorſchlages ein und ſchloß ſich ſeinem Freunde an, um ſich deſſen Herrn vorſtellen zu laſſen. „Wenn ich ſo glücklich bin, den Dienſt zu erhalten —“ hob er auf dem Wege an — „ſo wollen wir uns gegenſeitig recht oft beſuchen.“

„Beſuchen?“ wiederholte Hund — „nein, das geht nicht. Du mußt dann bei deinen Schaafen und ich auf meinem Poſten bleiben, der mich Tag und Nacht an die Hausflur feſſelt. Es iſt blos eine Ausnahme, daß ich jetzt ausgehen darf. Ich bin nämlich Portier — Thürwärter auf deutſch — und ſtecke als ſolcher in einem kleinen Budchen neben der großen Treppe in unſerm Schloſſe, von wo aus ich auf alle Ein- und Auspaſſirende Acht geben muß. Iſt das Thor verſchloſſen und man klopft oder klingelt, habe ich nichts zu thun, als die Schnure zu ziehen, die den Riegel zurückſchiebt. Dieß meine ganze Arbeit, bei welcher ich, in Verein mit der guten Koſt, dick und fett werde, wie du ſiehſt. Ich kann eſſen, trinken, ſchlafen, gähnen, leſen — wie ich will, nur ausgehen darf ich nicht.“

„Ei, ſo würde ich zuweilen meiner Frau oder einem meiner Kinder die Aufſicht des Hauſes und das Bewegen der Schnure anvertrauen —“ ſprach Wolf — „und meinem Vergnügen nachgehen, wäre ich an deiner Stelle.“

„Frau? Kinder?“ erwiederte Hund und krauete ſich hinter den Ohren — „mein Herr leidet nicht, daß ich eine Frau nehme.“

„Hm, das gefiele mir nicht —“ meinte Wolf, mit den Augen der Hand ſeines Freundes folgend. „Doch, was erblicke ich an deinem Halſe? Ein Lederband mit einem Meſſingringe!“

„Ich habe in der Eile vergessen, es abzubinden —" sagte der Hund — „es dient nur dazu, mich zu ermuntern, wenn Jemand des Nachts in unser Schloß will. Dann wird ein Drath von der Klingelschnure durch diesen Ring gezogen — ein leiser Ruck daran und ich bin munter wie ein Fisch im Wasser. Um so sorgloser kann ich mich dem Schlafe überlassen, ohne zu befürchten, irgend Jemanden ausgesperrt zu lassen."

Eine kleine Strecke schlich Wolf neben seinem keuchenden Gefährten daher, als er plötzlich anhob: „Fasse ich dein Glück in Eins zusammen: Gute Kost, schöne Kleidung, wenig Arbeit, Einsperren in ein kleines Budchen auf der Hausflur, Tag und Nacht Jedermanns Narre sein, ein Hundehalsband tragen, keine Frau heirathen dürfen — ei, so hole der Henker ein solches Glück und Amt! Ich für meine Person danke dafür und bin froh, noch in Zeiten zu dieser Einsicht gekommen zu sein."

Indem Wolf nach diesen Worten linksum machen wollte, suchte ihn sein Freund fast mit Gewalt zurückzuhalten. „So nimm doch Lehre an —" drang er in den Hungerleider — „stoß' ja nicht dein Glück muthwillig mit Füßen von dir. Bedenke, wie mancher fette Schöpsenbraten dir als Schaafknecht in deinen hungernden Magen fliegen würde —"

Wolf ließ seinen Beschützer nicht weiter reden. Hastig riß er sich von dessen Arme los und gab, so schnell dieß seine Magerkeit und seine zerrissenen Stiefeln erlaubten, Fersengeld, wobei er noch die Worte zurückrief: „Hundeseele! feile, niederträchtige! wisse: eine magere Freiheit ist tausendmal besser als eine fette Sklaverei!"

Gesang-Liederproben.

Die evangelische Kirchenzeitung gab uns vor kurzem eine Liederprobe aus einem Hessendarmstädtschen Gesangbuche folgenden Inhaltes:

Ich bin ein rechtes Rabenaas,
ein wahrer Sündenknüppel,
der seine Sünden in sich fraß
als wie der Rost den Zwibbel.

Herr Jesus, nimm mich Hund beim Ohr,
wirf mir die Gnadenknochen vor
und wirf mich Sündenlümmel
in deinen Gnadenhimmel.

Weit lieblicher singt dagegen noch jetzt ein großer Theil des Erzgebirges aus dem, an ähnlichen Liedern, wie das vorstehende, reiche Zwickauer Gesangbuche Nr. 435:

Ein Täublein klein hat keine Gall',
kein reißend Kläulein überall.
Mit sein'm Schnäblein verletzt es nicht;
es seufzet fein, ißt lieblich mit.

Es hält sich allzeit keusch und rein;
ohn' Neid lebt es, thut Niemand Pein;
zu seinem Nest eilt es behend,
ist einfältig bis an sein End'.

oder Nr. 833.

Ich erwähl ein Stückchen Brot,
das mir wohl gedeihet,
für des rothen Goldes Noth,
wo vor Schmerz man schreiet.
Schmeckt mir Speis und Mahlzeit wohl
und darf mein nicht schonen,
halt' ich ein Gerichtlein Kohl
höher als Melonen.

Sammt und Purpur hilft mir nicht
mein Elend ertragen,
wenn mich Hauptweh, Stein und Gicht
und die Schwindsucht plagen.
Lieber will ich fröhlich gehn
im geringsten Kleide,
als mit Leid und Aengsten stehn
in der schönsten Seide.

Die Belagerung von Magdeburg.

(Ein Auszug aus dem Schlusse einer größeren Erzählung des Herausgebers, enthalten in den „Weihnachtsblüthen" einem Almanache für die reifere Jugend, Stuttgart, bei Belser. 1840.)

Der zehnte Mai 1631 ist in Magdeburgs Jahrbüchern ein unvergeßlicher Tag, denn an demselben fiel die Stadt in die Gewalt des grausamen Tilly. Seit sechs

Wochen hatte er sie an allen Orten eingeschlossen, mit Beschießen und Bestürmen geängstet und gefährdet. Tapfer von den Bürgern zurückgeschlagen, nahm er endlich, die Ankunft des Schwedenkönigs fürchtend, seine Zuflucht zur List und zum Verrath. Am 8. Mai schickte er einen Trompeter an die Belagerten ab und ließ sie auffordern, Abgeordnete abzusenden, welche mit ihm in Unterhandlung treten könnten. Dieß geschah und die armen Magdeburger überließen sich bereits der frohen Hoffnung, ihre Noth ein Ende nehmen zu sehen, als sie sich auf das schrecklichste getäuscht sahen. Des Glaubens lebend, daß die Stadt eben so billige Bedingungen gestellt bekommen würde wie vor Zeiten durch den sächsischen Kurfürsten Moritz, vergaß man schnell die Drangsale der Belagerung und freute sich der Aussicht des goldnen Friedens. Schwatzend standen die Frauen vor den Hausthüren und warfen den waffengerüsteten Bürgern, welche von den Wällen heimzogen, manches Scherzwort zu, das auch nicht unerwiedert blieb. Die zeither so verödeten Straßen füllte wiederum ein reger Verkehr; die Kaufläden öffneten sich und boten manchen zeither vermißten Handelsartikel dar. Eine kleine Reihe armer Knaben, Currente geheißen, welche seit den 6 Wochen der Belagerung ihr Brot nicht mehr durch Singen in den Straßen hatte verdienen können, hoffte nicht mit Unrecht, daß mit der Aussicht auf den Frieden auch die Herzen der Menschen sich wieder der fremden Noth erschließen würden. Mit frischen, hellen Stimmen lobten sie in frommen Weisen die Güte des Allmächtigen und die vielen, ihnen verabreichten Gaben bewiesen, daß sie sich in ihrer Rechnung nicht geirrt hatten.

Da — mit einem Male — hallten die hastig auf einander folgenden Klänge der Sturmglocke von der Pfarrkirche zu St. Ulrich und Levin durch die Straßen. Gleich darauf folgten die Glocken des Doms, dann die der St. Johanniskirche. Immer neue metallene Zungen setzten sich in rasche Bewegung, so daß zuletzt die Stadt an allen Orten und Enden wiederklang.

„Der Friede wird eingeläutet!" — riefen fröhliche Stimmen.

„Das ist Sturm!" antworteten andere voll tödlichen Schrecks.

„Ein' veste Burg ist unser Gott —" intonirte die betretene Currente.

„Der Feind übersteigt die Wälle!" riefen einzelne Flüchtlinge.

„Ein' gute Wehr und" — weinte die Kinderschaar darein.

„Zu den Waffen!" unterbrach sie ein unerschrockener Hufschmidt und eilte fort, seine Worte selbst wahr zu machen.

Regellos fallende Schüsse erklärten jetzt nur zu gut die Bedeutung des allgemeinen Läutens. In der Ferne erhob sich ein dumpfes Getöse, das mehr und mehr anschwoll und endlich zum lauten, wilden Kampfgetümmel wurde. Immer näher wälzte es sich daher, vorangegangen von dem Wehgeschrei flüchtender Weiber und wehrloser Kinder. Festgebannt stand die versteinerte Currente. Da eilte aus einer Seitengasse ein Trupp fremder Krieger mit mordfunkelnden Augen und Waffen auf die Aermsten zu, welche weder ihre Jugend, noch die flehentlich ausgestreckten Arme vor den Streichen der Barbaren schützten. Sie sanken als eins der ersten blutigen Opfer des Religionshasses und glichen, auf einem Häuflein beisammen liegend, einer vom Hagelschlage zerknickten jungen Saat. Ihre Mörder aber stürmten weiter. Verstümmelte Leichen bezeichneten ihren Weg. Wer aber konnte, flüchtete sich der Domkirche zu. Das ganze Gotteshaus war schnell mit jammernden Menschen angefüllt. Sie bestanden größtentheils aus Kindern, Frauen und Greisen, doch hatten sich auch die geistlichen Herren, welche kein anderes Schwert als das des Glau-

bens tragen und gebrauchen sollen — den frommen Pastor Backius an der Spitze, zu der bangenden Heerde eingefunden. Die Thüren alle waren wohl verschlossen und verriegelt worden, denn immer näher kam das wilde Kampfgetümmel. Das Sturmläuten hatte aufgehört, indem die Läuter für sich selbst nun sorgen zu müssen meinten. Die entsetzlichste Angst hatte über alle in der Kirche Eingesperrten eine tiefe Stille gezaubert. Jedes war blos Ohr für die Außenwelt, welche von Minute zu Minute des Schrecklichen mehr bot. Salve folgte auf Salve, daß die Kirchenfenster klirrten. Schon schlugen einzelne Musketenkugeln durch die Scheiben, krachten gegen die dicken, eichenen Kirchenthüren. Man vernahm deutlich das Wuthgebrüll der Angreifenden, das Rachegeschrei der Angegriffenen, den Todeslaut der Sterbenden, das Wimmern und Stöhnen der Verwundeten. Immer furchtbarer ward das Getümmel, welches selbst bis auf die Kirchenstufen herauf drang. Eine bloße Bretthüre schützte die Zagenden vor dem unerbittlichen Würgengel, der draußen rast- und rücksichtslos sein blutiges Schwert nach allen Seiten hinschwang.

In einer Stunde war Magdeburgs Schicksal entschieden, die Stadt in des Feindes Gewalt, jeder Widerstand vergeblich. Das kleine, tapfere Häuflein Bürger, welches selbst noch in den Straßen muthig seinen Heerd vertheidigte, hatte aufgehört zu sein. Sie, die mit den Waffen in der Hand gefallen waren, empfanden am wenigsten des Todes Bitterkeit. Aber wehe den Uebrigen, welchen das ersehnte Ende oft erst nach langen Qualen bereitet wurde. Hier schützte kein Alter, Stand und Geschlecht. Mochte der Familienvater, mit den Seinen auf den Knieen liegend und zu Gott betend, die hereinstürzenden Barbaren erwarten oder ihnen seine Habe entgegentragen — mochte er flehen oder sich wehren — bleiben oder fliehen — der Tod ereilte ihn doch und die Seinen.

Wer ist die Heerde schüchterner Tauben dort, die sich mit ängstlichem Flügelschlag dem auf sie losstürzenden Geier zu entziehen sucht? Es sind Magdeburgs Jungfrauen, die Edelsten ihres Geschlechts, Hunderte an der Zahl, welche in wilder Flucht auf die Elbbrücke losstürmen. Die schönen Züge sind entstellt, die Wangen fahl, die Augen getrübt; das aufgelöste Haar schwimmt in der Luft; es flattert das zücht'ge Kleid, beflügelt hebt sich der kleine Fuß, mühsam keucht der offene Mund nach Athem, und hoch hebt sich die angsterfüllte Brust. Mitten auf der Brücke angelangt, wirft das Auge einen furchtsamen Blick auf die nachstürmenden, wilden Horden. Da umschlingen sich schwesterlich die zarten Hände zu einem unauflöslichen Bande — laut flehen die frommen Lippen: „Herr Jesu, erbarme dich unser!" und mit einem raschen Sprunge sind sie aus dem Bereiche des ihnen nachsetzenden Feindes. Und der Elbstrom mit seinen kalten Armen umschlingt die liebliche Beute und bettet sie an sein starres Herz und trägt sie hinab zu des Oceans salzigen Fluthen. Fluchend aber schauen ihnen oben des Teufels Gesellen nach und kehren umwirsch zu neuen Unthaten nach der Stadt zurück. Hier schleppt ein Haufe Soldaten einen blutenden, in Fesseln geschlagenen Menschen in ihrer Mitte daher. Man behandelt ihn übel; Spott und Hohn, Schläge und Stöße muß sich der Verwundete gefallen lassen. Derselbe ist der bisherige Gebieter Magdeburgs, Fürst Erzbischof Christian Wilhelm, der heute Land, Leute und Freiheit verlor.

Endlich bricht die Nacht herein über die unglückliche Stadt. Keine Glocke läutet mehr den Abend ein — die Zeit der Ruhe, die es hier nicht mehr giebt. Auch die alten, grauen Steinmassen des ehrwürdigen Doms überzieht die Dunkelheit. Kein Licht leuchtet seinen armen geängsteten Bewohnern in ihrer Verzweiflung;

ach! dafür fühlen sie deste lebhafter ihr unsägliches Elend. Wie viele gab es unter ihnen, die mehr denn ein geliebtes Glied ihrer Familie vermißten und es als verloren beweinen mußten! Zahllose Seufzer stiegen laut aus der Finsterniß zu dem hohen Gewölbe hinauf; der Kummerthränen heißeste netzten die kalten Steinplatten und schmerzliches Schluchzen tönte von allen Seiten. Kein Schlaf erquickte die Todtmüden. Bei jedem erneuten Toben der rasenden Feinde vor den Kirchthüren erwarteten sie ihr Ende und hundertfach empfanden sie die Schrecknisse des Todes.

Plötzlich brach durch eines der hohen Kirchenfenster ein blendend helles Licht herein. Ihm folgten in rasender Schnelligkeit mehrere, und vor Verlauf einer Stunde stand die weite Kirche von einem Lichtmeere umflossen, über dessen Ursache die armen Eingesperrten in keinem Zweifel sein konnten. Jetzt warfen nur die riesigen Pfeiler noch lange, schwarze Schlagschatten über die Versammlung hinweg. Die Bilder der Heiligen, die geschnitzten Engel an Kanzel und Altar, die steinernen Bildsäulen entschlafener Bischöfe — sie alle erröthteten vor Scham über die christlichen Mordbrenner draußen und finsteren Blickes schaueten sie auf die unglückliche Heerde zu ihren Füßen herab. Unwillkürlich hatten sich bei diesem Anblicke alle Hände gefaltet; jeglichen Mund hielt das Entsetzen fest verschlossen. So währte es geraume Zeit, in welcher bald eine Rauchwolke eine minutenlange Finsterniß über den Tempel hinwegjagte, bald die rothen Flammen in glänzend weiße oder bläuliche sich umwandelten, je nachdem sie den verschiedenen Brennstoff ergriffen. Prasselnd stürzte das brennende Gebälke der Dächer — donnernd die steinernen Giebelmauern zusammen; man vernahm das Knistern und Zischen der Flammen, ja man vermeinte ihren glühenden Hauch in der erst so kühlen Kirche zu empfinden. So kam der junge Tag mit der alten Noth. Die Eingeschlossenen hätten sich lieber etwas von der Gluth der nächtlichen Flammen gewünscht, denn die noch nicht von der Mailust erwärmte Steinmasse des Doms überschauerte Jung und Alt mit starkem Fröstein. Die Leiber und Glieder der Meisten waren wie zerschlagen; gab es ja hier doch nur hölzerne Sitze, harte, kalte Steinplatten und keine Betten, Pfühle oder andere gewohnte Bequemlichkeiten des häuslichen Lebens. Die Jugend mit ihrer Begehrlichkeit ward zuerst laut. Nach Speis' und Trank verlangte der hungrige Magen. Doch, wo Brot hernehmen in der Wüste?

Vierundzwanzig Stunden waren verflossen, seitdem die Eingesperrten ohne Nahrung zugebracht hatten. Schon kämpften die kleinsten Kinder in den Armen ihrer jammernden Mütter mit dem nahenden Tode. Das Geschrei erstarb allgemach auf den vertrockneten Lippen und nur in stillen Krämpfen äußerte sich der letzte Kampf. Desto lauter erscholl das Wehgeschrei aus dem Munde der Ihrigen. Wer mochte unempfindlich bleiben gegen diesen herzzerreißenden Ton und Anblick? Und siehe! die Engel des Herrn traten herzu, in der Hand tragend den gefüllten Stärkungskelch und flößten mit dem nährenden Tranke neues Leben in die welke Brust. Diese Himmelsboten aber waren der Hr. Pastor Backius nebst seinen Amtsbrüdern und Kirchendienern, welche hinabgestiegen waren in die Keller des Doms, wo sie noch ein Fäßlein Weins vorgefunden hatten, bestimmt, bei der Feier des heiligen Abendmahles die gläubigen Communicanten mit

ihrem Erlöser zu vereinen. Unter den segengewohnten Händen der Diener Christi spendete der edle Rebensaft jetzt leibliches Leben aus, wie bei jener heiligen Handlung das geistliche. Und den hochentzückten Müttern dünkte die schwarze Amtstracht ihrer Seelsorger das leuchtende Gewand eines Seraphs zu sein, dessen Saum sie in frommer Dankbarkeit küssend berührten. Aber der Bote, welcher auf den Thurm des Doms ausgesandt werden war, vorsichtig zu erspähen, wie es um die gute Stadt und ihre Bewohner stehe, kam als kein froher zurück. Ganz Magdeburg — lautete die Hiobspost — sei eine rauchende Wüste, in deren Trümmern die habgierigen Hände der Eroberer wühlten. Wohin der Blick sich wende, gewahre er Blut, Leichen, Feuer- und Rauchdampf.

Gleich einer Schnecke kroch der zweite Schreckenstag den darbenden Magdeburgern in der Kirche hin. Lange schon vor Einbruch des Abends hatte sich der Nothruf nach Speis' und Trank wieder erneut. Das Fäßchen Wein war kein Oelkrüglein der Wittwe zu Zarpath gewesen: es war und blieb geleert. Nach Wasser verlangte der lechzende Mund Aller und draußen auf dem Platze des Doms sprudelte es so reichlich! Die Durstenden standen im Geiste an dem gefüllten Röhrtroge und, gleich dem Tantalus, durften sie von der Quelle nicht schöpfen. Unerträgliche Qual! Nach langem Berathen und Zögern wurde ein Seitenpförtlein des Doms behutsam geöffnet und ein Knabe mit dem leeren Weinfäßchen schlich in die abendliche Dunkelheit hinaus. Nicht mit Unrecht hoffte man, daß die kleine, schmiegsame Gestalt des Knaben von den Feinden unbemerkt oder wenigstens unbeachtet bleiben und er dadurch in den Stand gesetzt werden würde, das Gefäß am Röhrbrunnen zu füllen und nach dem Dome zurückzurollen. Aus der mit unreinen Dünsten geschwängerten Atmosphäre des Doms trat der kleine Bote hinaus in die laue Mailuft. Trotz des Brandgeruchs und der den zahllosen Leichen entsteigenden üblen Gerüche fühlte dieser sich wie neugeboren. Doch vergönnte er sich nicht die Zeit, das Gefühl der Freiheit in seinem ganzen Umfange zu schmecken, sondern eilte mit schnellen Schritten dem Brunnen zu, wo er mit dem Fäßchen zugleich seine trocknen Lippen in die nasse Fluth tauchte. O nie empfundene Wonne! o du hochzulobende Gottesgabe, deren vollen Werth uns erst der Mangel lehrt! Und hätte auch ein Wallone seinen Säbel über des Knaben Haupt geschwungen: — er wäre, in langen Zügen trinkend, zufrieden jetzt gestorben. Mit einer, seine gewöhnlichen Kräfte weit übersteigenden Stärke wälzte er das wohlverspündete Fäßchen nach dem Pförtlein zurück, welches sich auf das verabredete Zeichen auftat, um die ersehnte Gabe in Empfang zu nehmen. Da tönten plötzlich schnelle Tritte daher und das Klirren von Waffen verrieth die Nähe der Gefahr. Wer wollte wohl mit den Hütern des Pförtleins hadern, wenn sie in ihrer Angst, durch Zögern das Leben Tausender auf's Spiel zu setzen, nur das Fäßchen, nicht aber den nachfolgenden muthigen Spender desselben einließen? Die Pforte schlug dicht vor des Knaben Nase zu und kaum behielt derselbe Zeit genug übrig, sich hinter einem nahestehenden Steinkegel niederzubucken, um dem lärmenden Kriegshaufen aus dem Gesichte zu kommen. Hier fand er einen Gefährten, den Lehrer an der Domschule, Herrn Magister Zumpe, welcher wie durch ein Wunder dem Tode bis jetzt entronnen war. Bebend vor Frost und Angst durchliefen sie die Nacht. Da nahten sich mit dem Anbruche des Tages zwei vornehme, baierische Officiere den Versteckten. Einen trüben Blick auf die Verheerung umherwerfend, hob der Eine an: „Pillwitz, was sagst du zu unserm Siege?"

„Ich wünschte, daß wir ihn nicht gethan hätten!“ antwortete jener.

„Ein unauslöschlicher Schandfleck in der Weltgeschichte ist er —“ sprach der Erste zornig — „den unser Aller Blut nimmer abwaschen kann. Tiger konnten nicht blutdürstiger hausen, als diese unmenschlichen Wallonen und Croaten, welche den kreischenden Säugling anspießten oder unter Hohnlachen in die fressende Flamme schleuderten. Doch da kommt Pfeilhoften zurück! Nun, Pfeilhoften! was antwortete der General? Soll das Morden, Brennen und Plündern endlich einmal aufhören?“

Der Gefragte zuckte die Achseln. „Fragt in einer Stunde wieder nach —“ gab mir Tilly zur Antwort. „Der Soldat will auch etwas für seine Mühe und Gefahr haben.“

„Da habt ihr —“ sprach Pillwitz bitter — „den ehemaligen Jesuiten: Noch immer der Alte!“

Jetzt richtete sich der fromme Herr Zumpe auf. Gefolgt von einem bleichen Schattenbilde, dem jungen Wasserholer, nahete er sich den fühlenden Officieren. Vor ihnen nieder kniete der alte Mann, dessen ergrauendes Haar in der Morgenluft flatterte, dessen Körper wie ein Espenlaub zitterte, doch nicht vor Furcht. Ein Gleiches that der Knabe. Die Hände gefaltet empor hebend, hob der Magister an: „Gnädige Herren! Zwar nur vor meinem Gotte pflege ich sonst meine Kniee zu beugen; jedoch, wenn es die Rettung meiner Brüder gilt, will ich gern knieen vom Morgen bis zum Abende. Es ist nun schon der dritte Tag, da hier in diesem christlichen Gotteshause an dreitausend Seelen, große und kleine, schmachten ohne Nahrung und Pflege. Was das Schwert bis jetzt verschont hat, frißt drinnen der Hunger, tödtet der Durst. Dazu sind es größtentheils schwache Weiber, unschuldige Kinder, welche, obschon sie nie das Schwert gebrauchten, durch des Krieges Gräuel verderben müssen. Wollet ihr, daß der Herr sich einst eurer in eurer Todesnoth erbarmen möge: o so erbarmet euch auch jetzt der Aermsten! höret, wie ihr Jammergeschrei emporsteigt zu dem Ewigen!“

„Heiliger Gott!“ riefen die Officiere voll Entsetzen, nachdem Herr Zumpe geendigt hatte. „Ist es möglich?“

„Pfeilhoften!“ sprach der Vornehmste unter ihnen — „reitet augenblicklich zum General zurück. Lasset nicht eher von ihm ab, als bis er das Gnadenwort ausgesprochen hat. Ihr aber Pillwitz, sorget schnell für Herbeischaffung von Nahrungsmitteln, indeß ich hier bleibe, jedes feindselige Eindringen in den Dom zu verhindern.“

In dem Letzteren war es still geworden wie in einem Grabe. Der ausgedorrte Mund klagte nicht mehr; die Augen hatten keine lindernden Thränen, das Herz keine Kraft mehr, das Elend in seinem ganzen Umfange zu empfinden. Aus seiner eingesunkenen Höhle starrte das Auge der Mutter auf das sterbende Kind im Arme, das still seinen letzten Kampf kämpfte. Den schreienden Magen zu befriedigen, hatte man sich begierig in das Leder der gepolsterten Kirchenstühle getheilt — den quälenden Durst zu stillen, zu den unnatürlichsten Mitteln seine Zuflucht genommen. Aber niemand begehrte hinaus. Wie David wollte man lieber in die Hand Gottes, als in die des erbarmenlosen Feindes fallen. Mehrmals war schon in den beiden verhergehenden Tagen von außen der Versuch gemacht worden, in die Kirche einzudringen, doch waren alle Kolbenstöße erfolglos an den starken Thüren gewesen. Jetzt aber, um die Mittagszeit des dritten, donnerten laute Axthiebe gegen dieselben. Da schaarten sich die Eingesperrten, gleich dem Bienenschwarme

um den Weisel — in eine dichtgedrängte Masse zusammen um ihren Hirten, den frommen, muthigen Pastor Backius, der seinen gewohnten Platz vor dem Hochaltare genommen.

Also redete derselbe jetzt seine Gemeinde an: „Lieben Brüder und Schwestern in dem Herrn! Auch an unsre Thüre klopft jetzt des Todes knöcherne Faust. Bestelle dein Haus, denn du mußt sterben — sprechen jene Töne dort zu uns. Und so bestellen wir unser Haus, indem wir als Christen einander herzlich vergeben, womit wir von irgend Jemand beleidigt worden sind.

Nach diesen Worten fiel der Herr Pastor seinen lieben Amtsbrüdern um den Hals, sie um Vergebung bittend. Ein allgemeines Versöhnungsfest fand jetzt in dem weiten Tempel statt. Die bittersten Feinde versöhnten sich und wurden Freunde für die nahe Ewigkeit. Darauf fuhr der Herr Pastor weiter fort: „Wenden wir uns nun in einem gläubigen Gebete zu dem, der allein uns erretten kann von der Gewalt des Feindes und aushelfen zu seinem himmlischen Reiche. Und gewiß! er wird unser Gebet aus Gnaden erhören; denn gar Viele beten mit und für uns. Es beten erstens die Engel dieser Kleinen mit uns, welche allezeit das Angesicht ihres Vaters im Himmel sehen. Es beten zweitens mit uns eure Väter, Brüder und Männer, welche gestern, vorgestern und heute in dieser Stadt gefallen und bereits in des Himmels Hallen eingegangen sind. Es beten drittens für uns die Todten in den stillen Grüften unter uns. Ja, meine Lieben! ihre gebrochenen Augen, ihre gefaltenen Hände flehen für uns zum Herrn! Ihr geschloßner Mund bittet still und rufet auch wiederum so laut für uns um Gnade, daß der Herr sein Ohr gewiß gnädig zu uns herabneigen wird. Selbst die Steine — die stummen Zeugen unsrer Noth — sie schreien für uns zu Gott! Und er sollte so vieler Fürbitten nicht achten, unser Gebet nicht erhören wollen? Nein, das fürchten wir nicht. Darum, o Herr! merk' auf mein Wort, vernimm mein Schrei'n, mein Fleh'n, denn ich will vor dir beten! Herr Gott Vater, du Schöpfer und Erhalter, erbarm dich über uns! Herr Gott Sohn, du Mittler und Erlöser, erbarm' dich über uns! Herr Gott, heiliger Geist, du höchster Tröster in aller Noth, erbarme dich über uns! O du hochgelobte Dreieinigkeit, erlöse uns von allem Uebel! Siehe, unser letztes Stündlein ist gekommen — darum bescheere uns ein seliges Ende und nimm uns mit Gnaden aus diesem Jammerthale zu dir in den Himmel —"

Das nun folgende „Amen" begleitete das donnernde Aufspringen des großen Hauptthürflügels. Ein Schrei — ausgestoßen von 3000 Seelen — hallte durch den Tempel; dann lagerte die tiefste Stille über demselben. Auf ihren Knieen liegend, das Haupt auf die Brust gebeugt, die Arme fest um die sich anschmiegenden Kinder geschlungen, erwarteten sie, gleich geduldigen Lämmern, den Todesstreich.

Begleitet von einem zahlreichen Gefolge von Officieren trat ein alter, ziemlich kleiner Mann mit abschreckenden Gesichtszügen in den Dom. Es war Tilly, der über Trümmern und modernde Leichen nach dem Gotteshause geritten war. In demselben fand er lebende Leichen, fast schrecklicher noch anzuschauen, als jene. Wohl zum erstenmale in seinem Leben tönte jetzt von seinen Lippen das Wort: „Gnade!" und „Gnade!" wiederholten mit lauter Stimme seine tief ergriffenen

Begleiter. Die nun folgende Scene kann nicht beschrieben, sondern muß von dem geneigten Leser selbst ausgemalt werden!

Noch denselben Tag wurde der Dom gereinigt und neu geweiht. Dann zog Tilly an der Spitze seiner Getreuen hinein, und während 25,000 in die Elbe gestürzte Leichname den Strom aus seinen Ufern drängten, sang ihr Mörder mit seiner Bande das feierliche „Herr Gott, dich loben wir," und hundertfach brüllte dazu der Geschützdonner um den Dom, der — eine überbleibende Arche in der allgemeinen Sündfluth — fast allein noch in der eingeäscherten Stadt stand. Er aber, der Herr, dem diese Siegeshymne galt, wendete zornig sein Antlitz ab von den Schändern seines heiligen Namens und mochte nichts wissen von einem Dankopfer, das aus so vielen Tausenden seiner erwürgten Kinder bestand.

Bald nach dem Ende des unglücklichen 30jährigen Krieges schossen unter Gottes gnädigem Beistande um den Dom, der, gleich einer Pyramide in der Wüste, unter Schutthaufen einsam gen Himmel zeigte, ganze Reihen schöner Gebäude auf; es wimmelten die aufgebauten Straßen von gewerbfleißigen Einwohnern; die Freude kehrte zurück. Jetzt, nach 200 Jahren blüht Magdeburg schöner denn je. Verschwunden ist die einstige Zerstörung — doch vergessen nicht. Denn noch steht in seiner ganzen Pracht und Hoheit der laut predigende Zeuge jener Schreckenszeit — der ehrwürdige Dom. Und wer in sein Inneres tritt, glaubt jetzt noch die bangen Seufzer und das Angstgeschrei der Eingesperrten zu vernehmen, hört die Todten in den Grüften stehen, sieht die schlanken Pfeiler von Feuersgluth übergossen. Dann bricht der Beschauer in den stillen, aber brünstigen Wunsch aus:

„Möge eine ähnliche That nie wieder die Christenheit schänden!" Und jedes fühlende Herz stimmt gläubig ein: „Amen! ja, es werde wahr!"

Australiens Bewohner.

Sähe man die verschiedenen Arten der Völker beisammen, welche unsern Erdball bewohnen: gewiß, man würde sie nicht für Abkömmlinge eines und desselben Menschenpaares halten können. Wie oftmals in geistiger Hinsicht, so hier in leiblicher trifft die Erfahrung zu, daß die Kinder zuweilen gewaltig aus der Art zu schlagen pflegen. Käme Vater Adam wieder und hörte sich von so verschiedenen Söhnen und Töchtern Papa rufen, traun, er würde am Ende die Vaterschaft von sich ablehnen und sprechen: „Hebet euch von hinnen, denn ich kenne euch nicht." Eine solche Veränderung vermögen im Laufe der Zeit das Clima, die Lebensweise und hundert andere unbekannte Umstände auf die menschliche Gestaltung hervorzubringen. Machen wir nicht ähnliche, ja noch stärkere Erfahrungen an andern Geschöpfen, z. B. an den Hunden, von welchen der kleine Spitz der englischen Dogge und der glatte Dachshund dem gekrausten Pudel so ähnlich sieht als eine gelbe Kuchenschüssel dem Monde? So viel die Erde Theile — so viel das Menschengeschlecht Haupt-Arten zählt. Diese sind: 1) die kaukasische als die schönste, zu welcher natürlich wir selbst uns rechnen, mit schöngebautem Schädel, schlich-

ten Haaren und weißer Hautfarbe. Hierzu gehören die Europäer mit Ausnahme der Lappen und Finnen, die West-Asiaten und die Nord-Afrikaner; 2) die mongolische mit viereckigtem Schädel, flachem, eingedrücktem Antlitze, weit aus einander stehenden Augen, engen Augenliedern, platter Nase, schwarzem, steifem Haare und gelblicher Hautfarbe. Also erscheinen uns die Bewohner des südlichen und östlichen Asiens, wie die Kalmücken, Mongolen, Indier, Chinesen, Japaner, ferner die Finnen und Lappen, so wie die Grönländer und andere Einwohner des nördlichen Amerika; 3) die äthiopische oder Negerart, mit schmalem Schädel, gewölbter Stirne, hervorstehenden Augen, breiter, aufgestülpter Nase, aufgeworfenen Lippen, kurzem, wolligem Haare, schwarzer oder dunkelschwarzbrauner Farbe, wie wir an den Negern, Kaffern u. s. w. sehen; 4) die amerikanische, mit niedriger Stirne, tiefliegenden Augen, breitem Gesichte, etwas eingedrückter Nase, schwarzem, starrem Haare und braunrother Hautfarbe — die Ureinwohner Amerika's; 5) die malayische, mit mäßig schmalem Kopfe, etwas hoher Stirne, breiter, voller Nase, großem Munde, schwarzem, weichem und lockigem Haare und einer Hautfarbe, die von der bräunlichen bis in's schwarzbraune und rußfarbige übergeht. Diese Art bewohnt die Inseln des stillen Oceans, Australien, u. s. w.

Das erste Bild hier zeigt uns den Kopf eines Papua — Eingebornen von Neu-Guinea — welcher eine Art Mittelding von Neger u. Europäer ist, daher man sie auch nicht mit Unrecht Austral-Neger genannt hat. Mancher Kahlkopf unter uns wird sich bei seinem Anblicke seufzend einen kleinen Theil seiner üppigen Haarfülle wünschen, welche dem Papua ein wahres Medusenhaupt verleiht. Und gleichwie bei Simson die Stärke in dem Haupthaare ruhete, also zeigt uns die Ueppigkeit desselben bei dem Papua, daß dieser Menschenschlag dem Simson an Gesinnung ähnelt; denn auch er ist kriegerisch, grausam und voll kühner Entschlossenheit. Wohlweislich hat unser Papua sich nur bis zur Brust abkonterfeien lassen; denn, erblickten wir seine dünnen, mit dem Oberkörper in keinem Verhältnisse stehenden Beine, so würde er in unserer von seinem Haupte vorgefaßten Meinung gewaltig sinken. Es geht ihm demnach wie dem

stolzen Pfaue, welcher gleichfalls nur auf seine Füße zu blicken braucht, um wieder demüthig zu werden und das Rad seines Schweifes einzuziehen. Wenn die Augen wirklich der Seele Spiegel sind, so verkünden uns die des Papua eben nicht viel Tröstliches, daher es recht gut ist, daß einige tausend Meilen zwischen ihm und uns liegen. Die Figuren auf seiner Brust sind nur ein kleiner Theil der Tätowirung, womit der ganze Körper und vorzüglich das Haupt der Australier bedeckt zu sein pflegt. Diese der Haut eingeätzte Bilderschrift ist nicht etwa blos ein nichtssagender Putz, sondern ein Paß — ein Stammbaum — ein Familienarchiv, welches dem kundigen Leser sofort über die Hühner und Gänse — über die ganzen Verhältnisse des Papua unterrichtet.

Das zweite Bild hier stellt einen Eingebornen von Van Diemens Land vor. Auch er hat noch Aehnlichkeit mit dem Neger, und ist demnach dieser Art und nicht der malayischen zuzurechnen. Der Ausdruck seines Gesichtes ist milder als der des Papua, doch ist auch ihm nicht zu trauen; denn ein Volk, das seinen eigenen mannbaren Jünglingen einen Vorderzahn gewaltsam ausbricht, seine Kinder oft lebendig begräbt und meistentheils im eigentlichen Sinne des Worts von Gott nichts weiß, erwirbt sich gewiß unser Zutrauen nicht. Eine besondere Eigenthümlichkeit in der Sprache dieses Volkes ist, daß derselben das S und F abgeht und daß diese überhaupt mehr einem Rollen als einem Sprechen ähnelt. An dem ganzen Kopfe des Australiers sind uns die schlorweißen, gesunden Zähne das Liebste. We-

der das der Haideschnucken-Wolle ähnliche Haupthaar, noch der breite Mund und die noch breitere Nase, noch der schwache Bartanflug am hervorstehenden Kinne, noch die rußige Hautfarbe wird einer unsrer Schönen sich einen solchen Ehemann wünschen lassen. Der häßlichste Europäer ist gegen diesen Australier noch eine Schönheit zu nennen. Wie mögen erst deren Frauen und Jungfrauen beschaffen sein!

Noch reizender als die beiden vorher beschriebenen Australier erscheint uns der Kopf eines Alfourou-Australiers auf dem dritten Bilde, zu welchem auch die Bewohner der mittlern Inseln des indischen Archipels, der Madagaskaren und die wilden Dayacks auf Borneo gehören. Noch wohnt diese Art in dem Innern Neu-Guinea's und war früher weit mehr verbreitet, ist aber von den Papua's und den Malayen fast gänzlich verdrängt worden. Letztere sagen ihnen nicht viel Gutes nach und beschreiben den Europäern die Alfourier als einen völlig bösen Menschenschlag, welchem Urtheile auch von dem vorliegenden Kopfe keineswegs widersprochen wird. Die Alfourier oder Haroforas leben auf Bäumen wie die Vögel und Eichhörnchen, treiben Ackerbau und tragen ihr langes Haupthaar, wodurch sie sich von den Vorherbeschriebenen unterscheiden, mit Binden umwunden. Wenn man in der spärlichen Vermehrung der wilden, reißenden Thiere, wie Löwen, Tiger, Hyänen u. s. w. einen neuen Beweis von der gütigen Weisheit des Schöpfers findet; so möchte man beinahe sich versucht fühlen, ein Gleiches mit der spärlichen Anzahl der eingebornen, uns als böswillig bekannten Australier zu thun. Allerdings ist es sehr auffällig, wenn man bedenkt, daß Australien bei einer Größe von ungefähr 200,000 Quadratmeilen nur 2 bis 3 Millionen Einwohner — also nur 10 auf die Quadratmeile — zählt, Europa hingegen bei nur 153,700 Quadratmeilen 180 Millionen Menschen — 1171 auf die Quadratmeile — hat. Aus dieser so geringen Bevölkerung läßt sich schließen, daß Australien entweder ungleich später als die übrigen Erdtheile bewohnt worden ist, oder daß die Eingebornen selbst sich gegenseitig durch blutige Kriege, Anfeindungen und verabscheuenswerthe Gewohnheit vermindert haben. Daß sie keine Verächter des Menschenfleisches sind, haben sie schon mehrmals und namentlich an dem unglücklichen Cook bewiesen, den die Bewohner von Owaihi erst erschlugen und dann verzehrten. Auch was wir noch neuerdings von den Metzeleien gegen die Weißen aus Australien vernehmen, ist nicht geeignet, die Auswanderung dahin zu empfehlen. Darum abermals: „bleibe im Lande und nähre dich redlich".

Flamingo, Storch, Kranich und Ibis.

Nicht mit Unrecht könnte man behaupten, daß in dem Thierreiche ein eben so geselliges Verhältniß stattfinde wie in der menschlichen Gesellschaft, wo die mancherlei Stände der Fürsten, Edelleute, Bürger und Bauern ihre Anlagen und Kräfte brauchen, um das allgemeine Wohl zu fördern. Ja, man möchte sogar sagen, daß wir von den Thieren erst gelernt haben, die mannigfachen Künste und Handwerke zu betreiben. Haben nicht die Thiere ihre Last- und Packträger — Esel, Kameele, Saumrosse u. s. w.? ihre Seiler — die Spinnen — ihre Wasserbauleute — die Biber — ihre Minirer, Bohrleute, Schnellläufer u. Couriers? ihre Schnitter, Zuckersieder, Wachslieferanten — und tausend andere Künstler und Handwerker? Besitzt nicht der königliche Löwe in seinem weiten Reiche alle diejenigen Diener, welche dem mächtigsten Monarchen zu Gebote stehen, von dem Wetterpropheten an bis zum Hofschleußenräumer herab? Betrachten wir nur die Soldateska des Vogelgeschlechts — absonderlich deren Reiterei — die gespornte und gestiefelte, — welche ihre lange Nase in Alles — selbst in Schlamm und Unrath — steckt, um die etwa darin verborgenen Vagabunden, Müssiggänger und Wegelagerer aufzufinden und sofort den Gerichten — ihren eigenen Mägen — zu überliefern. Ich führe dem Leser beispielsweise vier berittene Regimenter vor die Augen, lauter Prachtleute — gleich groß, gleich bekleidet und bewaffnet. Wie bei den Kosaken-Regimentern vermag man keinen Einzelnen von dem Andern zu unterscheiden; denn Alle scheinen Zwillingsbrüder von täuschender Aehnlichkeit zu sein. Diese vier Regimenter bestehen aus Scharlach-Röcken, den Flamingo's, aus den weißen, schwarzaufgeschlagenen Störchen, den aschgrauen Kranichen mit schwarzer Halsbinde und rothem Helme, und den den Störchen ähnlich uniformirten Ibissen, von welchen der Leser einen Vorposten auf dem Bilde stehen sieht. Derselbe harrt still und unbeweglich wie eine Mauer; nur die klugen Augen umher spioniren lassend, aber stets bereit, bei dem Anblicke irgend eines verdächtigen Umstandes sein Fernrohr — den Hals, den jetzt eingezogenen — lang auszustrecken. Wie der Vorderleib der Wespen, Bienen und anderer Insecten nur mittels eines dünnen Fädchens mit dem Hinterleibe verbunden ist, also ruht der umfangreiche Leib des Flamingo, Storches, Kranichs und Ibisses auf den schwachen, stelzenartigen Beinen, von denen man kaum begreift, wie sie die Last zu ertragen vermögen. Unsere Cavalerie übt sich in Friedenszeiten für den Krieg ein, und wie viel kostet es nicht, um Mann und Roß für den Kampf tüchtig zu machen! Ganz anders die eben beschriebene Vogel-Cavalerie: ohne Uebung geht sie gleich ans Werk und in den Kampf. Dieselbe vertritt in Friedenszeiten die Stelle einer wohlgeordneten, unermüdlich thätigen und wachsamen Polizei, die allem liederlichen Gesindel und Gezüchte, den Ratten, Mäusen, Kröten, Fröschen, Schlangen und anderm faulen Volke unaufhörlich auf dem Nacken sitzt, sie faßt und auf der Stelle abstraft, anstatt daß wir ihre Kameraden in Zuchthäusern füttern und verschlechtern. Und wie geschickt weiß ein solcher gefiederter Polizeimann, ohne Feuergewehr, nur

mit der geraden Klinge seines guten Schnabel-Schwerdtes bewaffnet, den giftigsten Schlangen bei- und ihrem Bisse zu entkommen! So oft die Schlange sich gegen ihren Angreifer wendet, um ihre Giftzähne in dessen Hals einzuschlagen, fliegt der Polizei-Vogel auf, um in der nächsten Secunde seine unablässigen Angriffe auf den Hinterkopf der Schlange zu erneuern, bis ihm deren Ueberwältigung gelingt. Und setzt der Winter ihrer Thätigkeit Gränzen, indem er das Gesindel unter seinen eisigen Schutz nimmt und sie ihren Feinden entzieht: so macht sich die Vogel-Cavalerie flugs auf den Weg, um in wärmeren Ländern ihre segensvolle Arbeit von neuem zu beginnen. Endlich, wie wenig belästigt diese Polizei durch ihre Unterhaltung den Vogelstaat! Sie ist zufrieden, wenn auch niemand ihre großen Dienste rühmt und belohnt — hat sie doch oft nur die schweigsamen Pyramiden Aegyptens zu Zeugen ihrer Thätigkeit. Ich möchte schon einmal die Vogel-Cavalerie, zu vier Regimentern vereinigt, in breitem Paradezuge bei mir vorbeistolziren sehen. Es müßte traun ein erhebender Anblick sein!

Der blinde Matrose.

An dem weißen Kalksteinfelsen von Dover brachen schäumend sich die langen, schwarzblauen Wellenlinien des Meeres. Auf dem letzteren sah man kleine und große Segel vorübergleiten, auch zuweilen weiße Dampfwolken dem dunkeln Rumpfe größerer Schiffe entsteigen, deren dumpfnachrollender Donner von der Höhe des Kastells aus erwiedert wurde. Möven und Taucher durchzuckten die blauen Lüfte, tauchten die weiße Brust in die salzige Fluth und wippten nach schnellem Haschen weiter. Da, wo das Hufeisen des Hafens in flaches Gestade ausläuft, die Wellen sanftmurmelnd über die Kieselsteine plätschern und der Strandläufer seine Umschau hält — saß, auf mäßiger Höhe, ein alter Matrose, die Beckspfeife unter dem Arme, u. ein junges Mädchen neben ihm. Geraume Zeit schon hatte er so gesessen, der einförmigen Bewegung des Wassers und der fallenden Kanonenschüsse sein Ohr zuwendend. Ein Gleiches konnte man nicht

von seinen Augen sagen, denn er hatte keine; blos leere, eingefallene Höhlen an ihrer Stelle, und darum mußte er sich auch mit dem ungleich geringeren Genusse, den das Gehör ihm darbot, begnügen. Desto freudiger und lecker ließ seine Gesellschafterin ihr blaues Auge über das herrliche Bild weggleiten. „Komm, Fanny," sprach er endlich und unter einem leisen Seufzer — „der Magen im Leibe und die Bockspfeife unter dem Arme gemahnen mich, daß der Mensch vom Harme allein nicht lebt." Er erhob sich von seinem Sitze und Fanny auch. Langsam näherten sie sich der Stadt. „Gebt Eurer Pfeife Wind, Ohm —" erinnerte Fanny nach kleiner Weile — „ein ganzer Zug Seeofficiere kommt daher." Der Matrose befolgte den Wink und machte Wind, wie ihm geheißen worden. Dann führte er die Pfeife zu den Lippen, als er viele nahende Tritte hörte, und begann seine Musik, die gewiß eines verwetterten Seemannes würdig war. Fanny hingegen stand, der milden Gaben harrend, mit dem bereit gehaltenen Hute ihres Ohms zwei Schritte hinter demselben. Die Aernte fiel so reichlich aus, daß Fanny vor Freuden über und über roth wurde. Als sich jedoch eine Stimme mit der Frage an sie wendete: „Wer ist die alte Blaujacke da, mein Kind?" entglitt die Pfeife dem Munde des Blinden. Derselbe antwortete für seine Nichte und zwar mit freudebebenden Tönen: „Gnädiger Herr Capitain Tribbes, es ist Euer alter Steuermann Wilkie, der vor Euch steht und gern vor Freude, Euch zu sehen, Thränen vergießen würde, wenn er nur sehen und weinen könnte. Mein Lebtage ging mein Dichten und Trachten nach der Pfeife — nun habe ich zwar eine, doch ist's nur eine Bocks- und keine Hochbootsmann-Pfeife! Diese würde mir mein Brot in Ehren geben, da hingegen jene —" er stockte und zog den Mund wie zum Weinen schief. „Und welche Kantippe hat dir denn die beiden Guckfenster ausgekratzt?" fragte der Capitain Tribbes in guter Seemanns-Meinung. „Es ist eine traurige Geschichte, Herr!" versetzte Wilkie, „deren Erzählung mir allemal das Bockspfeifen auf einen ganzen Tag verleidet; doch Euch, meinem alten Herrn und Befehlshaber, kann ich sie um so weniger vorenthalten, da Ihr mir, wie mich der Klang Eurer Gabe belehrt hat, das weitere Pfeifen heute erspart." Und er erzählte in seiner einfach treuherzigen Sprache sein gehabtes Schicksal — ein Schicksal, welches durch das Erzählen desselben einen schnellen Wechsel erlebte. Denn schon nach zwei Stunden saßen Wilkie und Fanny, mit Reisegelde und Briefschaften von dem Capitain versehen, auf der Landkutsche, welche in gewohnter Schnelligkeit der Hauptstadt zurollte. Zwar konnte die damalige Schnelligkeit — es war im Jahre 1729 — nicht mit der gegenwärtigen verglichen werden; doch war auch jene immer noch ungleich größer als die unsrer, bis in's 19. Jahrhundert fortbestandenen Leipziger gelben Kutsche, welche bekanntlich den Weg zwischen Dresden und Leipzig fast in eben so vielen Tagen und Nächten zurückwackelte, als jetzt der Dampfwagen in derselben Stundenzahl durchfliegt. Von der englischen Küste sieht sich der Leser mit einem Male nach London und zwar in die hohe Versammlung des Parlaments versetzt. In mitten der Großen des ganzen Reichs, vor dem Wollsacke des Lordkanzlers, steht der blinde Matrose Wilkie, den Dudelsack unter dem Arme und Fanny neben ihm als stumme Person. Das Haus ist zum Erdrücken voll und jedes Auge auf den Blinden gerichtet, welcher unter dem „Hört! hört!" der Parlamentsglieder seine Erzählung anhebt. „Vorigen Herbst kreuzten wir mit dem Kutter Phönix, Sr. großbrittanischen Majestät zugehörig, in der Nähe von Madeira. Da kam eine spanische Fregatte auf uns zugesegelt, welche, obschon mitten

im Frieden, uns die Flagge zu streichen gebot. Als wir natürlich diesem entehrenden Ansinnen nicht gehorsamten, eröffnete das spanische Schiff den Kampf, dem wir nach Kräften zu begegnen suchten. Wir wehrten uns, bis wir uns nicht mehr wehren konnten, worauf die Spanier unser übel zusammengeschossenes Schiff bestiegen, was von uns todt oder verwundet war, über Bord warfen und den noch übrig gebliebenen Gesunden, 4 an der Zahl, unter welchen auch ich mich befand, die Augen ausrissen. Meine Kameraden starben bald nach der Operation und bekamen Salzwasser zu trinken; mich aber setzten sie an's Land, wo mich Hülflosen ein englischer Kauffahrer später fand und nach dem Vaterlande zurückbrachte. Mylords und Gentlemen! als der Spanier das Messer in meine Augen bohrte, als der wüthende Schmerz mein Gehirn bis zum Wahnsinn durchwühlte: da wurde die Standhaftigkeit der königlichen Blaujacke allein durch den Gedanken aufrecht erhalten, daß das englische Volk die mir angethane Schmach gewißlich rächen würde. Zwar handelt es sich mit den beiden Sehkugeln eines armen Steuermanns um keine große Sache; allein —" „Rache! Rache! Krieg den Spaniern!" hallte es von den Lippen der Parlamentsglieder — hallte es von den Galerieen der Zuschauer wieder. Als die vorige Ruhe eingetreten war, fuhr Wilkie weiter fort: „Mein ehrenwerther Herr Capitain Tribbes hat mir zwar versichert, daß eine Stelle in Greenwich (wo das große Marine-Hospital sich befindet) mir nicht entgehen könnte; allein, obschon ohne Leuchte, steuere ich noch gern in meiner Nacht auf einheimischen, wenn auch festem Fahrwasser umher, wobei mir meine Nichte Fanny da als Lootse gute Dienste leistet. Sie ist eine Waise, die eher ihren Liebsten als ihren blinden Ohm in Stiche läßt und die daher — nun, Fanny, du brauchst dich hier nicht zu schämen, denn selbst die sehr ehrenwerthen Herren Lords und Gentlemen haben ihr Liedes gehabt und noch. Aber wie gesagt: ich möchte nicht schon den Faullenzer spielen, wenn gleich die Bockspfeife zu blasen einem Rum-gewohnten Munde nicht sonderlich behagt."

Wilkie bekam einen Jahrgehalt ausgesetzt, welcher ihm auf immer die Bockspfeife entbehrlich machte, auch Fanny mit ihrem Liebsten zu einem Paare vereinte, bei welchem der blinde Matrose in Kost und Wohnung sich verdingte, die Kindermuhme machte, auch überdieß alltäglich in bekanntes Fahrwasser auslief, um den besten Rum in der ganzen Umgegend auszukundschaften. Die zwei kleinen, fleischernen Sehkugeln des Matrosen aber hatten Hunderttausende eiserner und bleierner zur Folge, welche nicht blos Tausenden von Augen, sondern Tausenden von Köpfen und Menschenleben das Dasein kosteten. Denn wirklich fingen die Engländer, blos um der Blendung des Matrosen willen, Krieg mit den Spaniern an, welcher Millionen Thaler, Hunderte von Schiffen und Tausende von Menschen aufrieb und auf's Neue die Erfahrung bestätigte: daß große Dinge in der Regel einen ganz kleinen Anfang nehmen.

Friedrich II. und Voltaire.

Es war dem 18. Jahrhunderte besonders eigen, daß die Erziehung der vornehmeren, deutschen Jugend französischen Händen anvertrauet wurde. Allerdings war die französische Sprache und äußere Bildung damals der deutschen weit vorgeeilt. Auch des großen Friedrichs II. erste Erzieherin, Frau von Roconlle und sein erster Lehrer, Duhan, waren Franzosen. Daher auch seine Vorliebe für die französische Sprache und Literatur, sowie seine Unbeholfenheit in der deutschen. Daß

er, der größte Regent und Feldherr seines Jahrhunderts nicht die einfach hohe Frömmigkeit besaß, welche den Menschen im Glücke demüthig, in der Noth aber unverzagt und freudig macht, wie wir sie bei dem großen Gustav Adolph finden: daran dürfte auch wieder nur die französische Erziehung schuld sein, die ihm gegeben wurde. Ein Glück für Friedrich und sein Volk, daß die hohe Schule der Drangsale nachholte oder ersetzte, was seiner Erziehung gemangelt hatte. Gleichwohl darf man durchaus nicht annehmen, daß dieselbe eine schlechte gewesen sei; denn dieß beweisen seine stillfriedlichen Neigungen zur Dichtkunst und Musik, Neigungen, die ungleich edler sind als Hang zur Ueppigkeit und Pracht. Zu Friedrichs II. Zeit strahlte am Gelehrtenhimmel ein Stern, welcher wohl Glanz, doch keine Wärme verbreitete. Es war dieß Voltaire — ein Mensch, der zwar großen Verstand und Scharfsinn, statt des Herzens aber nur einen Sack voll Witze besaß. Auf ihn ließ sich das Wort unsers Heilandes treffend anwenden: „Selig sind die da geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihre." Voltaire hielt sich für geistlich reich und darum verachtete er nicht nur die Diener der christlichen Religion, sondern die Religion selbst, indem er sich allein zum Abgott und somit des Himmelreichs unwerth machte. Voltaire hat mit allen Waffen des Verstandes und Witzes das Reich der Finsterniß bekämpft; doch nicht aus Liebe zur Wahrheit, sondern weil ihn seine Eitelkeit dazu anstachelte; auch hat er unterlassen, an die Stelle der Finsterniß das echte Reich des Lichts — das Reich Christi — einzusetzen. Er konnte blos nehmen, doch nichts geben. Friedrich der Große, von dem eiteln Glanze des Franzosen geblendet, erhob Voltaire zu der Würde seines Freundes, nahm ihn an seinen Hof und, was noch mehr sagen will, in sein Herz auf, ernannte ihn zum Kammerherrn und Ordensritter, gab ihm einen Jahrgehalt von 6000 Thlrn. und noch unzählige Beweise seiner ungeheuchelten Freundschaft. Doch wo kein für das Gute erglühendes Herz schlägt, ist auch keine Dankbarkeit zu finden. Voltaire vergalt die Zuneigung seines königlichen Freundes dadurch, daß er die übrigen Gelehrten an Friedrichs Hofe anfeindete, das Manuscript einer Sammlung von Gedichten entwendete, welche der König selbst gefertigt hatte und deren Veröffentlichung in mehrfacher Hinsicht ein nachtheiliges Licht auf denselben warf, und endlich des Königs Denkart in einer Schmähschrift verleumdete. Als der Herzog von Choiseul noch der Alles geltende Minister in Frankreich war, hatte Voltaire durch Wort und Schrift ihn bis zum Himmel erhoben. Nach dem Sturze des Günstlings kannte Voltaire denselben nicht mehr und Choiseul rächte sich an dem elenden Schmeichler dadurch, daß er dessen sprechend ähnliches Bild als Wetterfahne auf dem Dache seines Schlosses anbringen ließ. Voltaire starb 1778 in dem hohen Alter von 84 Jahren und hinterließ ein Vermögen von mehr als 40,000 Thalern jährlicher Einkünfte, doch keine Nachkommen, denn er war nie verheirathet. Die Zahl seiner geschriebenen Werke ist ungeheuer, aber diese sind von sehr verschiedenem Werthe.

Voltaire verlebte drei Jahre am Hofe Friedrichs II. von 1750 bis 1753, und man erzählt sich von diesem Aufenthalte einen Pagenstreich, dessen Echtheit freilich nicht verbürgt werden kann. Auf einer Reise des Königs durch Pommern, wobei ihn Voltaire begleitete, hatte ein junger Page, gebürtig aus Pommern, das fürchterliche Unglück, bei der Mittagstafel mit einer Schüssel an die Perrücke des großen Philosophen zu stoßen, so daß derselben eine dicke Puderwolke entquoll und diese Voltaire's Haupt für eine Secunde unsichtbar machte. „Wo ist denn mein

Voltaire?" fragte der König lachend. „Hier, Sire!" verſetzte jener kläglich — „vernebelt durch ein pommeriſches Vieh" (bête de l'omerance). Den Pagen verſchnupfte freilich das ihm von dem Franzoſen ertheilte Prädicat, doch zwang ihn die Gegenwart des Königs, daſſelbe geduldig hinunterzuſchlucken, jedoch nicht ohne den geheimen Vorbehalt, bei vorkommender, erſter Gelegenheit ſich dafür zu rächen. Dieſe fand ſich ſchneller, als der Beleidigte gehofft hatte. Er wurde nämlich beſehligt, voraus zu reiſen, um die Vorſpannung und das Quartier zu beſtellen. Auf der nächſten Station angelangt, fand der Page bereits einen Trupp Landleute vor, welche die Ankunft des Königs erwarteten. An dieſe wendete ſich jener mit der Frage: „Wo iſt der Schulze des Dorfes?" „Hier, gnädiger Herr Page —" war die Antwort und unter einem tiefen Bücklinge trat der Pommeranführer hervor. „Wohl!" verſetzte der Page — „ich habe Euch einen wichtigen Auftrag zu ertheilen. Ihr nehmt noch zwei bis drei von Euern Leuten und ſtellt Euch, ſo wie der König anlangt, an die Schläge des zweiten Wagens auf. In demſelben ſitzt nämlich der große Leibaffe des Monarchen, ein dummes, wildes Thier, auf das jedoch der König große Stücke giebt. So wie der Wagen hält, wird der Affe denſelben verlaſſen wollen, was ihr jedoch durchaus nicht zugeben dürft. Denn iſt das Thier einmal im Freien, ſo klettert es auch ſchon in dem nächſten Augenblicke einen hohen Baum oder gar ein Haus hinauf und dann könnt Ihr ſehen, wie Ihr es wieder bekommt. Und Ihr wißt, daß der König zwar gut, aber auch etwas hitzig iſt —" „Sorgen Sie nicht, gnädiger Herr Page —" ſagte der Schulze — „wir wollen ſchon Sorge tragen, daß das Beeſt im Wagen bleibt." Der Page, ſich ſeines Streiches im voraus freuend, ſprengte davon und die Bauern harrten nun mit doppelter Aufmerkſamkeit des Königs und ſeines Leibaffen. Endlich langte der Reiſezug an; Friedrich II. verließ ſeinen Wagen und verfügte ſich in's Poſthaus, um einige Erfriſchungen zu ſich zu nehmen. Sofort begab ſich der Schulze mit ſeiner Mannſchaft, die ſich durch Freiwillige anſehnlich verſtärkt hatte, an den bezeichneten Poſten. Die Poſtillons ſchirrten die Pferde aus; der herbeiſpringende Hofdiener aber, welcher dem franzöſiſchen Günſtlinge aus dem Wagen helfen wollte, wurde von den Bauern mit dem Bedeuten zurückgewieſen, wie ſie nach Anleitung des Herrn Pagen ſchon Alles beſorgen würden. Dieſe Beſorgung nahm auch wirklich ihren Anfang, als der Philoſoph ſeine knöcherne Hand aus dem Schlage brachte und ſolche nach dem Drücker des Kutſchenſchlages bewegte, um denſelben zu öffnen. Der Schulze tippte nämlich, nicht eben ſanft, mit ſeinem langen Haſelſtocke auf die Knochenfinger, wobei er ausrief: „Kätz! willſt du weg!" Die Hand zog ſich augenblicklich unter die Lederdecke zurück, aber nur, um einer rubinrothen Naſe nebſt einem Paare grauer Augen Platz zu machen, welche ſich mit zornigem Funkeln nach dem verwegenen Fingerklopfer umſahen. Ermuthigt durch das Beiſpiel ſeines Oberhauptes, verſetzte ein zweiter Bauer der Naſe des vermeinten Affen einen beträchtlichen Stüber, ſo daß dieſem das Waſſer in die Augen und die Galle in den Magen trat. Dieſes Fingermanoeuver begleitete der höhniſche Ausruf: „Wart', Beeſt! willſt wohl beiße? Sofort verſchwand das Affengeſicht wieder hinter der Lederdecke des Kutſchenſchlages; dafür aber ergoß ſich deſſen Mund in franzöſiſche Schimpfreden durch alle Tonſtufen hindurch. „Hört mal! —" ſprach hier ein Dritter — „das iſt die Affenſprache!" Und ſie lauſchten verwundert derſelben, bis eine heftiger ausgeführte Hand- und Kopfbewegung des Leibaffen ihre ganze Thätigkeit wieder in Anſpruch nahm. Die Hüte aus Leibeskräften ſchwen-

lend und dabei zugleich die Stöcke drohend erhebend, bemühten sich die Bauern durch diese Pantomime und den gemeinsamen Ruf: „Bscht, Kätz! Beest, willst du hinein!“ den Affen zurückzuscheuchen. Es konnte nicht fehlen, daß dieser Auftritt bald Aufsehen erregte, der Philosoph aus den Händen seiner Peiniger befreit und der Urheber des Streichs von Voltaire bei dem Könige verklagt wurde. Der Page gestand sein Vergehen ohne Zögerung ein. „Ich hätte —“ führte er vor dem Monarchen zu seiner Vertheidigung an — „dem Herrn Kammerherrn wohl die Beleidigung meiner Person verzeihen können, doch nicht diejenige meines Vaterlandes.“ Auf des Monarchen Befehl sollte der Culpat in seiner Gegenwart dem beleidigten Franzosen Abbitte thun. Er entledigte sich auf diese Weise des unangenehmen Geschäftes. „Mein Herr von Voltaire —“ hob er an — „ich soll Ihnen Abbitte leisten, weil ich Sie beleidigt habe. Wahrlich, dieß thut mir herzlich leid.“ „Nicht übel — junger Mensch —“ sagte hier der Monarch lächelnd — „ich sehe, daß Er seinem Pommerlande eben keine Schande macht. Doch, mein Freund Voltaire hier besteht einmal darauf, daß ich Ihn zu allen Teufeln schicken soll. Dem zufolge geht Er als Cornet zu den schwarzen Husaren und mag Er sich mit dem Patente zugleich das Geld zur Equipirung von dem Obersten geben lassen.“

Die Eichel und der Kürbis.

Es ist zwar eine schon alte Geschichte — die Geschichte von der Eichel und dem Kürbis, doch kann sie nicht oft genug wieder gesungen werden in unsern Zeiten, wo noch immer der liebe Gott den Menschenkindern nichts zu Danke machen kann. Da findet man oft das Wetter ganz abscheulich — verwünschenswerth; bald die Ohren und den Schwanz des Hundes zu lang, das Antlitz des Mopses nicht breit genug, den Schweif des Rosses abgeschmackt, die Sonnenhitze unerträglich, die Kälte des Winters unausstehlich, die Wege des Herrn höchst fade und tausend Tadel mehr. Und wenn es nur noch bei den bloßen Tadel-Worten bliebe! Daß dem nicht so sei, beweisen die abgehackten Ohren und Schwänze der Hunde, das breit gestauchte Antlitz des Mopses, die durch Branntwein erzielte Niedlichkeit des Schooßhündchens, der englisirte Schweif des Rosses und wie die Verbesserungen der göttlichen Weisheit durch Menschenhand alle heißen mögen! Und gleichwohl singen diese Thier-Verstümmler gar andächtig in der Kirche mit: „Der Herr hat Alles wohl gemacht; gebt unserm Gott die Ehre!“ Nun zur Geschichte selbst, deren Held in den höheren Ständen nicht weniger seines Gleichen zählen dürfte als in den niederen.

Einstmals ging ein Bauersmann nach einem nicht weit entfernten Dorfe. Der Weg führte ihn durch Feld und Wald, je nachdem sich's traf. Nun geschieht es oft, daß namentlich wir Stadtleute so ganz gedankenlos durch die Fluren dahin wandern, nicht, als befänden wir uns in der herrlichen Werkstätte des Schöpfers, wo jedes Stäubchen uns dessen Größe vorpredigt, sondern als sei die Natur nur eine große Fabrik von Kuh- und Ochsenfutter. Ein Anderes ist es freilich mit dem Landmann. Dieser berechnet wenigstens, wie theuer der Scheffel Getreide, das Schock Stroh, die Kanne Butter bei den vorhandenen Aussichten werden könne. Er freut sich des üppig wachsenden Klee's, wenn schon nur sein Hornvieh davon zu genießen bekommt, — der vollen und schweren Aehren, der reich begabten Obstbäume, obgleich dabei zuweilen höchst eigennützige Wünsche mit unterlaufen. Un-

ser Bauersmann aber ging noch weiter und tiefer, und zeigte dadurch Sinn für das Schöne und Erhabene, was sonst nicht immer seines Gleichen thun.

Als er nämlich einen mächtig großen gelb und roth gefärbten Kürbis unter seiner grünen Blätterhülle hervorschimmern sah, dachte er nicht etwa an den Kürbismus und die Kürbissuppe, welche die ansehnliche Frucht zu liefern versprach, sondern daß es doch weit herrlicher anzuschauen sein würde, wenn die goldige Kugel, anstatt auf der Erde an schwache Ranken gefesselt zu sein, die hohe Krone stolzer Eichbäume zierte, deren kleine, dem Auge des Beschauers fast unsichtbare Eicheln des erhabenen Trägers ganz unwürdig wären. „Ich weiß nicht —" dachte er kopfschüttelnd — „was der liebe Gott gedacht haben muß, als er die Sache so verkehrt anfing. Es wäre doch so natürlich gewesen: die kleinen Eicheln an die Kürbisranke und die Kürbisse an die Eichbäume!" Unter diesen Schöpfers-Gedan-

ken schritt Bauer Velten weiter. Das große Brennglas am Himmel schien seinen breiten Rücken zum Brennpuncte sich ausersehen zu haben. Velten schwitzte, daß er in Versuchung kam, seinen Tadel sogar bis auf das erhabene Taggestirn auszudehnen. Nur willkommen war es ihm daher, als der Weg ihn in ein kleines Wäldchen einzelner, hoher Eichen führte, in deren Schatten er ein wenig auszuruhen beschloß. Er streckte sich unter dem Sonnenschirme des grünen Blätterdaches behaglich in's Gras — es rauschten die Wipfel so heimlich und einschläfernd, wie der Wiegengesang einer liebenden Mutter — ein kühlendes Lüftchen fächelte ihm die glühende Wange gleich wie der Pfauwedel eines indischen Pflanzers — Veltens Auge schloß sich für die Außenwelt. Desto geschäftiger bewies sich dafür der innere Velten. Derselbe ordnete und schuf nach Herzenslust, nicht etwa blos beim Kürbis und der Eichel stehen bleibend; denn hat man einmal von der verbotenen Frucht nur erst gekostet, so kann man nicht genug davon bekommen. Es ward aber Boreas, der Gott des Nordwindes, von dem Schöpfer abgesendet, dem Pfuscher Velten nicht den Kopf, sondern — die Nase zurecht zu setzen. Und Boreas kam schnell wie der Wind gefahren, verscheuchte den anmuthigen Zephir und rüttelte mit zorniger Faust den Eichenstamm, an welchem des Schläfers Haupt ruhete, daß jenem ein Eichelregen entstürzte, von denen eine gerade des schaffenden Velten Nase treffen mußte. Weg war der schöne Traum — Velten kam in die nüchterne Wirklichkeit zurück. Seine erste Bewegung war die mit der Hand nach der blutenden Nase — sein erster Gedanke, daß ein Räuber, ihn zu erschlagen gekommen sei. Doch Gott Lob! des Räubers Keule war nur eine harmlose Eichel, welche in seine suchende Hand fiel und zugleich die Schuppen von seinen blöden Augen abstreifte. „O Herr, mein Gott!" sprach er beschämt — „wenn, wie ich Thor gewollt hatte, die Eichel ein Kürbis gewesen wäre! Ach, dann wäre ich nimmer wieder zum Leben erwacht, das doch so schön ist durch deine Güte! Darum: der Herr hat Alles wohl gemacht — gebt unserm Gott die Ehre!"

Annaberg.

Schneller, gefahrloser, wohlfeiler als mit Dampfkraft, Elektromagnetismus und Luftballon reiset der Mensch auf dem Papiere, mittels der Phantasie. Sie ist's, welche jetzt den Leser beim Schopf' erfaßt und aus Londons umnebelten, steinkohlendunstgeschwängerten Straßen im Nu in's Königreich Sachsen und zwar an den Fuß des Pöhl- oder Bilberges versetzt, wo das Städtchen Annaberg mit etwa 4000 Einwohnern gelegen ist. Dort sendet der Themsestrom seine Fluthen durch die Riesenstadt, hier [illegible] die Erde ein Meer, das seine erstarrten Wellen über das Land ergießt, ohn' Unterlaß bald Höh' bald Thal erschaffend. Dort rauscht das Seeschiff mit geblähten Segeln — ein weißer Schwan — stolz zwischen die Häuserreihen hindurch — hier schiffen still und leicht die weißen Wölkchen über die Stadt im azurblauen Luftmeere dahin. Beim Austernschmause sitzt grollend der spleensüchtige Londoner — vor der Kartoffelschüssel der zufriedene Annaberger. Auch er hat seine Cathedrale, erbaut zu Ende des 15. Jahrhunderts von dem Segen des Bergbaues, welche, ein Großvater unter seinen jugendlichen Enkeln, weit über alle Häuser der Stadt ihr beglocktes Haupt erhebt. Und willig folgen jene seiner Stimme, wenn er seinen metallnen Mund aufthut und seine Kinder zu sich ruft.

Hat er ihnen doch ſchon über drei Jahrhunderte lang den Weg des Heils gezeigt und von Dem vorgepredigt, zu welchem ſein erhobener Zeigefinger mahnend empordeutet. Auf Annabergs Friedhofe ſchlummert die Frau eines reichen Bergherrn,

Barbara Uttmann, die mit Hinterlaſſung einer zahlreichen Nachkommenſchaft, im Jahre 1575 ſtarb. Sie gehörte zu denjenigen großen Wohlthätern der Menſchen,

welche, dem sanften Regen gleich, still und heimlich das Gute schaffen und darin niemals ermüden. Sie war die Erfinderin des Spitzenklöppelns, mithin die Schutzpatronin all' der Tausenden von Arbeitern, welche vom fünfjährigen Kinde an bis zur greisen Matrone ihr das tägliche, wenn schon kärgliche Brot verdanken. Wie viel Milliarden Spitzenklöppel mögen seit ihrem Tode auf dem Klöppelkissen um die aufgesteckten Nadeln geschlungen und geworfen worden sein! In Annaberg lebte und wirkte auch der zu seiner Zeit berühmte Adam Riese, dessen Rechenbuch noch immer in dem Munde des Volks fortlebt und zum Sprüchworte geworden ist. Noch ist Annaberg als der Geburtsort des Kinderfreundes Weiße denkwürdig, welcher, fast der Erste, sich der in literarischer Hinsicht vernachlässigten Jugend annahm und für sie schrieb. Seinen Namen verewigt seit 1826 eine Stiftung für arme Waisenkinder in seiner Vaterstadt. Wie fast jede Stadt hat auch Annaberg ihr Wahrzeichen aufzuweisen. Dasselbe ist eine alte, große Linde, welche, wahrscheinlich einst vom Sturme umgestürzt, mit den Aesten wieder eingewurzelt ist, durch Pfeiler gestützt wird und eine Art Nische bildet. Die Sage schreibt aber diese umgekehrte Stellung einem Wettstreite zweier Männer zu, von welchen der Eine das Dasein Gottes geleugnet, der Andere dasselbe vertheidigt habe. Der Letztere, ein Candidat des heiligen Predigtamtes, reißt im Feuer seiner Rede eine junge Linde auf dem Kirchhofe aus den Wurzeln, stürzt sie um und pflanzt sie also wieder ein, wobei er dem Gottesleugner zuruft, daß Gottes Allmacht auch dieses Wunder bewirken und den Baum in dieser unnatürlichen Stellung fortwachsen lassen könne, was auch wirklich geschehen ist. Ich sage aber: wer Gott nicht schon im Grashalme oder Fliegenbeine erkannt hat, wird selbst durch eine umgekehrte Linde nicht zum Gottesglauben gebracht werden. In Annaberg blüht und gedeiht noch ein Erwerbszweig, den man im rauhen Erzgebirge gleich gar nicht suchte, — eine Seidenmanufactur, welche die schönsten Erzeugnisse liefert. Wie einst der Schwedenkönig Gustav Adolph zwölf silberne Apostel in Lebensgröße aus einer Kirche nahm, um sie in Geld umwandeln und, wie er scherzhaft sagte, ihrer Bestimmung gemäß, in alle Welt gehen zu lassen: also ist es auch den zwölf Aposteln in der Annaberger Hauptkirche zur Zeit der Reformation ergangen. Zur Zeit wird noch Bergbau auf Silber, Zinn und Kobalt getrieben und zwar im nahen Schreckenberge, welcher seiner reichen Silberzechen wegen in der Vorzeit so berühmt war.

Anekdote.

„Hat der Herr einen Paß bei sich?" Mit diesen Worten hielt eine österreichische Schildwache einen Reisenden vor dem Thore zu Mainz an. Nicht ohne Verlegenheit antwortete derselbe: „Nein, ich habe ihn vergessen und zu Hause liegen lassen." „Nun, das ist sehr gut —" meinte der ehrliche Soldat vergnügt — „daß Sie keinen Paß bei sich haben, denn sonst würden sie hier ungeheure Scheererei damit bekommen haben. Reise der Herr glücklich!"

Die Waisen und der Tröſter.

Drei Kinder, ein Knabe und zwei Mädchen von neun, acht und vier Jahren umſtanden das Sterbelager ihrer Mutter, einer Chirurgenswittwe vom Lande. Schon überzog der nahende Tod die Augen der armen Frau mit einem verhüllenden Flore, ſo daß ſie von allen Außendingen nichts weiter erkannte als ihre nun ganz verlaſſenen Kinder. Und über einen ſolchen Anblick vergißt eine Mutter wohl Alles, ſelbſt die eigene Todesnoth. „Mein Sohn —" ſprach ſie, den letzten Reſt ihres Odens aufbietend — „wie laſeſt du vorhin aus dem heiligen Buche mir vor?"

„Ich will euch nicht als Waiſen in der Welt zurücklaſſen —" verſetzte der Knabe — „ſondern euch einen andern Tröſter ſenden."

„Ich muß euch als Waiſen in der Welt zurücklaſſen —" ſprach die Mutter ſeufzend — „allein, ſo bald ich zu dem lieben Gott auffahre, will ich ihn bitten, daß er euch einen Tröſter zuſende. Harret nur geduldig, bis er komme und ſich eurer annehme." Sie hielt inne, um ſich zu ſammeln. „Nun, Eleonore —" fuhr ſie dann fort — „reiche mir noch einmal zu trinken; mich dürſtet."

Das Mädchen nahete sich ihr mit dem Wassergiese; die Frau nahm es, trank und ließ das Glas plötzlich auf die Erde fallen, so daß es in viele Stücke zersprang. Erschrocken — denn es war das einzige — schauten alle drei Kinder auf die Scherben, welche Eleonore aufzulesen eilte. Als sie wieder aufblickten, lag die Mutter starr und steif auf ihrem ärmlichen Lager — auch ihr Erdengefäß war zersprungen — sie war verschieden. Die Kinder glaubten dieß jedoch nicht, sondern warteten geduldig, bis sie würde wieder zu sprechen anfangen. Es schien ihnen ganz unmöglich, daß ein Mensch sterben könne, ohne es zuvor mit klaren Worten angezeigt zu haben. Endlich riß sie eine Nachbarin, welche nach der Wittwe zu sehen kam, aus der Ungewißheit und eröffnete die Thränenquellen der Waisen, welche weinten, bis sie nicht mehr weinen konnten. Darauf füllte sich das kleine Gemach mit allerlei Leuten, welche ihr Beruf und Amt herführte. Der Tischler wollte nicht über das Maaß zum Sarge nehmen, als bis er von dem Dorfschulzen Gewißheit über die Bezahlung erhalten hatte, und die Leichenabwäscherin erklärte ganz gegen ihre Gewohnheit, daß eigentlich ein Abwaschen und Anputzen der Leiche ganz und gar unnöthig sei, da die Würmer sie doch zu essen bekämen und keinen Unterschied zu machen pflegten. Am ersten fand sich noch die Kirche darein, daß sie an Gebühren wohl dießmal wenig oder nichts bekommen würde; denn leider sind deren Diener noch immer darauf angewiesen, dann zu nehmen, wann der Unbemittelte das Geld am nothwendigsten braucht. Jeder Weltbürger ist ja verpflichtet, die Aufnahme- und Lossprechungskosten in dieser Zeitlichkeit an die Kirche zu entrichten. Mit eben nicht freundlichen Blicken betrachtete der Dorfschulze die drei Waisen, welche unfehlbar der armen Dorfgemeinde zur Last fallen mußten. Längst hatten die Dörfler vergessen, wie Wunderlich, der Vater der Kinder, zur Zeit der Nervenfieberpest sein Leben in die Schanze geschlagen und Reichen und Armen in ihrer Leibesnoth beigestanden hatte. Ja, man würde nicht einmal seine Grabstätte durch ein einfaches Holzkreuz bezeichnet haben, hätte dieß nicht die vorige Gutsherrschaft, welcher Wunderlich ein an der häutigen Bräune erkranktes Kind vom Tode gerettet, durch einen Leichenstein gethan. Vor demselben sieht der Leser die drei Waisen auf dem Bilde stehen. Morgen früh soll ihre Mutter an des Vaters Seite in die kühle Erde gebettet werden. Die geliebte Leiche nicht ohne allen Schmuck zu lassen, haben die Kinder ein Körbchen voll Blumen gesammelt, welche sie daheim zu Todtenkränzen winden wollen. Man sieht es an der netten reinlichen Kleidung, daß die Kinder eine recht ordentliche, sorgliche Mutter gehabt haben. Ferdinand heftet das braune Auge auf das eingesunkene Grab, welches der träge Todtengräber erst heute Abend aufzugraben gedenkt; Eleonore buchstabirt die halb erloschene Schrift des Grabsteines, den zwei von der Mutter gepflanzte Rosenstöcke einrahmen; Lina endlich richtet den kindlich unschuldigen Blick auf die Schwester, in welcher sie bereits die geschiedene Mutter erkennt und ehrt. Und als der Abend und mit ihm die Zeit der Ruhe kam, da betteten sich die Lebenden neben die Todte in dasselbe Kämmerlein, und fühlten weder Furcht noch Grauen vor der aufgebahrten Leiche im gelberdenen Sarge, die gleichfalls nun ruhete von der Erde Mühe und Noth. Es war so still und heimlich umher; die Mutter hustete nicht mehr und stöhnte auch nicht, so daß die Waisen ungestört schliefen bis an den Morgen, welcher ihnen die Versorgerin auf immer entführen sollte. Einmal nur war Ferdinand um die Mitternachtsstunde erwacht und hatte nach der Mutter gesehen, die, vom Vollmonde beleuchtet, wie ein weißer Engel an Gesicht und Kleidung,

die abgezehrten Hände über der eingesunkenen Brust gefaltet und den frischen Blumenstrauß an sich pressend, in steinerner Ruhe da lag. Aber — die bösen Leichenmänner, welche später den Sarg mit der Todten anfaßten, als sei diese ein Holzblock, und nach wenig harten, zu den weinenden Kindern gesprochenen Worten damit fortrannten, als sei die geringe Bezahlung keines langsameren Gehens werth — das garstige Grab mit seiner gähnenden Tiefe, welche wie ein hungriger Leviathan den Sarg verschlang — das unheimliche Knarren der Taue — das fürchterliche Poltern der harten Schollen auf das breterne Haus — selbst das eilig hergemurmelte Vater unser, welches man der Leiche in das Grab nachgab — ach, Alles half den Schmerz der Kinder um die Mutter verdoppeln. Lange schon hatte sich die Begleitung der Leiche vom Kirchhofe entfernt, als die Waisen immer noch schluchzend das frische Grab umringten. Nun erst fühlten sie sich allein und verlassen! Die wenigen Tage seit der Mutter Tode hatten sie noch hinlängliche Nahrungsmittel zu ihrer Sättigung daheim vorgefunden — jetzt waren sie rein aufgezehrt, denn Kinder zehren nicht, wie zuweilen Erwachsene, allein von ihrem Schmerze. Endlich versiegte der Thränen Quelle und zwar bei Lina zuerst. Halb neugierig blickte das Kind um sich. Der Finke hüpfte lustig auf der Linde hinter der Aeltern Grabe von Zweig zu Zweige und schaute klugen Auges auf das geschwisterliche Kleeblatt herab, vor deren lautem Schluchzen er vorhin fast sein eigenes „dink! dink!" nicht gehört hatte. Der gelbe Buttervogel flatterte von Grab zu Grab und naschte von allen Blumen, in deren Kelchen die fleißige Biene ihre Wachshöschen zuschnitt und anheftete. Die steinerne Schlange auf jenem Grabsteine kam trotz alles Ringelns nicht von der Stelle, dagegen die lebende ihres Geschlechts gar behende über Moos und Grabestrümmer dahin schlüpfte. Den schiefergedeckten Kirchthurm, auf welchem Lina's Auge zuletzt haften blieb, umkreiſete eine langgeschwänzte Schwalbengesellschaft, die sich um das träg in einer Thurmlücke sitzende Käuzlein gar wenig kümmerte.

„Was hast du nur zu sehen?" fragte Ferdinand seine Schwester. Diese versetzte naiv: „Höre, sagte nicht lieb' Mutter, sie wollte zum lieben Gott auffahren? Sie ist aber ja in das schwarze Grabeloch hinabgefahren."

„Das ist nur ihr Leib gewesen —" belehrte sie ihr Bruder — „der wieder zur Erde wird, wie die Mutter uns manchmal gesagt hat. Sie aber ist wirklich eben in dem Himmel bei dem lieben Gott und den heiligen Engeln."

„Aber sie wollte uns ja einen Tröster schicken —" entgegnete Lina — „und ich sehe mich eben nach ihm um."

„O ho!" antwortete Ferdinand — „das geht nicht so schnell. Wir sollen uns gedulden, hat die Mutter uns geboten. Der Tröster wird schon kommen."

Wirklich kam nach zwei Wochen ein Tröster, wenn schon ein leidiger. Die drei Waisen waren in's Gemeindehaus unter die Aufsicht des Nachtwächters versetzt und die wenigen Nachlaßgegenstände ihrer Mutter in's Geld gesetzt worden. Ferdinand hütete der Lämmer und Eleonore der Gänse des ganzen Dorfs; Lina hingegen saß mit andern Kindern den lieben langen Tag vor dem Gemeindehause auf einem Sandhaufen, grub Keller und Grabelöcher, baute Backöfen u. Vogelnester, beerdigte todte Mäuse und Sperlinge, bei welchen Beschäftigungen ihre Kleidung nicht wenig an Sauberkeit abnahm.

Eines Tages hatten Ferdinand und Eleonore einander ihre gemeinsame Noth geklagt und geweint, ihre anvertrauten Lämmer und Gänse aber darüber außer Acht

gelassen, welche daher ihrem Vergnügen auf unerlaubten Wegen und Wiesen nachgingen. Da ertönte plötzlich eine drohende Stimme: „Heda, ihr faules Bettelpack! soll ich etwa meinen Tröster über euch schicken, auf daß ihr einsehen möget, was eures Amtes ist?“

Die Kinder fuhren erschrocken aus einander, blickten scheu um sich und entdeckten in des keifenden Dorfschulzen Hand den verheißenen Tröster — den erhobenen Haselstock! Und in der That tröstete derselbe so wunderschnell die Kinder, daß ihnen Klagen und Weinen verging und sie nur ihrer Pflicht sich widmeten.

Es kann nicht fehlen, daß auf Erden in einer und derselben Stunde gar viele Menschen ihren letzten, schweren Kampf auskämpfen und Manche — wie der alte Tobias und die junge Sarah — denselben Wunsch zu Gott richten. Zu der nämlichen Stunde, wo Frau Wunderlich sich zum Abschiede von dieser Welt anschickte, knieeten an dem Sterbelager ihres einzigen Söhnleins der reiche Freiherr v. Dinstein und seine Gemahlin, welche außer vielen Landgütern das schönste u. größte Haus in der Hauptstadt besaßen und auch bewohnten. Drei der berühmtesten Aerzte, welche den Scharlachkranken behandelt hatten, waren mit ihrer Kunst zu Ende, obgleich der verzweifelnde Vater ihnen die Halbschied seines Reichthums für die Rettung seines Stammhalters geboten hatte. Gerade als derselbe den letzten Athemzug gethan hatte, trat der würdige Hofprediger des Fürsten in das Sterbezimmer, welches ungleich prächtiger ausgestattet war als dasjenige der Chirurgenwittwe. In diesem Augenblicke jedoch ekelte die tiefbetrübten Aeltern aller Tand der eiteln Erde an und für die Wiederbelebung ihres Kindes hätten sie mit Freuden all' ihren Reichthum dahin gegeben. Händeringend ging die Freiherrin dem eingetretenen Seelenarzte entgegen. „Trost, Mann Gottes!“ schluchzte sie — „auf daß ich nicht verzweifele in meinem Jammer. Mein einziges Kind — mein heißgeliebter Adolph ist in dieser Minute gestorben, darum — Trost, außerdem ich unterliegen muß.“

Der Hofprediger ehrte den älterlichen Schmerz und machte es wie die Freunde Hiobs — er schwieg, und ließ sich erst von dem überfließenden Munde der Mutter alle die rühmlichen Vorzüge des gestorbenen Kindes erzählen, durch welche es die Freude der Seinen gewesen war, bevor er seine Trostesworte anbrachte. Dann sagte er mit sanftem, eindringlichem Tone: „Gnädige Frau, der Herr, von dem alle gute Gabe und auch diejenige dieses ihres geschiedenen Kindes kommt und gekommen ist, hat für nöthig und gut erachtet, seine Gabe wieder an sich zu nehmen, doch nur für eine kleine Zeit, um nach dieser den Liebling ihres Herzens auf ewig mit Ihnen zu vereinen. Gewiß würden Sie selbst später Ihr Kind aus dem Hause und von Ihrem Herzen entfernt haben, um es in irgend eine Bildungsanstalt zu versetzen. Und siehe, Ihr Sohn hat eine Bildungsanstalt bezogen, wie es deren keine auf Erden giebt. Der König von Baiern und die Herzöge von Gotha-Coburg-Cohary haben freiwillig sich ihrer theuern Söhne begeben, um sie theils als Herrscher von Griechenland und Portugal, theils als Gemahl einer großen Königin zu erblicken, obgleich in den genannten beiden Reichen Verrath u. Mord nicht selten ist und selbst bis zu den höchsten Häuptern emporzuklimmen wagt. Mehr als Griechenland und Portugal ist das Himmelreich, und ein Sohn des Allerhöchsten *sein*, besser als Herr von Großbrittanien *heißen*. Allerdings beklagens-

werth sind Sie, hingegen beneidenswerth Ihr Kind, das, noch unverdorben, eingegangen ist in die ewige Herrlichkeit, und gewiß um keinen Preis dieselbe wieder mit der Erde und ihren nichtigen Freuden vertauschen würde. Wollen Sie aber den rechten Trost haben, so werden Sie selbst ein Tröster. O, es giebt gar viel zu trösten in dieser Welt! Sammeln Sie Waisen um sich und werden Sie denselben Vater und Mutter, dann werden Sie nicht mehr kinderlos sein und der Aelternfreuden viele wiedergenießen."

Diese Worte des Hofpredigers fielen auf kein unfruchtbares Land. Mit Eifer und Liebe faßten die trauernden Aeltern den Gedanken auf, der Waisen Tröster zu werden, um dadurch selbst getröstet zu werden. In den nächsten Monaten schon begann der Freiherr von Dinstein den Bau eines Waisen-Erziehungshauses auf einem seiner Güter und zwar mit dem Vorsatze, selbst der Oberaufsicht über dasselbe sich zu unterziehen.

In einem äußerlich und wohl auch innerlich ziemlich verwilderten Zustande, worin Lina ihre beiden Geschwister übertraf, saßen nach zwei Jahren die leiblich herangewachsenen drei Waisen an einem Sonntags-Nachmittage auf dem Grabe ihrer Aeltern. Ferdinand flocht von Schmeelen kleine Körbchen, Eleonore strickte sich Fersen und Spitzen in ihr einziges und letztes Paar Strümpfe und Lina, die Blätter einer Maaßliebe-Blume auszupfend, befragte das Schicksal, ob sie leben bleiben oder sterben würde. Also fand die Geschwister eine Frau aus dem Dorfe, welche mit selbst gefertigter Leinwand die Jahrmärkte im Lande bezog und daher oftmals abwesend war. Der Anblick der einst so wohl genährt und gekleidet gewesenen Kinder ergriff die Frau ungewöhnlich tief, wobei auch die feierliche Stille des Friedhofes ihren Antheil haben mochte. Sie ging auf die blassen, abgemagerten Gestalten zu und redete sie mit den Worten an: „Kinder, wollt ihr morgen mit mir gehen? Vielleicht kann ich euch, wenn es Gottes Wille ist, zu euerm Glücke führen. Vier Stunden von hier hat eine reiche und vornehme Herrschaft ein schönes Haus für arme Waisen bauen lassen, das eben erst fertig geworden ist und nun bezogen werden soll. Ihr würdet wie Grafen darin wohnen, nicht mehr die Schöpse und Gänse zu hüten brauchen und gutes Leben haben. Glückt's euch nicht: nun, so habt ihr euch ein wenig in der Welt umgesehen und kehret wieder heim."

Die Kinder waren es zufrieden und der Schulze, als ihr Vormund, auch. Es wurde ein Zeugniß für die Waisen ausgestellt, mit welchem sie in Begleitung der Händlerin am nächsten Morgen abmarschirten. Der Weg war weit, der Tag sehr heiß und das Wandern besonders den beiden Mädchen ungewohnt. Endlich hatten sie das Ziel, den Flecken, wo das Waisenhaus erbaut war, glücklich erreicht. Das letztere war ein wahres Schloß an Zierlichkeit und Umfang. Ueber der Hauptthüre sah man, in Stein gehauen, den Weltheiland, wie er segnend die Hände einer Schaar armer Kinder entgegenstreckt, und darunter stand mit goldenen Buchstaben: „Lasset die Kindlein zu mir kommen."

Und bald kamen sie auch, die Kindlein, welche das neue Haus füllen sollten, und zwar auf vier großen Wagen angerollt, 32 an der Zahl. Als sie sich, von dem Herrn Hofprediger angeführt, paarweise der Hauptthüre naheten, wo sie, die reinlich und gleichmäßig Gekleideten, von dem Freiherrn und dessen Gattin empfangen wurden, hob der Mann Gottes mit tiefbewegter Stimme an: „Der Herr hat

Ihr einziges Kind zu ſich genommen — er ſchickt Ihnen dafür heute ſeiner Kinder viele. Wie dieſe in das ſchöne Haus: alſo möge durch ſie reicher Troſt in Ihr verwaiſetes Herz einziehen!“ Und der Freiherr und ſeine Gattin ſtreckten, wie des Heilands Bild über der Thüre, ihre Hände aus und hießen die dankbar zu ihnen aufblickenden Kinder willkommen und führten ſie in die blumengeſchmückten Räume des ſchönen, hellen Hauſes und in den großen, grünenden Garten, wo ihrer eitel Luſt und Freude wartete. Die drei Waiſen aber, Ferdinand, Eleonore und Lina ſtan-

den und ſaßen von ferne an einem Bretterzaune und ſahen dem rührenden Schauſpiele mit großer Aufmerkſamkeit zu. Sie wagten ſich in ihrem unſcheinbaren Anzuge nicht näher, obſchon ſie von ihrer Begleiterin vielfach dazu ermuntert wurden. Als aber die Thüre ſich hinter den letzten Kindern zugethan hatte und die außen Gebliebenen deren Jubel in dem Luſtgarten vernahmen: da wollte ihnen das Herz zerſpringen vor Wehmuth und Sehnſucht. Lina benetzte ihre wundgelaufenen Füße mit heißen Thränen und auch ihren Geſchwiſtern war das Weinen

näher als das Lachen. Indeß aber die 32 Auserwählten im Garten sich vergnügten, führte das edle Ehepaar den Herrn Hofprediger durch die vielen Gemächer des neuen Hauses. Und Gott fügte es, daß jener aus dem Fenster die drei zerknirschten Kinder erblickte und aus den Geberden und Mienen ihrer Begleiterin die Wahrheit errieth. Da wendete sich der würdige Mann lächelnd zu dem Freiherrn und dessen Gattin, sprechend: „Herr, wir haben gethan wie du uns geboten hast, und die verlassenen Waisen aus den Märkten und Flecken geholt. Es ist aber noch Raum da. Willst du: so wollen wir auch noch hereinführen, die dort weinend an dem Zaune stehen und mit Inbrunst zu uns aufblicken."

Und der Freiherr und seine Gattin folgten dem zeigenden Finger des Hofpredigers und sahen die drei Waisen, die sich jetzt ganz verlassen und ohne Tröster wähnten. Da machte der Herr, daß der gestorbenen Mutter Gebet erhöret wurde und zwar in einem weit umfassenderen Sinne, als jene es geahnet und gehofft hatte. Und die Letzten wurden gar bald die Ersten, das heißt: die drei Waisen Wunderlich zeichneten sich durch Fleis und Folgsamkeit vor ihren übrigen Gefährten so vortheilhaft aus, daß sie gar bald die Lieblinge des freiherrlichen Paares wurden und blieben. Und der liebe Gott, der zwar schlägt, doch auch wiederum heilen kann, wie uns das Beispiel des frommen Hiobs lehrt, schenkte in der Folge den Waisen-Aeltern ein Paar eigener Kinder — einen Sohn und eine Tochter, welche ihr stilles häusliches Glück auf den höchsten Gipfel erhoben. Zugleich mit der Mutter Wunderlich freuten sich die Engel im Himmel über die geistliche und leibliche Rettung so vieler Waisen, welche durch den Tod eines geliebten Kindes bewirkt worden war.

Die Hinrichtung des Buchhändlers Palm.

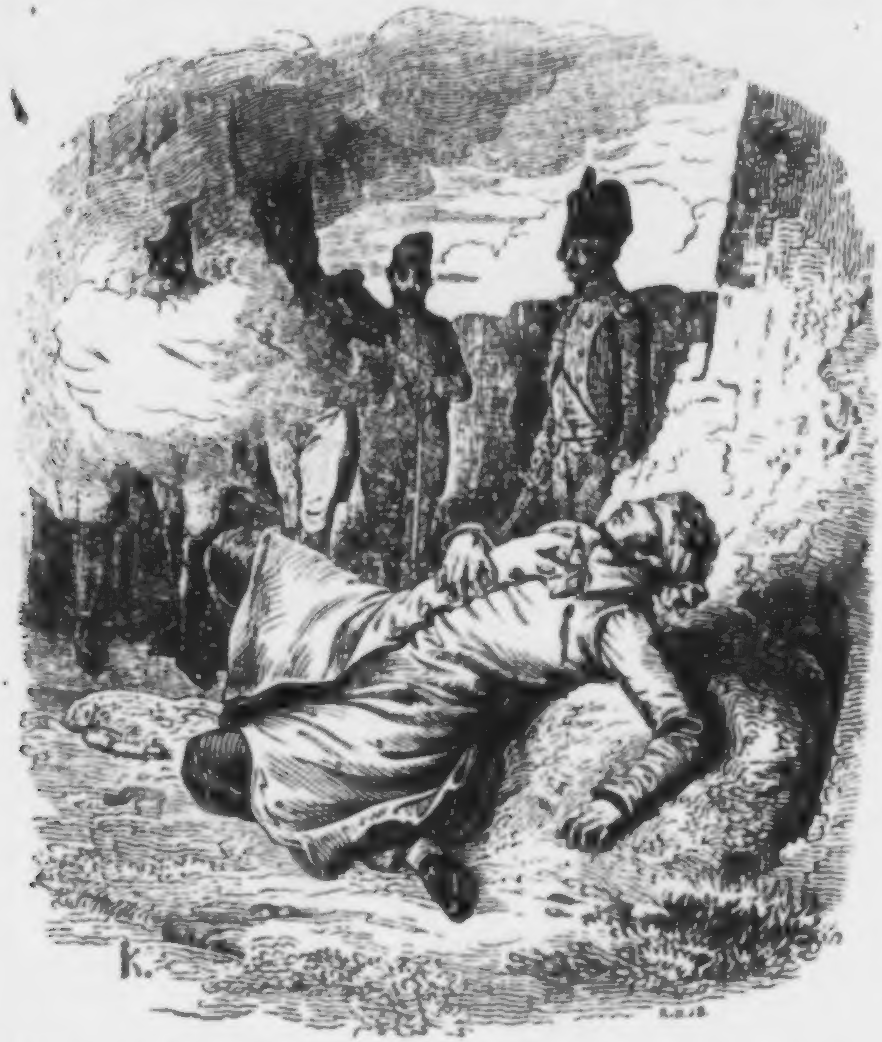
Ohne Zweifel ist es eine weise und wohlthätige Einrichtung Gottes, daß die Erinnerung an genossenes Glück stärker und nachhaltiger ist als dasjenige überstandener Leiden, ja daß die letzteren sogar, vorausgesetzt, daß wir sie unverschuldet litten, in einem weit milderen Lichte uns erscheinen, als sie in der Wirklichkeit waren. Aus diesem Grunde ist die Erinnerung an eine große, zurückgelegte Reise oft angenehmer als diese selbst war, indem wir nicht allein des gehabten Genusses, sondern selbst der bestandenen Strapazen und kleinen Unglücksfälle uns freuen, die wir nun als Würze anzusehen geneigt sind. Ein ähnliches Verhältniß findet mit den Todten Statt und es hätte kaum der Anmahnung des heidnischen Weisen bedurft, wenn er uns zuruft: „Von den Todten nichts als Gutes!" Die Wahrheit dieser Behauptung lehrt uns das Beispiel Napoleons auf das überzeugendste. Napoleon, der Tyrann, ist vergessen — Napoleon, der große Feldherr und Regent, der Feind der englischen Handelsherrschaft und der, jetzt wieder aufstrebenden, Hierarchie, der Bezwinger tiefgewurzelter, starrer Vorurtheile und der halben Erde — lebt frischer als je in der Erinnerung fort. Dasselbe Volk, das unter des Corsen eiserner Faust kaum zu athmen wagte, das seinen König Carl X. wegen einiger Ordennanzen entthronte, die gegen Napoleons Machtgebote nur ein wahres Kinderspiel waren, sahen wir im vergangenen Jahre fast Abgötterei mit der von St. Helena geholten Asche des Eroberers treiben. Und wir — scheinen wir nicht rein vergessen zu haben der Zeiten, wo in den engsten Familienkreisen kein

freies, deutsches Wort gesprochen werden durfte aus Furcht, daß dasselbe zu den Ohren eines der geheimen, französischen Spione dränge, die ihr unsichtbares Netz überall hin ausgeworfen hatten — der Zeiten, wo wir durch die Handelssperre an Frankreich tributpflichtig waren, wie seitdem nie wieder ein Tribut von uns gefordert worden ist — wo unser wohlbezahltes Eigenthum von französischen Schergen geraubt und auf dem öffentlichen Markte verbrannt wurde — der Zeiten, wo Frankreichs Heere, gleich unersättlichen Heuschrecken, an dem Marke unsers Wohlstandes zehrten, diejenigen Nahrungsmittel uns vor die Füße warfen, die wir so gut kaum selbst zu essen hatten — wo unsre Frauen und Jungfrauen durch Gewalt oder das Gift der französischen Verführungskünste entehrt, unsre Söhne und Väter zu Hunderttausenden für Frankreichs Interessen zur Schlachtbank geführt wurden — wo der Deutsche nicht einmal unter dem Schutze seines eigenen Fürsten vor französischen Kerkern und Kugeln sicher und die Freiheit der Presse eine Null war? Warum aber diese traurigen Zeiten in's Gedächtniß zurückrufen? Damit man desto dankbarer die gegenwärtigen genieße, geduldig deren kleinere Beschwerden ertrage und, mit einem Worte, zufriedener werde, auch die Segnungen des goldenen Friedens besser schätzen lerne. Das vorliegende Bild gemahnt uns an einen Gewaltstreich Napoleons, welcher die heiligsten Rechte des Menschen mit Füßen trat und des ärgsten Despoten würdig ist. Was würde — frage ich — wohl Napoleon an König Philipp's Stelle mit den Verfertigern und Herausgebern der berüchtigten Briefe der Contemporaine gemacht haben, da er einen Buchhändler schon wegen des bloßen Vertriebs eines Buches erschießen ließ? Gleichwie einst durch die grausame Hinrichtung Patkuls der ganze Ruhm Carls XII. geschändet wurde, also derjenige Napoleons durch Palms Ermordung. Man hat die Schuld davon mehr auf den Marschall Berthier wälzen wollen, allein es ist in der Ordnung, daß man nur das Rühmliche dem Gebieter, das Ungeschickte aber dem Diener beimißt.

Im Frühjahre 1806 verschickte die Stein'sche Buchhandlung, deren Besitzer der Buchhändler Johann Philipp Palm war, eine Flugschrift des Titels: „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung", in welcher über Napoleon und das Betragen seiner Soldaten in Baiern bittere Wahrheiten gesagt wurden — an die Stage'sche Buchhandlung in Augsburg. Von der letzteren erhielt sie ein Geistlicher als Neuigkeit, bei welchem sie von einigen, daselbst einquartierten, französischen Officieren gesehen und, da dieselben deutsch verstanden, gelesen wurde. Auf diese Weise kam die Kunde von dem Dasein jener Schrift zu den Ohren der geheimen Polizei Napoleons, die damals ganz Europa umstrickt hielt. Alsbald begann dieselbe ihre Nachforschungen über den Verfasser und Verleger der Schmähschrift, kam aber hierin nicht weiter als bis zur Stein'schen Buchhandlung, als der ersten Versenderin jenes nach Augsburg gelangten Exemplars. Demnach drangen vier Fremde in Palms Abwesenheit in dessen Haus ein, fragten nach Exemplaren jener Schrift und durchsuchten, als sie deren keine erhielten, die ganze Buchhandlung, worauf sie sich, ohne das Gesuchte gefunden zu haben, wieder entfernten. Diesen Vorfall meldete Palms Gattin ihrem Manne, der sich gerade in München befand, zur Nachachtung. Allein Palm, im Bewußtsein seiner Unschuld, suchte seine Frau zu beruhigen und kam nach Nürnberg zurück, wo er gleich nach dem ersten Aufsehen, das jene Schrift in Augsburg erregt hatte, bei der dasigen Buchhandlungsbehörde auf die Ermittelung der Verlagsbuchhandlung des ihm zugeschickten Artikels angetragen, jedoch nichts ausgerichtet hatte. Erst als er vernahm, daß der Besitzer der

Stage'schen Buchhandlung in Augsburg festgesetzt worden sei, vertauschte er Nürnberg mit dem damals noch preußischen Erlangen, von wo er aber schon nach einigen Tagen, getrieben von der Sorge um seine Familie, zu derselben zurückkehrte, sich jedoch nicht öffentlich in Nürnberg sehen ließ. Allein die französischen Spione witterten seine Anwesenheit und suchten sich durch List die Gewißheit darüber zu verschaffen. Sie bedienten sich hierzu eines armen Knaben, der, mit Zeugnissen angesehener Männer versehen, in den Buchladen trat, um ein Almosen für eine Soldatenwittwe bat und darauf drang, den Besitzer selbst zu sprechen. Palm, nichts Arges denkend, ließ den Burschen in seine Stube kommen, und beschenkte ihn, sah sich aber gleich nach der Entfernung des Bettlers von zwei französischen Gensd'armen verhaftet und vor den französischen General geführt, wo er über die mehrfach erwähnte Schrift ausgefragt wurde. Palm bekannte, was er wußte und auch standhaft bis zum letzten Augenblicke seines Lebens behauptete: daß ihm die Schrift von anderen Buchhandlungen unter mehreren Büchern zugeschickt worden sei, daß er weder den Inhalt derselben geahnt habe, noch den Namen des Verlegers oder des Verfassers wisse. Da er nicht angeben wollte, woher er sie erhalten habe, so wurde er verhaftet und schon den andern Tag nach Ansbach zum Marschall Bernadotte (jetzigem Könige von Schweden) gebracht, bei welchem er um Gehör nachsuchte, aber nicht erhielt. Vielmehr erklärte ihm ein Adjutant des Marschalls, daß seine Verhaftung in Folge eines aus Paris ergangenen Befehls erfolgt sei. Es ist nirgends erwähnt, daß irgend eine deutsche Staatsgewalt oder eine Behörde nur den Versuch gemacht hätte, sich des unglücklichen Palms gegen seine französischen Schergen anzunehmen — so schwer lastete damals die französische Zwingherrschaft auf dem deutschen Volke! Die Bemühungen von Seiten der Gattin Palms bei dem französischen Gesandten Otto in München und dem Marschall Berthier, die Unschuld ihres Mannes darzuthun und seine Freisprechung zu bewirken, hatten nicht den geringsten Erfolg. Das desfallsige Bittschreiben an den Ersteren blieb unbeantwortet und auf dasjenige an den Letzteren erfolgte der trostlose Bescheid, daß nichts mehr zu thun sei, indem nur vom Kaiser selbst eine Begnadigung erfolgen könne, derselbe aber zu weit entfernt sei und dieser die Verurtheilung ohne Aufschub anbefohlen habe. Dieselbe erfolgte schon nach zweimaligem Verhöre durch ein niedergesetztes Kriegsgericht, das dem Angeklagten nicht einmal einen Vertheidiger zutheilte. Ein Dolmetscher hatte die Verhöre geleitet. Als sich am 26. August 1806 früh halb 11 Uhr Palms Kerker in Braunau öffnete, glaubte der Gefangene nicht anders, als die Kunde seiner Freilassung zu erhalten, da man ihm durchaus nichts als die Versendung des einen Exemplars jener Schrift zur Last legen konnte. Allein er sah sich fürchterlich getäuscht — sein Todesurtheil wurde ihm vorgelesen und dieses noch denselben Nachmittag um 2 Uhr vollzogen. In Griechenland will sich in unsern Zeiten kein Mensch hergeben, um als Henker oder Scharfrichter blutdürstigen Mördern den wohlverdienten Lohn zu geben. Die Krieger der großen, französischen Nation waren weniger scrupulös. Sie schossen todt, was ihnen geheißen wurde, ob Hund oder Mensch — schuldig oder schuldlos — gleichviel! Siehe, mein deutsches Volk! den unglücklichen Palm, wie er unter dem Beistande eines Priesters seine Rechnung mit Gott und der Welt abschließt; vernimm das Wehgeschrei seiner verzweifelnden Gattin und Kinder, welche zum letztenmale ihren Versorger umhalsen und nicht von ihm lassen wollen; begleite ihn auf dem kurzen aber sauern Gange aus dem Kerker nach der nahen Festungs-

mauer, wo ein Häuflein Schutt zu seinem Sterbekissen bestimmt ist. Schau', wie der Aermste seine Knie beugt und fromm die Hände auf der Brust faltet, indeß ein schwarzes Tuch gleich einem kalten, eisernen Reifen sich über das todtenblasse Antlitz des schuldlosen Opfers legt, nicht um demselben den Anblick des vor



ihm stehenden Todes zu ersparen, sondern auf daß seine Mörder durch die wunderſame Macht des menschlichen Auges nicht irre werden möchten. Es klirren die Feuergeschosse — das Commandowort ertönt — die Schüsse krachen — Palm fällt, die Hand auf die Herzenswunde gepreßt. Aber die blutige Saat hat auch blutige

Früchte getragen. Die Schüsse, welche Palm tödteten, hallten in allen deutschen Herzen wieder und erweckten ihm Tausende von Rächern, welche, wenn auch erst im Jahre 1813, die fremden Tyrannenknechte aus Deutschlands Gauen verjagen halfen. Merkwürdig jedoch bleibt es, daß noch bis heute weder der Verfasser, noch der Drucker jener Schmähschrift bekannt geworden ist. Für die hinterlassene Familie des Gemordeten wurden milde Beiträge in England und Rußland, in Berlin, Leipzig, Dresden und Hamburg gesammelt. Braunau's Frauen und Kinder aber haben sich ein schönes Denkmal dadurch erbauet, daß sie, wie wohl vergeblich, den französischen General St. Hilaire um Aufschub des Bluturtheils angefleht hatten.

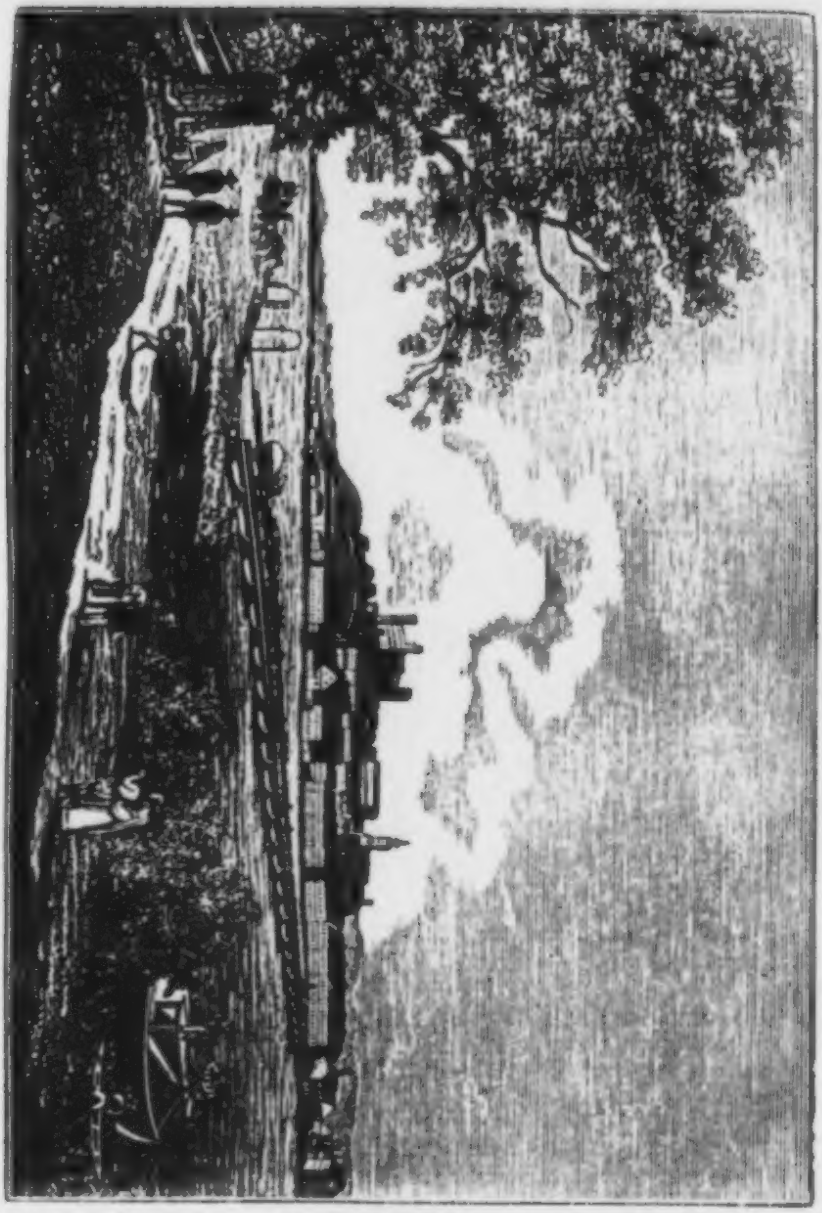
Die Maus als Einsiedler.

Was? Erdensorgen sollten noch
Mich quälen? Nein! Ade, du böse,
Verruchte Welt! — Mit diesen Worten kroch
Ein Mäuse-Eremit in einen großen Käse,
Und hatte sich in seinen neuen Sitz
In kurzer Zeit so tief hineingefressen,
Und aller Welt so rein vergessen,
Als hätte ihn des großen Donnerers Blitz
Vernichtet. — Seinen frommen Seelen
Läßt es der Himmel nicht an Trank und Speise fehlen;
Und also ward mein Eremit,
Bei vieler Muß' und Appetit
So rund als seine Zell'. Einst führete
Das Schicksal ihm ein Dutzend Deputirte
Vom Mäusevolke zu; die baten höflich ihn
Um eine kleine milde Gabe;
Denn, sagten sie, der Katzenkönig habe

Katapolis blokirt; sie wüßten nicht, wohin;
Doch wären sie gewiß, den Feind in wenig Tagen
Mit Hülfe der Molossen abzuschlagen:
Es brauchte wenig nur, sie aus der Noth zu zieh'n;
Er würd' es ihnen nicht versagen.
Ach, Freunde, sprach der Eremit,
Der Sorgen dieser Welt hab' ich mich längst entschlagen;
Ein armer Einsiedler, womit
Kann der euch dienen — als mit Beten?
Der Himmel helfe euch aus allen euren Nöthen
Und geb' euch Leib- und Seelenruh'. —
Mit diesen Worten schlug er seine Thüre zu.
Wem gleicht wohl diese harte Maus?
Dem reichen Frömmling? — Das will ich nicht hoffen,
Bei dem geht nie die Armuth ledig aus,
Bei dem ist Herz und Thür und Beutel immer offen!! —

Presburg mit seinen Schloßruinen.

Presburg an dem linken Ufer des breiten, schnellfließenden Donaustromes, 8 Meilen von Wien, ist eine königliche Freistadt in der Gespannschaft gleiches Namens, in Niederungarn. Von hier an bildet die Donau östlich die große, fruchtbare Insel Schütt, durch welche die Festungen Raab und Comerrea ihren Zugang haben. Einst die Hauptstadt Ungarns, ist sie in neuerer Zeit von Pesth in jeder Hinsicht und von Debreczyn an Bevölkerung überflügelt worden. Gegenwärtig zählt sie gegen 35,000 Einwohner, unter welchen ein Viertheil Protestanten und gegen 2700 Juden sind. Trotz aller Verfolgungen haben die Protestanten sich in ihren alten Rechten und städtischen Aemtern zu behaupten gewußt, daher auch der Magistrat und die denselben erwählenden 100 Rathsbürger aus Katholiken und Protestanten zusammengesetzt sind. In Presburg werden die Reichstage abgehalten, welche die Stadt dann sehr lebhaft, aber auch den Unterhalt des Lebens theurer machen. Der Königshügel in der südlichen Vorstadt ist eine von Menschenhänden errichtete Anhöhe, auf welche der gewählte Ungarkönig sich zu Pferde verfügen und das Schwerdt des heiligen Stephanus gegen die vier Himmelsgegenden zur Versicherung schwingen mußte, daß er das Land gegen jeden anrückenden Feind mannhaft vertheidigen wolle. Presburg hat reizende Umgebungen, welche noch überdieß die Kunst verschönert hat. Aber das Schloß, welches auf dem Bilde eben so schön als in die Augen fallend liegt, ist, obgleich sonst die Residenz der ungarischen Könige, gegenwärtig zu Ruinen geworden. Vor Zeiten gehörten diesem Schlosse 3 Marktflecken und 12 Dörfer eigenthümlich zu, und dennoch ist es dem Zahne der Alles vernichtenden Zeit anheim gefallen! Die vornehmsten öffentlichen Gebäude sind: die Domkirche, in welcher Ungarns Könige gekrönt werden; das Landhaus, der erzbischöfliche Palast, das alterthümliche Rath- u. das Comitathaus, so wie das alte Statthaltereigebäude. Eine hölzerne Schiffbrücke verbindet beide Donau-Ufer mit einander, so lange der Strom vom Eise frei ist. Die deutsche Sprache ist in Presburg die überwiegende. Obgleich keine Festung, hat Presburg mehr als eine Belagerung zu erleiden gehabt. Dieß war 1621 und 1663 der Fall, wo in dem erstgenannten Jahre Bethlen Gabor und im zweiten die Türken Presburg berannten. Auch 1809 wurde es von den Franzosen bombardirt und beschossen. Noch hat Presburg eine für Oestreich traurige Berühmtheit durch den daselbst am 26. December 1805 abgeschlossenen Frieden erhalten, in welchem dasselbe das im Luneviller Frieden erworbene Gebiet Venedigs an Italien — Tirol, Vorarlberg, Eichstädt und Passau an Baiern — den größten Theil des Breisgaues



nebſt Conſtanz an Baden — die Donauſtädte und einige Striche in Schwäbiſch-Oeſtreich an Würtemberg abtreten mußte und dafür nur das Kurfürſtenthum Salz-

burg erhielt, deſſen zeitheriger Beſitzer, der Erzherzog Ferdinand, von baieriſcher Seite durch das Würzburgſche entſchädigt wurde. Außerdem geſtand Oeſtreich den Kurfürſten von Baiern und Würtemberg die Königswürde und die Souverainetät zu, welche letztere auch dem Kurfürſten von Baden anheimfiel.

Wie eine Mutter ihr Kind beten lehrt.

Sieh', mein Kind, zu Gott dem Herrn
nahen ſich die Menſchen gern,
um zu ihm zu beten.
Ueberall, wo wir nur ſind,
kann der Mann, der Greis, das Kind
freudig vor ihn treten.

Hat der Menſch hier keinen Freund,
der es ehrlich mit ihm meint —
nimmt er Gott zum Freunde.
Dieſer hilft und dieſer giebt
Allen, weil er Alle liebt,
kommt, eh' man es meint.

Drückt den Menschen eine Noth:
klagt er sie dem guten Gott,
denn der hilft so gerne.
Ach, lieb Mütterchen, geschwind
lehre mich doch auch, dein Kind,
daß ich beten lerne.

Ja, das will ich, höre du
mir recht aufmerksam jetzt zu,
merk' auf meine Worte.
Nur mit Andacht, feierlich
nahe diesem Vater dich
Stets an jedem Orte.

Gieb Gesundheit immerdar;
leite du uns Jahr für Jahr,
Gott, durch deine Gnade!
Laß die guten Aeltern mir
noch recht lange leben hier,
Segne meine Pfade.

Habe ich nicht recht gethan:
Sieh nicht meine Fehler an,
Straf' nicht meine Sünden.
Deine große Vatertreu
werde auch an mir stets neu,
laß mich Gnade finden.

Laß mich sein ein gutes Kind;
immer recht und fromm gesinnt
will ich vor dir wandeln.
Nur nach deinem heil'gen Rath,
Ueberall in Wort und That,
Laß, o Gott, mich handeln.

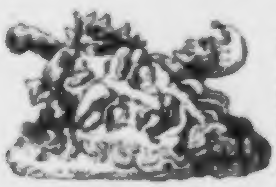
Gieb uns unser täglich Brot;
laß uns, kommen wir in Noth,
niemals von dir wanken.
Giebst du uns viel Gutes hier,
ach, so gieb, daß wir auch dir
herzlich dafür danken.

Schlafe oder wache ich,
guter Gott, beschütze mich!
Dir bin ich ergeben.
Ja, in deiner Allmachtshand
Sei das ganze Vaterland,
sei auch unser Leben.

Segne meiner Aeltern Fleiß!
Uns zum Glücke, dir zum Preis
gieb, Herr, das Vollbringen.
Dir, dem Gott der Herrlichkeit
sei der reinste Dank geweiht;
dir will ich lobsingen!

Hgr.

Der stotternde Provisor.



Ein Apotheker gab Kindtaufschmaus. In der besten Freude wurde jener zu seinem Provisor hinaus gerufen, welcher, noch athemlos vom schnellen Treppensteigen, ihm mit einem kreideweißen Antlitze, das auf nichts Gutes schließen ließ, entgegen kam. Der arme Mensch hatte den Fehler an sich, daß er sehr stark stotterte, besonders wenn er in der Eile oder Angst war. Daher fing er auch jetzt also an: „He — He — He — Herr Ap — Ap — Ap — Ap —" Der erschrockene Apotheker unterbrach ihn, indem er ungeduldig ausrief: „So sagen Sie doch, um Gotteswillen, nur schnell, was es giebt, und lassen Sie den Herrn einstweilen weg!" Doch dadurch wurde das Zungenband des Provisors noch keineswegs gelöst. Das Stammeln begann von Neuem und ärger als zuvor. „Singen Sie, Herr!" schrie der Apotheker zornig — „wenn Sie nicht reden können." Es ist nämlich eine allgemein begründete Erfahrung, daß die stammelnden Personen beim Singen nichts vom Stottern hören lassen. Dem gemäß stellte sich hierauf der Provisor in Positur; das Antlitz nahm eine ruhige — der ganze Körper eine aufrechte Haltung an; die Lippen öffneten sich und sangen nach der Melodie des Brautjungfernliedes aus dem Freischützen mit voller, ungehinderter Stimme:

„Der Spiritus im Keller brennt und Alles steht in Flammen."

Um das Komische dieses Auftritts ganz wiederzugeben, muß man beim Erzählen desselben auch wirklich die beiden Strophen nach der angegebenen Melodie absingen.

Die Auſter und die zwei Reiſenden.

Zwei Pilger gingen längſt dem Strande
Und fanden, friſch herangeſpült,
Die ſchönſte Auſter in dem Sande.
Von Beiden wird ſie angeſchielt,
Von Beiden angelacht, und Beider Finger weiſen
Zugleich dahin; allein wer wird ſie ſpeiſen?
Der ſchwere Punkt blieb zu beweiſen.
Schon bückt ſich A, und greift darnach,
Als B ſein: sachte! sachte! ſprach;
Freund, das kann ſo geſchwind nicht gehen:
Wer ſie von Beiden erſt geſehen,
Der ſpeiſet ſie; der Andre ſterbt ihm zu. —
Dann iſt ſie mein. — Nein, mein. — Ich ſah ſie erſt. — Ich. — Du? —
Ja, ich! — So hab' ich ſie zuerſt gerochen. —
Indem dies Paar ſich um die Auſter ſtritt,
Kommt langſam, mit gemeſſnem Schritt,
Herr Perrin Dandin angekrochen. —
Herr Richter! richten Sie! ſchrie'n A und B. Er winkt
Stillſchweigend den Parteien, ſchlingt
Bedachtſam und mit einem Male
Die Auſter ein, gibt Jedem eine Schale,
Und ſpricht: Dieweil es Recht und Sitte mit ſich bringt,
So nehm' ein Jeder das, was ihm mein Spruch beſchieden:
Die Koſten ſchenk' ich euch; zieht hin, und lebt in Frieden!
Wird denn in dieſem Stück die Welt nicht klüger? Nie:
Frau Themis lebt von Prozeſſen.
Wir ſeh'n die Richter Auſtern eſſen,
Und wir, ach! wir bezahlen ſie.

Die Quäker.

Quäker heißt auf deutsch „Zitterer" und ist eigentlich ein Spottname gan
in der Art, wie einst die evangelischen Reichsstände den Spottnamen Protestante
beigelegt bekamen, weil sie gegen die Anmaßungen der römischen Kirche protestir
hatten. Als nämlich der Stifter der Quäker, George Fox, einst vor Gericht gefor
dert worden war, soll er angeblich gesagt haben: „Zittert vor dem Worte de
Herrn" — welche Rede seinen Anhängern den Namen gegeben hat. Nur ebe
genannter Fox war im Jahre 1624 geboren, hatte, wie Pastor Stephan, die B
bel mit eisernem Fleiße studirt, war, wie jener, auf Abwege gerathen, hatte sic
vom heiligen Geiste besessen geglaubt, viel deswegen zu erleiden gehabt und endlic

doch die Gründung einer ihm anhangenden Gemeinde erlebt. Die Quäker scheint sich der Graf von Zinzendorf in vielen Stücken als Muster genommen zu haben, um seine Anhänger, die Herrnhuter, darnach zu bilden. Wenigstens haben dieselben mit jenen große Aehnlichkeit, nur mit dem Unterschiede, daß sich die Herrnhuter weniger schroff von andern Glaubensgenossen trennen als die Quäker. Diese zeichnen sich, wie die Herrnhuter, schon durch die Einfachheit ihrer Kleidung aus, indem die Männer große breitkrempige Hüte, dunkle Röcke ohne Knöpfe (daher das vorliegende Bild keinen ganz eifrigen Quäker darstellt) und Falten, die Frauen und Mädchen ebenfalls nur dunkle Stoffe, keine Locken, Bänder, Spitzen, Falten, Federn, Geschmeide an sich tragen, welchen Mangel an Putz sie durch desto theurere, kostbare Stoffe einigermaßen zu ersetzen suchen. Nach den Aussprüchen der Bibel: „Ihr sollt allerdings nicht schwören — die Liebe leidet Alles, die Liebe trägt Alles u. s. w. — achtet nicht das Ansehen der Person — sorget nicht, was ihr reden sollt und bedenket euch nicht zuvor, sondern was euch zu derselbigen Stunde gegeben wird, das redet. Denn ihr seid es nicht, die da reden, sondern der heilige Geist — legen die Quäker keinen Eid ab, reden sie Jeden mit „Du" an, tragen sie keine Waffen, streiten sie nicht im Kriege, geben auch keine Kriegssteuern, bestellen sie keine Prediger, sondern warten in ihren gottesdienstlichen Versammlungen, bis der heilige Geist bei dem Einen oder dem Andern durchbricht und ihn zum Predigen treibt. Ihr Gottesdienst ist der einfachste in der ganzen Christenheit. Sie haben keine kirchlichen Gebräuche, feiern keine Taufe, kein heiliges Abendmahl. Ihre Versammlungsörter entbehren des Altars, der Kanzel, der Bilder und Orgel. Ohne Glockenklang kommt die Gemeinde zusammen und wartet schweigend, mit bedecktem Haupte auf den Geist, dessen Annäherung sie durch Seufzen zu erkennen geben, in welches die Uebrigen mit einstimmen. Wenn ein Begeisterter betet oder predigt, hören ihm Alle stehend, die Männer mit entblößtem Haupte zu. Außerdem nehmen die Letzteren vor Niemand den Hut ab. Zuweilen geschieht es, daß Keiner sich vom Geiste getrieben fühlt. Dann gehen sie nach stundenlangem Harren wieder aus einander, ohne daß ein Laut gehört worden ist. Die Begeisterung durch den heiligen Geist setzen die Quäker über die Worte und Lehren der Bibel und nennen sie den im menschlichen Herzen wohnenden Christus. Wie die Herrnhuter halten die Quäker die Theilnahme an öffentlichen Lustbarkeiten, Glücksspielen, Tänzen, Schmäusen, Trinkgelagen, — das Theater, die Jagd, den Luxus, ja schon den Handel mit Luxusgegenständen und Kriegsbedürfnissen, für unerlaubt, und die Ausübung der schönen Künste für gefährlich. Ihr Widerwille gegen den Krieg ist so groß, daß, als im Jahre 1755 die Wilden Nordamerika's in Pensylvanien einfielen, Alles verheerten und ermordeten, sie dennoch nicht zugeben wollten, daß man gegen die Barbaren zu Felde zöge. Alles Bitten und Flehen der Leidenden war vergeblich und nur dann erst, als diese, von Verzweiflung getrieben, die Leichname der ermordeten Ihrigen nach Philadelphia brachten und sie vor dem Rathhause zur Schau hinlegten, bewilligten die Quäker den Krieg. Aber sie selbst ziehen nicht in denselben. Als in dem nordamerikanischen Befreiungskriege die Engländer mit Gewalt die Quäker dazu zwingen wollten und sie in dieser Absicht mit an die Arme gebundenen Flinten gegen den Feind trieben, ließen sich jene lieber tödten als daß sie die Gebote ihrer Religion übertreten hätten. Die Engländer mußten daher von ihrem Vorhaben doch abstehen und man ersieht hieraus, daß des Menschen Wille ein unbesiegbarer sein kann.

Der Quäker größter Beschützer und vornehmster Verbreiter war William Penn, der Sohn eines englischen Admirals, welcher wiederum dem Grafen von Zinzendorf zum Vorbilde gedient zu haben scheint. Von den Grundsätzen der Quäker angesteckt, ertrug William Penn die Spötteleien seiner vornehmen Bekannten, die Verfolgungen der Andersdenkenden, den Zorn seines Vaters, welcher den ungehorsamen Sohn aus dem Hause jagte, zuletzt aber dennoch, versöhnt durch das musterhafte Leben desselben, ihn wieder zu Gnaden annahm. Seine Glaubensgenossen den vielfachen Anfeindungen in England zu entziehen, gründete er in Nordamerika eine umfassende Niederlassung, wozu er das nöthige Land von der englischen Regierung, für eine Schuldforderung seines Vaters an dieselbe, erhielt. Diese Niederlassung, gegenwärtig ein Staat von 2000 Quadratmeilen, bekam den Namen Pennsylvanien, nach seinem Gründer, beigelegt, welcher im Jahre 1718 starb. Die einfache Grabschrift auf seinem Leichensteine, verfaßt von seinen Glaubensbrüdern, lautet: „Hier liegt William Penn. Er war ein guter Mann.“ Die Quäker, deren Zahl in Nordamerika am größten ist und sich dort auf 300,000 beläuft, haben sich, ungeachtet ihrer bedeutend abweichenden Glaubenslehren, durch Fleiß, Rechtlichkeit, Ordnungsliebe, Treue und andere häuslichen und bürgerlichen Tugenden eine allgemeine Achtung erworben; daher auch an ihnen das Bibelwort eintrifft, daß allerlei Volk, so den Herrn fürchtet und recht thut, angenehm sei. Die ruhige Denkweise des Quäkers, seine Gelassenheit und Geistesgegenwart in allen Wechselfällen des Lebens bewahren ihn vor manchen Verlusten und sind ihm in mancher Noth willkommene Helfer. Einst wurde ein Quäker in der Umgegend Londons von einem Straßenräuber angehalten, welcher ihn mit vorgehaltener Pistole um Geldbeutel und Uhr ersuchte, später auch nöthigte, sein gutes Pferd mit dem schlechten des Räubers zu vertauschen. Der Quäker that, wie ihm geheißen wurde, wobei er zu seinem Ausplünderer sagte: „Freund, du treibst ein gefährliches Handwerk, das dich noch an den Galgen bringen wird.“ Nachdem sich der Räuber aus dem Staube gemacht hatte, setzte der Quäker seinen Weg nach der Stadt fort, sich stillen Betrachtungen über die Verderbniß des Menschengeschlechtes hingebend. Dabei hatte er dem Pferde den Zügel über den Hals gehängt und ließ das Thier ganz nach dessen Gutdünken seinen Weg fortsetzen. Dasselbe trottelte fort, bog, in London angelangt, in die Straße ein, wo sein ihm wohlbekannter Stall lag, blieb in dem Hofe desselben endlich ruhig stehen, und wartete nun auf die Ankunft seines Stallwärters, der damit auch nicht zauderte und sich fertig machte, das Pferd in den Stall zu ziehen. Der Quäker stieg ab, reichte dem Burschen ein Trinkgeld und sagte: „Wie hieß doch gleich der Herr, dessen Pferd ich so eben herbringen mußte?“ „Stobber —“ versetzte der Bursche. „Richtig!“ entgegnete der Quäker — „und wohnt?“ „Stirlingstraße Nr. 15“ sprach jener. „Gut!“ meinte der Quäker und ging. Am andern Morgen begiebt sich dieser nach dem bezeichneten Hause. Auf der Treppe kommt ihm sein Räuber, im Schlafrocke und mit der Tabakspfeife in der Hand, entgegen. Da spricht er gelassen zu dem sich Entfärbenden: „Freund, du hast mir gestern meine Börse, Uhr und Pferd abgeborgt. Du wirst so gut sein, mir diese drei Gegenstände zurückzugeben. Dein Pferd habe ich wohlbehalten in seinen Stall zurückgebracht. Der erschreckene Räuber erfüllt des Quäkers Verlangen und beschwört diesen, ihn nicht durch die Anzeige bei der Obrigkeit unglücklich machen zu wollen. „Allerdings —“ versetzt der Quäker — „werde ich deine That an-

zeigen, doch wirst du für dießmal noch dem Galgen entgehen, weil mein Glaube mir verbietet, den von dir begangenen Straßenraub zu beschwören.“ Und also geschah es auch.

Christoph Friedrich von Ammon.

Dieser berühmte große Gottesgelehrte und Kanzelredner ist gegenwärtig Vice-Oberconsistorial-Präsident, geheimer Kirchenrath und Oberhofprediger in Dresden, Comthur des sächsischen Civilverdienstordens und Ritter des preußischen Adlerordens, so wie der baierischen Krone. Geboren den 16. Januar 1766 zu Baireuth, wo sein Vater 1812 als preußischer Kammerrath starb, wurde er 1813 als Oberhofprediger, Kirchen- und Oberconsistorialrath nach Dresden berufen, nachdem er seit 1807 bei der Universität zu Erlangen erster Professor der Theologie gewesen war. Wenn es eine schwere Aufgabe war, die Stelle eines Reinhard würdig wieder zu besetzen, so muß man bekennen, daß die auf von Ammon gefallene Wahl gewiß eine höchst glückliche gewesen sei. Er ist als Redner, Examinator, Schriftsteller und angenehmer Gesellschafter gleich groß, gleich liebenswürdig. Eine nie versiegende, stets dieselbe bleibende Heiterkeit — das Kennzeichen eines christlichen Weisen — belebt seinen Umgang. Frei von jedem Eigendünkel, der so manchen Hochgelahrten und Hochgestellten unausstehlich macht, bewährt von Ammon seine

wahre Bildung, indem er den schüchternen, aus dem Bauernsohne herangezogenen Seminaristen mit derselben Höflichkeit und Achtung behandelt als den Gelehrten und Staatsmann. Als er bald nach seiner Anstellung in Dresden das seiner Obhut anvertraute Friedrichstädter Schullehrerseminar besuchte und die Gartenbeete der Seminaristen voll Unkraut fand, wendete er sich mit der lächelnd ausgesprochenen Frage an die ihm nachfolgenden Seminaristen: „Aber, meine Herren, haben Sie nicht guten Saamen auf ihren Acker ausgestreut? Woher hat er denn das Unkraut?" Und als Einer von ihnen, ermuthigt durch die ganz ungewöhnliche Leutseligkeit des hohen Vorgesetzten, etwas verlaut erwiederte: „Hochwürden Magnificenz, das hat der Feind gethan —" da zürnte die Magnificenz keineswegs, sondern lächelte abermals. Und wann in den Schulamts-Candidatenprüfungen, wo von Ammon lange Jahre hindurch präsidirte, das eben abgehandelte Thema irgend eine komische Saite anschlug und die zahlreichen Zuhörer in ein leises, gemüthliches Lachen ausbrechen ließ, so ereiferte sich der hohe Examinator keineswegs darüber, lachte vielmehr selbst recht herzlich mit. Ein echter Seelenhirte besucht seine Heerde nicht blos in ihrer Trauer, um sie wieder aufzurichten, sondern auch in ihrer Freude, dieselbe durch sein Ansehen zu zügeln, sollte sie etwa ausarten wollen. In diesem Sinne besuchte von Ammon anfangs einige der ansehnlichsten Vergnügungsörter Dresdens, wie das Linkesche Bad, den großen Garten u. s. w. wo er, seine Pfeife Tabak rauchend, harmlos sich dem Vergnügen der Unterhaltung und des Concerts hingab. Bemerkend jedoch, daß manches verschrobene und verbildete Gemüth ob dieser angeblich zu großen Herablassung des kirchlichen Oberhauptes die Nase rümpfte, so blieb von Ammon, auch dem schwachen Bruder kein Aergerniß zu geben, von den öffentlichen Erholungsörtern weg, sich dafür an der reizenden Umgebung Dresdens entschädigend, welche besser zu genießen, er eine Reihe Jahre hindurch seinen Sommeraufenthalt in dem nahen Dorfe Plauen nahm. Stelle dir, lieber Leser, einen großen starken Mann, dessen ziemlich getroffenes Gesicht du hier vor dir siehst, im Geiste vor, wie er in rundem Hute, schwarzem Fracke, eben solchen Beinkleidern und Chamaschen, mit aufrecht gerader Körperhaltung und mächtig ausgreifenden Schritten des Abends aus und des Morgens nach der Stadt wandelt, den ihn Grüßenden mit einer halben Körperwendung und einem freundlichen Lächeln dankt und du erblickst von Ammon, wie er lebt und geht. Und so ist er derselbe seit den 28 Jahren, daß er unter uns weilt, er, gegenwärtig ein Fünfundsiebenziger! Das ist eben das Wundersame an ihm, daß er nicht alt wird, kaum am Leibe, noch viel weniger am Geiste — wahrlich ein seltenes Geschenk der Vorsehung! Denk- und Urtheilskraft, Scharfsinn, Witz, Gedächtniß, Fassungsvermögen, Sprachkenntniß, Gelehrsamkeit — Alles ist noch in Jugendfrische bei ihm zu finden. Ein Mann, der, im hohen Greisenalter, beim Aufstehen am Morgen sich nur darnach den Mund auszuspülen braucht, je nachdem er den Tag über lateinisch, griechisch, hebräisch, chaldäisch, französisch u. s. w. sprechen und examiniren will, ist wohl selten zu finden. Noch immer bewundert und hört man ihn gern auf der Kanzel, auf der Rednerbühne des Landtages, in seinen Schriften, im alltäglichen Leben. Trotz seiner ungeheuern Arbeiten ist ihm so viel Zeit übrig geblieben, sich zum tüchtigen Pianofortespieler zu bilden. Wie jeder Mensch, der sich nur einigermaßen vor Anderen auszeichnet, hat auch von Ammon seine Feinde und Neider. Man hat ihn getadelt, daß er den, seiner Familie in Baiern zurückgegebenen Adel auch in Sachsen zur Anerkenntniß bringen ließ; geta-

delt, weil er der preußischen Agende das Wort redete; getadelt, daß er sich der Vereinigung der Lutheraner und Reformirten widersetzte. Während Einige ihn wegen seines berühmten Werkes: „die Fortbildung der Christus-Religion zur Weltreligion" als ungläubig verdammten, fanden Andere daran auszusetzen, daß er gegen den Schluß wieder gewaltig eingelenkt habe, sich also nicht treu geblieben sei. Weil er als ein geschickter Steuermann das Schiff seines Lebens durch alle Klippen, Sandbänke und Untiefen, welche durch feindliche Besetzung des Landes, durch das Mächtigwerden des Mysticismus in Sachsen, durch die eigene Stellung zu einem katholischen Hofe sich gebildet hatten, glücklich durchgeführt hat, so hat man sogar hierin Tadelnswerthes finden wollen. Selbst daß er einst mit dem Bischofe M. in friedlicher Eintracht aus dem Landtagssaale gegangen war und mit ihm in einem öffentlichen Gasthause zu Mittag gespeist hatte, ist ihm zum Vorwurfe gemacht worden. Als wenn die Glaubensverschiedenheit sich selbst bis auf Suppe, Rindfleisch und Braten heraberstrecken müsse! Aber — hört! hört! — bis an sein Privatleben hat sich die Lästerzunge nicht zu nahen gewagt, und das will viel sagen. Die dankbaren Zuhörer von Ammons, des Kanzelredners, haben bei Gelegenheit seines 70sten Geburtstages ein Capital zusammengeschossen, welches von dem damit Beschenkten zu einer Stiftung für angehende Prediger und Schulmänner bestimmt worden ist. von Ammen ist ein Vater, der Freude an seinen Kindern erlebt. Einer seiner Söhne ist der durch wichtige Curen berühmt gewordene Dr. Friedrich August von Ammon, Leibarzt des Königs und Ritter; ein anderer ist Oberappellationsrath in Dresden und eine Tochter an den Professor Dr. Krehl in Leipzig verheirathet. Seine jetzige, zweite Gattin ist die Tochter des rühmlich bekannten Hofrath Beckers, des einstigen Archäologen und Herausgebers des ersten Taschenbuches, welche von Ammons Lebensherbst durch zarte Pflege erheitert und verschönt. Wie einst Cincinnatus seine Rüben — also baut von Ammon nach vollbrachtem Tagewerke in Dresdens Vorstadt sein Gärtchen und freut sich der darin gedeihenden Nelkenflor. Möge er diese Freude noch lange genießen!

Memento mori.

Wenn es auf der Erde eine Lotterie gäbe, wo in jeder Secunde ein großes Loos von 100,000 Thalern gezogen würde, also in jeder Stunde deren 3600, in einem Tage 86,400 und 31,556,880 in einem Jahre: so würde gewiß ein Jedes in der sichern Hoffnung hineinsehen, daß in gar kurzer Zeit die Reihe des Gewinnens auch an ihn kommen müsse. Mit dieser frohen Hoffnung würde man früh aufstehen und sich des Abends niederlegen, eine vieljährige Verzögerung des Gewinnens schon aus dem Grunde nicht für möglich haltend, als keiner der bereits glücklich gewesenen Spieler ein neues Loos nehmen dürfte. Also verhält es sich mit der

Aussicht auf ein möglich nahes Glück — ganz anders hingegen mit derjenigen auf einen möglich nahen Tod. Und gerade er ist es, der klapperige Sensenmann, welcher in jeder Secunde — bei Tage wie bei Nacht — Jahr aus, Jahr ein, unermüdlich ein Todeslooß zieht und einen Erdenpilger zu holen kommt. Darum, o Menschenkind! gedenke an's Ende — an den Tod, der nicht immer 70, 80 Jahre verzieht, sondern schon in der nächsten Stunde dich abzurufen kommen kann.

Die vierte Jubelfeier der Buchdruckerkunst
zu Leipzig am 24., 25. u. 26. Juni 1840.

Vorstehendes Bild zeigt uns den ehrwürdigen Meister Gutenberg, wie er den ersten Probedruck der heiligen Schrift seinem Verbündeten, Johann Fust oder

Faust, vorzeigt. Nachstehende Zeilen aber sollen zeigen, wie sein Andenken von der dankbaren Nachwelt gefeiert worden ist in unserm deutschen Vaterlande. Kam es irgend einer Stadt zu, diese Feier hoch zu begehen, so war es Leipzig, der Stapelplatz des deutschen Buchhandels, welchem es einen großen Theil seines Flores verdankt. In Anerkennung dieses großen Verdienstes hatten sich auch eine namhafte Anzahl würdiger Männer in der genannten Stadt vereint, dem Meister seine Ehre, dem Feste seinen Glanz, sich selbst aber den Ruhm zu geben, solches Alles mit aller Aufopferung in's Werk gesetzt zu haben.

Der Johannistag ist ohnehin für Leipzigs Bewohner ein festlicher Tag; denn an solchem feiern sie in frommer, friedlicher Stille das Andenken ihrer von der Erde geschiedenen Lieben, indem sie deren Gräber schmücken und heimsuchen. Und so geschah es auch am Vorabende des 24. Juni 1840, daß ein gar nicht endender Zug von Frauen, Jungfrauen, Kindern, schmucken Mägden und selbst von Männern dem einzigen und darum umfangreichen Kirchhofe Leipzigs zupilgerte. Fast Alle waren mit einer eben so schönen als würzig duftenden Bürde — mit den mannigfachsten Blumen — beladen, unter welchen die preiswerthe Rose nicht blos zu Hunderten — nein zu vielen Tausenden ihre Schwestern zählte. Und jedes, auch das ärmste Grab wurde in einen blühenden Blumengarten verwandelt und die grüne Rasendecke derselben mit Rosen und Rosenknospen geschmückt, welche sich darin ausnahmen, wie die goldnen Sternlein auf dem tiefblauen Himmelszelte. Es naheten aber an demselben Abende zwei ungeheure Riesenschlangen — Dampfwagen geheißen — zischend sich derselbigen deutschen Stadt. Keuchend und dampfend wandten sie sich mit Blitzesschnelle durch die blühenden Gefilde des Landes dahin, krochen durch die Berge, schwammen über die Flüsse und schluckten je zuweilen Wasser ein. Als sie nun ihren Rachen aufsperrten und mit lautem Gebrüll die erreichte Stadt begrüßten: da antwortete ihnen nicht etwa das Angstgeschrei, nein, der Jubelruf der die beiden Lindwürmer erwartenden Einwohner. Und als die vielfach gegliederten Ungeheuer still lagen, enthüpften deren Rücken zahllose Gäste, welche von den Harrenden freudig bewillkommt und in Empfang genommen wurden. Kaum daß die Nacht mit ihrem dunkeln Schleier die Stadt verhüllte, so entstiegen sämmtliche Schläfer auf dem Friedhofe ihrem tiefen kühlen Grabe und labten sich an dem Balsamdufte und dem Anblicke der dasselbe schmückenden Blumen. So schwelgten sie in dem lang entbehrten Genusse, bis der junge Tag heraufgezogen kam. Da erhob sich drinn in der Stadt ein weit schallendes Getön von Posaunen, Pauken und Cimbeln. Zu gleicher Zeit streckten sich vier grüne und weiße Flaggen, gleich zeigenden Fingern, aus dem Johannisthurme, als wollten sie den erstandenen Geistern andeuten, wie es nun an der Zeit sei, zurückzukehren in das stille Kämmerlein. Denn nicht mehr als billig war es, daß die Todten den Lebenden Platz machten, die jetzt zu allen Stadtthoren hereinwallten. Es ordneten sich aber alle Männlein, je Paar und Paar, und zogen in friedsamer Stille in eine große Arche — Thomaskirche geheißen — ein, wo sie Herz und Lippen öffneten, um dem lieben Gott für den heutigen Tag zu danken. Nach Erfüllung dieser heiligen Pflicht verbanden sich all' die Tausende zu einem unermeßlichen Zuge, welcher musicirend durch die gedrängt vollen Straßen dem Marktplatze zuschritt. Voran die berittenen Wehrmänner der Stadt in kriegerischem Schmucke; darauf ein Trupp festlich gekleideter Buchhändler-, Buchdrucker- und Schriftgießergehülfen; dann eine Bande Trompeter und Schalmeier; nun die ler-

nende Jugend mit ihren Lehrern, vom jungen Knäblein an bis zum mannbaren Jünglinge. Es schritten einher in ernster Würde die hochgelahrten Professoren der Universität, im sammetnen, goldgestickten Hermelinmantel, umwallt von den bunten Fahnen der verschiedenen Facultäten, vorgetreten von den hohen und hochroth gekleideten Pedellen. Wiederum zeigten sich neue Musikbanden, welche die Lüfte mit ihren Klängen erfüllten, und neue Abtheilungen der Hauptpersonen des Festes, welche dasselbe angeordnet hatten; denn Alle — die Buchdrucker und Schriftsetzer, die Buchhändler und Schriftgießer, die Buchbinder und die, so allen diesen den Geist einhauchen, auf daß sie mit ihren Händen schaffen können: die Schriftsteller — sie Alle hatten sich brüderlich vereint zu demselben schönen Zwecke! Aber auch die Frauen und Jungfrauen der edeln Druckerherren hatten ihre Hände dabei nicht in den Schooß gelegt, sondern mit gar vieler und großer Mühe eine wunderschöne Fahne gestickt, die zu ihrer und Gutenbergs Ehre voran getragen wurde. Ein Gleiches geschah mit dem Buche der Bücher — der Bibel. Und die, so solche auslegen dem Volke — die Schriftgelehrten und Priester, gleichviel ob sie kephisch, apollisch oder paulisch waren — fehlten natürlich nicht dabei und vergaßen für heute jeglichen Streites und Eifers. Es wollten aber die festlichen Züge kein Ende nehmen, indem Alle: Krieger, Künstler, Handwerker, Befehlende und Gehorchende, Lehrmeister und Lehrlinge, Gesellen und Gehilfen, Einheimische und Fremde — mit Musik, Fahnen und Insignien sich nicht ausgeschlossen wissen wollten. So gelangten sie auf den Marktplatz. Hier erhob sich ein ungeheures Gebäu im Halbkreise, welches, von der Erde allmählig aufsteigend, Tausenden lieblich anzuschauender Blumen — Frauen und Jungfrauen — zum Standpunkte diente. Unten an seinem Fuße befanden sich die Psalmisten mit ihrem Meister, welche alsbald ihren Mund aufthäten, als jener eine weiße Papyrusrolle in der Luft schwenkte. Und was sie sangen, war zur Ehre Gutenbergs, welcher — wie einst Gott der Herr in der Welt — Licht gemacht hatte durch seine Erfindung in den Köpfen der Menschen. Nachdem die Töne verklungen waren, bestieg ein deutscher Mann die Rednerbühne und machte in feurigen Worten kund, was Großes und Herrliches Gott durch Gutenberg hervorgebracht hätte. Es geschah aber, daß unter seiner Rede die Schuppen — nicht von den Augen der Zuhörer — sondern von den Schranken fielen, welche eine Werkstätte der Buchdruckerkunst bisher verhüllt hatten. Zu gleicher Zeit tauchte des großen Meisters längst entschlafener Geist in riesiger, weißer Hülle empor über alle Anwesende, welche jetzt nur auf ihn ihre Augen richteten. Er jedoch sah verwundert umher. Es war ja diese Stadt weder Straßburg noch Mainz, die beide ihres vormaligen Mitbürgers Gedächtniß hoch geehret haben. All' diese Häuser rings umher, mit geschmückten Menschen bis auf die Dächer angefüllt, kennt er nicht. Von denselben gleitet sein Blick herab auf die Bühne vor seinen Füßen. Ha! ist das nicht seine Presse? sind das nicht Peter Schöffer und Martin, Andreas und Christoph, seine einstigen Gehilfen, welche, in ihrer alten Tracht und die Druckballen in der Hand, rüstig nun an's Werk gehen und geschäftig zu drucken beginnen? Auch steht da noch eine andere, ihm ganz fremde Maschine von lauter Stahl und Eisen, welche, ungleich schneller als die seine, die Druckbogen fertig liefert. Noch sieht er Feuerkohlen glühn, den Schmelzlöffel rauchen und blitzende Lettern der Form entnehmen, welche wie die so eben erst gedruckten Blätter unter das aufjauchzende Volk geworfen werden. Dasselbe stimmt darauf einen frommen Festgesang an, in welchem der Preis seiner Erfindung von vielen

tausend Lippen erklingt. Von unten hinauf, von oben herunter, von drüben herüber und wiederum hinüber erschallen die hehren Klänge. Von dem endlosen Wirbel bekommt die Pauke ein Loch und dem kirschbraun sich aufblasenden Posaunisten geht endlich der Athem aus. In den wogenden Jubel schaut — mit dem gefeierten Gutenberg zugleich — ein fremder und doch wiederum nicht fremder deutscher Fürst, aus dem berühmten Hause Habsburg, von dem Söller des Rathhauses herab und gönnt dem einst verachteten Schwarzkünstler gern die ihm erwiesene Ehre. Längst ist die Mittagszeit vorüber, der Braten daheim verbrannt, die Suppe übergelaufen oder erkaltet, der Sallat welk und die Kaltschale matt geworden. Des Magens ungestümes Mahnen verhallt ungehört unter dem Jubel der Freude. Dießmal wird die leibliche Speise der geistigen nachgesetzt. Endlich entwickelt sich der dichte Knaul. Wie Spreu zerstiebt die Menge in alle vier Winde. Bald erschallt froher Becherklang aus den weiten Räumen eines mächtigen Festsaales. Drei tausend Männer, alt und jung, vornehm und gering, reich und arm, haben sich bunt durch einander an die weiß gedeckten Speisetafeln gereihet und gedenken bei einem Glase feurigen Rheinweines des Gutenbergs (guten Bergs), dem sie, die Buchdrucker, Schriftsetzer und Schriftgießer, die Buchhändler und Buchbinder, die Gelehrten und Schriftsteller dasselbe zu verdanken haben. „Was wären wir ohne ihn?" sprechen sie gegenseitig zu einander. Und während des heitern Mahles predigen von der Rednerbühne der feurigen Zungen gar viele herab und Manche von ihnen versteht es, dem Auge des Zuhörers die Thräne begeisterter Rührung zu entlocken, daß sie sich mit dem edlen Rebensafte im Glase vermischt und zu Gutenbergs Ehre mit hinunter getrunken wird. Und er, der Geist des großen Meisters, sieht und hört dieß Alles still mit an und ist glückselig. Er sieht auch, wie am Abende desselben Tages die ganze Stadt, deren Namen „Leipzig" er endlich erkundet hat, in ein Lichtgewand, seinethalben, sich wirft — wie sein Bild und Name gar oftmals in leuchtenden Farben prangt; er begleitet den armen Druckergehilfen, der heute, wie nie und nimmer wieder, gegessen und getrunken hat und mit gewichtigem Haarbeutel selig nach Hause kehrt, auf daß er nicht Schaden nehme. Am andern Tage kehrt der Meister, nachdem er seiner aufhorchenden Ennei im Grabe Alles treulich erzählt hat, nach der Stadt zurück, wo in einem schönen Saale der Druckproben unzählige ausgestellt sind. Mit inniger Rührung erblickt er die Erstlinge seiner Kunst und seiner Zeit wieder; sieht daneben die Proben der fortschreitenden Entwickelung seiner Erfindung, von der fast nicht zu erkennenden Nompareil-Fractur an bis zu den ellenlangen Buchstaben der abgeklatschten Aushängebogen; sieht Setzkästen mit Lettern angefüllt, Schriftgießereien mit ihrem künstlichen Zubehör, sieht endlich eine Presse, in welche man hier einen weißen Papierbogen einlegt, um ihn dort, nach einigemal erfolgten Umdrehen eines Rades, auf beiden Seiten zugleich bedruckt, wieder herauszunehmen. Und als aus dem zweiten Tage der zweite Abend geworden war, tanzten tausend Paare zu Gutenbergs Ehren in der großen, von Kerzenglanze feenhaft widerblinkenden Festhalle. Und obschon der liebe Gott den Fußboden durch seinen Regen, mehr als nöthig war, besprützen lassen, tanzten doch die seidenen Schuhe der leipziger Schönen das überflüssige Wasser hinweg — ein abermaliger Beweis, daß das, was man gern thut, Einem nicht sauer wird. Nachdem aber das Volk gegessen und getanzt hatte, stand es am dritten Tage auf, um zu spielen. In dieser Absicht zog es hinaus vor die Stadt auf eine grüne Aue, wo die Väter der Stadt auch väterlich für ihre folg-

samen Kinder gesorgt hatten. Das Volk zog aus, gleich dem Volke Israels: mit Weib und Kind, mit Sang und Klang, mit Kuchenteig und Schläuchen Weins, mit Wurst und Schinken und hundert anderen Dingen mehr, welche sich die Kinder Israels vergehen lassen mußten. Selbst Heiden aus der grauesten Vorzeit, die doch nichts von Gutenberg und seiner Kunst wissen konnten, schlossen sich dem großen Zuge an. Apoll mit der Leier und Bachus auf seinem Weinfasse waren deutlich zu erschauen und der heidnischen Göttinnen mehrere sollen überdieß verkleidet Theil genommen haben an der fröhlichen Feier, welche mit einem eleusinischen Feuer gen Himmel geschlossen wurde. Gutenbergs geistiges Auge aber hatte auf dem weiten Anger, wo die Volksspiele Statt fanden, ein sonderbares Gesicht. Er sah aus einem kleinen Erdenkloße einen Berg erwachsen, welcher den weiten Umkreis einnahm und bis zu den Wolken emporstieg. Und siehe! derselbige Berg bestand eitel aus kleinen und großen Büchern, sämmtlich gedruckten. Es nahete sich aber dem Berge ein unabsehbares Gewimmel von Menschen jeglichen Alters und Standes, theils, um an seinem Fuße zu weilen, theils, um mehr oder weniger seine Höhe zu erklimmen. Alle aber suchten emsiglich, bis sie das erwünschte Buch gefunden hatten. Und Gutenberg sah, wie das Kind in seinem Abcbuche blätterte und der Knabe im Lehrbuche lernte; wie der Knecht und die Magd, der Herr und die Frau nach vollbrachtem Tagewerke durch Bücherlesen sich vergnügte; wie der Gottesgelahrte in der Bibel forschte und der am Geiste Arme sich daran erquickte; wie alte Mütterchen, das Gesangbuch unter dem zitternden Arme, zur Kirche trippelten; wie sich Viele um einzelne, bedruckte Blätter gierig bemühten, auf welchen die Welthändel zu lesen waren. Zwar mußte er auch gewahren, wie gar Mancher durch Uebermaaß und schlechte Wahl der Bücher großen Schaden sich zuzog; doch tröstete ihn wiederum die Bemerkung, daß, je mehr sich Leser an dem Bücherberge einfanden, des Angst- und Nothgeschrei's der gequälten Menschheit desto seltener wurde. Mit der letzten Feuergarbe, welche der Leipziger Kunstfeuerwerker den Sternen zuschickte, entschwebte Gutenbergs Geist aus Leipzigs Nähe. Die dabei benutzte Hülle ließ er dort zurück und sie hat ihren Platz da, wo sie am geeignetsten hingehört, — in der Rathsliberei gefunden. Der Meister aber, welcher in Demuth erkannte, daß er nur das Werkzeug der göttlichen Gnade gewesen sei, und daß darum dem Herrn allein die Ehre dafür gebühre, bettete sich wieder in sein fernes Grab zurück, aus welchem ihn dereinst der allmächtige Gott wieder auferwecken und ihm den Lohn geben wird, den er dem frommen und getreuen Knecht verheißen hat.

Anekdote.

Bei Gelegenheit, als sich vor einiger Zeit ein in dem Dresdener Tageblatte sehr lebhaft geführter Streit über das gar zu stark überhandnehmende Hundehalten erhob, sagte eine Frau zu ihrer Nachbarin sehr naiv: „Ei, wenn ich mein Hundchen nicht mehr halten dürfte, so hätte ich ja gar keinen Menschen!“

Die Hinrichtung Ludwigs XVI.

Schlimm, sehr schlimm wäre es, wenn es keine vergeltende Ewigkeit gäbe. Denn nicht selten geschieht es, daß der Eine hier ausessen muß, was ein Anderer eingebrockt hat. Also erging es dem armen, guten Ludwig XVI., König von Frankreich. Was dessen Vorgänger, deren Minister und Maitressen verschuldet hatten, wurde ihm als Strafe zugemessen. Ludwig XVI. hatte nur einen großen Fehler: daß er nicht zum Herrscher über Frankreich paßte. Denn die Franzosen wollen — wie Marschall Soult spricht — mit einer eisernen Faust im Sammet-Handschuh regiert sein. Ludwig XVI. aber brachte seine Hand nicht einmal bis zur Faust, geschweige bis zum Eisen, obwohl bei ihm an Sammet es nicht fehlte. Daß ihm wahre Seelengröße nicht abging, hat er vor und bei seiner Hinrichtung bewiesen. Ja, man darf wohl behaupten, daß er muthiger gestorben ist als der große Napoleon, welcher auf dem Krankenlager ängstlicher war als Ludwig auf dem Blutgerüste.

Nachdem die französische Revolution fast mit jedem Monate und Tage ein Stück nach dem anderen von dem Königsthrone zertrümmert hatte, setzte sie sich selbst die Krone auf, indem sie Ludwig zum Tode verurtheilte. Als ihm, dem Gefangenen im Tempel, das Todesurtheil vorgelesen wurde, zeigte er durch seine ruhige Standhaftigkeit sich eines Königs würdig. Seine Bitte um Aufschub der Hinrichtung um 3 Tage wurde ihm abgeschlagen, was er mit den Worten aufnahm:

„Nun, so muß ich mich darein ergeben.“ Darauf bereitete sich Ludwig unter dem Beistande eines irländischen Geistlichen, Edgeworth, vor, nicht den Todesstreich — sondern den Abschiedsbesuch seiner Familie zu empfangen. Und jeder fühlende Leser wird zugeben, daß dieses ungleich schrecklicher, angreifender und schmerzlicher sein mußte als jenes. Man stelle sich eine Familie vor, deren Glieder den höchsten Rang, den Gipfel des irdischen Glückes bis jetzt eingenommen hatten — er, ein Königssohn, sie eine Kaiserstochter, auferzogen im Ueberflusse, im Glanze der Pracht und der vergötternden Hofsonne, bestimmt zu unumschränkten Gebietern über 30 Millionen Menschen, gewohnt, alle Anderen tief unter sich zu erblicken, und jetzt —! Hörst du, Leser, das herzzerreißende Schmerzgeschrei eines Weibes und zweier Kinder, welches sich dem einsamen Kerker Ludwigs nähert? O! er kennt es, dieses Geschrei, der arme König! Er wirft einen, um Beistand bittenden Blick auf seinen Beichtvater, preßt die Rechte auf das im Todeskampfe zuckende Herz und richtet das erblaßte Antlitz nach der Thüre, durch welche jetzt seine Gattin, seine Kinder und Schwester hereinstürzen. Da steht er, der liebende Gatte und Vater, die letzten Liebkosungen der Seinen zu empfangen und zurückzugeben. Was sind leibliche Qualen gegen solche geistigen? Drei Stunden lang währten dieselben. Die Königin war außer sich. Sie brach in die heftigsten Verwünschungen gegen die Feinde ihres Gemahls aus, zerraufte sich die Haare, zerschlug sich die Brust, wälzte sich auf der Erde und stieß ein so furchtbares Jammergeschrei aus, daß selbst die blutgierigen, vor der Thüre des Gefängnisses lauernden Jacobiner davon ergriffen wurden. Ob Marie Anteinette damals wohl erkannte, daß sie eigentlich größere Schuld an der allgemeinen Volksstimmung hatte als ihr unglücklicher Gemahl? Die beiden Kinder streichelten und küßten abwechselnd das Antlitz und die Hände ihres königlichen Vaters, welche, jetzt so lebenswarm, in den nächsten Morgenstunden in Henkershände gegeben werden und erstarren sollten. Man sagt von der noch lebenden Tochter Ludwigs XVI., der Herzogin von Angouleme, daß sie, für alle Freude erstorben, einem unveränderlichen Marmorbilde gleiche und für jeden äußerlichen Eindruck unempfindlich sei. Und ich sage: wenn dem nicht so wäre, würde es nur zu verwundern sein. Denn gleiche Erfahrungen wie sie, hat wohl selten ein Sterblicher gemacht. Endlich war der Abschied vorüber und auch die letzte Nacht, welche Ludwig von der Ewigkeit trennte. Der 21. Januar 1793 war sein Todestag und nichts weiter zu thun, als ihm das äußere Leben zu nehmen, nachdem am gestrigen Tage sein inneres, geistiges durch den Abschied der Seinigen gebrochen worden war. Früh um 5 Uhr stand Ludwig auf und verlangte die Messe zu hören, was ihm auch nach einigen Schwierigkeiten bewilligt wurde. Aber seine Familie nochmals zu sehen, lehnte er standhaft ab, weil er sich für eine Wiederholung des schrecklichen Auftrittes zu schwach fühlte, auch den Seinen den angreifenden Schmerz zu ersparen wünschte. Der König ging hierauf die Treppe hinab und über den Hof des Tempels, um die Kutsche des Maire von Paris zu besteigen. An seine Seite setzten sich sein Beichtvater und ihm gegenüber einige Gensd'armerie-Officiere. Noch ein zweiter Wagen mit Beamten und Officieren folgte dem des Königs. Auf dem ganzen Wege bis zum Blutgerüste, welches man auf dem Platze Ludwigs XVI. und über dessen zertrümmerter Bildsäule errichtet hatte, beschäftigte sich der König mit Todesgebeten. Als der Wagen hielt, sagte er: „Jetzt sind wir da!“ und erstieg festen Schrittes das Blutgerüst. Hier betrachtete er einige Augenblicke die unzählbare Volksmenge — sein Volk! Ach, kein Mitgefühl, keine Trauer fand er auf den

ausenden und aber Tausenden von Gesichtern ausgeprägt, wohl aber eine grau-
me Freude oder stumpfsinnige Neugierde. Von ihnen weg wendete er sich nun
it einem tiefen Seufzer gegen den Palast der Tuilerieen und sah stillschweigend
ach seiner einstigen königlichen Wohnung, in deren Angesichte man, grausam ge-
ug, das Blutgerüst aufgestellt hatte. Außer der unermeßlichen Volksmenge hiel-
n 15 bis 20,000 bewaffnete Bürgersoldaten den Platz besetzt. Zunächst des Blut-
erüstes befand sich eine starke Abtheilung Reiterei unter Anführung des Brauers
anterre. Auch standen in einiger Entfernung mehrere mit Kartätschen geladene
anonen gegen das Blutgerüst gerichtet. Der König trug einen bräunlichen Ueber-
ock und darunter ein dunkleres Kleid. Drei Henkersknechte packten ihn und woll-
n ihm seinen Ueberrock und das Kleid ausziehen; allein er stieß sie zurück und
ntkleidete sich selbst. Hierauf legten sie ihm ein weißes Kamisol an, welches den
als frei ließ. Auch schnitten sie ihm die Haare ab. Als sich der eine Henkers-
necht mit einem Stricke näherte, um dem Könige die Hände auf den Rücken zu
inden, wurde dieser unwillig und widersetzte sich der Zumuthung. Er ließ es jedoch
eschehen, nachdem ihm Edgeworth erinnert hatte, wie auch der Weltheiland sich
abe geduldig binden lassen. Aufmerksam betrachtete er nun die Guillotine und
rat dann, einige Schritte weiter, an den Rand des Blutgerüstes vor, in der Ab-
icht zu sprechen, was man aus einer Bewegung seines Kopfes schließen konnte.
Sofort verstummte die bis dahin ununterbrochen ertönte Musik und der König sagte
nit lauter Stimme: „Franzosen! ich sterbe unschuldig. Ich vergebe allen meinen
Feinden und wünsche, daß Frankreich —"

Hier unterbrach den königlichen Redner Santerre, indem er schrie: „Man
muß ihn nicht hören! man muß ihn nicht hören! Das ist gar nicht der Augen-
blick zu sprechen!" Zugleich winkte er den Trommelschlägern und befahl den Hen-
kersknechten, ihr Amt zu verrichten. Jene erhoben nun ein schmetterndes Wirbeln
und diese legten ihre Hand an den Gesalbten des Herrn. Später hat Santerre
eingestanden, daß er gefürchtet, durch des Königs Worte erweicht zu werden, und
darum das Trommeln anbefohlen habe, um dadurch des Gewissens Stimme zu
übertäuben. Ludwig stand bei dem Lärmen unbeweglich. Schmerz und Erstaunen
über eine solche Härte seiner Feinde malte sich auf seinem Antlitze. Willig folgte
er dann den ihn davon zerrenden Henkersknechten, maß mit den Augen die Länge
seines Sterbebettes — des hölzernen Troges der Guillotine — und legte sich hinein,
indem er den Kopf durch das Loch desselben in eine Art von Larve steckte. Ihm
dicht zur Seite kniete Edgeworth nieder, drückte sein Haupt nahe an das des
Königs und rief laut: „Sohn des heiligen Ludwigs! erhebe dich zum Himmel!"
Der Scharfrichter Samson bewegte den Strick, blitzend durchzuckte das Beil die
Lüfte und zischend trennte es das königliche Haupt vom Rumpfe. Edgeworths Ge-
sicht wurde mit dem Blute des Königs übersprützt, dessen Kopf, mit der Unterhaut
des Halses am Rumpfe hangend, abgerissen werden mußte. Seiner bemächtigte
sich der blutgewohnte Samson. Dasselbe bei den kurzen Haaren erfassend, zeigte
er es dem Volke mit den Worten: „Sehet da, des Tyrannen Haupt!" Der
laute Jubelruf: „Es lebe die Nation! Es lebe die Republik!" war die Antwort
darauf. Hüte und Mützen flogen in die Höhe, indeß andere ihre Schnupftücher
in das herabströmende Blut tauchten. Ein Gleiches thaten die Henkersknechte mit
ihren Händen und malten unter lautem Gelächter den Umstehenden Bärte damit.
Der Leichnam wurde auf einen Karren gelegt und auf dem Kirchhofe der Magda-

lenen-Kirche in ein sechs Ellen tiefes, zum Theil mit ungelöschtem Kalke angefülltes Grab geworfen. Gleich nach der Hinrichtung umtanzten die Umstehenden das Blutgerüst in tollen Sprüngen; auch hatten die Diener des Königs, die von ihm mit Wohlthaten überhäuft worden waren, zunächst des Blutgerüstes gestanden und sich aus Menschenfurcht am blutgierigsten gezeigt. Am Abende desselben Tages waren alle Schauspielhäuser gedrängt voll Zuschauer und 3 Tage nachher sprach man kaum noch von der schrecklichen Hinrichtung. Merkwürdig ist es, daß sich Ludwigs XVI. Grab mitten unter denjenigen der Hunderte befindet, welche bei Gelegenheit seiner Vermählung mit Marie Antoinette in den Straßen von Paris erdrückt worden waren. Uebrigens bestätigt sein Schicksal aufs Neue den Spruch des weisen Solon: daß niemand vor seinem Ende glücklich zu preisen sei. Ob dieß überhaupt auf Frankreichs Throne möglich werde, muß man mit Recht in Zweifel stellen.

Das Lotterieloos.

Man hat mit Recht alle solche Spiele verboten, in welchen der Gewinn oder Verlust rein nur vom Zufalle abhängt. Es ist demnach eine namhafte Strafe auf alles Häufeln, Kropfhäusern, Knöcheln, Würfeln, Pharo- und Vingt-un-Spielen u. s. w. gesetzt, mag es nun um Pfennige oder Goldstücke gehen. Es pflegt aber je zuweilen zu geschehen, daß man einen Teufel zu der einen Thüre hinaustreibt und einen zehnmal ärgern dafür zur andern hereinläßt. Also verhält sich's mit dem Lotto und der Lotterie, von welchen beiden Glücks- oder Hazard-Spielen ohnstreitig der Name „Lotterbube" sich herschreibt und somit andeutet, weß Geisteskinder jene beiden Spiele sind. Dieselben haben vor allen anderen Spielen das Schlimme an sich, daß man die Menschen durch alle zu Gebote stehende Mittel zur Theilnahme anreizt, ihnen die Gelegenheit dazu in's Haus trägt und die Loose fast gewaltsam aufzwingt. Auch richten diese Spiele gerade unter den ärmeren Menschenklassen das größte Unheil an, entarten dieselben, verleiten sie zum Diebstahle, zum Betruge, ja wohl gar zum Morde. Wer zählt die Hunderttausende, welche durch das Lotto und die Lotterie elend, und die Wenigen, die durch große Gewinnste wahrhaft glücklich geworden sind? Und gleichwie einst der hohe Rath zu Jerusalem die 30 Silberlinge des Judas Ischarioth nicht in den Gotteskasten legen mochte, weil es Blutgeld war, sondern einen Töpfersacker zur Hinrichtung dafür erkaufte: also verwendete man auch sonst den Ueberschuß der Lotterie zu Unterhaltung der Zucht- und Waisenhäuser, indem es nicht mehr als billig war, daß dasjenige, was die Zucht- und Waisenhäuser anfüllte, auch für deren Unterhalt sorgen mußte. Es ist auch die Zeit nicht fern mehr, wo auch dieser letzte, große Spiel-Teufel aus dem Lande getrieben werden dürfte; denn alle erleuchteten Regierungen stimmen darin überein, daß Lotto und Lotterie zu dem alten Sauerteige gehören, welche die ganze Volksmasse versäuern.

Der Leser sieht hier ein Gemach vor sich, welches sich durch seine Ausschmückung mit Tabellen und anderen papiernen Lockmitteln als ein Lotterie-Comptoir darstellt. Die Hauptgewinnste von 100,000, 50,000, 30,000 bis zu den fünf Tausenden herab, sind mit großen, in die Augen fallenden Ziffern abgedruckt; daneben sieht man wohl auch eine glückliche Nummer unter Glas und Rahmen als Lock-

vogel aufgehängt, welche einen Haupttreffer gezogen hat. Von den vielen tausenden Nieten aber und den, Nieten gleichkommenden kleinen Gewinnsten ist freilich keine Erwähnung gethan. Kriebsel, der ehemalige Dorfkrämer, hat seine Materialien- und Specerei-Handlung verkauft und sich blos das einträglichere Lotteriegeschäft vorbehalten, das ihn per fas und nefas zum reichen Manne gemacht. Er sitzt auf einer niedrigen Bank am Schreibetische; ihm gegenüber Balthasar, ein hufen- und rindviehreicher Bauer, nebenbei auch Großvater einer sehr hübschen,

jungen Maid von 18 Jahren, die, vater- und mutterlos, seit vier Jahren in Balthasars Hute wirthschaftet. Dieselbe ist der Gegenstand des Gespräches, welches von beiden Männern unter mancherlei Geberden und Mienen geführt wird. „Aber —" wendet Balthasar ein — „das Mädel ist erst 18 und Ihr 58 Jahre alt. Und was würde Euer Sohn zu der Heirath sagen?" „Mein Junge —" versetzt Kriebsel — „ist an's Gehorchen gewöhnt und darf nicht mucksen. Und was die 18 Jahre Eurer Enkeltochter anbelangt, so lege ich zu meinen 58 erstens das hübsche Haus mit dem Garten in die Waagschaale, ferner die Truhen voll der feinsten Wäsche und

Kleider von meiner seligen Frau noch her, und endlich meine Tausende in Staatspapieren, Consensen und anderen Schuldverschreibungen, welche die 18 Eurer Enkeltochter doch wenigstens noch einmal überbieten." „Wenn ich Euch aber noch sage —" wandte Balthasar ein — „daß mein Großknecht, ein tüchtiger Landwirth, mit dem Mädel hübsch thut, und diese dem schmucken Burschen auch nicht abhold zu sein scheint?" „Das giebt sich Alles —" meinte Kriebsel. „Laßt sie nur erst unter meine Hände kommen. Und was den kecken Burschen anbelangt, der sein Guckucks-Ei in Euer warmes Nest legen möchte, so soll es nicht schwer fallen, ihn unter die Soldaten zu bringen, wo ihm der Korporalstock schon den Liebeskitzel vertreiben wird. Gebt mir nur Eure Einwilligung und laßt mich für das Weitere sorgen." Und wirklich wurde der Menschenhandel in Richtigkeit gebracht, obgleich auf die Kunde davon der Großknecht aus freien Stücken unter die Soldaten und Sibille, seine Liebste, in den Teich gehen wollte. Ein Glück für beide, daß sie sich mit Ausführung dieses Vorsatzes eben nicht sehr beeilten. Im Eifer der Verhandlung hatte Kriebsel übersehen, daß eine Hand mit einem beschriebenen Zettel zum offenen Fenster hereinlangte. Balthasar machte erst seinen künftigen Eidam darauf aufmerksam und dieser eilte nun, den harrenden Kunden zu befriedigen. Der Leser muß nämlich wissen, daß Kriebsel außer dem gesetzlich erlaubten Hazardspiele der Lotterie auch noch das verbotene des Lotto betrieb, welches als ein Schmugglergeschäft aus dem nur einige Stunden weit entfernten Böhmen in Kriebsels Wohnorte zwar heimlich, aber ziemlich stark ging. Ein solcher Kunde war es, welcher seine wenigen Groschen in den Alles verschlingenden Strudel zu werfen kam. Kriebsel aber dachte patriotisch genug, um das vaterländische Geld nicht in das Kaiserliche auswandern zu lassen. Er behielt die gemachten Einlagen lieber selbst und zahlte davon je zuweilen eine lumpige Ambe aus, die auf die in Prag gezogenen Nummern gefallen war. Dieselben zu erfahren, hielt er sich einen treuen, verschwiegenen Boten, welcher der jedesmaligen Ziehung in Böhmens Hauptstadt beiwohnen und dann, mit der Zahlen-Liste versehen, eiligst den Heimweg antreten mußte. Kriebsel gedachte seine Verbindung mit der hübschen Sibille gleich nach Ziehung der letzten Klasse der Landeslotterie zu feiern, welche in kurzem statt finden sollte. Vorher hatte er alle Hände voll zu thun, die ihm noch auf dem Halse liegenden Loose unterzubringen. Die Ziehung hatte bereits begonnen. Da ging gleich in den ersten Tagen derselben die große Nachricht bei ihm ein, daß die 50,000 Thaler auf Nummer 11642, von welcher ein Viertelloos in seiner Collecte sich befand, gefallen seien. Während des Nachschlagens im Buche, wer der glückliche Besitzer dieser Nummer sei, trat ein junges Mädchen an der Seite seines Sohnes in Kriebsels Comptoir. Wäre Letzterer weniger mit dem 50,000 Thaler Gewinne beschäftigt gewesen, so würde ihm sicher nicht entgangen sein, daß sein Sohn in einer etwas genaueren Bekanntschaft mit seiner Begleiterin stehen müsse, obgleich dieselbe aus einem fremden Orte war. „Da ich —" hob die ländliche Schöne nach freundlichem Gruße an — „einmal bei meiner Muhme hier zum Besuche bin, so wollte ich mich zugleich erkundigen, ob mein Loos herausgekommen sei und etwas gewonnen habe?" Wiederum war es ein Glück, daß die Fragende mehr auf den jungen Kriebsel als auf ihr in den Händen befindliches Lotterieloos Acht hatte, denn sonst hätte sie wohl an dem schnellen Erbleichen und Zittern des Collecteurs gemerkt, daß es mit ihrem Loose eine eigene Bewandniß haben müsse. Und dieß war auch der Fall, indem das fragliche Loos eben die Nummer 11642

hatte. Während Kriebsels heftig bebende Hand das Papier erfaßte, fragte er voll eines großen, blitzschnell ihm überkommenen Gedankens: „Haben Sie auch die Loose der vorhergegangenen Ziehungen gleich mit gebracht?“ Die Fremde sah den Collecteur verwundert an. „Nein —“ versetzte sie — „da meine Nummer in den vorhergegangenen Ziehungen nicht heraus gekommen war, so habe ich die Loose als unnützes Papier zerrissen und weggeworfen.“ „Sie sind auch gerade nicht nöthig —“ versetzte Kriebsel unter innerem Jauchzen — „nur zuweilen, wenn sich's um Auszahlung eines großen Gewinnstes handelt, fragt man der größeren Gewißheit wegen darnach.“ Hierauf ging Kriebsel mit dem Loose nach seinem Schreibepulte, als wolle er dort in der Ziehungsliste nachsehen. Zum erstenmale fast in seinem Leben lobte er seinen Sohn in Gedanken, weil derselbe die Aufmerksamkeit der Fremden auf sich und von dem Vater ablenkte, welcher einen ehrlichen Tausch mit dem Loose beabsichtigte und auch glücklich in Ausführung brachte. „Ihr Loos ist noch nicht heraus —“ sprach er, und kehrte mit der Nummer 11624, von welcher just noch ein Viertel als Ladenhüter vorräthig war, zu der Harrenden zurück. „Nun, so wird es wohl auch drinnen bleiben —“ entgegnete das hübsche Kind und verabschiedete sich. Nach einer halben Stunde, als eben das Comptoir voll Nachfragender war, kam jene wieder und zwar in Begleitung ihrer Muhme. „Herr Kriebsel —“ sprach sie eilig — „Sie haben mir eine falsche Nummer gegeben. Meine Muhme hier weiß, daß ich nicht 11624 sondern 11642 hatte. Ich habe zu Hause nachgesehen, wo ich meine Nummer auf diesem Papiere angemerkt hatte.“ Sie hielt ihm dasselbe hin und die Muhme bekräftigte ihre Aussage. Doch Kriebsel war auf einen solchen Fall schon gefaßt. Er stellte sich höchst beleidigt, wurde grob, behauptete, nicht ein Loos mehr zum Vertauschen besessen zu haben und zieh den beiden Frauen, das Numeriren besser zu erlernen. Jene gingen und Kriebsel triumphirte. Doch nur kurze Zeit. Der hinkende Bote kam nach. Derselbe war der Bote, welcher die gezogenen Nummern des Lotto aus Prag brachte. Sie waren für Kriebsel sehr unglücklich ausgefallen, indem er an drei Spieler, welche erst noch gestern Abend ihre Einsätze gemacht hatten, solche Summen auszuzahlen hatte, daß sie in sein Vermögen einen ansehnlichen Riß machten. Ein solcher Schlag war ihm noch nie begegnet, gleichwohl konnte er ihn nicht umgehen, mußte vielmehr noch denselben Tag die Gewinnste an die, sofort nach Ankunft des erwarteten Boten sich einstellenden Lottospieler auszahlen, was ihm eine völlig schlaflose Nacht brachte. Einigen Trost gewährte ihm noch die Aussicht auf das Viertheil des 50,000 Thaler Gewinnstes, das er so glücklich in seine Hände gespielt hatte. Aber ein Unglück kommt selten allein. Am nächsten Morgen langte durch einen expressen Boten ein zweiter Brief des Hauptcollecteurs an, welcher ihm meldete, daß sich in der gestern übersendeten Ziehungsliste ein Druckfehler eingeschlichen habe, indem die 50,000 Thaler nicht auf Nummer 11642, sondern auf — Hier vergingen Kriebseln die Augen. Als ein bleiches Schattenbild stand er da, welches das verhängnißvolle Papier kaum in der zitternden Hand zu erhalten vermochte. Nach einer Weile heftete er den verschwimmenden Blick wieder auf dasselbe. Ja, sie wich und wankte nicht, die unglückselige Nummer, welche er gestern im Besitz gehabt und gegen Nummer 11642 umgetauscht hatte. Sie und nicht die letztere hatte die 50,000 Thaler gewonnen! Und wenn er nur wenigstens die 3 anderen Viertel davon in seiner Collecte besessen hätte! Allein, es war Grundsatz bei ihm, von allen Nummern immer nur ein Viertel sich schicken zu lassen, weil er dann weni-

ger Nieten zu erhalten hoffte. Er verwünschte die jetzige Besitzerin des Looses, sich selbst, den Drucker, der den unverzeihlichen Fehler gemacht, und den Hauptcollecteur, welcher in seinem Briefe meinte, daß das Versehen ja wenig oder nichts bedeute, da Kriebsel beide fragliche Loose in seiner Collecte habe und die Auszahlung noch nicht erfolgt sei. Doch Kriebsel war der Mann nicht, welcher den Schlägen des Schicksals blos unnütze Klagen entgegensetzte. Bald ging er mit sich selbst zu Rathe, was wohl zu thun sei, um das Viertheil der 50,000 Thaler nicht aus den Händen zu lassen. Wenn nur nicht gestern gerade so viel Menschen zugegen gewesen wären, als die beiden Frauen das vertauschte Loos zurückgebracht hatten! Eine nochmalige Umwechselung wurde dadurch unmöglich. Kriebsel überrechnete, ob eine Verbindung mit der Besitzerin der Nummer 11624 derjenigen mit Sibillen wohl vorzuziehen sei? Doch nein, dieß ging nicht, auch hatte Sibille von dem alten Balthasar einst mehr zu hoffen, als das Viertheil der 50,000 Thaler betrug. „August!" rief er nach seinem Sohne. Als dieser kam und nach seines Vaters Begehren fragte, sprach Kriebsel: „Höre, mein Sohn, du mußt heirathen und das auf der Stelle. Ich weiß eine passende Braut für dich." August wurde mit einer Purpurröthe übergossen und fragte stammelnd nach dem Namen der ihm zugedachten Jungfrau. „Der Name thut hier nichts zur Sache —" versetzte Kriebsel. „Kurz und gut, es ist das Mädchen, welches gestern in deiner Gesellschaft hier nach einer Nummer fragte. Eile, zieh' dich an, wir wollen sogleich zu ihr hin und unsre Brautwerbung anbringen." „O mein lieber Vater —" versetzte August voll Entzücken — „Sie erfüllen meine kühnsten Wünsche. Schon längst liebte ich die Jungfrau im Stillen und —"

„Desto besser!" — fiel ihm Kriebsel in's Wort — „und noch besser, wenn das Mädel auch dir nicht abhold ist. Aber spute dich, wir müssen in der nächsten Viertelstunde zu dem Kinde."

„Sie ist bereits gestern nach Koblitz zurückgekehrt —" sagte August — „wo ihre Mutter die Schänke gepachtet hat." „Nun, die drei Stunden dahin werden auch noch zu erlaufen sein —" versetzte Kriebsel — „indeß du dich in Glanz wirfst, setze ich den Ehekontrakt auf."

Bald waren Vater und Sohn marschfertig. Ersteren trieb die Geldgier, Letzteren die Liebe zur Eile an. Die Brautwerbung überraschte zwar Mutter und Tochter nicht wenig, wurde aber dann mit Freuden angenommen, denn August Kriebsel war ein braver, hübscher Mann und der Jungfer Demann nicht ganz gleichgültig gewesen. Sofort drang Kriebsel, der Vater, auf die Vollziehung des Ehekontracts vor mehrern Zeugen. Das Ungewöhnliche dieses Ansinnens entschuldigte er damit, daß bei ihm Alles Schwarz auf Weiß sein und nach der Schnure gehen müsse. „Aber —" wandte die Wittwe ein, als man ihr die Bedingung vorlas, daß der etwa vor der Trauung noch zurücktretende Theil dem andern ein Entschädigung von 8000 Thalern auszahlen müsse — „wir haben nicht einmal 800 Thaler im Vermögen, wie kann denn da meine Tochter deren 8000 erlegen?"

„Das ist mir nicht unbekannt gewesen —" sagte Kriebsel schmunzelnd. „Sie ersehen daraus meine Uneigennützigkeit und den ernsten Willen, Sie und Ihre Tochter von unsrer Seite sicher zu stellen. Wo nichts ist — ha! ha! da hat selbst der Kaiser das Recht verloren. Darum wagen Sie gar nichts, wenn Sie und Ihre Tochter unterschreiben; wir beide aber desto mehr, die wir ohne Widerrede zahlen müßten, fiel es meinem Sohne bei, von der Verbindung wieder zurückzutreten."

Da unterschrieben die Alten wie die Jungen, und was sonst von Zeugen herbeigerufen worden war. Darauf holte Kriebsel erst recht aus freier Brust wieder Athem und meinte lachend: „Nun, Jungfer Braut, werden Sie noch immer denken, daß ich gestern im Stande gewesen wäre, Ihr Loos zu vertauschen? Geschwind her damit! Vielleicht kommt es noch mit einem großen Gewinnste heraus und Ihr Bräutigam soll der Erste sein, der Ihnen die frohe Botschaft überbringt. Als Unterpfand dafür behalten Sie diesen Ehekontrakt in den Händen."

„Mein Loos? —" versetzte die Braut und entwand sich den Armen ihres Bräutigams — „Das habe ich gleich nach meiner Heimkunft an einen Fuhrmann verkauft, denn ich war —"

„Verkauft?" schrie der vernichtete Kriebsel — „Sie raset wohl Jungfer?"

„Ich war froh, daß ich meine Einlage wieder erhielt —" sagte diese erschrecken.

Kriebsel fiel wie ohnmächtig in einen Stuhl. Darin saß er eine Weile stumm und starr. Endlich sagte er unter einem tiefen Seufzer: „Verkauft — ein Loos, das nach allem Abzuge 11,190 Thlr. 1 Gr. 4 Pf. gewonnen hat! Aber nein, es ist nicht möglich. Man spielt einen höllischen Betrug mit mir." Hitzig sprang er auf. „Der Ehecontrakt ist null und nichtig!" schrie er voll Zorn und riß das Papier in kleine Stücke. „Komm', August, aus dieser Mörderhöhle!" Mit gleichen Füßen rannte er davon. Als er mit Staub und Schweiß bedeckt, keuchend seiner Wohnung zuschlich, trat ihm sein zukünftiger Schwieger-Großvater Balthasar in den Weg. „Wißt Ihr schon —" hob derselbe an — „auf welche Weise Eure drei Lotto-Kunden, Eckelt, Scopau und Grumpelt, Euch das Geld aus dem Beutel gelistet haben? Da sie wußten, daß Euer Bote von Prag aus unter Wegs war, so lauerten sie demselben unweit Teplitz auf, tranken ihm tüchtig zu und nahmen, während er berauscht und sinnlos auf der Streue lag, Einsicht von den gezogenen Lotto-Zahlen, worauf sie schnell zu Euch eilten und die gewinnenden Zahlen mit ansehnlichen Einlagen besetzten. Die Spitzbuben haben sich selbst der That gerühmt und lachen sich in's Fäustchen, daß Ihr sie nicht einmal deshalb verklagen dürft, weil Ihr dann eben so gut in's Zuchthaus kämet als jene."

So war denn dem ohnehin morschen Fasse der Boden vollends eingestoßen worden! Wie einst der böse Fürst und Minister Haman thät, als er in seine selbst gegrabene Grube gefallen war: also wankte jetzt Kriebsel, keines Lautes mächtig, mit verhülltem Haupte in sein Haus, aus welchem man ihn schon nach drei Tagen als einen Todten trug, den der Gram und ein Nervenschlag getödtet hatte. Sibille brauchte nun nicht in den Teich und ihr Herzliebster nicht unter die Soldaten zu gehen. Sie traten vielmehr einen ungleich angenehmeren Gang zum Altare an, der sie in ein eheliches Paar vereinte. Und August Kriebsel folgte diesem guten Beispiele nach überstandener Trauerzeit, indem er den eingegangenen, wenn gleich zerrissenen Ehekontrakt erfüllte und die Jungfer Domann als sein angetrautes Weibchen in das väterliche Haus führte, wo sie, auch ohne das Viertheil der 50,000 Thaler, ein recht glückliches Leben führten. Das Lotteriegeschäft des Verstorbenen aber führte er nicht fort und darum blieb auch der Segen bei ihnen.

Die Tochter des Emigranten.

Die französische Revolution hat mit gar gewaltiger Stimme eine große Lehre gepredigt und solche mit unvergänglicher Lapidarschrift den fernsten Zeiten aufbewahrt — die Lehre von dem plötzlichen Wechsel irdischen Glückes und irdischer Größe. Zu einer, Gott gebe es, nie wiederkehrenden, Zeit, wo Deutschlands Gauen mit einer Fluth vornehmer, französischer Flüchtlinge überschwemmt wurden — wo Herzöginnen und Marquisinnen, Gräfinnen und Edeldamen oft hinter den Zäunen und Sträuchern das ungewohnte und darum ungeschickt genug ausgeführte Geschäft ihres Anputzes verrichten und ihre Blöße durch Hülfe der Steck- und Nähnadel verbergen mußten — zu einer Zeit, wo ein Graf seine ganze Grafschaft in einem Kleider- und Wäschbündel auf dem Rücken davon trug — wo der deutsche Bürger und Bauer unter einem Gemische von Mitleid und Erstaunen dem ansprechenden Barone einen Zehrpfennig oder ein Stück Brot einhändigte, auf dessen Wink und Ruf noch vor kurzem eine Schaar von Dienern herbeigeeilt

war — zu jener inhaltschweren Zeit spielten in einem badischen Dorfe, in der Nähe des Rheins, die Kinder auf dem Anger. Angesteckt von den Zeitereignissen und deren Verbreitung, hatten sie eben dem Könige Ludwig den Kopf abgeschlagen, und der Todte, im nicht ganz weißen Sterbehemde, lag unbeweglich am Boden, beide Hände über das angeblich guillotinirte Haupt gedeckt. Schon sollte er angepackt und fortgeschleppt werden, als das Geschrei ertönte: „Das französische Fräulein kommt!“ Darauf verschwanden im Nu die rothen, papiernen Jacobinermützen von den blonden Lockenköpfen der deutschen Jugend, unter welcher es bereits vor der französischen Revolution der Ohnehosen genug gegeben hatte und noch gab. Das Freiheitsgeschrei verstummte und selbst der Enthauptete ward wieder lebendig, was freilich Ludwig XVI. bleiben lassen mußte. Alle — Knaben und Mädchen — starrten auf die fremde, wunderliche Gestalt, welche langsam gemessenen Schrittes auf sie zuschritt. Das französische Fräulein war ein Musterbild von Schönheit zu nennen. Der Umsturz der alten Ordnung in Frankreich hatte auch einen solchen in ihrer Kleidung bewirkt. Keine Schnürbrust, kein Reifrock, keine Frisur oder sonstige Mode-Tyrannei mehr! Das kurzärmelige Kleid floß in natürlichem Faltenwurfe von dem vollen, ebenmäßigen Körper herab; ein Shawl hing nachlässig über die Schultern und die rabenschwarzen, lang darniederwallenden Haare waren mit einem frischen Kranze gekrönt. Die Linke trug eine Rosenranke und, als sei sie eine Königin, mit Kron' und Scepter versehen, schritt die Jungfrau majestätischen Anstandes durch die gaffende Dorfjugend dahin. Aber so ebenmäßig auch die Züge ihres schön gerundeten Gesichts waren, so ging demselben doch der größte aller menschlichen Reize, der Ausdruck der Vernunft, ab. Starren, irren Blickes schauten die dunkeln Augen unter ihren Wimpern hervor und verkündeten mit deutlichen Worten den innern Zustand des unglücklichen Wesens. Selbst die rohe Jugend ehrte das fremde, große Elend durch ein gemeinsames Schweigen, bis die Französin unter den Weiden am Flusse verschwunden war. Dort saß sie auf ihren Knieen und blickte schweigsam in die Weite. Vor ungefähr einem Monate war sie mit ihrem Vater in das Dörfchen eingewandert, und von jenem bei einer Winzerfamilie in Kost und Wohnung gegeben worden. Er selbst aber, von Rache gegen die Königsmörder erfüllt, hatte sich zum Prinzen Condé begeben, um in dessen Heere gegen Frankreich zu streiten. Da seine Tochter nur tiefsinnig zu sein schien und ihren Aufsehern auf's Wort gehorchte, so ließ man sie ungehindert in dem Bereiche des Dörfchens umhergehen. Mit der Entfernung des französischen Fräuleins hatten die Kinder ihre Spiele wieder aufgenommen. Sie schrieen und tobten, bis ihre Stimmen plötzlich durch das Grollen des Donners überboten wurden. Ein Sturm, vor dessen Gewalt die Bäume ihre Wipfel beugten, ja wohl gar zu Boden stürzten, trieb die angsterfüllte Schaar schnell der sichern Wohnung zu. Rabenschwarz kam das Ungewitter daher gezogen, seine grellen Blitze nach allen Richtungen aussendend. Der Küster, welcher, der abergläubischen Sitte zu Folge, den Kirchthurm bestiegen hatte, um durch das Glockenlauten des Himmels Zorn vom Dorfe abzuhalten, erblickte die Fremde, wie sie nicht weit vom Flusse an dem Stamme einer starken Weide hoch aufgerichtet stand und in ihrem weißen Kleide, mit den erhobenen Armen einer wetterbeschwörenden Zauberin glich. Die Glocke hatte kaum einigemal ihren metallnen Mund erklingen lassen, als ein furchtbarer Blitz und Schlag den erschrockenen Küster bis zum Schallloche taumeln machte. Schon glaubte er, das Dorf im Feuer stehen zu sehen, als er einen furcht-

samen Blick in die Tiefe hinab warf; doch sah er sich zu seiner Freude in dieser Befürchtung getäuscht. Aber verschwunden war die weiße Bildsäule der Fremden, verschwunden die große Weide. Dafür bedeckte den Boden eine Fülle grüner Aeste und Holztrümmer, unter welchen ein weißes Kleid hervorschimmerte. Ueber diesen Anblick vergaß der Küster Läuten und Gewitter, das ohnehin mit einem male nachließ, und eilte hinab, Lärm zu machen. Das französische Fräulein wurde vom Blitze erschlagen gefunden und blieb trotz aller Wiederbelebungsversuche todt. Die Trauerkunde wurde von dem Dorfgeistlichen an den Vater der Erschlagenen berichtet und nach drei Tagen Anstalt zur Beerdigung getroffen. Die sämmtliche Einwohnerschaft fand sich dabei ein. Es war ein heitrer Sommer-Nachmittag. Weiße Wölkchen schifften am blauen Himmel hin, und unter ihnen sang die Lerche unermüdlich ihr frohes Lied. Das Weinbergshäuschen mit seinem rothen Ziegeldache und den weißgetünchten Mauern thronte auf der Anhöhe unter grünen Rebenstöcken wie ein Königsschloß unter niederen Bürgerhäusern. Vor demselben, in mehrern Abstufungen, wie es der aufsteigende Hügel gebot, hatten sich die Dörfler aufgestellt, so daß zuerst die Jugend, dann die Männer und zuletzt die Frauen und Jungfrauen kamen, die, von weitem gesehen, sich durch ihre weißen Hauben von den schwarzen Filzhüten absonderten. Der Sarg, welcher die jugendliche Leiche umschloß, wurde aus dem Hause gebracht und offen vor der Thüre desselben niedergesetzt. Es war ein Anblick ergreifender Art. Durch die geschlossenen Augen war eine tiefe Ruhe über das schöne, bleiche Antlitz ausgegossen worden. Auf den rabenschwarzen, glatt gescheitelten Haaren ruhete ein frischer Blumenkranz und in den gefalteten Händen ein dergleichen Strauß. Hals, Brust und Arme waren weiß und durchsichtig wie Alabaster, auf welchem die Adern bläulich hervorschimmerten. Man sahe keine Spur von Verletzung; denn das vom Blitzstrahle in den Nacken gebrannte Mahl wurde von den herabwallenden Haaren bedeckt. Das französische Fräulein sah im Tode ungleich reizender noch als im Leben, wo ihr starrer Blick den Beschauer zurückschreckte. Jetzt begann der Schulmeister mit lauter Stimme den Choral: „Herr, mache meine Seele stille." Seine Schüler, die Männer und Burschen, die Frauen und Jungfrauen mit hohen und tiefen Tönen fielen in die tröstlich erhebende Melodie ein — die ganze Gegend hallte wieder und das Echo gab die Klänge ersterbend zurück. Der Storch auf dem Dache hörte auf mit Klappern, die Schwalbe mit Umherfliegen und das Huhn mit Gackern. Die Rebstöcke neigten ihr grünes Haupt andächtig herüber zu dem Chore und die Erdgeister lauschten neugierig aus dem kurzen Grase hervor; nur die Cicade begleitete unermüdlich sirrend den weit dahin schallenden Gesang. Und wunderbar: mit jedem Verse war es, als nähme das Antlitz der Leiche einen mildfreundlicheren Ausdruck an; wenigstens wollten die zunächst Stehenden solches behaupten. Als die Klänge der letzten Strophe verhallt waren, hob der Herr Pfarrer an zu sprechen: „Meine lieben Brüder und Schwestern in dem Herrn! Was wir der Leiche so eben gewünscht haben, hat der Herr, unser Gott bereits erhört. Er hat ihre Seele stille gemacht. Still geworden ist das unstäte Auge, der klagende Mund, das gebrochene Herz, die müden Glieder. Still liegt sie nun hier vor uns wie ein Kind an der Mutter Brust und hat die Ruhe gefunden, die ihr eine feindselige Macht hier geraubt hatte. So jung, so schön und reich diese Jungfrau war, hat sie doch Unglück zu tragen gehabt wie Keiner unter uns. Im bräutlichen Schmucke, wie ihr sie hier liegen sehet, war sie mit einem heißgeliebten Bräutigam zum Altare getreten, be-

geleitet von theuern Eltern und Schwiegereltern, von liebenden Brüdern, Schwestern, Verwandten und Freunden. Da bricht mitten in der andächtigen Feier eine rohe Mörderbande in die heiligen Hallen ein; an der Seite der Braut fällt der Bräutigam unter tödtlichen Streichen; es stirbt die Mutter, die Schwester, das Brüderpaar — niemand bleibt am Leben als nur die Braut und ihr Vater, welche wie durch ein Wunder dem allgemeinen Gemetzel entrinnen. Sie müssen die Todten in den Händen ihrer Mörder zurücklassen, ihr Schloß in Flammen aufgehen sehen, dem Vaterlande den Rücken zukehren. Wer von uns hätte wohl einen so schnellen und grausamen Wechsel des Schicksals ertragen können, ohne wie die Todte hier —"

Der Redner wurde durch einen Officier in fremder Uniform unterbrochen, welcher auf einem schweißdampfenden Rosse den Berg heraufgesprengt kam, vor der Versammlung angelangt, absprang und sich mit verstörten Mienen über die Leiche hinwarf. Geraume Zeit hielt er sie sprachlos in seinen Armen, die Tochter starren Blickes betrachtend. Dann küßte er dreimal die erblaßten Lippen der Todten; — ein halb erstickter Schrei des zerrissenen Vaterherzens brach sich gewaltsam Bahn durch die auf einander gebissenen Zähne, dessen sich der französische Edelmann und Krieger vor den deutschen Landleuten zwar zu schämen schien, den er aber doch nicht ganz zurückzudrängen vermochte. Hierauf erhob er sich von der Leiche, betrachtete noch einmal dieselbe trockenen Auges, riß seinen Degen aus der Scheide und, ihn gen Himmel streckend, gelobte er an den Mördern seines Kindes blutige Rache zu nehmen. Länger wartete der Franzose nicht. Er sprengte, ohne den Umstehenden ein Wort zu vergönnen, eben so schnell von dannen, als er gekommen war. Der Herr Pfarrer aber wendete sich zu Gott, indem er mit Inbrunst betete: „Herr, mache auch die Seele des Vaters von dieser entschlafenen Jungfrau stille, damit sein Zorn nicht thue, was vor dir nicht recht ist. Mache endlich noch unsre Seelen stille, daß wir in dieser Zeit der Unruhe und des Aufruhrs nimmer vergessen, was wir unserm Fürsten und der von ihm bestellten Obrigkeit schuldig sind. Laß uns vielmehr ein geruhiges und stilles Leben führen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit. Amen."

Und wirklich blieben die biederen Dörfler stille und folgten nicht dem ansteckenden Beispiele des franzmännischen Nachbarstaates. Noch bezeichnet ein Denkstein die Grabstätte der Tochter des Emigranten, von dessen Schicksal nichts weiter verlautet hat. Doch darf man mit Gewißheit annehmen, daß nun auch seine Seele stille gemacht worden sei für die Ewigkeit.

Fließender Styl.

In der Nähe eines Teiches las man einen Anschlag folgenden Inhaltes:

„Der, der den, der den allhier befindlich gewesenen Warnungspfahl, daß nichts in den Teich geworfen werden soll, selbst in den Teich geworfen hat, bei hiesigem Amte anzeigt, erhält fünf Thaler Belohnung."

Tecco.

Man ſollte meinen, daß in dem Lande, wo die Citronen blühen, die Goldorange glüht, die Pinie ihr Dach wölbt und die Luft ſmaragdblau iſt — in Italien — der Himmel immer voller Geigen hängen müßte. Doch iſt dem nicht alſo. Zwar ſieht man auf gar vielen Bildern, welche italieniſche Gegenden und Gebräuche darſtellen, luſtige Leutchen, welche wohl tanzen, ſpringen, die Caſtagnetten ſchlagen, das Tambourin ſchwingen und die Flöte blaſen; allein meiſtens findet man

dergleichen luſtige Völkchen auch nur auf dem Bilde und nicht in der Wirklichkeit. Abſonderlich wenn man das prachtvolle, aus dem adriatiſchen Meere erwachſene Venedig annimmt, deſſen herrliche Marmor-Paläſte mit ihren verdroſſenen und ſteifen Bewohnern im ſchroffſten Gegenſatze ſtehen. Freilich, ſeitdem dieſer Inſelſtaat unter dem Schutze Oeſtreichs ſteht, und deutſcher Fleiß und deutſche Regſamkeit ſich über die Lagunen gefunden haben, ſieht es in Venedig weniger trübſelig und düſter aus als unter der bleiernen Regierung der Dogen und der Nobili. Es war zu der Zeit, wo Venedig als Republik, die freilich von einer ſolchen nur den Namen hatte, im Verſcheiden lag, daß dieſe Erzählung ihren Anfang nimmt. Der Vormittag war ſo heiter, daß er wenigſtens nicht die Schuld trug, wenn die Menſchen es nicht waren. Auf dem Bilde ſieht der Leſer die Marcheſe von Spelatro, wie ſie von dem Söller ihres Palaſtes hinab und hinaus auf die Lagunen blickt. Ihr Gemahl war ziemlich unwirſch am Morgen heimgekehrt; denn das Glück hatte ihm am Spieltiſche fortwährend den Rücken zugekehrt und er eine bedeutende Summe verloren. Eine ſolche Stimmung iſt anſteckend, was eben nicht zu verwundern iſt; denn wenn ein Glied leidet, ſo leiden die andern mit und abſonderlich das Weib, welches mit dem Manne ein Fleiſch ſein ſoll. Daher kam es, daß die Dame Marcheſe ziemlich ungerührt bei dem ſchönen Gemälde vor ihren Augen blieb. Und der indianiſche Rabe, welcher neben ſeiner Gebieterin ſitzt, theilte deren Laune getreulich, indem er wider ſeine Gewohnheit ſtill und ſtumm blieb. Dafür ging es in einem anderen und zwar ärmeren Quartiere Venedigs deſto lauter zu. Es war nur ein kleines einſtöckiges, drei Fenſter breites Häuschen, aus deſſen beſchränkten Räumen ein luſtiges Singen, Lachen und Schreien ertönte. Zuweilen wurde ein Weiber- oder Kinder-Kopf an den unverglaſten Fenſtern ſichtbar, oder eine Hand zeigte ſich, welche den nichtsnutzigen Inhalt irgend eines Gefäßes dem Meere einverleibte. Doch bald änderte ſich die Scene. Das Lachen verkehrte ſich in Weinen, Schläge erſchallten, Schimpfreden und Gezänke dazu. Endlich wurde ein kleiner Knabe von etwa 11 Jahren aus dem Hauſe gepufft, welcher ſich in eine Nußſchaale von Boot flüchtete und damit abſtieß. Als Zugabe bekam er noch einige freundliche Reden nachgeſchickt, wie: „Cecco, nichtswürdiger Bube! daß du Seewaſſer ſaufen müßteſt! Komm mir nicht wieder zu nahe oder —“

Den Redeſchluß verſchlang das Plätſchern des Ruders, welches der Burſche geſchickt und kräftig genug handhabte und das ihn bald aus dem Bereiche ſeiner Widerſacher brachte. Mitten auf dem Waſſer angelangt, ſtrich er ſich die dunkeln Locken aus dem Geſichte, das von einigen Thränen glänzte, und blickte kühn und trotzig um ſich. Noch war er zweifelhaft, wohin er ſeine Richtung nehmen ſollte, als ihn der laute Ruf: „Cecco! Cecco!“ aus ſeiner Ungewißheit riß. Raſch theilte ſein Nachen die Fluthen und bald gelangte er an die Stelle, woher der Ruf gekommen war. Allein bitter ſah er ſich in ſeiner Erwartung getäuſcht. Der Ruf hatte nicht ihm, dem Menſchenkinde, ſondern dem Lieblinge der Marcheſe, dem Vogel gegolten, welcher auch denſelben Vornamen führte. Indem er noch mit verlangenden Augen zu der vornehmen Dame aufblickte, fiel es dem Vogel ein, ſeinen Sitz zu verlaſſen und ſeine Fittige einmal zu verſuchen, die ihm in der Gefangenſchaft bedeutend verſtutzt worden waren. Ueberdieß hatte das reichliche Futter ſeinen Leib in dem Maaße erſchwert, daß er füglich nicht mehr zum Fliegen taugte. Ehe er ſichs demnach verſah, plätſcherte er in den Fluthen, welche wenig Umſtände mit dem neuen Bewohner machten und ihn zu erſäufen drohten. Jetzt

sollte ein Cecco dem andern helfen; wenigstens stellte die Marchese schreiend dieses Ansinnen dem menschlichen Cecco. Derselbe hätte es auch ohnehin schon von selbst gethan. Hurtig trieb er seinen Nachen auf den übeln Schwimmer zu, dessen Flattern ihn zwar bis jetzt über den Wellen erhalten hatte, nun aber im Verscheiden war. Schon streckte unser im Nachen knieender Cecco den Arm aus, den zappelnden Vogel zu erfassen, als ihm des Schicksals Tücke einen Streich spielte und seinen Kahn unsanft gegen einen im Wasser verborgenen Pfahl anrennen ließ, woran Venedigs Umgebungen gerade nicht arm sind. Gar schnell theilte nun Cecco das Loos seines Namensvetters und nicht mit viel günstigerem Erfolge. Denn der Nachen war von dem empfangenen Stoße umgestürzt und weit zurückgeschnellt und Cecco eben nicht der fertigste Schwimmer, indem er diese Kunst nur ein wenig für's Haus erst getrieben hatte. Die Wahrheit zu gestehen, muß man sagen, daß der Dame Marchese die Rettung ihres Cecco weit mehr am Herzen lag als die des armen Buben. Nicht des letzteren wegen rief sie daher laut nach Hülfe, ließ sie die Töne des kleines Hornes erschallen, welches ihr zur Seite gelegen hatte und zum Herbeischaffen der Dienerschaft in dem weitläufigen Gebäude zweckmäßiger war als eine Klingel. Sicher wäre es der Dame nicht eingefallen, die starke Schnur, welche wie recht absichtlich für diesen Zweck auf des Balkons Rande lag, dem unter ihren Füßen zappelnden Knaben hinabzuwerfen und ihn somit dem gefährlichen Elemente zu entziehen. Daß es dennoch geschah, daran war der gefiederte Cecco Schuld, welcher Gleiches mit Gleichem vergalt und seinem Namensvetter nun beisprang. Der Vogel hatte nämlich nicht sobald die kleine schwimmende Insel von Cecco's Rücken entdeckt, als er auch schon mit Aufbieten seiner letzten Kräfte darauf hinarbeitete und sie glücklich in Besitz nahm. Dieser gescheide Einfall eröffnete auch der bald schreienden, bald blasenden Dame das Verständniß. Von ihrer Hand bewegt, sank die Schnur mit der Quaste hinab und wurde in Cecco's haschender Hand zum willkommenen Rettungsanker. Freilich konnte oder wollte die Marchese nicht das Aufwinden der daran hangenden Last bewirken; sie überließ dieß vielmehr ihren herbeieilenden Leuten, welche auch glücklich beide Cecco's an Bord zogen. Freilich war der ungefiederte Cecco bei dieser Gelegenheit um seinen Nachen gekommen, der, von den Fluthen fortgetrieben, den Weg alles Fleisches gegangen und verschwunden war — ein Beweggrund mehr für seinen zeitherigen Besitzer, nicht wieder heimzukehren, wo er weder Vater noch Mutter, sondern nur keifende und sich auf seinem Rücken im Pauken übende Verwandte fand, die der Waise nur spärliche Gnadenbrosamleins zukommen ließen. Cecco erkannte es daher mit dem größten Danke, als die Marchese ihm erlaubte, in ihrem Hause und Dienste zu bleiben, was er durch die gewissenhafteste Diensttreue und Anhänglichkeit vergalt. Fünf Jahre lang vertrat er im Palaste der Spezlatro's die Stelle eines Laufers, Kammerdieners, Gondeliers, Küchenjungen und Hausmeisters, bis ihn endlich als hochaufgeschossenen Burschen der Jähzorn des Marchese in die weite Welt trieb.

Zwanzig Jahre waren vergangen und hatten auch in Venedig die mächtigsten Veränderungen hervorgerufen. Mehrmals hatte es seinen Herrn gewechselt, bis Oestreichs doppelter Adler den französischen ausgebissen und sich in den festen Besitz der einstigen Republik gesetzt hatte. In jener ereignißreichen Zeit ähnelten die Menschen dem Monde gar sehr. Während der Eine zunahm, nahm der Andere ab;

indem Einer stieg, fiel ein Anderer herab; dieser wurde reich und groß, jener arm und niedrig. Also ging es vom Könige an bis zum Musketier herab. Auch die Spelatro's waren von dem Wechsel nicht verschont geblieben. Von ihrer ganzen einstigen Größe und Wohlhabenheit war der ausgestorbene Palast noch der einzige Ueberrest geblieben, der Marchese todt und seine kinderlose Gattin die einzige Bewohnerin des verfallenden Gebäudes. Sie zehrte von der Erinnerung ihrer einstigen Größe und von dem, was von dem Inhalte ihres Hauses nicht wand- und nagelfest war, sich also versilbern oder in eß- oder kleidbare Dinge umsetzen ließ. Wenn man aber einen Brunnen ausschöpfen kann, so läßt sich auch ein Palais bis auf die Wände ausräumen. Als dieses der Fall mit dem der Spelatro's war, sah sich die Besitzerin doch endlich gezwungen, den Sitz ihrer ruhmvollen Vorfahren zum Verkauf auszubieten, um sich des Hungertodes zu erwehren. Geraume Zeit blieb ein willkommener Käufer aus, bis sich endlich ein desto großmüthigerer fand, welcher nicht nur die geforderte Summe zahlte, sondern auch einen Flügel des Palastes der Dame Marchese zur unentgeldlichen Benutzung bis an ihr Ende anbot, ein Anerbieten, so zart und rücksichtsvoll gethan, daß es der Stolz der Marchese nicht auszuschlagen vermochte. Der Käufer, ein junger Mann von 36 Jahren, war ein Glückskind des Krieges, war durch ihn reich, vornehm, Ritter und Baron geworden. Seine Tapferkeit und Klugheit hatte ihn erhoben, seine Liebenswürdigkeit und Schönheit ihm ein reizendes Weib aus angesehener Familie erworben, und der liebe Gott ihn mit wohlgebildeten Kindern beschenkt. Die Frau Marchese sah ihren einstigen Palast neu verjüngt erstehen, mit einer reichen Dienerschaft sich anfüllen, den Glanz ehemaliger Feste darin erwachen, wobei sie die feine Großmuth des Besitzers die gewohnte Hauptrolle spielen ließ. Es war an einem heitern Vormittage nach einem solchen Feste, von dessen angenehmen Anstrengungen die alte Dame noch sich ausruhete, als der Baron und Ritter von Ceccara mit Frau und Kindern den Balkon betrat, den der Leser auf dem Bilde von der Marchese eingenommen sieht. Wie damals lag das Meer spiegelglatt und von der Morgensonne beschienen da. Drüben am festen Lande spiegelten sich die Ufergebäude in den Wogen ab und Segel, vom frischen Ostwinde geblähet, glitten über die ungeheure Fläche dahin. Venedigs stolze Häuserpracht mit seinen Kirchen, Kuppeln und Säulen, mit den wehenden Flaggen auf dem Markusplatze, mit den großen und kleinen Seeschiffen, den Fischernachen und schwarzen Gondeln, welche zusammen einem geschäftigen Ameisenhaufen ähnelten, zauberten ein reizendes Bild vor das Auge des Beschauers. Ceccaro und die Seinen fühlten und genossen auch in der That und mit dankbarem Gemüthe, was ihnen die Versehung hatte zu Theil werden lassen. Dann wendete sich der Baron lächelnd zu dem indianischen Raben, der, die einzige Reliquie von der Marchese früherem Wohlstande, als hochbejahrter Knabe noch immer seinen alten Sitz auf dem Rande des Balkons behauptete. „Cecco —" sprach er halblaut zu dem aufhorchenden Vogel — „theurer Namensbruder, entsinnst du dich noch, wie wir beide vor 26 Jahren hier unten im Wasser plätscherten? Damals wurdest du mir die Staffel, auf welcher ich dieses Haus und später den Gipfel des Glücks erstieg. Nimmer werde ich es dir vergessen, noch deiner Herrin, welcher ich freilich nicht sagen darf, daß ich der arme, verachtete Cecco bin, soll sie anders noch ferner in meinem Hause und an meinem Tische bleiben. Aber, magst du nun vor oder nach mir sterben, so sollst du meinen Nachkommen selbst als ausgestopfter Cecco noch werth und theuer

bleiben; denn Frau und Kinder wissen, wie nahe wir uns im Leben gestanden haben."

Und der gefiederte Cecco wiegte das kluge Haupt und sagte mit seinen durchdringenden Augen das Ja und Amen zu dieser Rede, welche sich in der Folge als eine wahre bewährte.

Die Brüder.

Erzählung aus der sächsischen Geschichte des Jahres 1446.

Einst lebten zwei Brüder mit einander im Streite. Dieß ist nun niemals gut, besonders schlimm aber, wenn die Streitenden Fürsten sind, weil dann die armen Unterthanen am meisten darunter zu leiden haben. Alse war es auch wirklich der Fall. Die beiden uneinigen Brüder hießen Friedrich und Wilhelm. Jener war Kurfürst und dieser Herzog von Sachsen. Die größte Schuld der beklagenswerthen Uneinigkeit trugen die bösen Rathgeber der zwei Brüder, besonders ein gewisser Apel von Vitzthum, welcher auch später den verdienten Lohn von seinem Herrn, dem Herzoge Wilhelm, dafür empfing. Sechs lange Jahre währte der Streit, in welchem die Länder der beiden Fürsten gegenseitig verwüstet wurden, und Sengen, Brennen, Plündern und Morden an der Tagesordnung war. Ein edelmüthiger Zug des Kurfürsten Friedrich machte endlich dem blutigen Kampfe ein Ende und erwarb ihm den Zunamen „der Sanftmüthige". Es kam nämlich ein Hakenschütze und erbot sich gegen den Kurfürsten, dessen Gegner aus dem Wege zu räumen, indem er ihn mitten aus seinen Leuten niederschießen wollte. Da versetzte der Kurfürst: „Schieße, wen du willst, nur meinen Bruder nicht —" welche Worte dem Wilhelm hinterbracht wurden und diesen zur Versöhnung geneigt machten. In diese traurige Zeit des Bruderkrieges, welcher vom Jahre 1445 bis 1451 dauerte, fällt nachstehende Erzählung, von welcher der Verfasser wünscht, daß sie den Lesern nicht mißfallen möge.

In die Schächte und Stollen des Himmelsfürsten bei Freiberg im sächsischen Erzgebirge tönten die Klänge der Schichtglocke hinab, und verkündeten den in der Erde Eingeweiden wühlenden Menschen willkommene Ablösung. Hin flog Fäustel und Schlägel, Spitzhacke und Haue; die Grubenlichter wurden in die Wetterkasten zurückversetzt und diese vorn am Gürtel befestigt, um bei der Auffahrt den Weg zu erhellen. Zwei Bergleute, welche die acht Stunden der Schicht einträchtig neben einander gearbeitet hatten, schickten sich nun gleichfalls an, die Grube zu verlassen. Als der Jüngere von ihnen den Fuß auf die erste Sprosse der Fahrt setzen wollte, sah er sich von seinem Kameraden wider Erwarten zurückgehalten.

„Nicht so? Dittel!" hob der Letztere mit gar ernster Stimme an — „ehrliche Hand geht durch's ganze Land!"

Der Angesprochene, obschon bleich wie alle Bergleute, wurde auf die Frage noch blässer und sah seinem Gegner bestürzt in's Antlitz, wobei er einige unverständliche Laute herstotterte.

„Der Weg, den du betrittst —" fuhr jener strafend fort — „führt zum Galgen und in die Hölle. Laß dich warnen, bevor es zu spät wird. Du hast ein Stück Silberstufe eingesteckt. Thue das unrechte Gut von dir, damit es dich nicht verderbe."

„Bernd!“ rief jetzt Dittel beleidigt — „faselst Du!“

„Wirst du augenblicklich das Silbererz in deiner Tasche herausgeben?“ sprach Bernd ruhig und fest. „Wo nicht, so zeige ich's dem Obersteiger an und du wirst gehenkt.“

„Meinst du etwa das Stücklein Bleiglanz —“ rief Dittel mit erzwungenem Lachen, indem er die Stufe verächtlich von sich warf — „welches ich meinem Töchterchen zum Spielwerke heimbringen wollte? Ha! es ist nicht einmal der Worte werth, welche du darüber machst. Da nehmen die beiden fürstlichen Brüder ihren Unterthanen jetzt wohl hunderttausendfältig mehr.“

„Darüber zu urtheilen, geziemt uns nicht —“ versetzte Bernd und folgte nun dem vorausfahrenden Dittel nach, welcher mehrmals sich versucht fühlte, seinen Hintermann von der Fahrt zu stoßen und ihn den Hals brechen zu machen. Nur die Feigheit des Bösewichts hielt ihn ab, sein Vorhaben auszuführen. Als die Bergleute unter fröhlichem „Glück auf“ dem Schachte entstiegen waren und aus dem Huthause in's Freie traten, wehete sie ein frischer Morgenwind an. Noch war der Himmel umnachtet; blasse Sternlein schimmerten abschiednehmend herab, und über dem nahen Hammerberge zog sich ein grauer Streifen — der Vorbote des nahenden Tages — am Horizonte dahin.

In einer Blende der Halde, welche aus dem tauben, zu Tage geförderten Gestein erbauet war, hing ein Christusbild, nach welchem die Bergleute ihre Schritte jetzt hinlenkten. Der ganze Raum blinkte von Grubenlichtern; denn die kommenden und gehenden Arbeiter hielten hier ihre Andacht; jene, um Schutz bei ihrem gefahrvollen Tagewerke zu bitten, diese, dem Herrn zu danken. Es war ein An-

blick eigener Art, die schwarzen Gestalten mit den todtblassen Gesichtern und den brennenden Lichtern vor der Brust reihenweise auf ihren Knieen liegen und sich le-

kreuzen zu ſehen, wobei die farbloſen Lippen vielfach die Mutter Gottes und alle Heiligen anriefen. Dittel war auch niedergekniet; ſeine Hand machte das heilige Kreuz über Bruſt und Antlitz; ſein Mund plärrte den himmliſchen Gruß; doch ſein Herz war ferne von Gott und ſann nur auf das Verderben ſeines Kameraden Bernd.

Letzterer ſchritt jetzt der Stadt zu, aus deren Thore ihm eine Frau mit zwei Mädchen, ſämmtlich mit Tragkörben verſehen, entgegentrat. Der Tag war nun völlig angebrochen, daher erkannten die einander Begegnenden ſofort ſich gegenſeitig.

„Guten Morgen, Vater!“ riefen die Mädchen freudig und eilten auf Bernd zu, welcher ſie und ſeine Frau mit einem muntern „Glück auf“ begrüßte.

„Habt ihr ſchon ſo früh den Schlaf von euch geſtreift?“ fragte Bernd ſeine Kinder, indem er ihnen die blühende Wange mit ſeiner ſchwielenreichen Hand ſtreichelte.

Bei dieſen Worten fuhr die Thorwache, welche, von dem Sprecher abgewendet, mit einer Magd geſchwatzt hatte, erſchrocken zuſammen, zog die Hellebarde grüßend an und ſchaute mit einem furchtſamen Blicke nach der Seite hin, wo die Töne herkamen. Eben ſo ſchnell jedoch nahm der Kriegsmann ſeine vorige, nachläſſige Stellung wieder an, wobei er lachend zu ſeiner Nachbarin ſagte: „Bin ich doch erſchrocken! Denke wirklich, der geſtrenge Herr Bürgermeiſter ſtehe hinter mir. Derweile iſt es blos ein lumpiger Häuer, der gerade dieſelbe Stimme hat wie unſer Herr Bürgermeiſter.“

Dieſe laut geſprochenen Worte waren Bernds Ohren nicht entgangen. Stumm führte er die Seinen abſeits und ſprach dann mit etwas gedämpfter Stimme zu ihnen: „Wo aus, mit euern Körben?“

„Wir wollen —“ war die gemeinſame Antwort — „für den Herrn Apotheker in Freiberg Tauſendgüldenkraut und Löwenzahn, Feldkümmel und Schaafgarbe, Stiefmütterchen und weiße Brennneſſeln eintragen.“

„Da könnt' ich euch wohl helfen?“ ſprach Bernd und machte Miene, mitzugehen.

„Nein! nein!“ wehrte ſeine Frau. „Du mußt jetzt ausruhen von deiner Nachtſchicht. Der Herr Apotheker hat mir geſtern Abend einen Trunk Bier geſchenkt. Davon habe ich dir eine Suppe gekocht, welche du daheim finden wirſt. Sie ſteht über den Kohlen und Wilhelm, welcher bereits über ſeinen lateiniſchen Büchern ſitzt, wird ſchon alles beſorgen. Geh, lieber Mann, iß und ſchlafe aus. Haſt du zu Mittage noch Luſt, uns Geſellſchaft zu leiſten, kannſt du es immer noch thun.“

Indem Bernd ſeine Zuſtimmung gab, blieb ein Landmann, der mit Reiſeſteck und Querſack verſehen, in die Stadt einwandern wollte, verwundert ſtehen. „Mein Six!“ rief er aus und verſetzte dem Bergmanne einen Schlag mit der flachen Hand auf die Schulter, unter welchem ein beutiger Geck gewiß zuſammen gebrochen wäre — „das iſt ja wahrhaftig der Weller von Molßdorf! Hat dein vornehmer Herr Bruder ſich doch noch deiner erbarmt? he? Aber, pfui! zu einem gemeinen Häuer hat er dich gemacht? Das iſt eben kein Bruderſtückchen! Biſt gewiß gefährdet worden im Schachte, weil du ein ſo großes Pflaſter über's halbe Geſicht weg trägſt. Faſt hätte ich dich nicht wieder erkannt, wäre mir deine Stimme nicht zu Hülfe gekommen.“

Bernd hatte ſich betroffen umgeſehen, ob dieſe unverhoffte Zuſprache unwillkommene Zuhörer gehabt habe. Hierauf führte er den Landmann einige Schritte

weit von den aufhorchenden Töchtern weg und sprach bittend: „Hankel! verrathe mich nicht. Nenne mich nicht Weller, sondern Bernd. Meinem Wilhelm zu Liebe habe ich mich hierher gewendet. Der Junge will studiren und besucht darum die Schule in Freiberg. Erfährt mein Bruder, daß ich hier bin, muß ich augenblicklich fort."

„Ein schönes Bruderstückchen!" versetzte Hankel. „Freilich, wenn die Großen mit einem so bösen Beispiele voran gehen: was wollen dann die Kleinen machen?! Armer Bernd, du bist mir auch als bloßer Häuer tausendmal lieber, als dein hochnasiger Herr Bruder, der sich seiner geringen Herkunft schämt."

„Schweig', um Himmelswillen!" bat Bernd den eifernden Landmann, der nur mit Mühe sich beruhigte, jedoch treulich versprach, gegen Niemand etwas von dem Verhältnisse der beiden Brüder zu erwähnen.

Eine Woche war vergangen, die Nachtschicht wieder vorüber, Bernd vor dem Christusbilde in der Halden-Blende, Dittel dicht hinter ihm. Als jener sich von seinen Knieen erhob, um heimzugehen, rief dieser plötzlich mit lauter Stimme: „Schichtmeister! Obersteiger! kommt her und haltet diesen Dieb fest, welcher eine Silberstufe aus der Zeche entwendet hat. Greifet den Bernd, welcher unsre ganze Knappschaft schändet. Ihr werdet den Diebstahl noch bei ihm finden."

„Ist dem also —" sprach Bernd ruhig — „so hast du, Elender, mir erst die Stufe heimlich beigesteckt."

„Erbärmliche Ausrede!" höhnte Dittel und sah mit Schadenfreude, wie sein Widersacher festgenommen, durchsucht und, nachdem die Anklage bestätigt gefunden worden war, gefangen abgeführt wurde. Es hatte dem Bernd nichts geholfen, daß er Dittels verbrecherisches Vorhaben von neulich erzählt und dadurch die Veranlassung der falschen Anklage darzuthun gesucht hatte. Mit großer Keckheit leugnete Dittel den ganzen Vorfall und der Schichtmeister machte dem Bernd bemerklich, wie er, wenn die Sache auch wirklich in der Wahrheit begründet sei, immer gar sehr gefehlt habe, indem er von seines Kameraden Uebelthat nicht sofortige Anzeige erstattet habe.

Der Bürgermeister von Freiberg, Herr Nicol Weller, hatte ein Weinbad genommen und stand, von einer behaglichen Wärme überströmt und gekräftigt, vor seiner großen, eisenbeschlagenen Truhe, seinen Mammon überzählend. Dabei murrete er, daß die fürstliche Münzstätte nicht einmal Geld genug prägen könne und man sich daher, statt der blanken Gulden, mit unscheinbaren Silberkuchen begnügen müsse. In seinem Geschäfte sah er sich durch die Magd gestört, welche die Gegenwart des Frohnvogtes anmeldete.

„Gestrenger Herr Bürgermeister —" hob Letzterer unter einem tiefen Bücklinge an — „Bernd, der Silberdieb, wünscht Euch um Gotteswillen zu sprechen. Ich habe dem Kerl die Hölle heiß gemacht, ihm von den Daumschrauben, den spanischen Stiefeln und der Marterleiter vorgeschwatzt; ihm beschrieben, wie es thue, wenn siedendes Pech und brennender Schwefel auf den bloßen Leib getröpfelt, oder das Fleisch mit glühenden Zangen gezwickt wird. Nun wird er Euch Alles gestehen wollen."

„Das mag er im Verhöre thun —" versetzte der Bürgermeister kalt. „Dazu braucht er mich nicht."

„Er verlangt aber ausdrücklich Eure Gegenwart —" erwiederte der Voigt — „ja, er hatte sogar die Kühnheit hinzuzusetzen, daß es Euch gereuen würde, schlüget Ihr ihm diese Gunst ab."

„Nun kann gar nichts daraus werden —" sprach Weller bestimmt. „Ha! der Schurke will mir gleichsam drohen?!"

„Gestrenger Herr Bürgermeister —" meldete wiederum die Magd — „Frau Bernd mit ihren Kindern will einen Fußfall vor Euch thun."

„Was da, Fußfall!" zankte das Stadt-Oberhaupt. „Sie kann mir tausendmal zu Fuße fallen und ihr Mann wird doch gehenkt. Die Gerechtigkeit muß blind sein, richten ohne Ansehen der Person. Dippolt, jage Er das Bettelvolk aus dem Hause."

Der Frohnvoigt ging aus dem Zimmer, dessen Thüre jedoch gleich darauf hastig aufgerissen wurde. Herein stürzte Frau Bernd mit ihren beiden Töchtern; bald zeigte sich auch ein junger Mensch von etwa 17 Jahren, welcher, mit dem Frohnvoigte sich herumbalgend, athemlos eintrat.

„Gnade!" rief Frau Bernd — „Gnade! Gnade!" ihre Töchter, wobei sie vor dem Bürgermeister niederknieeten.

„Recht und Gerechtigkeit!" rief auch Wilhelm, der Sohn, wobei er dem Frohnvoigte einen Schub gab, welcher denselben auf die Dielen versetzte.

Mit steigendem Zorne sah Weller dem ganzen Auftritte zu. „Nichts da!" rief er — „bleibt mir vom Leibe! Die Gerechtigkeit muß ihren freien Lauf haben."

„Er ist unschuldig!" tönte es vierstimmig zurück. „Dittel hat ihn fälschlich angeklagt."

„Keine Beweise dafür!" sprach Weller. „Die Tortur wird den Silberdieb schon zum Geständnisse bringen."

Wollet Ihr Eueres eigenen Blutes nicht verschonen?" rief Frau Bernd gellend — „Mein Mann ist ja Euer leiblicher Bruder!"

Da war es, als schlüge ein jäher Blitz vor des Bürgermeisters Füßen nieder. Eine Secunde lang starrte er die Frau an, dann sprach er, zum Frohnvoigt gewendet: „Hast du verstanden, was diese sagte?"

„Nichts habe ich verstanden —" antwortete dieser klug — „gestrenger Herr Bürgermeister."

„Geh, guter Dippolt, und sage dem — dem Gefangenen, ich würde überlegen, ob ich sein Ansuchen erfüllen könnte oder nicht —" befahl dieser.

Als der Frohnvoigt fort war, sprach der Bürgermeister zu Frau Bernd: „Hab' ich vorhin recht gehört? Wie heißt Euer Mann? Woher stammt er?"

„Mein Mann —" versetzte die Frau — „heißt mit seinem wahren Namen Melchior Weller und ist Euer leiblicher Bruder. Eurethwegen hat er sich Bernd genannt und die Verwandschaft mit Euch gegen Jedermann verheimlicht. Der Häuer Dittel hat ihn fälschlich angeklagt. Er und nicht mein Mann ist der Silberdieb."

Jetzt wurde die vorhin blinde Gerechtigkeit des Bürgermeisters plötzlich sehend. Er sah ein, daß es allerdings gut gethan sei, den Gefangenen vor dem Verhöre zu sprechen, so wie, daß es eine unerträgliche Schande für ihn selbst wäre, würde sein Bruder in des Henkers Hände gegeben. Er gebot der Frau und ihren Kindern Stillschweigen und versprach dagegen, sich seines Bruders thätig annehmen zu wollen. Wirklich begab er sich sogleich in die Frohnveste, in deren elendestem

Gemache der arme Bernd schmachtete. Es war hier so dunkel, daß der Bürgermeister seinen Bruder, obschon dieser das entstellende Pflaster weggenommen hatte, nicht würde wieder erkannt haben, wäre dieß nicht durch den Ton der Stimme geschehen, welche dem Bürgermeister wie seine eigene vorkam. Auch glichen die beiden Brüder an Gestalt, Größe und Gesicht einander täuschend, nur daß des Bergmanns Antlitz bleicher als das des Bürgermeisters war.

„Kennst du mich, Bruder Nicol?" redete jener den Eintretenden an.

„Leider, ja!" versetzte dieser. „Nur Noth hast du mir in deinem Leben gemacht, jetzt aber die allergrößeste."

„Und womit?" fragte Melchior gekränkt. „Hab' ich je Anspruch auf deine Macht, deinen Reichthum oder Einfluß gemacht? Hab' ich nicht immer mein Brot ehrlicher Weise verdient und gethan, was Christenpflicht ist? Damit mein Sohn Wilhelm etwas Tüchtiges lerne und mehr als ein armer Bergmann werde, plage ich mich nebst Frau und Töchtern redlich, ohne jemanden beschwerlich zu fallen. Und ist es so unerhört oder meine Schuld, daß ein Elender mich fälschlich anklagen konnte?"

„Ach, hättest du dem Kerl lieber den Mund auf ewig verschließen lassen, als du ihn über dem Diebstahle ertappt hattest —" sprach der Bürgermeister ärgerlich.

„Ich hatte Mitleiden mit ihm —" versetzte Bernd — „hoffte, ihn zu bessern —"

„Was da!" rief der Bürgermeister hitzig — „kein Mitleiden! keine Schonung! Du siehst, was dabei herauskommt. Wüßt' ich nur diesmal einen Ausweg zu finden — einen ganzen Silberkuchen wollte ich daran wenden."

„Wirklich?" versetzte Melchior bitter — „bin ich dir so theuer?"

Der Bürgermeister überhörte in tiefen Gedanken diesen Vorwurf. „Es muß gehen —" sprach er vor sich hin — „Dippolt muß ihn entwischen lassen; ich versehe ihn mit einigem Gelde; er flieht in ein fremdes Land, läßt Weib und Kinder später nachkommen. Gefunden!" rief er triumphirend.

„Das thu' ich nimmer!" sprach Melchior bestimmt — „um dein selbstwillen nicht. Meinest du, es werde verschwiegen bleiben, in welch' einer nahen Beziehung ich zu dir stehe? Man wird dich als Richter verdächtigen, deine Ehre antasten, dich wohl gar vom Amte jagen. Glaube mir: der gerade Weg ist auch hier der beste. Du bekennst frei und offen, daß du mein Bruder bist, für meine Schuldlosigkeit bürgest und —"

„Da höre ich den alten Trotzkopf wieder, —" fiel ihm Nicol in's Wort — „der Alles besser wissen will. Glaubst du, ein bloßer Häuer, mehr zu verstehen als dein Bruder, der hochweise Bürgermeister von Freiberg?"

Hier polterten eilige Tritte den langen Gang vor der Zelle daher und verhinderten eine Entgegnung von Seiten Melchiors, welche seinen Bruder gewiß nur erbittert haben würde.

„Gestrenger Herr Bürgermeister!" rief es draußen ängstlich — „ach, gestrenger Herr Bürgermeister! o große Noth!"

Die Thüre that sich auf, ein athemloser Rathsdiener und der Frohnvoigt traten ein. Beiden war das Entsetzen aus allen Gesichtszügen zu lesen.

„Was giebts denn? ihr Unglücksvögel!" sprach der Bürgermeister betroffen.

„Der Feind hat die Stadt überrumpelt —" keuchte der Rathsdiener.

„Die Kurfürstlichen haben alle Thore besetzt —" fuhr der Voigt fort.

„Der Kurfürst selbst ist an der Spitze der Feinde —" rief wieder der Rathsdiener.

„Er hält auf dem Markte —" schloß der Voigt — „und begehrt Eure und der Rathsherren Gegenwart."

Dieß war nun freilich eine Nachricht, über welche man des Bruders gefahrvolle Lage und jede andere Angelegenheit vergessen mußte. Keines Wortes mächtig stürmte der Bürgermeister aus dem Gemache, seine Leute ihm nach. Gewiß geschah es absichtslos, daß es keinem von ihnen beifiel, die Thüre hinter dem Gefangenen zu verwahren, welcher, obschon er vorhin von einem Entweichen nichts hatte wissen wollen, der Versuchung nicht zu widerstehen vermochte und daher das Weite suchte. Melchior beschloß, wenigstens seine Familie noch einmal zu sehen und dann ruhig abzuwarten, was Gott weiter über ihn verhängen würde. Melchior fand bei seinem Austritte aus der Frohnveste die ganze Stadt im Aufruhr. Alles lief bunt durcheinander. Die Weiber flüchteten, die Kinder jammerten und schrieen, die Kaufläden wurden geschlossen, auch hörte man bereits hier und da Thüren gewaltsam einschlagen, und sah die Soldaten in einzelne Häuser eindringen. Bernd fand seine ärmliche Wohnung verlassen. Er wußte nicht, daß seine Familie auf dem Heimwege von seinem Bruder in das allgemeine Gedränge gerathen war und wie eingekeilt auf dem Marktplatze sich befand.

Hier hielt Kurfürst Friedrich der Sanftmüthige in mitten seiner Ritter. Speere, Schwerdter, Helme und Rüstungen blitzten, Federbüsche weheten, Reiter jagten ab und zu, einzelne Schüsse krachten in den Straßen und in den Lärm tönten die Klänge der fruchtlos geläuteten Sturmglocke.

„Schönberg!" sprach Friedrich zu einem vornehmen Ritter — „wer plündert, wird ohne Gnade gehenkt. Ihr sorgt dafür, daß das Eigenthum der Bürger unangetastet bleibe. Ein Anderes wär's, hätten wir die Stadt mit Sturm nehmen müssen. Ach, sieh da, die Rathsherren von Freiberg!"

Paarweise naheten dieselben, an ihrer Spitze der Bürgermeister voranschreitend. Wenn dießmal die sonst so zierlichen, faltenreichen Halskrausen und die übrige Amtskleidung des hochweisen Magistrats nicht in der gewöhnlichen Ordnung befunden wurden, so trug die alleinige Schuld hiervon der große Schreck, welcher über Alle gekommen war.

„Ihr Herren —" redete der Kurfürst die tief vor ihn sich neigenden Rathsmitglieder an — „die gute Stadt Freiberg ist nun mein geworden. Fortan gehört mir nicht mehr blos die Hälfte der Silberausbeute zu, sondern ganz. Ihr habt mir, im Namen der Stadt, als euerm neuen Herrn und Gebieter den Eid der Treue abzulegen. Solltet ihr euch deß wider Vermuthen weigern wollen, wird die Stadt als eine eroberte betrachtet und behandelt, ihr aber als Widersetzliche mit dem Leben bestraft. In einer Stunde erwarte ich euch hier wieder. Treffet indeß eure Anstalten, so daß ihr das Wohl der Stadt und euer Leben wahret."

Stumm wanderten die Herren fort. Tiefe Bestürzung lag in ihren Zügen. Als sie vor dem Rathhause angekommen waren und der Bürgermeister, dießmal selbst des Rathes bedürftig, seine Collegen gedankenlos anblickte, nahm der Viertelsmeister Oerdtel für ihn das Wort.

„Liebe Amts- und wahrscheinlich auch bald Todes-Brüder! lasset uns jetzt heimgehen in unsre Wohnungen, um mit Gott und unserm Gewissen Rechnung abzuschließen und uns noch einmal mit den Unsrigen zu letzen. In einer halben

Stunde spätestens treffen wir uns auf dem Rathhause wieder, unsern Gott verhüte es, letzten Gang anzutreten. Habe ich in Eurer Seele gesprochen, Herr Bürgermeister?"

Stumm nickte dieser mit dem Haupte und die Gesellschaft trennte sich.

O Himmel! wie so gar schnell und schrecklich ist doch oft der Wechsel des menschlichen Glückes! Jetzt befand sich der Bürgermeister in gleicher Lage mit seinem armen Bruder, ja, fast in einer noch schrecklicheren — denn, wo war hier eine Ausflucht zu ermöglichen? Jener büßte höchstens ein kümmerliches, schwergedrücktes Dasein ein; er aber dagegen ein hohes Amt, Frau, Kinder und die geliebten Silberkuchen! Zwar gab es ein Mittel, dem Untergange zu entrinnen; doch damals galt der Eid noch etwas. Er schauderte vor dem Gedanken an einen zu begehenden Eidesbruch, und dazu hatte der Viertelsmeister so bestimmt sich über den zu fassenden Entschluß ausgesprochen, daß ihm hierin gar keine Wahl blieb. Tiefsinnig schritt er seine Stube auf und ab, starrte seine Frau an, welche mit ängstlichen Fragen in ihn drang, wies seine weinenden Kinder von sich, schloß seine Truhe auf und überblickte trostlos seinen Silberschatz, der ihm jetzt nicht helfen konnte. Eine Viertelstunde war auf diese Weise verstrichen und noch immer kein fester Entschluß gefaßt. Da trat sein Bruder Melchior ein, welcher erfahren hatte, daß seine Frau und Kinder vor dem Bürgermeister einen Fußfall hatten thun wollen und solche daher hier aufzusuchen kam. Auch zu seinen Ohren war die Bedingung gedrungen, welche der Kurfürst dem Magistrate gestellt hatte. Ueber die allgemeine Noth vergaß er jetzt der seinigen.

„Was wirst du thun, Bruder?" redete Bernd den Bürgermeister an.

„Dieser sah auf und, alles Andere vergessend, erwiederte er: „Ach, Melchior! du hattest doch sonst manchen gescheidten Einfall — rathe mir, wenn du kannst, und ich will dich fürstlich belohnen."

„Hier kann kein Zweifel statt finden, was du zu thun hast —" versetzte Melchior. „Du mußt deinen Unterthaneneid halten, den du deinem Fürsten zugeschworen hast."

„Aber die Drohung des Kurfürsten!" klagte Nicel.

„Ist vielleicht nur eine Drohung. Und selbst wenn sie mehr als dieß wäre, kannst du nicht anders. Wenn der sanfte Friedrich schon einen verweigerten Eid mit dem Tode zu bestrafen droht, was wird, meinest du, der strenge Herzog Wilhelm auf einen gebrochenen Eid thun? Das Kriegsglück ist launenhaft wie jedes andere, und Wilhelm wohl eben so tapfer und stark als sein Bruder. Wer bürgt dir dafür, daß Freiberg nicht schon in den nächsten Tagen wieder in Wilhelms Gewalt sein könne? Und was wird dann dein Lohn sein, bist du treulos und meineidig gewesen?"

Der kalte Angstschweiß trat auf des Bürgermeisters Stirne: „Du hast Recht!" seufzte er. „Aber, wenn nun der Kurfürst seine Drohung wahr macht? Ich bin noch gar nicht vertraut mit dem Gedanken an den Tod. Du, der du ihn alle Tage jetzt vor Augen hattest, kannst leicht von ihm reden. Ach, das Leben ist so schön! So wenig habe ich mein Glück erst genossen! Nur noch einige Jahre wünscht' ich zu verleben, meine Kinder etwas größer zu ziehen, ihnen einiges Vermögen zu hinterlassen —"

Bernd war in tiefe Gedanken versunken. Ein großer Entschluß rang sich in

ihm auf. Sein gebeugter Nacken richtete sich empor, seine Züge wurden feierlich, sein Auge glänzte.

„Bruder!“ hob er fest an — „versprich mir, für meine Frau und Kinder zu sorgen, auch meinen ehrlichen Namen vor der Welt zu retten, im Fall mein Untergang von Gott beschlossen sein sollte. Ein Anderes ist es, für das Vaterland sein Leben zu opfern, als den Tod eines Missethäters zu sterben. Komme es auch, wie da wolle: so wird man doch ersehen, daß ich der Elende nicht war, welcher um eines Stückes Silbererz willen den Bergmannseid gebrochen hat und zum Diebe geworden ist. Ich will deine Stelle vertreten, mein Bruder! So schafft doch unsere große Aehnlichkeit des Körpers einigen Nutzen, und du bist auf jeden Fall geborgen. Sterbe ich: so rettest du später durch die treue Erzählung der Wahrheit meine Ehre und bleibst Bürgermeister wie zuvor. Erfüllt der Kurfürst seine Drohung nicht, so wird sich Gott auch wohl gnädig finden lassen, meine Unschuld an das Licht zu bringen.“

Die Versuche, welche Nicol machte, seinen Bruder von dem ausgesprochenen Entschlusse abzubringen, waren nicht von der Art, denselben wankend zu machen. Auch gab der Bürgermeister sein feierliches Wort, für Melchiors Familie auf das beste sorgen zu wollen. Eben so willig gab er auch seinen Anzug her, um den Bergmann in einen Bürgermeister umzuwandeln. Als Melchior mit seinem Putze in Ordnung war, bat er seine Frau Schwägerin um ein weißwaschenes Oberhemde ihres Mannes und um ein Stück starken Strickes. Beides als Bündel unterm Arme tragend, begab er sich nun nach dem Rathhause, wo bereits sämmtliche Mitglieder des Magistrats eingetroffen waren. Hier fiel Melchiors bleiche Gesichtsfarbe — der einzige bemerkliche Unterschied zwischen den beiden Brüdern — nicht im geringsten auf, denn des Kurfürsten Anrede vorhin hatte jegliche Röthe von des Bürgermeisters Antlitze weggeblasen; auch waren die Herren gegenwärtig in einer Gemüthsstimmung, welche keine kleinliche Untersuchung äußerlicher Zufälligkeiten gestattete. Festen Schrittes trat Melchior in den Kreis seiner neuen Amtsgenossen.

„Hier —“ sprach er feierlich, indem er das Bündel unter dem Arme vorzog und entwickelte — „meine Antwort auf des Kurfürsten Gebot. Ich hoffe von euch, daß ihr denken und thun werdet wie ich, und wie das Recht es verlangt.“

Bernd warf sich das weiße Hemd über und schlang den Strick um den entblößten Hals.

„Macht der Kurfürst seine Drohung wahr —“ fuhr er fort — „so soll dieses Sterbehemde mein Schmuck- und Ehrenkleid sein, in welchem ich getrost vor dem ewigen Richter hintreten will. Lieber todt, denn meineidig! Gott erhalte unsern angebornen Fürsten Wilhelm! Treue ihm bis in den Tod!“

Zur Ehre der wackern Freiberger muß man die Wahrheit sagen, daß auch nicht Einer unter den Rathsherrn war, welcher nicht in diesen Ruf freudig eingestimmt oder auch nur eine sauere Miene dabei gezogen hätte. Stolz auf ihr standhaftes Oberhaupt, schüttelten Alle demselben die biedere Rechte, und die Rathsdiener hatten nichts Eiligeres zu thun, als den nöthigen Bedarf an Hemden und Stricken herbeizuholen, um alle Mitglieder des hochedeln Magistrats in Armesünder umzuwandeln. Bevor die anberaumte Stunde völlig verflossen war, hatte sich der Zug vom Rathhause nach dem Markte in Bewegung gesetzt. Es konnte nicht fehlen, daß die große Kunde von dem ehrenwerthen Entschlusse des Magistrats sich blitzschnell verbreitete, und daß die Neugier über jede andere Rücksicht die Ober-

hand behauptete. Daher war der Markt und die denſelben umgebenden Häuſer mit einer zahlloſen Volksmenge beſetzt, welche nicht mehr die Anweſenheit der vielen fremden Krieger fürchtete.

Ein wehbringender Gedanke durchzuckte Bernds großes Herz bei ſeinem muthmaßlich letzten Gange — der Gedanke an ſeine Lieben, welche er ſo gern noch einmal umarmt, wenigſtens noch einmal geſehen hätte. Letzteres ſollte ihm auch wirklich zu Theil werden. Indem er und ſeine Begleiter nur mit Mühe durch den dichten Volkshaufen dahinſchritten, durchſchnitt ein ſchmerzlicher Ruf die Luft, welcher ihn ſchnell aufblicken machte. Da ſah er Frau und Kinder zwiſchen der drängenden Maſſe, und die Kinder hatten, trotz der Verkleidung und des abgelegten Pflaſters, ihren Vater erkannt, riefen jammernd ſeinen Namen und ſtrebten, ſich zu ihm hindurch zu arbeiten. Und er — o Schmerz! durfte den Ruf nicht erwiedern, mußte das Haupt von ihnen abwenden und theilnahmlos weiter pilgern. Lange noch tönte ihm das Geſchrei der Seinen in verſtärktem Maaße nach, bis es endlich in der geräuſchvollen Nähe des Kurfürſten verhallte.

Nicht ohne Staunen ſah der Letztere die Rathsglieder in dem beſchriebenen Anzuge auf ſich zukommen. Faſt wollte er aus demſelben errathen, was ſie ihm zu ſagen hatten. Doch hütete er ſich, ſeine Gedanken hierüber laut werden zu laſſen.

„Wie ſtehts, ihr Herren?“ redete er die Hemdenträger an — „habt ihr euer und der Stadt Heil bedacht und ſeid ihr bereit zu dem, was ich von euch verlange?“

„Wir ſind hier —“ antwortete Melchior unerſchrocken — „um uns der Verfügung Eurer kurfürſtlichen Durchlaucht zu überliefern. Wir wollen lieber durch

Euern Zorn das zeitliche, als durch einen Meineid das ewige Leben verlieren, wollen Gott mehr gehorchen denn dem Menſchen. So lange unſer rechtmäßiger Lan-

detherr, Herr Herzog Wilhelm, nicht selbst uns unsers ihm geleisteten Unterthanen-Eides entbindet, können und mögen wir niemand Anderem Treue angeloben. Verfahret mit uns, gnädigster Herr Kurfürst, nach Euerm Gutdünken und wie Ihr es vor Gott und den Menschen verantworten zu können glaubet. Noch geben wir Euch zu bedenken, wie Euch selbst an Unterthanen nichts gelegen sein kann, welche mit heiligen Schwüren spielen und die angelobte Treue wechseln können wie ein Kleidungsstück. Hier —" er kniete nieder — „ist mein schwaches Haupt. Soll es fallen vor Euerm Zorne, so möge Gott im Himmel sich meiner armen Seele erbarmen. Amen!"

Wahre Seelengröße macht selbst auf die rohesten Gemüther einigen Eindruck. Wie vielmehr hier auf einen Fürsten, der fast nur nothgedrungen Krieg führte und mit Recht den Zunamen „der Sanftmüthige" erhalten hat. Als alle Rathsherren jetzt, wie ihr Oberhaupt, niederknieeten und ergeben das Haupt zum tödtlichen Streiche beugten, übermannte tiefe Rührung den Kurfürsten. „O Bruder Wilhelm!" rief er angegriffen aus — „wie beneide ich dich um solche treue Unterthanen! Nein, ihr wackern Männer —" fuhr er, zu den Knieenden gewendet, fort — „fern sei es von mir, euch durch Wort oder That je kränken zu wollen. Nicht Kopf ab, Alter! leben sollt Ihr noch lange zum Wohle dieser getreuen Stadt, welche keinen besseren Händen anvertraut sein könnte." Der Kurfürst zog den knieenden Melchior empor, reichte ihm und den übrigen Rathsgliedern die fürstliche Rechte, und entließ sie insgesammt unter dem Ausdrucke seiner völligen Gnade. Vom feindlichen Kriegsobersten bis zum untersten Knappen herab blickten Alle mit ungeheuchelter Achtung auf die treuen Bürger hin, welche jetzt, im frohen Bewußtsein recht gehandelt zu haben, ihren Rückweg antraten. Ein frohes Gemurmel des Beifalls lief vor ihnen her, das allgemach in den tobendsten Jubelruf überging. Aus allen Fenstern weheten grüßende Tücher; Tausende von Händen schwenkten die Hüte und Mützen; aus feinen und groben Kehlen schallte das Lob der standhaft treuen Rathsmänner. Mit freudigem Stolze blickten diese auf ihren Bürgermeister, der in ihrem Namen so würdig als wahr gesprochen hatte. Vor Zeiten hat ein mächtiger Monarch das aufgefundene Strumpfband einer schönen Dame zu einem der ersten Orden erhoben. Ein ungleich ehrenwertheres Ordensband war der Strick, welcher den Hals der Freiberger Rathsherrn jetzt zierte, und ihr weißes Sterbehemde das schönste aller Ordenskleider.

Bernd oder Melchior Weller war nicht unempfindlich gegen den Beifall der Menge, noch weniger gegen denjenigen seines guten Gewissens. Das Herz schwoll ihm in der Brust vor Freude und heiter hob sich sein Auge, unter den zahllosen Zuschauern nach denen sich umzusehen, welche ihm das Theuerste auf Erden waren. Da fiel sein suchender Blick auf den großen Röhrbrunnen des Marktes, dessen Mitte die aus Sandstein gehauene Göttin der Gerechtigkeit zierte. Seine steinerne Einfassung war von einem dichten Kranze waghalsiger Neugieriger besetzt; über ihnen hoch aber saß triumphirend auf dem kolossalen Haupte der blinden Gerechtigkeit ein Bergmann, welcher mit halsbrechender Geschicklichkeit diesen erhabenen Schausitz erklommen hatte. Es war Dittel, der lügnerische Ankläger Bernds. Letzterer wurde durch den unverhofften Anblick seines Todfeindes gar plötzlich in seinem Entzücken gestört. Er konnte sich nicht entbrechen, als er dicht an dem Brunnen vorüberschritt, die Faust drohend gegen den Bösewicht auszustrecken und

die strafenden Worte zu rufen: „Ha, Dittel! Gottes Gerechtigkeit wird dich gewiß finden und richten!“

Es ist unerwiesen geblieben, ob Dittel seinen Kameraden unter der Verpuppung wiedererkannte oder nicht. So viel aber ist gewiß, daß dessen Anrede ihn in große Bestürzung versetzte, welche er unter einem erzwungenen Lachen zu verbergen suchte. Dabei wiegte er verlegen die in einander verschlungenen Beine. In dem Augenblicke, als Bernd seinen Fuß weiter setzte, ertönte ein Schrei, dem das Gepolter eines Falles und zwei Klatsche in das Wasserbecken folgten. Das verwitterte Haupt der Dame Justitia, durch das Hinaufklettern Dittels wahrscheinlich locker gemacht, war durch dessen Schaukeln vom Rumpfe gebrochen und in das Wasser gerollt. Von demselben rührte der erste Klatsch in das Becken her. Der zweite entstand durch Dittels Körper, welcher mit dem Kopfe gerade auf den steinernen Delphin zu den Füßen der Göttin und dann erst in das Wasser gefallen war. Die schreiende Menge zog ihn zwar sofort wieder aus demselben, allein ein Blutbächlein, das, von Dittels Hinterhaupte ausgehend, sich durch das reine Quellwasser hinzog, zeigte sattsam, daß der Fall in das Wasser der minder gefährliche gewesen sei.

Der Unglückliche strebte unter großer Anstrengung die rechte Hand nach der klaffenden Wunde zu bringen, wobei seine Lippen ein schmerzliches Gestöhn ausstießen.

Melchior und seine Begleiter hatten Halt gemacht. Tief erschüttert wendete sich der Erstere zu dem Verunglückten mit den Worten: „Dittel, ich beschwöre dich bei dem allwissenden Gott, vor dessen Richterstuhl vielleicht in kurzem du gefordert werden wirst, daß du frei und offen bekennest, wer der Dieb der Silberstufe war, die man in Bernds Grubenkittel gefunden hat?“

Dittel öffnete den Mund zum Sprechen und schloß ihn wieder. Seine Augen verdrehten sich, und schon glaubten die Umstehenden, daß der Tod ihn abzuholen käme, als er sich noch einmal ermannte und mühsam die leisen, doch vernehmlichen Worte herlallte: „Ich selbst — war der — Dieb.“

Gleich darauf war er todt.

„Gott Lob!“ sprach Melchior aus tiefer Brust — „daß er mit keiner Lüge aus der Welt in die Ewigkeit gegangen ist. Ihr Alle habt es gehört, daß er sich als den Dieb bekannte, daß demnach ich — daß Bernd unschuldig ist. Gott sei seiner Seele gnädig.“

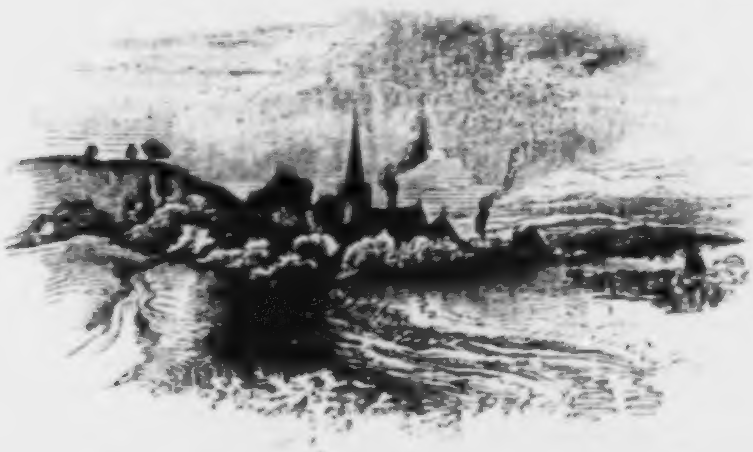
„O wie wahr habt ihr doch abermals vorhin gesprochen —“ hob der Viertelsmeister Oerdtel an — „Herr Bürgermeister! Selbst durch das blinde, steinerne Bild der heidnischen Gerechtigkeit hat unser Herrgott die seinige uns offenbart! Sein Name sei gelobt!

„Bis in Ewigkeit, Amen! —“ schloß der gerührte Melchior und verfügte sich in seines Bruders Haus, um später als Bergmann Bernd und heimlich in die Frohnveste zurückzukehren, aus welcher er jedoch schon in der nächsten Stunde als unschuldig befundener, feierlich anerkannter Melchior Weller erlöset wurde. Die Freude seiner Familie male sich der freundliche Leser selbst aus. Ein Leichtes war es dem Bürgermeister, dessen Einfluß und Ansehen durch die bewiesene Standhaftigkeit seines Bruders unendlich gestiegen war, demselben als Entschädigung für die unschuldig erlittene Haft eine einträgliche Rathsstelle zu verschaffen, welche ihn seines gefährlichen Berufes als Bergmann enthand und ihn in den Stand setzte,

seinem Wilhelm die nöthigen Mittel zum Studiren zu gewähren. Auch muß man hinzufügen, daß Herr Nicol auch im Uebrigen nicht undankbar gegen seinen brüderlichen Rathhelfer sich erwies, und namentlich eine christliche Theilung seiner vorräthigen Silberkuchen mit ihm veranstaltete. Zwar munkelte später die Sage von dem eigentlichen, wahren Hergange der ganzen Sache; doch wurde derselben von beiden Brüdern einträchtig widersprochen, daher sie endlich in Vergessenheit kam und dem Bürgermeister die alleinige Ehre davon blieb.

Noch lange Jahre diente die kopflose Gerechtigkeit auf dem Marktbrunnen der Stadt als angestauntes Wahrzeichen, bis endlich die Alles verschönernde, oft auch verderbende neuere Zeit dasselbe für immer beseitigte. Herzog Wilhelm aber belehnte die Stadt Freiberg, wegen der Standhaftigkeit ihrer Vertreter, mit dem ehrenden Beinamen, „die treue", welchen sie auch durch zwei harte, mit beispiellosem Muthe ertragene, Belagerungen während des dreißigjährigen Krieges sattsam bewähret hat. Sie blühe fernerhin in Segen!

Gustav Nieritz.



Der Exorcismus-Streit.

Mag immerhin der Städter die Vorzüge des Stadtlebens preisen, sich in den engen finsteren Gassen mit den himmelanstrebenden Häusern gefallen — ich lobe mir doch das Leben auf dem Lande. Das Herz geht Einem weit und fröhlich auf, sieht man, wie auf dem vorliegenden Bilde, das freundliche Dörfchen Rüsseina am Fuße des Hügels liegen, dasselbe von grünem Gebüsche eingefaßt und mit weitreichenden Fernaussichten umgeben. Wirthlicher Rauch entsteigt den niederen Hütten und ladet den Beschauer gastfreundlich zum Näherkommen ein. Die Krähen schiffen unter des Himmels Gewölke hin, zu welchem des Kirchthurms Spitze mahnend aufdeutet, daß man über dem Zeitlichen nicht des Ewigen vergessen möge. Wie vor Zeiten der königliche Sänger David hütet Damöt dort im Regenmantel und Hute seiner Heerde, bald mit zärtlichen Gefühlen an seine Ehice gedenkend,

bald mit dem treuen Phylax schwatzend, bald der Flöte zusprechend. Rüsseina ist noch jetzt ein ansehnliches Dorf in der Gegend von Nossen, und war dieß nicht minder in der Zeit vor etwas mehr als 200 Jahren, wo diese Erzählung ihren Anfang nimmt. Der bei weitem größere Theil der Häuser zieht sich hinter der Kirche einem anmuthigen Thale entlang, wo auch der Rittergutshof seine weitläufigen Gebäude ausbreitet. Das Haus neben der Kirche kann natürlich kein anderes als die Pfarrwohnung sein, in welcher unter der Regierung des Kurfürsten Christian I. der fromme und eifrige Pfarrer Gotthold Seilerius mit seiner Familie hauste.

An einem sonnenhellen Erndtetage des Septembermonates saß dieser würdige Geistliche in seinem Studierstübchen, und prägte seinem Gedächtnisse die morgen vorzutragende Predigt ein. So oft er jedoch an dem frohen Gebelle seines Hofhundes und dem Jubel seiner Kinder die Annäherung des vollen Erndtewagens verspürte, stand er auf, um aus dem Fenster den reichen Segen des Herrn dankbaren Herzens mit anzusehen. Bei dieser Gelegenheit pflegte auch die Frau Pfarrerin ihre Milchkammer zu verlassen, den Fleiß der eifrigen Erndter zu loben, dem Knechte aber aufzutragen, den Wagen ja nicht zu überladen, auf daß die armen Zugthiere nicht über die Gebühr angestrengt würden. Nicht lange erst war der leere Wagen, beladen mit den großen und kleinen Kindern unsers Seilerius, wieder abgefahren, als ein vielstimmiger Lärm zu des memorirenden Pfarrers Ohren drang. Unmöglich konnte derselbe von dem rückkehrenden Erndtewagen herrühren, und gleichwohl waren es die Stimmen der Seinen, welche er vernahm. Als er neugierig in den Pfarrhof hinunterschaute, sah er einen eigenen Auftritt. Leberecht, der stämmige Knecht, hielt mit nerviger Faust einen unbekannten Kerl beim Genicke fest; Aurel, des Pfarrers ältester Sohn von 19 Jahren, beobachtete die linke Flanke und Heinrich und Anton das Centrum des Feindes. Die Magd, eine kopflose, blutende Gans in der einen und den Rechen in der andern Hand tragend, machte nebst des Pfarrers zweiter Tochter Johanna den Beschluß des Zuges, dessen Nachtrab die neugierige Dorfjugend bildete.

„Da steht der Gänsedieb!" ertönte es im Chor hinauf zu dem verwunderten Pfarrherrn, welcher hierauf schnell seine Predigt und die Bibel im Stiche ließ und herab eilte. Herr Seilerius war etwas hitziger Natur; daher fuhr er mit ziemlichem Ungestüm auf den Gänsedieb, dessen Galgenphysiognomie eben nichts Gutes verrieth, ein. „Mensch!" schrie er ihn an — „weißt du, daß die Diebe das Reich Gottes nicht ererben sollen? Sprich, was hat dir diese Gans, deren Vorfahren einst durch ihre Wachsamkeit das römische Capitol retteten, in den Weg gelegt, daß du sie schonungslos und barbarisch enthaupten konntest?" Er hielt dem Kerl das blutige Haupt vor das Gesicht. „Schau her, Unglücklicher!" fuhr er tief entrüstet fort — „dieses halb geschlossene, verdrehete Auge des Gänsevogels, dessen Kielen der Schriftsteller die Unsterblichkeit, dessen Flaume das Kind sein weiches Bettchen, dessen Fette die wirthliche Hausfrau eine willkommene Schmalzzubuße und dessen schmackhaftem Fleische unsre Tafel ein vorzügliches Gericht verdankt, — dieses Auge, sage ich, verklagt dich als ruchlosen Mörder, der als solcher seine Strafe erhalten soll. Konntest du nicht warten bis um die Martinszeit, wo dieses Thier das Ziel seiner Bestimmung erreicht und in gebratenem Zustande unsern Tisch geziert haben würde, von welchem für den zusprechenden Bittenden der Brosamlein erkleckliche abgefallen sein würden?"

Der Dieb ſchwieg hartnäckig, den ſcheuen Blick je zuweilen auf ſeine Scherzen und den eifernden Pfarrer werfend. „In das Burgverließ mit ihm!“ — gebot nun Letzterer — „bis der Frohnvoigt kommt, ihn abzuholen.“

Das Burgverließ, welches der Gänſedieb als einſtweilige Wohnung angewieſen bekam, mochte allerdings ein Ueberreſt der ritterlichen Vorzeit ſein und beſtand aus einem, in den Hügel hineingearbeiteten Gewölbe, deſſen wohlverwahrter Ausgang im Bereiche des Pfarrhofes und gerade der Studierſtube des Pfarrherrn gegenüber ſich befand. Nachdem man ſich des Gefangenen alſo verſichert hatte, kehrte die Aerndtegeſellſchaft nach dem verlaſſenen Aerndtewagen, Frau Seilerius mit ihrer älteſten Tochter Sophie nach der Küche, der Herr Pfarrer zu ſeiner Predigt zurück, an welcher er jetzt Mehreres zu ändern fand, was ihn durch den Vorfall mit dem Gänſediebe nöthig geworden zu ſein ſchien.

Er hatte ſich mit ſeiner Schreiberei an's Fenſter geſetzt, durch welches er von Zeit zu Zeit einen beobachtenden Blick hinüber nach der Thüre des Burgverlieſes warf. Und dieſe Aufmerkſamkeit erwies ſich auch keineswegs als unnöthig; denn es war ſchon mehrmals der Fall geweſen, daß die Pfarrersfrau und ihre Tochter nur durch den Aufblick zum wachſamen Seelenhirten ſich von dem Verſuche hatten abſchrecken laſſen, dem Gänſediebe in ſeiner einſamen und dunkeln Kammer einen Krug friſcher Milch und einen breiten Rand neubackenen Aerndtekuchens heimlich zuzuſtecken. Aber auch dem frommen Seilerius wollte die beabſichtigte Umänderung des einen Predigttheiles nicht recht von der Hand gehen. Als er denſelben nach einiger Zeit überlas, kam er auf einen Satz, welcher alſo lautete: „Preiſen wir des Allmächtigen Gnade und Liebe, welche unſre Saatfelder vor Dürre und übergroßer Näſſe, vor Hagelſchlag und verheerenden — „Winden“ — ſollte es nun heißen, ſtatt deſſen ſtand aber: „und verheerenden „Gänſedieben“ geſchützet hat.“ Das war doch zu arg! So lange der nichtsnutzige Stromer drüben ſteckte, ſchien der ſchaffende Geiſt von dem Pfarrherrn gewichen zu ſein. „Ob denn der Frohnvoigt noch nicht kommt?“ fragte er und blickte dabei unruhig nach dem Hofthore hin. Nicht der Erſehnte, ſondern eine ſchwerfällige, durchaus maſſive Kutſche mit zwei rüſtigen Ackergaulen beſpannt, rumpelte in den Pfarrhof ein.

„Rentmeiſters aus Noſſen!“ rief Sophie gellend, welche das Geräuſch an's Küchenfenſter gezogen hatte.

„Vater!“ ſchallte die Stimme der Pfarrersfrau die Treppe herauf — „du

mußt die Gäste empfangen! Ich kann mich in meinem Anputze vor niemand sehen lassen.“ Unter dieser Rede kam sie allmälig bis in's Stübchen hereingetreten. „Ich habe —“ fuhr Christel fort — „die Karpfen geschlachtet und gerissen, die Finger voll Blut und keine ordentliche Haube auf dem Kopfe —“ Also sprechend, verschwand sie in der angränzenden Kammer, ihrem Manne die Sorge überlassend, die Ankömmlinge nach Würden zu bedienen; denn auch Sophie hatte sich, mit der Mutter in gleicher Bedrängniß, in ihr jungfräuliches Heiligthum zurückgezogen.

Herr Seilerius warf einen prüfenden Blick auf seinen großgeblumten Schlafrock, den er darauf mit seinem schwarzen Schößelrocke zu vertauschen ging; denn obgleich der Rentmeister sein alter Freund und Duzbruder war, verlangte doch die gute Sitte die einmal hergebrachte Förmlichkeit, welche den Kleiderwechsel gebot. Noch steckte der gute Pfarrer mit einem Arme erst im Rockärmel, als schon die Thüre sich aufthat und ein ältlicher Herr, von drei jüngeren Gestalten auf dem Fuße gefolgt, hereinschritt. Während sich die Lippen der beiden Papa's und deren Perrücken mit einander vermählten, daß die Köpfe eine Puderwolke verhüllte, schalt der Rentmeister: „Eine schöne Wirthschaft bei dir, Freund Seilerius! Eine fein krähende Stimme —“ er fistulirte diejenige Sophiens nach — „schreit: Rentmeisters aus Nessen! Und siehe da! kein Mensch läßt sich blicken, die zwar ungebetenen Gäste zu bewillkommnen. Sollen wir etwa wieder heimkehren? Hat die reiche Aerndte nicht einmal soviel getragen, daß du uns zur Noth eine Strohbucht machen lassen kannst? Wollen die Hühner keine Eier mehr legen, die Kühe keine Milch und Butter geben, daß du wenigstens einen Eierkuchen uns vorsetzen könntest? Aha! du hast, wie ich jetzt erst sehe, just über deiner Predigt geschwitzt. Häng' die Postille an den Nagel! Deinen Bauern ist eine gefüllte Scheuer lieber als eine wohl durchdachte Predigt. Laßt uns heute fröhlich sein! Wo ist die Frau Seileriusin und das krähende Fiekchen? Wo steckt mein Pathe Aurel, der angehende Demosthenes, und Johanna? Wo Heinrich und Anton, diese beiden Nesthäkchen, geboren im Spätsommer meines Seilerii?“

Unter lauter Fragen und Antworten gewann die ganze Gesellschaft die geräumige Unter- und Wohnstube, wo Christels flinke Hand den weißgedeckten Tisch bereits mit einem Teller hochaufgeschichteten Kuchens und einem vollen Weinkruge besetzt hatte. Sie selbst flüchtete nach den ersten Bewillkommungen in die Küche zurück, die nöthigen Anstalten zum Abendmahle zu treffen. „Man sieht's —“ hob der Rentmeister mit vollen Backen kauend an — „daß ihr in der Aerndte seid. Die Uhr nicht aufgezogen, die gar erst auf 4 Uhr zeigt. Doch, wir wollten ja fröhlich sein. Hurtig, laßt uns ein Spiel anfangen, auf daß wir uns in unsre Jugendzeit zurückversetzen und selbst unserm Alter noch Ehre machen. Heda, Traugott! Rosselenker! komm herein, du kannst auch mitspielen. Er ist —“ wendete er sich zum Pfarrer — „ein reicher Bauerssohn, der nur aus Gefallen die Rolle meines Kutschers heute übernommen hat.“

Bald war das Spiel in vollem Gange. Als der Rentmeister einmal die blinde Kuh mit verbundenen Augen vorstellte, nahm der Herr Pfarrer die Gelegenheit wahr und entschlüpfte aus der Stube. Indem er über den Hof nach dem Burgverließe hinschlich, sah er eben so schüchtern sich um, als vorhin seine Frau und Tochter. Rasch hatte er den Riegel von der Thüre weggeschoben. „Komm heraus, Freund Gänsedieb! —“ sprach er in das Dunkel hinein. Jener gehorchte. „Sündige hinfort nicht mehr —“ fuhr Seilerius fort — „auf daß dir nichts Aergeres

widerfahre. Hier haſt du ein kleines Viaticum —" er drückte ihm zwei ſächſiſche Zweigroſchenſtücke in die Hand — „und nun ſuche das Weite."

Der Gänſedieb ließ ſich ſo etwas nicht zweimal ſagen und nahm eilig Reißaus. Zufriedenen Sinnes kehrte der Pfarrherr zu ſeinen Gäſten zurück, welche das

Pantoffelſpiel jetzt vorſchlugen. Demnach ſetzten ſie ſich in einen Kreis auf die Erde nieder und ſchoben ſich einander einen Pantoffel unter den Knieen zu, den der in der Mitte Stehende zu erwiſchen trachtete. Zwar bedünkte es dem Pfarrherrn, als ob dergleichen lärmende Spiele ſich nicht ganz mit ſeiner Amtswürde vertrügen wollten; doch tröſtete ihn der Gedanke, daß ja ſelbſt der Heiland auf der Hochzeit zu Kana geweſen und daß, außer ſeiner Tochter Sophie, keines ſeiner Beichtkinder anweſend ſei, welchem der Anblick des profanen Spieles ein Aergerniß geben konnte. Eben war Sophie die Pantoffel-Heldin, welche als ſolche manchen verſtohlenen Schlag mit dem fraglichen Fußbekleidungsmittel erhielt, als die Stubenthüre aufging und zwei Frauengeſtalten ſehen ließ, welche über das ihren Blicken ſich darſtellende Schauſpiel einige Betroffenheit verriethen. Die jungen Leute, anſtatt ſich in ihrer Freude ſtören zu laſſen, bezeigten nicht übel Luſt, die neuen Gäſte, obſchon dieſe einige Steifheit bezeigten, zur Theilnahme einzuladen. Doch waren ſie für die damaligen Zeiten gebildet genug, alsbald davon ab- und ſogar aufzuſtehen, als ſie vernahmen, daß ſie die Gutsherrſchaft, die Frau Baronin von Dachſel und deren hochgebornes Fräulein Tochter, vor ſich hätten. Die Edeldame wendete ſich ſogleich an den Pfarrherrn, welcher den Staub von ſeinen Knieſchei-

den zu entfernen strebte. „Herr Pfarrer! —“ hob sie an — „wie mir so eben gesagt worden ist, habt Ihr einen Gänsedieb in Euerm Gewahrsam? Seinetwegen komme ich hierher. Jedenfalls ist er derselbe Galgenvogel, welcher meinen Hühnerstall gestern heimgesucht und mir 4 der schönsten Brabanter gestohlen hat. Laßt mich den Kerl sehen, damit ich ihm auf den Zahn fühlen kann.“

Herr Seilerius räusperte sich in großer Verlegenheit, wollte sprechen und konnte nicht; endlich setzte er sich stumm an die Spitze des Zuges, der, durch seine Gäste verstärkt, sich jetzt nach dem Burgverließe hinbegab. Dort kam ihnen Frau Seileriusin in den Weg. Ihr Gesicht verrieth große Betroffenheit, die nicht blos durch den unverhofften Anblick der beiden Edeldamen hervorgerufen wurde.

„Ich wollte —“ stammelte sie — „dem Gänsediebe einen Trunk und einen Bissen Brotes reichen — allein ich fand das Burgverließ leer, obschon die Thüre mit allem Fleiße verschlossen.“ Der Trunk aber und der Bissen Brotes bestand, wie bereits gesagt, aus einem Krüglein Milch und einem ansehnlichen Stücke Aerndtekuchens, welche beide Gegenstände noch in der Pfarrersfrau Händen waren.

„Leer?“ wiederholte jeglicher Mund und zwar derjenige des Pfarrherrn mit besonders freudigem Anklange. Also ward es auch bei der näheren Untersuchung befunden, was die Frau Baronin zu der unwirsch gesprochenen Aeußerung veranlaßte, daß der Entflohene jedenfalls in dem Besitze eines Diebsdaumes gewesen sein müsse, der ihn unsichtbar habe machen können. Man sahe es nicht ungern, als die beiden vernehmen Damen ungesäumt ihren Rückzug nahmen und somit die frohe Gesellschaft wieder frei aufathmen durfte.

„Väterchen —“ sprach Christel nun schmeichelnd — „nicht wahr, ich habe mich nicht geirrt, als ich dich vorhin von dem Burgverließe kommen und eine flüchtige Schattengestalt entwischen sah? Und kein Diebsdaumen, sondern derjenige meines nur strenge sich stellenden Eheherrn hat den bewußten Riegel zurückgeschoben?“

Herr Seilerius mußte lächeln. „Du hast's getroffen!“ versetzte er guthmüthig. „Wenn schon die Juden nicht leiden mochten, daß an ihrem Feste irgend ein Missethäter am Kreuze sich quälte: wie viel weniger durfte der christliche Pfarrherr, einer bloßen Gans wegen, seinen gefallnen Bruder in's Unglück bringen? Hat uns nicht der Herr durch eine reiche Aerndte gesegnet, wie Figura zeigt —“ Er deutete auf den letzten vollen Aerndtewagen, der so eben durch das Thor hereinkam und von dessen Höhe das in den Garben vergrabene Brüderpaar herabjubelte. Und des Jubels wurde noch mehr, als sie Alle um den wohlbesetzten Tisch saßen, der Köchin alle Gerechtigkeit widerfahren ließen und ein Gleiches auch mit dem Weinvorrathe des Pfarrherrn thäten.

In der Predigt am nächsten Sonntag Vormittage zeigte sich Herr Seilerius in seiner ganzen Größe. An ihm lag es nicht, wenn seine Zuhörer das heutige Aerndtefest nicht mit aller Dankbarkeit feierten. Die Landleute zur Erkenntniß der Güte Gottes zu bringen, stellte er dar, welchen mannigfachen Gefahren das der Erde anvertraute Saamenkorn bis zur völligen Reife der Getreidepflanze ausgesetzt, wie zweckmäßig der Bau derselben eingerichtet sei, um so dicht als möglich neben einander stehen und reichen Ertrag liefern zu können. Er gedachte der Knoten des zarten Halms, welche denselben unter dem hinstreichenden Winde zwar beugen, doch auch wiederum aufstehen lassen, und ihm, wie das Knochengerüste dem menschlichen Leibe, die nöthige Haltung und Festigkeit verleihen. Er beschrieb, wie die Getreidekörner sich ungleich leichter behandeln und länger aufbewahren ließen,

als die saftigen Ostarten; wie selbst die äußere Schaale derselben noch zum Futter für das Vieh, ja die ganze Pflanze benutzt werden könne. Als Unterlage seiner Rede diente ihm das Evangelium, wo der Heiland mit wenig Broten viele tausend Menschen sättigt, ein Wunder, das sich alljährlich vor unsern Augen erneuert und gerade deshalb so wenig von uns beachtet wird. Schließlich ermahnte er die reicheren seiner Zuhörer, den Armen von dem eingeärndteten Ueberflusse mitzutheilen und dabei selbst diejenigen nicht auszuschließen, die sich auf irgend eine Weise an uns oder unserm Eigenthume versündigt hätten. Es ließ sich fast mit Händen greifen, daß hier der Herr Pfarrer den Gänsedieb im Sinne hatte, welcher wahrscheinlich noch manchen Kameraden in der Welt herumlaufen hat. Während unserm Pfarrherrn die Rede süß wie Honigseim von den Lippen quoll, die ganze Gemeinde ein Ohr war und selbst die Gutsherrschaft im Stillen sich vornahm, ihren Leuten heute als Ausnahme von der Regel einen Butterkuchen zukommen zu lassen, hatte sich die Seele des Nossener Rentmeisters, gleich einer Auster, in ihr innerstes Gehäuse zurückgezogen, die Schalen — die Augen — fest zugeklappt und das entschlafene Haupt auf die Brust geneigt. Ob die in der Nähe hangende Sanduhr einigen Antheil dabei und dem Rentmeister etwa Sand in die Augen gestreut hatte, bleibt unentschieden; ein Glück für Letztern aber war es, daß er seinen Sitz dicht hinter der Kanzel hatte und darum von dem Prediger nicht gesehen werden konnte. Denn außerdem würde Herr Seilerius, jede Rücksicht der Freundschaft bei Seite setzend, gewiß seiner Gemeinde zugerufen haben, den Schläfer aufzuwecken — eine Mahnung, die ja selbst in unsern Zeiten nicht unerhört ist.

Der Gottesdienst war beendigt, die Hausfrau in voller Thätigkeit, die Eßlust der Gäste rege, die Erwartung auf die beginnende Mahlzeit gespannt. Und sie ward befriedigt, übertroffen sogar, obgleich damals noch der schwarze Kaffee zur Verdauung fehlte. Die jungen Leutchen fanden jedoch ein Ersatzmittel, das wohl noch

wirksamer als das ausländische Getränk sein dürfte. Als nämlich gegen Abend die fröhliche Gesellschaft durch das Dörfchen wanderte, wurde sie unwiderstehlich na

dem Wirthshause hingezogen, aus dessen Nähe gar lustige Klänge erschallten. Die Mädchen sind geborne Tänzerinnen. Sie dürften, um Tanzlust zu bekommen, nicht einmal des Glases feurigen Weins, der nur bei Männern zweifelt nöthig ist. Hier aber vereinte sich Alles zum Balle aus dem Siegreise: Freude, Gesellschaft, Wein, Musik und hübsche Kinder, welche jedoch die Kinderschuhe schon längst abgetreten hatten.

Der Platz vor dem Gasthause wurde zum Tanzboden, der aufsehende Mond zum Kronleuchter, der Rentmeister, trotz seiner Jahre, zum Tanzmeister. Kommaß und Kadie strichen die Violine wacker; der lange Görge blies die Pfeife, daß ihm der Athem ausging, und Gastwirths Hans trommelte dazu mehr als gut war. Sophie mit des Rentmeisters Sohne tanzte vor, die Uebrigen paarten sich, wie es kam. Der Herr Pfarrer mit seiner Christel hatte Platz auf der Bank vor dem Wirthshause genommen; ihre beiden Kleinen, zwei Leuchter und zwei Weinflaschen standen neben ihnen. Der Rentmeister schrie und stampfte mit dem Fuße wie der wildeste Bauerbursche, so daß dem ehrsamen Pfarrherrn der Lärm denn doch ein wenig zu arg wurde. „Ich weiß nicht —" sprach er zu seiner Christel — „mir ist, als ob der hinkende Hiobsbote nachkommen müßte. Der Freudenrausch scheint mir fast zu groß bei unsrer Gesellschaft, und ist am Ende Gott und den Menschen nicht angenehm. Habt Acht, daß es und nicht gehe, wie dem Hiob, eschen der Himmel nicht über unsern Kindern einfallen dürfte, wie bei denen Hiobs das Dach des Hauses."

„Und ich —" versetzte Christel zärtlich — „würde es auch nicht machen, wie Hiobs Ehemeib, sondern doch in deiner Noth weder kränken, noch verlassen."

Dankbar umfing Herr Seilerius seine gute Frau und meinte lächelnd, wie er gerade nicht fürchte, vom Aussatze befallen zu werden.

Doch die Menschen sollen die Götter nicht versuchen. Noch schwenkten sich die Paare lustig herum, als ein reitender Bote mit einem großen, versiegelten Briefe an den Pfarrherrn zu Rüsseina anlangte.

„Das kommt von der Regierung —" sprach, das Siegel erkennend, der Rentmeister, indem er sich das erhitzte Antlitz fächelte. „Gewiß eine Ernennung zum Superintendenten oder eine dankbare Anerkennung deiner Verdienste."

„Oder ein Urlaubbrief —" versetzte Seilerius ahnungsvoll. „Ich möchte lieber das Siegel heute unerbrochen lassen, damit unsre Freude nicht gestört werde. Aber, wie ich an den vielen Aufschriften ersehe, ist es ein Umlaufschreiben, das der Bote ungesäumt weiter an meine Amtsbrüder zu befördern hat."

„O —" versetzte dieser — „Ehrwürden! wenn Ihr sonst nicht neugierig seid, den Inhalt heute noch zu erfahren, kann es damit anstehen bis morgen früh. Mein Tagewerk ist vollbracht und ich gedenke hier zu bleiben, wo, wie mich bedünken will, die Freude ein Hüttlein sich gebauet hat."

„Willst du deine und meine Weiber schonungslos vor Neugierde platzen sehen, alter Freund!" rief der Rentmeister. „Sieh sie an, wie sie über den Brief selbst des Tanzes vergessen und dich mit begehrlichen Blicken umringen. Ja sogar die männlichen Personen, den lustigen Rentmeister nicht ausgenommen, der dir zu irgend einer Beförderung gleich gratuliren möchte, beziegen einiges Verlangen, den Inhalt des kurfürstlichen Schreibens zu wissen. Was hättest du zu fürchten, du Mann Gottes!"

„Mancherlei und viel!" — versetzte Seilerius. „Die Braut Christi — un-

sere ehrwürdige Kirche — befindet sich jetzt in ziemlicher Bedrängniß. Der Antichrist schüttelt die gefesselten Glieder und droht, des frommen Luthers Werk zusammenzustürzen. Seitdem unser gnädigster Herr Kurfürst, den Gott segnen und erleuchten wolle, von heimlichen Calvinisten —" Seilerius sprach diese Worte auch heimlich — „den eingefleischten Calvinisten Crell an der Spitze — sich leiten läßt, büßt unsre Kirche ein Stück ihres Brautstaates nach dem andern ein. Schon wird kein Geistlicher mehr auf die Concordienformel verpflichtet; — wie lange wird es währen — geht es mit unsern symbolischen Büchern eben so?"

„Nun denn —" sagte der Rentmeister — „wenn ich die Nähe eines Feindes ahne, so trete ich demselben keck entgegen, anstatt mich feig vor ihm zu verkriechen. Hat sich Dr. Luther einst nicht vor Kaiser und Reich gefürchtet, wirst du doch nicht vor einem geschriebenen Worte schon zurückbeben?"

„O nein!" erwiederte der Pfarrherr. „Aber mir erscheint dieses Schreiben als Panderens Büchse, mit deren Oeffnen ein Haufen Unglücks über uns ausströmen dürfte. Ueberdieß üben wir uns ein wenig in der schweren Kunst der Selbstüberwindung, wenn wir das Lesen des Schreibens bis morgen aufsparen."

„Des Menschen Wille ist sein Himmelreich —" sprach der Rentmeister — „thue, wie du nicht lassen kannst."

Sonderbar genug war es, daß der versiegelte Brief uneröffnet schon als Panderens Büchse wirkte, indem die ganze Gesellschaft ihre frühere Laune nicht wieder gewinnen konnte. Die Unterhaltung blieb gespannt, daher der Rentmeister mit Sohn und Töchtern gar bald seinen Wagen bestieg und heimfuhr. In kurzem lag das Pfarrhaus wie ausgestorben da, dessen Bewohner ihre Betten aufgesucht hatten und sich, mit einiger Ausnahme, der nächtlichen Ruhe überließen. Diese Ausnahme aber war der Herr Pfarrer, welcher, nachdem er einige Stunden schlaflos zugebracht hatte, leise aufstand, sich ankleidete und in seine Studierstube schlich, wo das verhängnißvolle Schreiben auf dem Schreibepulte lag. Herr Seilerius setzte sich, nachdem er die Lampe angezündet hatte, nieder, hob erst den Blick wie bittend empor und löfete dann mit etwas zitternder Hand das Siegel. Und während er still die kurfürstliche Verordnung las, trat ein weißer Geist in die geöffnete Thüre, welcher niemand anderes als Frau Christel war, die sich nur schlafend gestellt hatte und ihrem Manne nachgeschlichen kam. Wie sie nun in dem, ihrem Manne gegenüber befindlichen, Spiegel das Antlitz ihres Ehegemahls kreideweiß und gar sehr entstellt ersah, schritt sie auf den Strümpfen vorwärts und schaute besorgt über des Pfarrherrn Achsel in das offene Schreiben. „Was ist dir, lieber Gotthold?" fragte sie dabei besorgt.

„Der Teufel ist los! —" versetzte Seilerius schmerzlich — „Er ist los im Sachsenlande, der Wiege der Reformation. Und damit er auf immer darin Posto fasse, soll er fürder nicht mehr bei den Täuflingen ausgetrieben werden. Kurz und gut: der Exorcismus ist abgeschafft, de facto, durch einen kurfürstlichen Machtspruch, erlassen auf Veranstaltung des Teufels-Canzlers Crell! Dem Befehle ist zugleich ein Aktenstück beigefügt, das ich, bei Verlust meiner Stelle unterschreiben soll."

„Und was wirst du thun? —" fragte Christel begierig.

„Was Gott will!" sagte Seilerius feierlich und legte den Uriasbrief bei Seite. Beide Eheleute suchten nun ihre Lager wieder auf, ohne daß Christel gewagt hätte, weitere Fragen an ihren Mann zu richten, weil sie ihn in dieser Hinsicht kannte.

Am nächsten Morgen nach einer schlaflosen Nacht ging Seilerius in aller Frühe nach dem Wirthshause, dem Regierungsboten das kurfürstliche Schreiben wieder einzuhändigen. Er fand den Mann bereits vor dem Hause mit seinem Pferde beschäftigt, und von mehreren großen und kleinen Leuten umgeben.

„Kennt Ihr —" redete der Pfarrherr den Boten an — „den Inhalt dieses Papieres?"

„Ich denke, ja!" versetzte der Bote. „Der Teufel soll nichts mehr gelten und darum bei der Taufe gar nicht mehr genannt werden. Aber, wie mich bedünkt, mit großem Unrechte. Ehrwürden, seht einmal hier mein Pferd an. Steht es nicht da, als könnte es kein Wasser trüben? — hängt die Ohren und den Schwanz, blickt dumm und faul zur Erde? Und was geschieht in der nächsten Minute schon? Der Teufel fährt in den trägen Gaul, daß er toll wird, als besäßen ihn eine ganze Legion Teufel. Dürfte ich da nicht dieselben mit meinem Exorcismus austreiben —" er wies seine Peitsche vor — „so möchte der Henker ein Reiter sein. Wenn nun der Teufel in den Pferden mächtig ist, wie vielmehr bei Menschen, die sich seit Adams Apfelbiß in seine Gewalt begeben haben!"

„Und was sagten und thaten meine Herren Amtsbrüder, bei welchen Ihr bereits waret?" fragte Seilerius.

„Hm!" entgegnete der Bote — „sie schimpften auf den Befehl, sperrten sich auch wohl, unterschrieben aber zuletzt doch mehrentheils."

„Sie unterschrieben?" rief Seilerius mit gerechtem Erstaunen. „Sie gehorchten demnach dem Menschen mehr als Gott?"

„Sie unterschrieben!" bekräftigte der Bote. „Wenn sie auch, wie schon gesagt, erst nicht wollten, so gab gewöhnlich die Frau Pfarrerin den Ausschlag, indem sie ihrem Eheherrn den Spruch zuraunte:

„Ach Herre, lieber Herre, unterschreibt, daß Ihr bei der Pfarre bleibt."

Hier sah sich Herr Seilerius um, ob vielleicht seine Christel den Spruch gehört habe, in welchem Falle dieselbe sich wohl gar zu einer Nachahmung ihrer Amtsgenossinnen versucht gefühlt hätte. Als sich seine Befürchtung als unbegründet erwiesen, sagte er zu dem Beten: „Ich mache Gebrauch von der uns gestellten Ueberlegungsfrist und werde meine Erklärung später einreichen."

„Wie Ihr beliebet, Ehrwürden!" versetzte der Bete und trabte fort. Seilerius ging auch, sich Raths bei einem seiner Amtsgenossen in der Nachbarschaft zu erholen.

Der Pfarrer zu Maltitz, Herr Polycarp Schwendlerius, befand sich vor seinem Hühnerstalle und streute mit voller Hand Gerstenkörner unter zwei Hähne aus, welche aus purem Neid einander die dargereichte Gabe nicht schmecken ließen, sondern weidlich sich ruptten. Zufriedenen Sinnes schaute Herr Schwendler dem Streite zu. „Zankt euch nur immerhin —" dachte er bei sich selbst — „ihr beide müsset zuletzt doch in meinen Bauch wandern und euch darin vertragen lernen."

In der That mochte Polycarps Bauch schon manchem Huhne zum Grabe geworden sein, denn er war von ansehnlichem Umfange. Bald hätte dessen Besitzer über das Hahnengefecht seines Amtsbruders Seilerii Ankunft übersehen, wäre ihm nicht von jenem, statt des Grußes, laut zugerufen worden: „Bruder Schwendlerius! hast du unterschrieben?"

„Ja!" tönte es aus der vollen Unterkehle des Gefragten zurück — „denn es steht geschrieben: Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über uns hat."

„Es steht aber auch geschrieben: —" sprach Seiler — „Man muß Gott mehr gehorchen als dem Menschen."

„Wohl wahr! —" versetzte Schwendler — „doch muß man unter zwei Uebeln stets das kleinste wählen. Der kurfürstliche Befehl beruft sich auf die heilige Schrift, daß darin bei Gelegenheit der Taufs-Einsetzung keine Rede vom Teufel-Austreiben sei. Sollen wir ihn fürder nicht mehr aus den Täuflingen fortbeschwören — nun wohl — so laß uns ihn durch Ruthe und Bakel, durch das Amt der Schlüssel und sonstige Mittel austreiben."

„Aber das Gewissen leidet Zwang — die innere Ueberzeugung —" predigte Seiler — „Der Ertl muß auch ohne Exorcismus getauft worden sein, weil er den Teufel im Leibe hat!"

„Es geschieht nichts Neues unter Sonne —" sagte Polycarp. „Zu Zeiten Johanns des Beständigen wurden Sachsens Pfarrherren nicht befragt: Wilst du lutherisch werden oder papistisch bleiben? Es hieß nur, auf — entweder du bleibst im Amte oder du gehst. Und über diesen Gewaltschritt hat man sich nicht beklagen hören. Ich will doch lieber den Exorcismus fahren lassen als Frau und Kin-

der, wie einst ein Papst den Priestern bei Verlust ihrer Stellen befahl und solches auch wirklich durchsetzte."

Diese Reden vermochten unsern Seiterius keineswegs zu überzeugen. Im Geiste sah er durch Einstellung des Exercitiums bereits das ganze Land mit Teufeln und deren Gesellen angefüllt, sah die Menschen in's geistige und leibliche Verderben gestürzt und eine zweite Sündfluth für unausbleiblich.

Traurig begab er sich auf den Heimweg, unterwegs noch einem festen Entschlusse ringend. Ach, es gab so Manches zu bedenken und zu erwägen, das ihm gar sehr am Herzen lag. Aurel, sein ältester Sohn, sollte mit ehestem die Universität beziehen. Woher die Mittel aber nehmen, wenn er sein Amt aufgeben mußte? Sophie, seine liebe und liebste Tochter, war mit des Rentmeisters Sohne versprochen. Die Heirath sollte erfolgen, sobald der junge Mann seinem Vater adjunctirt worden war. Mußte Seiler aber nicht befürchten, daß der Rentmeister aus Menschenfurcht die Verbindung hintertreiben dürfte, sobald er sich dem Gebrete des Kurfürsten abfällig bezeigte? Und was sollte aus Christel und seinen übrigen Kindern, namentlich den beiden jüngsten werden, die der Eltern Hülfe noch so lange bedurften? Was wollte endlich er selbst, der abgedankte Pfarrherr, beginnen, welcher weder graben, noch betteln konnte und wollte? Seiler sah jetzt nicht auf die Vögel unter dem Himmel, die weder säen, noch ärndten, noch in die Scheuern sammeln und doch von dem himmlischen Vater ernähret werden. Er gedachte auch nicht der Lilien auf dem Felde, die nicht arbeiten und spinnen, gleichwohl schöner bekleidet sind als Salomo in seiner Pracht. Nur an den Dornen und Disteln haftete sein trüber Blick, die am Wege standen und ihn an den Fluch des Herrn erinnerten, als das erste Elternpaar dem Teufel mehr als Gott gehorcht hatte. Da lag wiederum das liebe Dörflein Rüsseina vor ihm mit seinen rauchenden Hütten, seiner schönen Kirche und netten Pfarrwohnung! Die Scheuer streckte von dem überreichen Erndtesegen; den Stall beleben kräftige Stiere und wohlgenährte Kühe, und welche Leckerbissen versprachen die schnatternden Gänse und Enten, die Hühner und Tauben, der Obst- und Gemüsegarten, die gefüllte Vorrathskammer

und der wohlversorgte Keller! Und als er in den Kreis der Seinen trat, blickten ihn, den Niedergeschlagenen, wohl theure Augen still fragend und flehend an, als sprächen sie: „Vergiß nicht unsrer!“ Wohl verstand er diese stumme und doch so beredte Sprache, und all' seinen Muth zusammenfassend, hob er zu den Seinen an: „Die ganze Nacht habe ich des Herrn Antlitz gesucht, doch ist mir weder im Traume, noch durch ein Gesicht der Herr erschienen, d. h. er meine Seele gewiß mache. Wie Saul in ähnlichem Falle bei der Hexe zu Endor sich Raths zu erholen ging, suchte ich bei meinem Amtsbruder Gewißheit zu erlangen über meinen zu fassenden Entschluß. Allein wiederum vergebens. Nun bleibt mir noch übrig die heilige Stätte, an welcher ich bisher frei und ungescheut des Herrn Wort und Willen verkündet habe. Dort werde ich vielleicht in hellerm Lichte erkennen, was mir noch dunkel ist. Auf, und folget mir in den Tempel, damit ihr wisset, was wir zu thun und zu lassen haben.“

Herr Seiter ergriff Papier, Feder und Tinte, so wie das Evangelium als Unterlage beim Schreiben, und schritt voran nach der Kirche, wo er gemessenen Schrittes, wie er sonntäglich zu thun pflegte, die Kanzelstufen erstieg. Die Seinen, verstärkt durch den Knecht und die Magd, nahmen Besitz von den zunächst gelegenen Kirchenstühlen, und der Pfarrherr begann, nach einem kurzen laut gesprochenen Gebete, in üblicher Weise, wie folgt:

„Meine geliebten Zuhörer in dem Herrn! Was nicht aus dem Glauben kommt, ist Sünde. Da ich nun glaube, daß es nothwendig und christlich sei, den Teufel aus dem Herzen junger Täuflinge zu beschwören, so kann und darf ich mich dem kurfürstlichen Ansinnen durchaus nicht fügen, entsehe daraus auch was da wolle. Wie Doctor Martin Luther einst vor Kaiser und Reich, sprache ich: „Hier stehe ich — ich kann nicht anders — Gott helfe mir weiter. — Amen!“

Nach diesen Worten, welche nicht die leiseste Erweiterung bei den ergriffenen Zuhörern fanden, schrieb der Pfarrherr seinen Protest unter die kurfürstliche Aufforderung nieder, womit er gleichsam seiner ausgesprochenen Meinung das Siegel unterdrückte. Dann sprach er: „Sollte ich wirklich dieses Gotteshaus meiden müssen, wie mir gebrohet wird: nun, so weiß ich, daß Gott nicht allein in Tempeln, von Menschenhänden erbauet, wohnt — daß es auch besser ist, ohne Pfarramt einzugehen in das ewige Leben, denn mit demselben gewerfen zu werden in die Hölle. Des Herrn Wille geschehe!“

Still und ergeben verließen sie insgesammt das Gotteshaus.

Zur Adreise bereit, stand Aurel schon in den nächsten Tagen vor seinem predigenden Vater. Auf dem Rücken den Ranzen, welcher außer der nöthigen Wäsche eine Violine barg, in der einen Hand das Evangelienbuch, in der andern Hut und Stock, hörte er gesenkten Blicke die väterlichen Ermahnungen an. Die Mutter saß weinend auf dem Stuhle; Sophie beugte ihr Antlitz bewegt darnieder, indeß Johanna und Anton aufmerksam zuhörten.

„Mein lieber Sohn —“ sprach der Vater — „es ist besser, du gehest jetzt in Frieden aus diesem Hause, als daß du ein Zeuge unsrer Noth werdest. Fürchte Gott, thue recht, scheue Niemand — dieß sei dein Wahlspruch. Lerne fleißig und halte Haus mit deiner Sparschaft. Auser Gott, hast du noch einen treuen Freund in der edeln Musica, welche schon der ehrwürdige Martin Luther so hoch achtete. Deine Geige mag dich vor böser Gesellschaft bewahren, deine müßigen Stunden erheitern, mit Noth wohl auch dir zum Erwerbsmittel werden. An Be-

härtlichkeit und Muth sei ein Luther; an Gelehrsamkeit und Sanftmuth ein Melanchthon; an Hoffnung ein Christ. Für das Recht streite, wo du kannst, doch nur mit den Waffen des Geistes. Und nun gieb mir den Abschiedskuß. Es segne der Herr deinen Ausgang aus dem älterlichen Hause, so wie deinen Eingang in Leipzigs Hörsäle. Laß mich nur Gutes und Rühmliches von dir hören, auf daß mein Segen bei dir bleibe.

Sprachlos gab Aurel die Hand seinem Vater, als stille Zusage, daß er das ihm Gebotene erfüllen wolle. Dann zog er, begleitet von den Seinen, aus dem Dörflein, dessen Bewohner ihm alles Heil nachwünschten.

Seine Luftschlösser dauend, pilgerte Aurel dahin. Sein Vater aber bekam bald nachher Streit mit den Seinigen, welche ihm zuredeten, das Gewisse für's Ungewisse zu nehmen, die reiche Aerndte ausdreschen zu lassen und dann in's Geld zu setzen.

„Mit nichten!" versetzte der Pfarrer. „Wandelt wie die Kinder des Lichts — heißt es in der Bibel. Wollte ich Euerm Rathe folgen, würde ich mit Recht leiden, wenn man mich vertriebe. Alles, was ihr wollet, daß euch die Leute thun sollen, thut ihr ihnen auch. Es würde uns auch nicht gefallen, fänden wir bei einem Umzuge in eine andere Pfarre nichts als die nackten vier Wände. Ich sage dir: ich gedenke nicht anders zu leben und zu handeln, als dürfte ich bis an mein Lebensende hier im Amte bleiben.

Letzteres geschah aber freilich nicht, obschon die gedrohte Entsetzung von dem Pfarramte sich um einige Monate verzögerte. Dann aber wurde dieselbe um so bitterer, als man sich bereits der stillen Hoffnung hingegeben hatte, daß die Drohung auch blos eine solche bleiben würde. Dazu kam noch der frühzeitig und sehr hart eingetretene Winter, welcher eben nicht günstig für einen Umzug ist.

Als der Landrichter mit einigen Land-Dragonern in die Pfarre einrückte, um den kurfürstlichen Befehl in Vollziehung zu setzen und die Vertreibung des wider-

spenstigen Pfarrers zu bewirken, erhob sich in jener allerdings ein allgemeines Wehklagen. Nur der Pfarrer klagte nicht; aber sehr bleich war er geworden. Unter lautem Weinen ging es an ein Zusammenpacken der unentbehrlichsten Habseligkeiten, wozu man der Familie nur eine Stunde Zeit verstattete. Unter allem Lärme des Einpackens hörte man plötzlich viele Thierstimmen unten im Hofe. „Was giebt's?" rief Seilerius aus dem Fenster hinab. Da sah er, wie sein Knecht die Ochsen und Kühe ihrer Fesseln entledigt hatte und solche so eben aus dem Pfarrhofe treiben wollte. „Was machst du da, Leberecht?" fragte er wieder.

„Ehrwürden! —" schrie der ehrliche Bursche, hochroth vor Zorn — „ich bringe Euer Vieh zum Nachbar Kilian, der es redlich versorgen wird. Dann aber gehe ich nach Dresden und schlage den Teufels-Canzler todt, der uns den Teufel nehmen will."

Es kostete dem Pfarrer nicht wenig Mühe, dem Burschen beiderlei Vorhaben auszureden und ihn dahin zu bringen, daß er die Thiere wieder in ihren Stall zurück versetzte. Endlich war die Familie reisefertig. Seilerius eröffnete den Trauerzug, welcher nicht durch das Dorf, sondern, um alles Aufsehen zu vermeiden, durch die Hinterthüre über den Anger ging. Seilerius sah weder rechts noch links, heftete den Blick zu Boden und schritt gelassen hinter dem Landrichter und einem Dragoner drein, welche des Zuges Spitze bildeten. Nicht also machte es seine Frau, welche vielmehr ihre bisherige Wohnung mit den Augen zu verschlingen gedachte. Schon am Thore setzte Anton seine Hacke in den Schnee, um sein hölzernes Pferd, das vergessen in einem Hofwinkel stand, in den Ochsenstall zu tragen. Heinrich hingegen kettelte den Hofhund ab, welcher darauf fröhlich vorausſprang. Oben aus dem Fenster schaute der treuen Magd weinendes Gesicht herab, welche viel lieber dem Knechte sich angeschlossen hätte, der laut murrend den Schwanz des Zuges bildete, vor dem Hinterthore aber eilig seitwärts sprang.

„O Je!" — rief Anton, auf den Flüchtling deutend — „da läuft Leberecht davon, und alleweile noch wollte er den Landrichter todtschlagen und den Teufels-Canzler obendrein."

„Wir wollen nicht mit dem ehrlichen Burschen hadern —" sagte der Pfarrer zu den Seinen. „Petrus hatte seinem Herrn und Meister gelobt, nöthigenfalls mit ihm sterben zu wollen und gleichwohl verleugnete er ihn schon in der nächsten Stunde darauf. Und doch ist er noch der Fels geworden, auf den der Herr seine Gemeinde erbauet hatte."

Die Abziehenden waren nicht weit gekommen, als sich ihren Blicken ein Haufe Landleute zeigte, über deren Absicht man nicht lange in Zweifel sein durfte. Mit Knitteln, Dreschflegeln, Heugabeln und andern ländlichen Waffen ausgerüstet, gedachten sie sich der gewaltthätigen Vertreibung ihres geliebten Pfarrers zu widersetzen. Den Anführer machte der dicke Gastwirth, der als Fleischer das Niederschlagen aus dem Grunde verstand. Der eigentliche Rädelsführer aber, welcher die Dörfler zum kräftigen Einschreiten aufgeboten hatte, versteckte sich, wie aus innerer Scham, hinter den Uebrigen; denn er fühlte wohl, daß er gegen des Pfarrers Willen handelte. Derselbe war Leberecht, welcher nur in der angedeuteten Absicht linksum gemacht hatte.

„Ho! ho!" höhnten die Bauern — „ihr Landratten! wir sind auch noch da und möchten ein Wörtlein mit euch im Vertrauen sprechen. Laßt euch rathen und bemühet euch nicht unsers guten Herrn Pfarrers wegen. Er hat den Teufel bei

unsern Kindern ausgetrieben — dafür wollen zum Danke seine Teufel — euch — wiederum vertreiben. Wünschen eure Köpfe keine nähere Bekanntschaft mit unsern Dreschflegeln zu machen, so ziehet in Frieden dahin, woher ihr gekommen seid.“

Der Landrichter und seine Leute zogen sich auf diese unverhoffte Begrüßung auf ein Häuflein zusammen. Der Pfarrer hingegen trat in ziemlicher Entrüstung den Anrückenden entgegen.

„Ist das die Frucht meiner Lehren?“ rief er mit erhobener Hand aus. „Habt ihr vergessen, daß Jedermann der Obrigkeit unterthan sein soll, die das Schwerdt nicht umsonst trägt?“

„Oh!“ versetzte der Fleischer — „wir fürchten uns keineswegs vor den Blechklingen der Landratten da. Wir wollen sie bearbeiten, daß sie das Wiederkommen vergessen sollen. Ihr seht selbst, Ehrwürden, daß sie eine schlimme Ahnung haben, denn sie lassen weislich ihre Froschgieken in der Scheide stecken.“

„Und wenn ihr auch wirklich diese ehrlichen Männer zu bezwingen vermöchtet, die nur vollziehen, was ihnen von dem Gesalbten geboten worden ist, meinet ihr, auch dem Zorne Gottes widerstehen zu können, der über euern Ungehorsam entbrennen wird? Fällt ohne des Herrn Willen ein Sperling vom Dache? Sind nicht die Haare auf meinem Haupte gezählt? Könnte der Herr mir nicht mehr denn zwölf Legionen Engel zu meinem Schutze senden, wenn er es für nöthig erachtete? Ich danke euch, Freunde, für eure Liebe; aber nun gehet auch in Frieden heim und betrübet nicht länger durch Widersetzlichkeit euern ehemaligen Seelsorger und den heiligen Geist. Nachbar Mayer, versuchet ferner Eure Kraft an Ochsen- und Kalbsschädeln — Meister Dietel, pochet blos auf Euer Schuh- und Stiefelleder — Bauer Fasolt, dreschet mit Fleis die Garben aus, die Gottes Güte Euch reichlich beschereret, und Ihr — doch halt, was erblicken meine Augen? Leberecht! auch du

hier unter den Rebellen? Ha, nun geht mir ein Licht auf, weshalb du vorhin uns verließest. Leberecht! Leberecht! wie schändest du doch deinen schönen Namen! Ist das recht gelebt, wenn man sich der von Gott verordneten Obrigkeit widersetzt und Andere noch obendrein gegen dieselbe aufwiegelt?"

Leberecht stand niedergedonnert wie ein armer Sünder vor dem eifernden Pfarrherrn. Er wagte auch nicht seine Augen zu erheben, welche sich mit Thränen der Reue und Beschämung zu füllen begannen.

„O Vater," hob Heinrich mitleidig an — „schaut doch, wie der arme Leberecht greint!" Auch die übrigen nahmen sich des ausgescholtenen Knechtes an, dem jetzt der Pfarrer auf Bitten der Seinigen die Absolution ertheilte.

„Und nun lebt wohl, meine Kinder!" fuhr Seiler gerührt fort — „Lasset auch in Zukunft das Wort Gottes reichlich unter euch wohnen, wenn auch ich dasselbe Euch nicht mehr auslegen darf. Seid dessen Thäter, und nicht Hörer allein. Der Herr segne und behüte euch!"

Jetzt schluchzten die Glieder des Rebellenhaufens, wobei absonderlich der dicke Fleischer ein mörderliches Gesicht zog, so daß die beiden kleinen Seiler darob fast gelacht hätten. Aber auch selbst der Landrichter nebst seinen Dragonern fühlten sich ergriffen. „Ehrwürden —" sagte der Erstere — „gehet, wohin es Euch beliebt. Ein solcher Mann Gottes, wie Ihr seid, wird auch ohne unsre Mitwirkung dem erlassenen Gebote nachkommen, das Euch vier Stunden von Rüsselna fortweiset. Es ist eine verfluchte Geschichte, die Teufelsgeschichte. Ich sehe just nicht ein, warum man den Kopf sich aufgesetzt hat, den Exorcismus abzuschaffen. Hilft das Teufel-Beschwören nichts: nun, so schadet es auch nichts. Und der Glaube thut oft Wunder."

„Ja wohl!" versetzte der Pfarrer, dem diese Rede Wasser auf seiner Mühle war. „Ein Anderes wäre es, wollte man den Teufel beschwören, in die Kinder ein-, statt auszufahren. Das Mittel, auf diese Weise den Teufel los zu werden, ist ja weder schmerzlich für die Kleinen, noch kostspielig für deren Aeltern."

Seilerius würde noch länger über dieses Thema fortgepredigt haben, hätten der Landrichter und dessen Leute Lust bezeigt, ihm zuzuhören. So aber bewog die Kälte und eigene Gemächlichkeit sie zum Umkehren. Von den Dörflern noch ein Stück begleitet, zog der Pfarrherr mit den Seinen dahin, nicht ohne innige Zufriedenheit an das eben bestandene Abentheuer gedenkend. Leberecht hatte sich den Reisenden wiederum angeschlossen, obschon ihm Seiler bedeutet hatte, wie er seiner Dienste weder ferner bedürfte, noch dieselben belohnen könnte.

„Gleichwie das Gold durch das Feuer bewähret wird —" hob Seiler im Weiterschreiten an — „also die Freundschaft durch die Trübsal. Was meinet ihr, meine Lieben, zu meinem alten Freunde, dem Rentmeister und zu seinem Sohne, welche beide uns nicht wieder zu nahe gekommen sind, seitdem wir in den Augen der Menschen erniedrigt worden sind? Und was sagst du, meine Tochter, zu deinem Bräutigam, der deiner gänzlich vergessen zu haben scheint? Längst schon habe ich mich im Stillen gewundert, daß dir noch kein Wörtlein über diese liebelose Vernachlässigung entfallen ist, daß vielmehr dein Auge freundlicher jetzt lacht, als zur Zeit, da du noch eine hoffnungsvolle Braut warst. Sprich ohne Scheu, liebes Kind, fühlst du keinen Gram darüber?"

„Nein, mein Vater!" entgegnete Sophie freundlich. „Soll ich es offen bekennen, so habe ich bei meiner Verlobung mit Rentmeisters Carln mehr Euern

Wünschen als den meinigen gefolgt. Als Mann erscheint mir Carl als zu wenig gesetzt, vielmehr eitel und selbstgefällig, was mich oft schon besorgt gemacht hat.“

„O meine Tochter!“ rief Seiler betroffen aus — „warum hast du dich mir nicht offenbaret? Wie leicht hättest du aus falsch verstandener Kindesliebe dein zeitliches Unglück begründen können! Ach, schon fange ich an, die Wege der Versehung bei meiner Absetzung vom Amte zu erkennen und sollte diese nur deinetwegen geschehen sein. Ja gewiß, denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen. Küsse mich, meine liebe Tochter, die du, deinem Vater zu gefallen, dich aufopfern wolltest. Nein, nie soll es mir in den Sinn kommen, einen Bräutigam dir aufzwingen zu wollen.“

Langsam setzte die kleine Caravane ihren Weg bis zum nächsten Dorfe fort, in welchem durch Leberechts thätige Vermittelung ein Leiterwagen jene aufnahm und nach Proschwitz bei Meißen brachte, wo Seilerius in einer gerade leer stehenden Häuslernahrung sich einmiethete. Später ließ er seine übrigen Sachen nachkommen und richtete sich, durch den gesammelten Sparpfennig auf einige Jahre vor drückender Noth gesichert, bald so ein, daß ihm nichts abging als — das Predigen auf der Kanzel, was ihm freilich zum Bedürfniß geworden war.

Die rauhen Wintermonate vergingen unter allerlei häuslichen Beschäftigungen, zu welchen auch der Unterricht der beiden jüngeren Söhne gehörte, dem der Pfarrer mit aller Treue und Aemsigkeit oblag. Aurels Briefe, die regelmäßig aller vier Wochen eintrafen, wurden mit großer Begier gelesen und Gegenstand einer langausgesponnenen Unterhaltung. Es war gegen des Frühlings Anfang, daß Seilerius eine Reise nach Dresden unternehmen mußte. Schon am zweiten Tage trat er seinen Rückweg an, wohl wissend, daß er von den Seinen mit aller Ungeduld erwartet würde. Es traf sich aber, daß der Bauerwagen, welcher leer von Dresden nach Meißen fuhr und unsern Pfarrherrn als freien Passagier aufgeladen hatte, auf dem halben Wege ein Rad brach, dessen Wiederherstellung sich bis zum Abende verzögerte. Fast schon in der Nacht langte Seilerius in Meißen an und mußte den noch übrigen Weg zu Fuße zurücklegen. Er that dieß gern, mit Freuden der Wiedervereinigung mit seiner Familie gedenkend. Endlich lag das Dörflein im sanften Sternenlichte vor ihm. Trotz der nicht geringen Dunkelheit erkannte er an den Umrissen des Daches seine bescheidene Wohnung, in welcher Alles stumm und finster war. Schon bedauerte er, daß er die Seinen im süßesten Schlummer zu wecken käme, als dieses Geschäft ein viel schrecklicherer Wecker übernahm.

Eine helle Feuergluth brach plötzlich aus demjenigen Theile der Hütte hervor, wo die Küche befindlich war. Der furchtbare Schreck bei diesem Anblicke machte Seilers Schritte wurzeln. Blei hing an seinen Fersen und Centnergewichte lasteten auf seinen Schultern, indem er mit fliegender Eile vorwärts strebte. Es war, als trennte eine unübersteigliche Kluft ihn von den gefährdeten Seinen, die sorglos der dringendsten Gefahr preisgegeben waren. Noch leuchte Seilers Brust in ziemlicher Entfernung von seiner in hohen Flammen auflodernden Hütte, als die bekannte Stimme seines ihm treugebliebenen Knechtes Leberecht laut wurde. „Feuer! Feuer! rettet euch! Feuer!“ rief dieselbe mit dem Ausdrucke der furchtbarsten Angst. Ein mehrfaches, herzzerschneidendes Weibergekreisch dringt hierauf aus der Hütte, zu welcher jetzt Seiler athemlos hinstürzt. Ihm entgegen springen Frau und Töchter, die Erstere fast völlig, die Letzteren kaum halb bekleidet. Mit

schnellem Blicke überzählt er die Häupter seiner Lieben und: „Wo sind meine beiden Söhne?“ ruft er außer sich.

Darauf blickt Christel, wie zu sich kommend, mit irren Augen umher. „Anton! Heinrich!“ schreit sie gellend, „o Gott! sie sind elendiglich verbrannt! und ich bin ihre Mörderin! — Ich habe das Feuer verwahrloset, bin eine Mordbrennerin meiner eigenen Kinder!“ Darauf wollte sie in die Flammen laufen, so daß ihre beiden Töchter alle Mühe hatten, sie davon zurückzuhalten. Ihrem Verhaben aber war bereits der Pfarrherr zuvorgekommen, indem er sich trotz der augenscheinlichsten Gefahr in die brennende Hütte stürzte. Bereits hatte die Flamme das Schlafgemach der Kinder ergriffen. Bei ihrem Scheine fand er das Bette seiner kleinen Söhne leer und von diesen keine Spur. Da rief er mit vergehender, vom Rauch erstickter Stimme schmerzlich aus: „Heinrich! Anton! meine armen Kinder! wo seid ihr, daß ich mit euch sterben kann?“

Und zwei Kinderstimmen antworten weinerlich: „Hier, lieber Vater, sind wir!“ Und unter dem hölzernen Bettgestelle hervor arbeiten sich zwei kleine Hemden-Mäze, die an dem glücklichen Vater emporklimmen, von diesem auf die Arme genommen und aus den Flammen getragen werden.

Seilers Leben war an hohen Freuden schon reich gewesen: aber keine derselben kam der Seligkeit gleich, mit welcher er jetzt die geretteten Kinder zur verzweifelnden Mutter hintrug. Ja gewiß, es giebt ein reineres Glück, als aller Erdenstand uns gewähren kann und erst in der Gefahr, ein theures Gut zu verlieren, erkennt man dessen ganzen Werth.

„O meine geliebte Christel!“ rief Seiler voll des innigsten Entzückens — „wir haben unsere Kinder wieder: — was wollen wir mehr? Was sind alle Schätze der Welt gegen diese hier!“ Er zeigte auf die Seinen, von denen Johanna nebst dem Knechte noch zu retten suchten, was den Flammen entrissen werden konnte. Christel fühlte zwar auch die Freude, ihre Söhne gerettet zu sehen, doch war dieselbe ungleich getrübter als diejenige ihres Gatten. „Ach —“ klagte sie sich an — „ich allein bin Schuld an dem Unglücke! Ich gedachte deine Ankunft zu erwarten, blieb deshalb angezogen, hatte dir auch einen Topf voll Warmbier gekocht und solchen in die glühenden Kohlen gestellt. Jedenfalls hat die Katze, während ich wider Willen eingeschlafen war, naschen wollen, sich an den Kohlen den Pelz verbrannt und so die Feuersbrunst veranlaßt.“

„Gesetzt auch, dem wäre also, wie du befürchtest —“ versetzte Seilerius — „so war Liebe der Grund deines Fehlers und wird darum gewiß auch von dem Gott der Liebe verziehen werden. Derselbe aber hat uns durch das Feuer zeigen wollen, welche Schätze wir am höchsten auf Erden achten und für welche wir die meiste Sorge tragen müssen. Ein großes Glück ist es noch, daß die Flammen nur unsre Hütte verzehrt und diejenigen unsrer Nachbarn verschont haben. Du wolltest —“ fuhr er lächelnd fort — „durch das bereitete Warmbier mir auch warm machen. Ich bin es jetzt mehr als zu sehr und somit ist auch diese deine Absicht erreicht. Wunderbar genug mußte ich unser kleines Vermögen gestern zu dem Kaufmann nach Dresden tragen und auf Zinsen ausleihen, so daß uns noch immer ein Haupt-Rückenhalt übrig bleibt. Das unscheinbare Papier in meiner Rocktasche, welches die Verschreibung enthält, ist mehr als noch einmal so viel werth wie die niedergebrannte Hütte —“

Er stockte plötzlich und sprang gleich darauf zur Brandstätte hin, dort unter scheinbarem Suchen nach rettbaren Gegenständen seine große Bestürzung zu verbergen, denn — er hatte das werthvolle Papier — die Schuldverschreibung des Dresdner Kaufmanns — in seiner Rocktasche vermißt. Wahrscheinlich war ihm dasselbe bei der Rettung seiner kleinen Söhne entfallen und in den Flammen verbrannt; denn alles Nachforschen, das er, um die Aufmerksamkeit der Seinen nicht zu erregen, nur verstohlen anstellen durfte, blieb erfolglos.

Das ganze Dorf war jetzt auf den Beinen, beschäftigt alle Gefahr von den übrigen Hütten abzuhalten und die Feuersgluth vollends zu dämpfen. Seilerius mit den Seinen, zu welchen auch der Knecht und der dem Feuer entsprungene Hund gehörten, fanden gar bald freundliche Aufnahme bei einem Nachbar und thätige Unterstützung bei den übrigen Dörflern. Sie bedurften der letzteren auch mehr als je, indem ein Koffer mit etwas Wäsche, einige Bücher und sonstige Kleinigkeiten der ganze gerettete Ueberrest ihrer Habe war. Während der Pfarrer zufriedenen Sinnes, selbst bei dem doppelten Verluste, blieb, machte Christel sich noch immer die heftigsten Vorwürfe, daß sie wahrscheinlich die unversätzliche Veranlasserin der Feuersbrunst gewesen sei. Sie zu zerstreuen, erzählte Seiler seine Reise nach der Hauptstadt und seinen dortigen Aufenthalt.

„Crell, unser Widersacher und Erzfeind —“ sprach er — „hat mehr Feinde als wir geglaubt hätten. Die Kurfürstin selbst, der ganze Adel, die halbe Geistlichkeit sind gegen ihn erbittert und erbosst. Schützte nicht des Kurfürsten Macht und Wille den crypto-calvinistischen Günstling: würde es gar bald schlecht um ihn stehen. Als der Kaufmann, welcher unser kleines Capital geliehen hat, von meiner Absetzung hörte, rieth er mir, bei der Kurfürstin um ein geneigtes Gehör nachzusuchen. Nun, du kannst es ja versuchen, dachte ich, obschon Gott der Mittel und Wege genug wissen wird, um dir wieder unter die Arme zu greifen. Aber der Mensch soll auch das Seine thun, wo er weiß und kann, denn dazu hat er den Verstand von dem Herrn empfangen. Ich ließ mich also wirklich im Schlosse bei der Kurfürstin anmelden, doch durften des Kurfürsten Leute nichts davon erfahren. Als mein Gesuch angenommen wurde und ich vor der gnädigsten Landesmutter erscheinen sollte in meinem schwarzen Kleide, das kein hochzeitliches mehr ist, wollte mir allerdings bange unter der linken Rockklappe werden. Doch als ich an unsern Glaubenshelden Doctor Martin Luther dachte, der in Worms einen ungleich schwerern Gang zu gehen hatte als ich: da wurde ich wiederum gefaßt und vermochte bescheidenlich der gnädigen Fürstin Rede und Antwort zu stehen. Und sie, die fromme Sophia, hörte meine Klagen als eine wahre Landesmutter an, sprach von dem Teufelskanzler nicht zum gnädigsten und vertröstete mich auf bessere Zeiten. Zwar ist noch nicht abzusehen, wann und woher diese kommen sollen, denn der Crell steht fest in seines Herren Gunst und dieser ist erst ein Mann in seinen dreißiger Jahren. Aber bei Gott ist kein Ding unmöglich und die Hoffnung von ihm dem Menschen zum Troste gegeben worden.“

Wenige Tage nach dem Brande wurde dem Pfarrer Seilerius eine große Freude zu Theil. Ein vollgepackter Rüstwagen langte nebst mehrern Landleuten, unter welchen sich auch der neue Pfarrer befand, aus Rüsseina in Proschwitz an. Lebensmittel, Wäsche, Kleidungsstücke, Haußgeräthe, selbst baares Geld hatten die wackern Leute für ihren abgebrannten Seelsorger zusammengetragen, welche Dinge sie mit der Freude, wie sie die Wohlthätigkeit zu begleiten pflegt, dem tiefgerührten Seilerius einzuhändigen kamen. Und der leiblichen Gabe fügte der neue Pfarrherr, ein junger, wohlgebildeter Mann, noch eine geistige hinzu.

„Ich komme —“ hob er an — „von Angesicht einen Mann kennen zu lernen, dessen meine Beichtkinder ohne Unterschied nur mit hoher Achtung und dankbarer Liebe gedenken — der einen so guten Saamen unter dieselben ausgestreuet hat, daß ich nur darauf fortzubauen brauche, um der segensreichen Früchte ohne Aufhören einzuärndten. Mein geliebter Vater, ich betrachte mich nur als Euern Amtsvertreter und bringe Euch als solcher das, was Euer Amt bis jetzt eingetragen hat.“

Hier wollte der junge Geistliche dem Seilerius eine nicht unbedeutende Geldsumme aufdringen, welche dieser jedoch standhaft ausschlug. Was aber die Worte des jungen Mannes über eine gewöhnliche Schmeichelei erhob, war die sichtbare Begeisterung, mit welcher sie gesprochen wurden, so wie die volle Thräne wahrhafter Rührung, welche dieselben begleitete. Daher war die Rede auch ein wohlthuender Balsam für Seilerius, obschon er die ihm darin beigelegten Verdienste bescheidenlich abzulehnen suchte. Die von dem jungen Geistlichen von Seilerius vorgefaßte gute Meinung fand später durch die Aussage der Rüsseinaer Landleute, welche die Gaben überbracht hatten, volle Bestätigung.

Es geschah aber, daß bei längerem Beisammensein der junge Geistliche nicht

nur auf seinen würdigen Amtsbruder, sondern auch auf dessen ganze Familie, und unter dieser wiederum absonderlich auf Sophie große Stücke zu halten schien. Und ein aufmerksamer Beobachter und geübter Menschenkenner würde gar bald entdeckt haben, daß die Huldigungen des hübsch aussehenden und noch hübscher sprechenden Pfarrers der einstigen Braut nicht ganz unangenehm waren, obgleich sie solches kaum durch einen verstohlnen Blick zu erkennen gab. Es traf sich auch, daß der junge Mann immer öfterer den Weg von Rüsseina nach Proschwitz machte, und daß selbst der im Punkte der Liebe sonst wenig erfahrene Seilerius den eigentlichen Grund davon bemerkte. Er würde auch gegen eine nähere Verbindung der beiden Leutchen gar nichts einzuwenden gehabt haben, wenn nur der leidige Exorcismus nicht einen großen Stein des Anstoßes in den Weg geworfen hätte. Mehrmals schon hatte Seilerius versucht, seinen lieben Amtsbruder in diesem Stücke zu bekehren, doch ohne Erfolg. Letzterer schlug seinen Bekehrer mit dessen eigenen Worten.

„Was nicht aus dem Glauben kommt, ist Sünde —" hatte er ihm entgegnet. „Ich glaube nicht, daß Jesus den Exorcismus eingesetzt oder gewollt hat. Denn er spricht ja: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes." Und diese Kindlein, von welchen der Heiland dieses spricht, waren Judenkinder, folglich nicht getauft und also auch nicht vom Teufel befreiet worden durch den Exorcismus. Warum halten wir denn Christi klares Gebot nicht: Ihr sollt allerdings nicht schwören? Weil der Eid ein Ende alles Haders macht und wir der Obrigkeit unterthan sein sollen, die den Eid anbefiehlt. Wenn wir hierin nachgiebig uns bezeigen — warum nicht auch in Hinsicht des Exorcismus, der in der ganzen Bibel nicht geboten wird und nichts weiter ist als eine Menschensatzung?

Wie es bei dergleichen Streitigkeiten zu gehen pflegt: weder der Eine, noch der Andere wollte die Segel streichen, und ein Glück war es noch, daß die Streiter einander nicht Feind wurden, sondern sich vielmehr allmälig vertragen lernten. Sogleich nach der Feuersbrunst hatte Seilerius seinem Schuldner den gehabten Verlust der Schuldverschreibung gemeldet und um eine neue gebeten, leider aber eine so ausweichende Antwort darauf erhalten, daß er über die Gesinnungen des Kaufmanns keinen Augenblick im Zweifel sein konnte. Indeß wurde an dem Wiederaufbaue der niedergebrannten Hütte eifrig gearbeitet, wobei auch Seilers Familie sich sehr thätig erwies. Gleich in den ersten Tagen, wo man mit Aufräumen der Brandstätte beschäftigt gewesen war, hatte Seilerius unter den Arbeitern ein Gesicht bemerkt, welches ihm bekannt vorgekommen, bald aber wieder verschwunden war. Jetzt stand der Inhaber dieses fraglichen Gesichtes, wie es schien, unentschlossen vor Seilers einstweiliger Wohnung, und als dieser die Seinen auf den unbekannten und wiederum bekannten Menschen aufmerksam machte, ertönte es wie im Chor aus jeglichem Munde: „Da steht der Gänsedieb!"

War es doch, als habe der Gänsedieb den gemeinsamen Ruf vernommen und als sei dadurch seine Unentschlossenheit beseitigt worden; denn er kam jetzt gerade auf Seilers Wohnung zugeschritten, in welche er auch wirklich mit etwas verlegenem Gruße eintrat.

„Ehrwürden —" hob er an — „ich habe Euerm Rathe gefolgt, das Gänsestehlen aufgegeben und mich zur Ehrlichkeit gewendet. Auch finde ich in der That, daß verdientes Brod besser schmecke als gemaustes. Doch nicht blos Euch zu danken komme ich hierher. Ich habe nämlich beim Aufräumen des Schuttes ein Pa-

pier gefunden, das die Flammen wunderbar genug verschont hatten. Ich verstehe zwar nicht die Schrift darauf zu lesen; allein einige Lesekundige, die ich deshalb befragte, sagten mir, daß das Papier für Euch einen großen Werth haben müsse. Sie riethen mir auch, dasselbe nach Dresden an den Aussteller des Schuldbriefes zu tragen, der mir dafür gewiß eine erkleckliche Belohnung verabreichen würde; doch zog ich vor, das Papier seinem rechtmäßigen Herrn wiederzuzustellen. Hier ist es."

Er überreichte die Schuldverschreibung dem Pfarrer, welcher nur einen Blick hinein warf und dann den gebesserten Sünder selig in seine Arme schloß. „Hebe deine Augen auf gen Himmel, mein Sohn!" sprach er feierlich zu dem Gänsediebe. „Sieh, wie die Engel sich freuen über dich, mehr, als über 99 Gerechte, die der Buße nicht bedürfen. Ja, freuet euch Alle mit mir —" fuhr er zu den Seinen fort — „denn ich habe mein Schaaf, das verlorene, wiedergefunden. Sehet, ich hatte an diesen Mann zwei Zweigroschenstücken ausgeliehen und jetzt empfange ich sie zurück mit mehr als tausendfältigem Wucher."

Und sie freueten sich und zwar nicht blos über das wiedergeschenkte Document, dessen Verlust sie jetzt erst erfuhren, sondern auch über die Besserung des Sünders, welcher deren Seligkeit in ihrem ganzen Umfange schmeckte, so daß er Freudenthränen vergeß gleich den Uebrigen, und nie wieder von der Tugendbahn zu weichen sich vernahm.

Wiederum rückte die Aerndtezeit heran, wobei dießmal freilich der Aerndteschmauß mit seinem Kuchen, seinem Weine, mit seinen Gästen, seinem Tänzchen und auch die Aerndtepredigt fehlte, um welche letztere der Pfarrer am meisten jammerte. Doch ging es nicht ganz ohne Freude dabei ab. Die ganze Familie war eben im Begriffe, auf ihr erpachtetes Feldstück auszuziehen und dort Aerndte zu halten, als mit dem Postboten ein Brief mit 25 meißnischen Gülden an den Pfarrer Seilerius anlangte, wobei zugleich die Versicherung folgte, daß alle Vierteljahre eine gleiche Summe eintreffen würde. Von dem Rüsseinaer Pfarrer kam die Sendung nicht, denn das Siegel deutete auf einen ungleich höheren Geber hin; auch behauptete der Bote, daß das Geld sammt Brief aus Dresden anhergelange. Kopfschüttelnd erfüllte Seilerius die angenehme Pflicht, dem Boten einen Empfangschein über die erhaltene Summe auszustellen, denn ihn wollte diese überschwengliche Güte des Schicksals fast bange machen. Nicht so die Seinen, welche mit verdoppelter Freude an die Arbeit gingen und im Geheim für eine frugale Aerndtemahlzeit sorgten.

Siehe da, freundlicher Leser, ein freundliches Bild — das Bild einer in sich glücklichen Familie! Ihr Speisesaal ist die freie, weite Natur mit der azurblauen Decke; ihre Tafelmusik der fröhliche Lerchengesang; ihr Tisch ein Garbenhaufen, überzogen mit dem weißen Tafeltuche; ihr Hauptgericht ein gekochter Schinken und nahrhaftes Brot; ihr Getränk eine Schleifkanne voll frischen Wassers und ein Krug mit Bier; ihre Unterhaltung ein Staarmatz, der, dreist genug, die Brosamlein aus Johanna's Händen zu nehmen kommt. Seilerius, der vormalige Pfarrherr, ist zum ehrlichen Landmanne geworden, der das Amt des Brotschneidens übernommen hat. Wie die Uebrigen schaut er auf den Vogel hin, der seinen Antheil an der Mahlzeit begehrt und auch erhält. Anton stemmt die Rechte auf eine Garbe, indeß sein Brüderlein im Hintergrunde neben der Mutter sitzt und den Brotstudien eifrig obliegt. Sophie denkt vielleicht jetzt nicht blos an den Staarmatz, sondern wohl gar an einen andern schwärzlichen Zweifüßler, der doch nicht längst erst nach

Rüſſeina zurückgewandert iſt. Leberecht, das treue Haus, hat dem Befehle ſeines Herrn Genüge geleiſtet und dem Bierkruge zugeſprochen, den ſeine Hand noch um-

faßt hält. Während dem kommt eine Geſtalt aus dem nahen Gebüſch in den Rücken des Pfarrers geſchlichen. Sie winkt von weitem ſchon den freudig erſchreckenden Aerndtern zu, ihn durch nichts zu verrathen, und dieſe, den Spas nicht zu verderben, bezwingen auch wirklich ihre Gefühle ſo lange, als der Fremdling Zeit braucht, um beide Hände über die Augen des nichts ahnenden Seilerius zu legen. Jetzt aber bricht ein allgemeiner Jubel los. „Wer iſt's?" rufen ſie einſtimmig.

„Der Herr College aus Rüſſeina iſt es nicht —" ſprach Seilerius beſtimmt. „Sollte ich aber rathen dürfen, wer mir an dem heutigen Freudentage fehlt, ſo wäre es mein Sohn Au —"

Die Nachſylbe wurde durch zwei ſchwellende Lippen verſchlungen, welche den Mund des überglücklichen Vaters berührten. Ja, wirklich, Aurel, der kräftig und ſchön aufgeſchoſſene Muſenſohn war es, der jetzt aus einer Umhalſung in die andere flog.

„Warum —" fragte der Vater — „biſt du uns ſchon ſeit Monatsfriſt deine Briefe ſchuldig geblieben?"

„Weil ich auf Reiſen begriffen war —" verſetzte Aurel fröhlich — „und zwar auf Reiſen, die mir nicht nur nichts gekoſtet, ſondern mich auch in den Stand geſetzt haben, Euch eine kleine Unterſtützung in Eurer Noth anbieten zu können." Er legte hier mit freudeleuchtenden Blicken ein ſchweres Päckchen mit Geld in ſeines Vaters Hand, dem ſomit der Segen von mehr als einer Seite zufloß.

„Erzähle, Aurel!" hieß es nun allgemein. Die Mutter jedoch, umſichtiger

als Alle, legte dem geliebten Sohne erſt von den Ueberbleibſeln der Tafel vor, deren auch der Weitgewanderte zur Stärkung dringend bedurfte. Dann, nach eingenommenen Trunke, begann er wie folgt:

„Die Nachricht von Euerm Brandunglücke, mein Vater, rief den Entſchluß in mir hervor, fortan ohne Eure Unterſtützung meine Studien fortzuſetzen. In dieſer Abſicht benutzte ich unſere Ferienzeit, wo ich ohnehin mein Geld nutzlos in Leipzig verzehrt hätte, um eine Reiſe in die Rheingegenden zu unternehmen, die ich zu Fuße, mit meiner Geige in der Hand und einer Reiſetaſche auf dem Rücken, antrat. Mein Inſtrument ſollte mir den nöthigen Lebensunterhalt, wohl gar noch einen Sparpfennig obendrein erwerben. Ich hatte luſtige und traurige Stücklein eingelernt, von denen ich manche mit meiner Stimme begleitete. Unter andern hatte ich Euer Schickſal, mein Vater, in Reime gebracht, die ich nach einer rührenden Melodie abſang, wo ich die Gelegenheit dazu für paſſend erachtete. Und gewiß war es nicht mein Verdienſt, ſondern die einfache Wahrheit Eurer Geſchichte, daß dieſer Geſang ſtets den lebhafteſten Eindruck bei allen meinen Zuhörern hervorbrachte.

Eines Abends gelangte ich in ein Dorf, vor deſſen Wirthshauſe ich ſogleich meine Geige anſtimmte, indem Hunger und Durſt gleich groß waren, um mich

eine gastfreundliche Aufnahme wünschen zu lassen. Mein Spiel und Gesang lockten Alt und Jung auf den Treppen-Austritt heraus, an dessen Fuße ich meinen Fidelbogen fleißig strich. Es lauschte die junge Hausfrau meinem Gesange; ihr Säugling vergaß das Schreien, die Großmutter das Spinnen und der Wirth, die weingefüllte Schleifkanne mir entgegenbietend, daß ich kein Geld hatte. Der pausbackige Gottlieb starrte freundlich zu seinem Ebenbilde, dem aufgehenden Vollmonde hinauf, indeß sein, für die Musik empfänglicherer, Bruder mit seiner Pfeife meinen Tönen eine übelklingende Zugabe machte. Ich aber ahnte nicht, daß ich noch ein paar Zuhörerinnen hatte, welche aus einer vornehmen Dame und deren blassen Tochter von etwa 14 Jahren bestanden, die, von Aachens Heilquellen nach der Heimath zurückkehrend, in demselben Gasthofe abgestiegen waren, wo sie das erste Stockwerk bewohnten. Die Fremde schickte mir durch ihre Kammerfrau eine reiche Gabe und ließ sich zugleich erkundigen, ob und wo sich meine abgesungene Geschichte zugetragen habe. Meine Antwort erregte ihre Neugierde in so hohem Grade, daß ich vor sie kommen und ihr unser ganzes Schicksal nebst unserm Namen und allen kleinen Umständen beschreiben mußte. Ihrem Versprechen, mich bei meinem weiteren Studiren unterstützen zu wollen, ist sie treulich nachgekommen, indem ich jüngst 15 meißnische Gülden mit der Zusage zugeschickt bekam, alle Vierteljahre eine gleiche Summe hoffen zu dürfen, so lange ich mich derselben nicht unwerth machen würde."

Hier erfolgte von Seiten des Pfarrers eine Verständigung, durch welche man mittels Gegenüberhalten der, die beiden Geschenke begleitenden, Zuschrift die Ueberzeugung gewann, daß deren Spender eine und dieselbe Person, also die unbekannte Dame, sein müsse. Noch gedachte man derselben in Ehren, als die Glocken der nächst gelegenen Kirche vollstimmig ihre Klänge durch die Lüfte herüberschickten. Verwundert über diese außergewöhnliche Bewegung rieth man noch hin und her über die mögliche Ursache derselben, als man von der einen Seite einen Wagen und von der anderen den Rüsseinaer Pfarrer anlangen sah, welche beide ein und dasselbe Ziel zu verfolgen schienen. Dasselbe war unsre Aerndtegesellschaft, welche nunmehr erst den Nossener Rentmeister nebst seinem Sohne in dem Wagen erkannte, der sich jetzt seines Inhaltes entlud.

„Der Kurfürst ist todt!" rief der Rentmeister schon von weitem — „Noch nicht ganz 31 Jahre alt! Man glaubt gar, an Gift!"

„Der Canzler Crell ist gefangen gesetzt worden!" schrie der vormalige Bräutigam.

„Mein theurer Amtsbruder, —" keuchte der junge Geistliche — „tretet Euer verlassenes Amt wieder an — der Exorcismus ist wieder gestattet worden."

„Vielgeprüfter Freund! —" schmeichelte der Rentmeister — „Superintendent kannst du noch werden —"

„Innigstgeliebte Braut! —" dessen Sohn, indem er die bestürzte Sophie bei der Hand erfaßte.

Wapplern aber, dem Nachfolger Seilers, war mit einem Male die Sprache vergangen. Wie Lots Weib stand er versteinert da und eine merkliche Blässe überzog sein Antlitz. Nicht viel röther sah die angebliche Braut aus, welche ihre Hand derjenigen Carls zu entziehen suchte. Aurel blickte etwas finster auf die Ankömmlinge hin, indeß Christel, Johanna, die beiden Kleinen und der Knecht ihre Freude über die unvermuthete Botschaft zu erkennen gaben.

Seilerius hingegen sprach jetzt zu den Seinen: „Im Unglücke standhaft, im

Glücke demüthig sollen wir sein. Darum, Freund, —" er wendete sich zum Rentmeister — „vergebe ich deiner Schwäche, welche aus Menschenfurcht den heimgesuchten Freund bis heute verleugnete. Aber dein Sohn kann fürder nicht mehr der Bräutigam meiner Tochter Sophie sein. Das Mädel mag den Hasenfuß nicht und ich pflichte ihr bei."

Der Rentmeister machte ein langes Gesicht; der Hasenfuß ein noch viel längeres; Wappler aber ein recht freundliches und dasjenige Sophiens verlor den Ausdruck großer Seelenangst.

„Mein ehrwürdiger Amtsbruder und Freund —" hob Wappler an — „ich hätte Euch eine gar große Bitte vorzutragen, selbst auf die Gefahr hin, den Schein des Eigennutzes auf mich zu laden. Allein längst schon hat sie mir auf den Lippen geschwebt und nur Furcht, Euern Zorn zu erregen — Ungewißheit über eines gewissen Jemandes Gesinnungen gegen mich — haben sie immer wieder zurückgedrängt. Ich liebe Eure Tochter Sophie in allen Ehren und bitte Euch, sie mir — falls es nicht gegen ihre Neigung streitet — zum ehelichen Gemahle zu geben. Zwar weiß ich nicht, ob mir sogleich ein anderes Pfarramt zugetheilt werden dürfte: allein schon die Aussicht auf den einstigen Besitz Eurer Tochter würde mich ganz zufrieden stellen."

„Der Herr Ex-Pfarrer von Rüsseina —" sprach der Rentmeister unter einem verächtlichen Seitenblicke auf Wappler — „sucht in Zeiten sich den Rücken zu decken. Ich bin doch neugierig, welche höfliche Erwiderung ihm von Seiten meines aufrichtigen Freundes zu Theil werden wird."

Dieser — der Herr Seilerius — sprach jetzt zu der doppelt gefreieten Braut: „Was sagt meine Sophie zu dieser neuen Bewerbung? Rede aufrichtig, wie dir's um's Herze ist, denn es betrifft dein ganzes künftiges Erdenglück."

Sophie aber barg das erglühende Antlitz an dem Busen der Mutter, welche ihrem Gatten einen bejahendlächelnden Blick zuwarf.

„Wie steht's, theurer Amtsbruder, —" wendete sich Seilerius zu Wappler — „würdet Ihr in dem Falle, daß meine Tochter die Eure würde, zu meiner Fahne schwören und dem Exorcismus huldigen?"

Der Gefragte heftete den Blick trübe zu Boden. Nach einem minutenlangen Schweigen erhob er sein Auge auf seinen Amtsgenossen und schaute ihn klar und durchdringend an. „Diese Frage —" sagte er fest — „war nicht Euer Ernst. Wäre er's, so müßte ich Euch mit des Heilands Worten zurufen: Hebe dich weg, Satanas! du bist mir ärgerlich. Ihr selbst würdet mich verachten müssen, wollte ich um Sophiens Besitz meine innige Ueberzeugung aufgeben."

Liebenden Blickes sah Seilerius den standhaften Exorcismus-Feind an. Dann rief er väterlich: „Sophie!" Als nun die Tochter zögernden Schrittes ihrem Vater nahete, nahm er ihre Hand und legte sie in die freudig zitternde Wapplers. „Liebet euch! —" sprach er gerührt — „Ihr seid einander werth. Aber Eins bedinge ich mir für die Zukunft aus. Meine Enkel taufe ich und zwar mit dem Exorcismus. Dieß könnt Ihr, Herr Schwiegersohn in spe, eingehen, ohne Euer Gewissen zu verletzen."

Die Antwort blieb Wappler schuldig; denn er drückte eben den ersten Kuß keuscher Liebe der durch die Rede des Vaters doppelt erröthenden Braut auf die frischen Lippen. Seilerius wiederholte auch seine Frage nicht; denn er wußte ja, daß wer schweigt, seine Einwilligung zu erkennen giebt. Längst schon war, als die

jubelnde Gesellschaft den Heimweg antrat, der Rentmeister mit seinem Hasenfuße Carl abgefahren, ohne daß ihre Abwesenheit von irgend Jemanden bemerkt worden war.

Die Kurfürstin Sophie hatte ihres Versprechens nicht vergessen. Der standhafte Seilerius sollte die Superintendenten-Stelle in Meißen erhalten. Er aber bat, ihn wieder mit der Rüsseinaer Pfarrstelle zu beglücken, vorausgesetzt, daß sein theurer Amtsbruder und Schwiegersohn in spe, Wappler, darunter nicht zu leiden hätte. Derselbe wurde daher mit dem Pfarramte zu Maltitz entschädigt, dessen zeitheriger Besitzer, Herr Polykarp Schwendlerius, indeß mit Tode abgegangen war. Wer aber mag den Jubel beschreiben, als der geprüfte Seilerius in sein Dörflein und in seine alte Amtswohnung wiederkehrte?

Schon von weitem erblickte die vergnügte Seiler-Familie einen Festzug Rüsseinaer Landleute, welcher sie feierlich einzuholen kam. Voran der lange Görge in der großgeblumten Weste — ein Geschenk Seilers, aus seinem abgelegten Schlafrocke gefertigt — welcher noch nie so schön gepfiffen hatte als heute. Ihm stand getreulich bei mit betäubendem Trommelschalle des Gastwirths Hans, der für Proviant gesorgt und eine große Stoppelrübe in seine Hosentasche gesteckt hatte; denn zuweilen pflegt es zu geschehen, daß hohe Personen sehr lange auf sich warten lassen, was jedoch bei unserm Seilerius nicht der Fall war. Seht da den ehrlichen Mauerbrecher — den Gastwirth und Fleischer Mager, die bitterste Satyre auf seinen Namen! Schreitet er nicht, wie Alexander der Große oder Napoleon, als Sieger mit zufriedener Miene und einem Blumenstrauße hinter den bezopften Musikanten drein? Ihm an schließt sich Alt und Jung, Erethi und Plethi, die Letztlinge des Gartens auf Stangen und in den Händen tragend. Hört ihr den Freu-

denruf der biedern Dörfler, deren derber Händedruck der blauen Flecke manchen auf den Händen der heimkehrenden Pfarrers-Familie zurückläßt. „Wir haben den Teufel wieder!“ ruft Hans bei der ersten Trommelpause fröhlich aus, in seiner Einfalt nicht etwa seinen Pfarrherrn, sondern den Exercismus meinend, der nun mit verdoppeltem Eifer an den Täuflingen ausgeübt wird. Seilers Herz aber gedachte vor Wonne zu zerschmelzen, als er im faltenreichen Priestermantel die Stufen seiner Kanzel hinaufstieg, die Sanduhr umdrehete und dann den gerührten Blick auf die dicht gedrängten Reihen seiner Zuhörer warf. Noch nie hatte er die hohe Würde so innig gefühlt, was es bedeute, der Seelenhirte so vieler Christen-Schäfchen zu sein. Der Geist des Friedens ruhe auch ferner auf dir, du frommer und getreuer Knecht des Herrn!

Sieben Jahre waren vergangen in Freud' und Leid, in Lust und Schmerz, wie das Erdenleben es mit sich bringt. Aurel, der tüchtig herangebildete Rechtsgelehrte, hatte sich in Leipzig niedergelassen, seine Schwester Johanna den Rittergutspachter in Rüsseina geheirathet, und Sophie ihrem Manne bereits zwei Kinder geschenkt, die des Großvaters Augenweide waren. Eben waren diese mit ihren Aeltern zum Kirchweihfeste in Rüsseina.

„Komm her zu mir, Gottlobchen, —“ sprach Seilerius zu dem fünfjährigen Knaben, welcher mit einem Stücke Kuchen zur Wohnstube hinauswollte — „ich will dir schöne Bilder zeigen und noch schönere Geschichten erzählen.“

„Behaltet Eure Bilder und Geschichten für Euch —“ versetzte der Junge kurz — „ich fahre viel lieber mit Lederecht in den Busch.“

„Du bist ein trotziger, ungeschliffener Bube, —“ zankte Seilerius — „der stets das Gegentheil thut von dem, was man von dir verlangt. Da lobe ich mir dein sanftes Schwesterchen Cordelchen. Nicht wahr, Cordelchen, du hast mich lieber wie dein wilder Bruder und magst gern bei mir bleiben?“

Die Kleine, etwa dreijährig, hüpfte auf den Großvater zu, umschlang mit ihren Armen dessen Kniee, legte ihr Köpfchen in seinen Schooß und blickte ihm mit ihren blauen Augen zärtlich in's Gesicht.

„Ja, du bist meine Taube, mein Goldtöchterchen und mein Herzblättchen —“ sagte Seilerius, indem er die blonden Haarflechten seiner Enkelin streichelte. „Du kannst immer gehen, —“ fuhr er zu Gottlobchen fort, welcher nun nicht von der Stelle wich — „du sollst weder Spielzeug, noch Kuchen, noch Obst, oder sonst etwas Hübsches von mir bekommen, weil du so häßlich gegen deinen Großvater bist. Ich glaube gar, Herr Schwiegersohn, —“ fuhr er zu Wapplern fort — „Er lächelt noch bei den Unarten Seines Sohnes? Ich sage Ihm, Er wird noch manche Noth mit der Range bekommen.“

„Ihr habt Recht, Herr Vater!“ — versetzte Wappler — „obschon ich weiß, daß Ihr nicht im Ernste mit Euerm Enkel zürnet, ihn vielmehr schon in der nächsten Stunde wieder hätschelt und lobt. Er hat ein starres Gemüth, das mit recht fester Hand gezügelt sein will, soll es nicht anders auf Abwege ausschweifen. Aber mein Lächeln hat einen ganz besondern Grund.“

„Und der wäre?“ forschte Seilerius.

„Ihr entsinnt Euch doch, Herr Vater, —“ entgegnete Wappler — „daß Ihr den Jungen da getauft habt und zwar, wie Ihr ausbedungen hattet, mit dem Exercismus. Das Mädel hingegen habe ich getauft, weil Ihr damals gerade krank

laget, und zwar ohne Exorcismus. Nun sprecht Ihr selbst, daß der Junge nichts tauge, seine Schwester hingegen eine sanfte Taube sei. Demnach hat das Teufelaustreiben so viel wie nichts gefruchtet —"

Seilerius räusperte sich eben, um eine passende Antwort zu ertheilen, als ihn der Eintritt einer Bäuerin noch zu rechter Zeit aus aller Verlegenheit riß.

„Ehrwürden —" meldete sie — „ein krankes Weibsen mit ihrer Tochter ist vor meiner Hütte abgestiegen, die ich gern beherbergen wollte, wenn ich nur Platz und Zeit dazu hätte. Sie sieht ganz greulich aus und liegt in meiner Stube auf der harten Ofenbank hingestreckt wie todt. Ich weiß meinem Leide keinen Rath, was ich mit ihr anfangen soll."

„Die, so im Elende sind, führe in's Haus —" sprach Seilerius — „Auf, Christel, geh' zur Fremden und sieh nach, ob sie den kleinen Weg zu unsrer Wohnung zurückzulegen im Stande ist."

Die Pfarrerin, von ihrer Tochter Sophie begleitet, ging, und Seilerius sah in kurzem aus einem nahgelegenen Bauernhause eine städtisch gekleidete Frau von kränklichem Ansehen, unterstützt von einer blühenden Jungfrau, herausschreiten, die von seiner Gattin und Tochter nach dem Pfarrhause geleitet wurden.

Die Fremde war nicht blos am Leibe krank; ihr Hauptleiden schien ein geistiges zu sein und darum zeigte sich auch Seilerius als der rechte Arzt, welcher schon nach wenig Tagen die Kranke auf den Weg der Genesung brachte. Die liebevolle Pflege der Pfarrersfamilie war ganz geeignet, das verwundete Herz der Patientin zu heilen, und dasselbe vergalt die ihm erwiesene Wohlthat schon in kurzem durch ein vollständiges Vertrauen.

„Ihr sehet in mir —" erzählte sie — „eine Unglückliche, welche die Sorge um ihren Gatten noch aufzureiben droht. Sieben lange Jahre schon sitzt derselbe ohne Urtheil und Recht auf dem Königsteine gefangen und vergebens bin ich von Land zu Land, von Stadt zu Stadt gepilgert, um meinem guten, unschuldigen Manne gerechte Richter zu erwecken. Man hat mich in's Gefängniß gesteckt, weil ich gewagt hatte, Hülfe bei dem Kaiser und dem Reichs-Kammergerichte zu suchen; man hat meines Mannes Freunde durch Drohungen und Geldstrafen einzuschüchtern gesucht, seine Vertheidigung nicht angenommen, ihm seine Papiere, durch welche er sich rechtfertigen konnte, vorenthalten und die gehässigsten Beschuldigungen ohne alle Beweise gegen ihn vorgebracht. Ja, meine Freunde —" fuhr die Kranke fort — „ihr sehet in mir die Gattin des vormaligen Canzlers Crell, welcher nun büßen soll, was er auf Befehl seines Fürsten hat anordnen müssen."

Bei Nennung des eben so verhaßten als gefürchteten Namens „Crell" durchrieselte ein Schauer nie gekannter Art unsers Pfarrers Gebein. Hätte der Blitz in seine Wohnung eingeschlagen, er würde weniger erschrocken sein. Seither hatte man in Seilers Hause die Person Crells mit derjenigen des Teufels so ziemlich

für Eins gehalten und jetzt sah er dessen Gattin und Tochter in seiner Behausung, auf seinen Betten, an seinem Tische! Der Uebergang war zu plötzlich, zu schroff, als daß Seilerius sich sogleich zu fassen vermocht hätte. Zwar mußte er sich sagen, daß nach dem Ausspruche der Bibel der Sohn nicht tragen soll die Schuld des Vaters; aber die ganze Familie des Crell roch ihm nach den verdammlichen Lehren Calvins, und fast schien es ihm in dem ersten Augenblicke eine Sünde zu sein, wenn er das ketzerische Paar in seiner echt lutherischen Wohnung ferner duldete. Es litt ihn in derselben nicht mehr, daher er seine Zuflucht wieder zum Gotteshause nahm, wo er das Angesicht des Herrn zu suchen ging. Gedankenvoll stieg er zur Kanzel hinauf. Und daselbst kam ihm abermals das Verständniß. Der barmherzige Samariter hatte nicht den verwundeten Juden gefragt, welches Glaubens er sei, und der Herr Jesus gleichwohl geboten, desgleichen zu thun. „Richtet nicht —" sprach Seilerius predigend — „so werdet ihr auch nicht gerichtet. Verdammet nicht, so werdet ihr auch nicht verdammet. Ich aber sage euch: Liebet eure Feinde; segnet die euch fluchen, thut wohl denen, die euch hassen und verfolgen — auf daß ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel."

Beruhigt kehrte er in seine Wohnung zurück, wo ihn seine Christel mit einem ängstlich fragenden Blicke empfing. „Wisset ihr nicht, weß' Geistes Kinder ihr seid?" sprach er zu ihr und die redliche Frau verstand den Sinn der kurzen Worte, und ging, wieder zu thun, was Christenpflicht war. Es geschah aber, daß, je länger Frau Crell mit ihrem wohlgezogenen Töchterlein in der Pfarre hauste, deren Besitzer inne ward, wie seiner Gäste Frömmigkeit mindestens eben so viel werth sei als die seinige, und daß der Frau Canzlerin Trübsal ungleich größer sein müsse, als seine glücklich überstandene. Hörte er nun vollends von derselben erzählen, wie wahrheitliebend, ehrlich, seinem Fürsten ergeben und freundlich gegen Jedermann der Canzler gewesen sei, so erschien ihm dieser schon in einem minder gehässigen Lichte. Als er aber gar vernahm, daß man ein ganzes Jahr hatte verstreichen lassen, ohne den Prozeß des gefangen gesetzten Canzlers zu beginnen — daß der Adel die Städte erst hatte dringend angehen müssen, um sich seiner Anklage gegen den Canzler anzuschließen — daß dessen Kläger wiederholt um Verlängerung der Frist nachgesucht hätten, um die mangelnden Beweise der Anklagepunkte beischaffen zu können, was ihnen jedoch nicht gelungen wäre — wie Frau Crell behauptete, daß ihr Mann nie eigenmächtig, sondern auf eigenhändig unterschriebenen Befehl des verstorbenen Kurfürsten gehandelt habe — daß der Administrator, Herzog Friedrich Wilhelm von Weimar, die beiden Amtsschösser von Belzig und Mühlberg voll Zorn entlassen habe, weil sie nach dem mit Crell angestellten Verhöre nichts auf ihn bringen gekonnt hätten — da wollte dem Pfarrer doch bedünken, daß man mit seinem Feinde nicht ganz nach Recht und Billigkeit gehandelt habe. Ja, er schrieb den ganzen Handel seinem Sohne Aurel nach Leipzig und fragte bei ihm an, ob er denn gar nichts in dieser Sache zu Gunsten des Verklagten thun könnte?

Schon nach einigen Tagen — Frau Crell sonnte sich gerade an der Seite ihres schönen Töchterleins vor der Hausthüre der Pfarre — trat Herr Aurel Seilerius in den Hof der letzteren ein. Seine fröhlich ihm entgegenkommenden Aeltern empfing er nach den ersten Grüßen mit den Worten, wobei er auf die fremde Dame hindeutete: „Wie seid ihr doch so glücklich gewesen, unsre gemeinsame, hohe Wohlthäterin bei euch zu sehen?" Und mit gezogenem Hute vor die Canz-

terin hintretend, sprach er ehrerbietig: „Edle Frau, werdet Ihr wohl noch in mir den armen Studenten erkennen, den Eure Huld vor 7 Jahren so reich beglückte? Doch diese Jungfrau hier — unmöglich kann sie Euer bleiches Töchterlein sein, obschon sie einige Aehnlichkeit von Euch hat."

Frau Crell entgegnete hierauf mit Verwunderung: „Wie? diese wackern Leute hier wären Eure Aeltern? Welch' wunderbares Zusammentreffen! Doch wisset, nicht ich — mein unglücklicher Gatte hat Euch und Eure Aeltern unterstützt in der Noth. Mit seinem Vermögen suchte er einigermaßen gut zu machen, wo er auf des Kurfürsten Befehl wehe thun mußte. Darum hat er auch keine Reichthümer gesammelt."

Aurel ließ sich später von der Canzlerin erzählen, was zur Betreibung des Prozesses ihres Mannes erforderlich war und gelobte, sein Möglichstes in dessen Vertheidigung thun zu wollen. Wenn er aber etwas länger in Rüsseina blieb als nöthig war, so möchte dieses auf Rechnung der lieblichen Canzlerstochter zu setzen gewesen sein, die nur zu sehr das Herz des jungen Rechtsgelehrten gerührt hatte. Allein dessen Bemühungen, die Freisprechung des Canzlers zu bewirken, scheiterten an der Erbitterung der hohen und mächtigen Feinde Crells, welche nach drei Jahren das Todesurtheil über den unglücklichen Mann, und zwar von dem Kammergerichte zu Prag sprechen ließen.

Der Leser erblickt hier den würdigen Pfarrer Sellerius auf seinen Knieen liegen, wie er in einem Gasthofe Dresdens Gott um die Gewährung einer brünstigen Bitte anflehte. Er hatte einen sauern und schweren Gang vor, welcher, wenn er nach seinem Wunsche gelang, ihn auch überaus glücklich machen konnte. Er beabsichtigte nämlich, bei der Kurfürstin Sophie um die Begnadigung Crells nachzusuchen. „Sie ist —" dachte er aufstehend — „ja auch mit dem Exorcismus getauft, als gütige Landesmutter und Mutter ihrer Kinder bekannt. Wohl dem, der Freude an seinen Kindern erlebt — diesen schönen Wahlspruch hat sie auf die Ducaten prägen lassen und gewiß: fast eben so große Freude wird es ihr gewähren, einen Menschen durch ein Wort der Gnade vom unverdienten Tode zu erretten."

Voll dieses tröstlichen Gedankens schritt er über den Neumarkt dem kurfürstlichen Schlosse zu. Hier erblickte er mit Schaudern die weißen Balken des Blutgerüstes, welches für den verurtheilten Crell bereits errichtet worden war. Beim Näherkommen gewahrte er jedoch, wie man dasselbe wieder niederzureißen sich bemühte. Da durchfuhr eine freudige Ahnung seine bange Brust und mit Hast fragte er die Arbeiter: „Nicht so? Crell ist begnadigt worden?"

„Bewahre!" hieß die Antwort — „die Kurfürstin selbst will die Hinrichtung dort von der Freitreppe mit ansehen und hat deswegen gebeten, das Schaffot näher an dieselbe heranzurücken."

Diese Rede vernichtete urplötzlich alle aufgekeimten Hoffnungen in Seilers Brust und mit immer kleineren Schritten nahete er dem Schlosse. Wohl sprach er für seinen einstigen Todfeind mit aller Fülle christlicher Beredtsamkeit zu der Fürstin — wohl berief er sich auf das Beispiel des göttlichen Erlösers, der am Kreuze noch für seine Mörder bat — allein Crells rücksichtsloses Benehmen mußte denn doch Sophiens Gemüth zu sehr erbittert haben, und bekanntlich ist das Andenken erlittener Kränkungen in dem weiblichen Herzen nachhaltiger als in dem männlichen — Seilerius mußte unverrichteter Sache wieder fortgehen. Er aber hoffte noch immer, daß der von ihm ausgestreute Saame christlicher Milde über Nacht noch in der landesmütterlichen Brust aufgehen und gute Früchte tragen würde. Seine Eitelkeit als tüchtiger Kanzelredner, welcher ja die oft so starren Bauernherzen wie Wasserbäche zu lenken verstand, schmeichelte ihm dieß wenigstens also vor. Und darum blieb er in Dresden und wartete die Hinrichtung ab, die nach seinem Glauben ohne die Hauptsache — den tödtlichen Streich — ablaufen mußte.

Am 9. October 1601 trug man den, drei Tage vorher vom Königsteine gebrachten Crell vor das nothpeinliche Halsgericht, nachdem er vorher das heilige Abendmahl genossen hatte. Vor der Gerichtsbank, welche 12 Rathspersonen einnahmen, begehrte der Unglückliche mit seiner Vertheidigung gehört zu sein; allein man ließ ihn nicht zu Worte kommen, weil man „mit ihm nicht disputiren wollte." Er berief sich auf seine Unschuld, verlangte seine Ankläger und die Zeugen gegen sich zu sehen und beschwörte sich über das rechtswiderliche Verfahren gegen ihn. Der Stadtrichter fiel ihm jedoch in die Rede und sagte, daß sein Gesuch nicht Statt finden könne, indem man ausdrücklichen Befehl habe, ihn nicht anzuhören. Noch immer bat Crell mit kläglicher Stimme um's Recht; die Schöppen aber standen von ihren Sitzen auf, warfen die Bänke um und das Volk trat mit Geräusch zurück. Da verließ Crellen die Geistesgegenwart; er senkte das Haupt auf die Seite und hob die Hände gen Himmel. Nach einer kurzen Pause ermannte er sich und sagte: „Nun wohlan, es mag in Gottes Namen der Kurfürstin Wille geschehen. Gott mag es erbarmen; ich komme unschuldigerweise dazu; ich gestehe nicht die geringste That, die im Urtheile abgelesen worden. Ich muß zwar bekennen, daß ich vor Gott ein armer Sünder bin; aber daß ich solche Missethaten begangen habe, das gestehe ich nicht und kann davon nimmermehr mit Recht überführt werden. Meine Ankläger müssen es noch am jüngsten Tage verantworten."

Um 11 Uhr Vormittags war das nothpeinliche Halsgericht beendigt. Drei Scharfrichterknechte trugen den Crell auf einem Stuhle vom Rathhause hinüber nach dem Richtplatze auf dem Judenhofe. Während dieser Zeit betete Crell mit lauter Stimme, begleitet von einer zahllosen Volksmenge, die jetzt sein trauriges Schicksal beweinte. Die verwittwete Kurfürstin fand sich mit einigen Hofdamen auf dem Altane des Stallgebäudes — der heutigen Bildergalerie — ein, um der Hinrichtung beizuwohnen. Beim Anblicke des Blutgerüstes fiel Crell in Ohnmacht, aus der man ihn durch Reiben und spirituöse Mittel erweckte. Darauf setzte man ihn auf einen Leibstuhl, den man in Ermangelung eines Stuhles mit einer niedrigen Lehne in der Eile herbeigeschafft hatte. Nun bat Crell Alle um Verzeihung, die er im Leben beleidigt habe, betete für den Kaiser und den Kurfürsten und endete mit den Worten: „Herr Gott, der du mich erschaffen! Herr Gott Sohn, der du mich erlöset! Herr Gott heiliger Geist, der du mich geheiligt — heute übergebe ich dir wiederum das Pfand, welches du mir bisher geliehen hast."

Während dieser Worte entblößte ihm der Nachrichter den halben Oberleib und fragte ihn sodann, ob er sich zum Tode bereitet hätte? Crell antwortete mit einem vernehmlichen Ja! worauf ihm die Augen verbunden, die Hände gefesselt und die Arme mit einem Schnallenriemen hinterwärts gezogen wurden. In dieser Stellung ließ man ihn eine kleine Weile sitzen, unter welcher der Sterbende den Schwerdtstreich vermuthen mochte, denn er streckte den Kopf mit angestrengten Kräften in die Höhe, so daß der daneben stehende Knecht denselben etwas niederbeugen mußte. Indem der Scharfrichter Polz sein Amt verrichten wollte und das Schwerdt zückte, bemerkte er, daß die Seitenwand des Schaffots zu hoch sei; daher er geräuschvoll einige Bretter losschlug, bevor er dem Armensünder den Streich versetzte, welcher das Haupt vom Rumpfe trennte. Dasselbe nahm der Scharfrichter in die Hand, zeigte es dem Volke und sagte scherzend: „Crell, wie gefiel dir der calvinische Streich? O, in diesem Kopfe stecken viele verwirrte Sachen! Es sind ihrer noch Mehrere unter diesem Haufen. Ich denke, sie sollen theils auch noch in meine Hände gerathen."

Der Leichnam blieb einige Stunden lang auf dem Blutgerüste liegen, wurde dann durch zwei Knechte hinabgeschleift, nebst dem Kopfe in einen Sarg gelegt und im Beisein des Richters und einiger Rathspersonen durch zwei Todtengräber auf den Frauenkirchhof getragen. Einstweilen setzte man den Sarg in einen Schwibbogen, verdeckte ihn mit Bretern und bewachte ihn die Nacht hindurch. Am folgenden Tage, Mittags 12 Uhr, wurde die Leiche, unter Vortritt der Geistlichkeit und Schule, mit Gesang in die Frauenkirche gebracht und daselbst vor die Kanzel gesetzt. Nicolaus Blume, Pfarrer aus Dohna, welcher Crells Beichtvater auf der Festung gewesen war, hielt die Leichenpredigt über Sirach 5. „Verzeuch dich nicht zum Herrn zu bekehren." Sie ist, 9 Bogen stark, gedruckt, und wegen ihrer Unduldsamkeit merkwürdig. Nach der Predigt begrub man die Leiche in der Gegend, wo das Koselsche Palais steht, in einer Gruft, die der Familie Wiederanders gehörte. Im Jahre 1715 wurde die Morgenseite des Frauenkirchhofes abgetragen. Man entdeckte Crells Grabstätte; die Anverwandten ließen den Sarg öffnen, fanden aber blos die Asche und den goldnen Fingerring des Canzlers.

Mehr todt als lebendig war Seilerius aus Dresden entflohen.

„So stirbt kein Uebelthäter!" tönte es unaufhörlich in seinem Innern. Daheim umarmte er schweigend die trauernde Wittwe des Gemordeten und dessen Tochter, die nach überstandener Trauerzeit Aurels Gattin wurde. Am Abende desselbigen Tages sprach Seilerius zu seiner Christel im Vertrauen: „Weib! sie Alle, die den Crell zum Tode verdammten, waren mit dem Exorcismus getauft worden. Fortan taufe ich ohne denselben; denn nunmehr glaube ich, daß der Teufel nicht sofort den Kleinen angeboren werde, sondern erst später in den Menschen fahre und nur durch Beten und Fasten wieder ausgetrieben werden könne."

Und Seilerius hielt Wort. Dieß bewies er an dem Erstgebornen Aurels, welchen er ohne Exorcismus taufte und nach dessen gemordeten Großvater: „Nicolaus" benannte.

Die Zeit heilte auch der Canzlerin lang blutende Wunden um ihren Gatten zu und ließ ihr noch manche heitere Stunde in der Mitte ihrer Kinder und Enkel erblühen. Seilerius aber erlebte in der That, was die Kurfürstin Sophie auf

die Ducaten hatte prägen lassen: Freude an seinen Kindern — von der Sophie Wappler an bis zu deren wackern Brüdern Heinrich und Anton herab.

Neue Entdeckungen und Erfindungen in der Landwirthschaft und in den Gewerben.

Schon die Natur hat den Menschen, indem sie ihm Vernunft verlieh, dazu bestimmt, immer weiter sowohl in seinen Kenntnissen als in seiner sittlichen Besserung vorwärts zu schreiten. Er muß daher die ihm verliehenen Kräfte gebrauchen, dasjenige zu verbessern, was ihm von seinen Vorfahren überliefert wurde. Wenn dies für jedes Zeitalter Gültigkeit hat, so ist es in dem unsrigen ein wahres Bedürfniß geworden. Denn Alles strebt jetzt vorwärts, eine Erfindung und Entdeckung drängt die andre, und die Produkte und Waaren werden dadurch so sehr vervielfältigt und verbessert, daß derjenige, welcher bei den Satzungen und Verfahrungsarten seiner Vorfahren stehen bleibt, es denen, die unaufhaltsam vorwärts streben, nicht gleich thun kann und daher nothwendig zurückbleiben muß. Die traurige Folge dieses Zurückbleibens aber ist entweder gänzliche Verarmung oder doch ein höchst dürftiges und spärliches Auskommen. Wem daher daran gelegen ist, sich ein reichliches Auskommen, oder wohl gar sich Reichthum, Ehre und Ansehen zu erwerben, der muß sich nothwendig mit allen den Verbesserungen, Entdeckungen und Erfindungen bekannt machen, durch welche sein Gewerbe vervollkommnet wurde. Er muß sich ferner solche Kenntnisse anzueignen suchen, die ihn in den Stand setzen, solche Verbesserungen, Entdeckungen und Erfindungen, welche sein Gewerbe betreffen, zu verstehen und in Anwendung bringen zu können. Wir glauben daher etwas sehr Nützliches zu thun, wenn wir in jedem Jahrgange die wichtigsten Erfindungen und Entdeckungen des vergangenen Jahres mittheilen, damit unsere Leser Gelegenheit erhalten, sich dieselben nicht nur aneignen, sondern sie wirklich anwenden zu können. Wir werden unsrerseits alles Mögliche thun, um diese Erfindungen und Entdeckungen mit der größten Deutlichkeit und Klarheit vorzutragen, damit jeder unsrer Leser ohne viele Mühe und Anstrengung sie begreife und ihre Anwendung von ihm sofort unternommen werden könne. Wir werden daher die ausländischen Maße, welche sehr häufig in solchen Fällen angegeben sind, jedesmal in sächsische Maße umwandeln, damit durchaus kein Stein des Anstoßes übrig bleibe.

Den Brand des Getreides zu verhüten.

Jeder Landwirth weiß, welchen Schaden er dadurch erleidet, wenn sein Weizen eine große Menge brandiger Aehren enthält. Es kommen Fälle vor, wo ein Weizenacker zur Hälfte brandige Aehren enthält. Der dadurch erlittene Verlust beträgt daher die Hälfte der ganzen Aerndte von diesem Acker. Der Besitzer des Ackers würde daher, wenn der Weizen ganz rein wäre, noch einmal soviel einnehmen, als er wirklich einnimmt. Um sich nun vor diesem Verluste zu bewahren, muß er unten stehendes Mittel anwenden. Es kommt nämlich bei der Frucht hauptsächlich darauf an, daß der zu ihrer Erzeugung ausgestreute Saame so gut als möglich ist. Enthält der Saame schon viel brandige Körner, so wird die Frucht noch weit mehr enthalten. Dies läßt sich nun auf folgende Weise verhüten: Mag der Saame auch viel brandige Körner enthalten, so benetze man 1½ Dresdner Scheffel mit einer Auf-

löſung von 10 Leipziger Pfund Glauberſalz und 1 Pfund Kochſalz in 12 Dresdn. Kannen Waſſer, rühre dann den Weizen mehrere Male um und beſtreue ihn darauf mit 6 Pfund friſch gelöſchtem Kalke. Hierauf muß er wieder in einem Geſchirre mehrmals umgerührt, und 10 — 12 Tage ſtehen gelaſſen werden, ehe man ihn ausſät. Zwar wird der von dieſem Saamen erhaltene Weizen noch immer brandige Aehren enthalten, aber gewiß nicht über den achten oder zehnten Theil, und im günſtigſten Falle nicht über den hundertſten Theil der frühern. Behandelt man nun den von dem auf dieſe Weiſe behandelten Saamen, wiederum erhaltenen Saamen vor dem Ausſäen im nächſten Jahre auf dieſelbe Weiſe, und fährt nach Umſtänden einige Jahre ſo fort, ſo kann man bald einen Saamen erhalten, welcher durchaus keine brandigen Aehren mehr giebt. Um eine Auflöſung von Glauberſalz zu bereiten, muß man das Glauberſalz in das Waſſer bringen, und Letzteres ſo lange umrühren, bis das Salz völlig geſchmolzen und daher nicht mehr ſichtbar iſt. Hierauf ſetzt man das Kochſalz zu und verfährt auf dieſelbe Weiſe. Ferner muß der Kalk auf folgende Weiſe gelöſcht werden: Man bringe den ungelöſchten Kalk in ein hölzernes Gefäß und gieße höchſtens 2 Pfund Waſſer darauf, keineswegs aber mehr. Es entwickelt ſich, da ſehr wenig Waſſer angewendet wird, eine bedeutende Hitze. Man thut daher wohl, während des Löſchens nicht von dem Kalke wegzugehen, bis er ſich wieder etwas abgekühlt hat. Ferner muß das Löſchen des Kalkes wo möglichſt unmittelbar, oder wenigſtens kurze Zeit vorher geſchehen, ehe man den Weizen mit dem gelöſchten Kalke behandelt. Der gelöſchte Kalk zerfällt zu einem feinen Pulver. Man muß ſich in Acht nehmen, daß von dieſem Pulver nichts in die Augen kommt, oder daß man davon nichts einathmet, denn es iſt ſehr ätzend. Sollte das Waſſer, worin man das Glauberſalz auflöſt, zu kalt ſein, ſo muß man es etwas erwärmen, ſo daß man die Hand darin erhalten kann. Das Glauberſalz kann man entweder auf einer Saline (Salzwerk) oder bei einem Droguiſten kaufen.

Der Käſeleim und deſſen Bereitung.

Der gewöhnliche Tiſchlerleim bietet mancherlei Uebelſtände dar, welche bei Anwendung des Käſeleimes nicht Statt finden. Erſterer löſt ſich nämlich in Waſſer auf, zieht Feuchtigkeit an, wird ſauer, faul und ſtinkend und verliert dann ſeine bindende Kraft. Außerdem iſt er auch theurer als der Käſeleim, welcher, wenn er trocken geworden iſt, vom Waſſer nicht mehr aufgelöſt wird, und daher ſehr feſt hält, auch dem Abſpringen nicht unterworfen iſt. Anwenden läßt ſich der Käſeleim zum Leimen, Kitten und, iſt er mit hinlänglichem Waſſer verdünnt, auch zu Farbeanſtreichen, die dem Waſſer widerſtehen. Seine Bereitung iſt leicht und verurſacht nicht viel Koſten. Wir wollen daher das beſte Verfahren angeben, um ihn zu bereiten.

Man laſſe abgerahmte Milch gerinnen, nehme den auf der Oberfläche gebildeten Rahm vorſichtig ab und laſſe die dicke Milch in einem Tuche abtropfen. Die in dem Tuche zurückbleibende käſige Maſſe wird zuerſt mit kaltem, und ſodann mit lauwarmem Waſſer gut ausgewaſchen, und zwar ſo oft, bis das Waſſer klar bleibt und alle Molken aus der käſigen Maſſe entfernt ſind. Beſſer iſt es, die Milch durch das Sauerwerden von ſelbſt gerinnen zu laſſen, da die ſauren Molken ſich durch Auswaſchen leichter aus der käſigen Maſſe entfernen laſſen, als bei Anwendung ſolcher Mittel, wobei die Molken ſüß bleiben. Hierauf wird ein Stück guter friſch gebrannter Kalk, am beſten von weißem Marmor, welcher den rein-

sten Kalk liefert, so lange in Wasser getaucht, bis man eine beginnende Erwärmung fühlt, worauf man ihn aus dem Wasser bringt und auf einen trocknen Stein liegt. Der Kalk erhitzt sich bald und zerfällt bei abnehmender Hitze zu einem feinen Pulver. Die ausgewaschene Käsemasse wird nunmehr auf einen Reibstein gebracht und von dem zerfallenen Kalke so viel darunter gerieben, bis die ganze Masse in einen dicken, Fäden ziehenden Schleim verwandelt worden ist, den man mit Wasser beliebig verdünnen kann. Es darf jedoch nicht mehr Kalk zugesetzt werden, als erforderlich ist, der Masse die oben angegebene Eigenschaft zu geben, daß sie nämlich einen dicken, Fäden ziehenden Schleim bildet.

Will man sich den Käseleim erst unmittelbar vor dem Gebrauche bereiten, was wegen seiner einfachen Bereitungsart leicht geschehen kann, so trockne man die ausgewaschene Käsemasse, in kleine Stückchen zerkrümelt, in der Wärme. Sie läßt sich alsdann in einer gut verschlossenen Flasche sehr lange aufbewahren. Bei Anwendung dieser Masse zur Leimbereitung läßt man vorher so viel, als man gebrauchen will, in heißem Wasser aufquellen. Eben so kann man auch den gebrannten Kalk immer bereit haben. Nur muß man die Vorsicht gebrauchen, ihn in einer fest verschlossenen Flasche aufzubewahren. Man thut daher am Besten, sich zu diesem Zwecke einer Flasche mit eingeriebenem Glasstöpsel zu bedienen, durch welchen die Luft am sichersten abgehalten wird. Denn da der gelöschte Kalk, wie der Kalk überhaupt, große Neigung zeigt, sich mit Kohlensäure zu verbinden, diese aber in der uns umgebenden Luft enthalten ist, so muß man durchaus allen Luftzutritt zum gelöschten Kalke zu verhindern suchen.

Das Faulen der Kartoffeln beim Einlegen in den Boden zu verhüten.

Die Landwirthe haben beim Legen der Kartoffeln die Gewohnheit, sie in Stücke zu schneiden, und sogleich zu legen. Auf diese Weise müssen sie aber am frischen Schnitte faulen, weswegen ein großer Theil derselben fehlschlägt. Folgendes Mittel ist dagegen bewährt gefunden worden. Man schneide die Kartoffeln in Stücke, und breite diese in einer Stube aus, damit der Schnitt trocknen kann. Nach acht Tagen legt man sie dann und nicht ein einziges Stück versagt.

Einfache Mittel zur Erkennung, ob Stärkemehl mit gewöhnlichem Mehle, und ob Weizenstärke und Weizenmehl mit Kartoffelstärke vermengt ist.

Um zu erkennen, ob Stärkemehl mit gewöhnlichem Mehle vermengt ist, überschüttet man eine Messerspitze voll des zu prüfenden Stärkemehles mit 12 Loth Regenwasser, erhitzt dann, wenn das Stärkemehl zertheilt ist, bis zum Sieden und rührt es gehörig durcheinander. Dasjenige Stärkemehl, welches vollkommen frei von gewöhnlichem Mehle ist, wird keinen Schaum erregen, oder er wird augenblicklich wieder verschwinden. Enthält es aber nur einen geringen Theil desselben, so bildet sich ein starker Schaum, der nicht wieder verschwindet und durch fortgesetztes Umrühren so angehäuft werden kann, daß er wie dichter Seifenschaum erscheint.

Zur Ermittelung, ob Weizenstärke oder Weizenmehl mit Kartoffelstärke vermengt ist, kann man sich der Salzsäure bedienen. Wird nämlich Kartoffelstärke mit reiner Salzsäure zu einem Teige angerührt, so entwickelt sich ein Geruch nach Ameisen. Bei Weizenstärke und Weizenmehl ist dies nicht der Fall. Setzt man reiner Weizenstärke absichtlich etwas Kartoffelstärke zu, so erscheint ebenfalls der

Ameisengeruch. Jedoch ist hierbei noch Folgendes zu bemerken. Erstlich darf man Weizenstärke mit Salzsäure nicht erhitzen, sondern muß die Prüfung derselben ohne alle Anwendung von Wärme, also kalt, vornehmen. Denn wenn man Weizenstärke mit Salzsäure erhitzt, so bemerkt man gleichfalls denselben Ameisengeruch, wie bei der Kartoffelstärke. Sodann muß man zu der Salzsäure, welche man zur Prüfung der Weizenstärke oder des Weizenmehles verwenden will, so viel Wasser zusetzen, daß sie nicht mehr dampft. Denn eine sehr starke Salzsäure entwickelt saure Dämpfe, die das Riechen hindern. Reine Salzsäure erhält man in jeder Apotheke.

Verbesserungen an den Eggen.

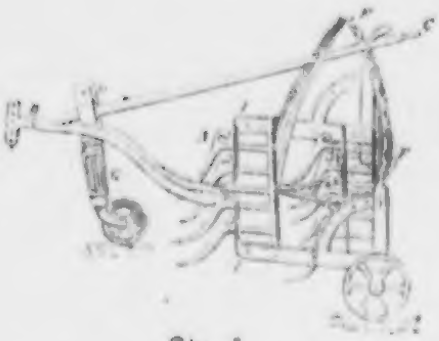


Fig. 1

Fig. 1 stellt eine verbesserte Drillegge dar, deren Gestell und Querbalken aus Schmiedeeisen, Gußeisen oder Holz bestehen können. An den Querbalken ist eine eigne Art von Zinken angebracht, welche durch die Figuren 2 u. 3

Fig. 2

Fig. 3

dargestellt werden. Letztere heißen, da sie an der Außenseite der Schulter des Gestelles angebracht sind, Ausrückzinken. Diese Zinken befinden sich vor den Querbalken und sind von Vorn nach Hinten durch dieselben geführt. Bei den gewöhnlichen Eggen sind sie von Unten nach Oben durch dieselben gesteckt. Sowohl wegen der Art, wie diese Zinken angebracht sind, als auch wegen der Biegung, die sie haben, werden die Pflanzentheile, welche die Zinken auf ihrem Wege durch den Boden erreichen, nach Aufwärts getrieben und bei A weggeschafft, so daß also diese Egge sich von selbst reinigt. Mit der ersten Zinkenreihe kann man bis zu einer beliebigen Tiefe eindringen, je nach der Lage, die man dem Regulirhebel giebt. Der kurze Arm dieses Hebels ist bei B, an dem vorderen Theile des Gestelles befestigt. Sein längerer Arm hingegen läuft rückwärts, um hinter dem Gestelle bei C in der Nähe des Arbeiters zu sein. Nicht weit hinter seinem Befestigungspunkte in dem Gestelle geht der Hebel durch ein Zapfenloch, welches in dem Schafte des vorderen Rades bei D angebracht ist, und in welchem er sich daher wie an einem Drehpunkte bewegt. Offenbar muß beim Herabbewegen des Griffes von dem Hebel C zwischen dem senkrecht stehenden Führer von E nach F das Gestell emporsteigen und es müssen daher die Zinken aus dem Boden zurückgezogen werden. Wird dagegen der Hebel bis an den oberen Theil des Führers, nämlich bis zu E emporgehoben, so gehen die Zinken am Tiefsten in den Boden hinein. Das vordere Rad und dessen Gestell drehen sich an einem Zapfen, welcher bei G in dessen Schaft eingesetzt ist, und zwar so, daß das Rad beim Umwenden u. s. w. ganz sicher und richtig hinter der Dille der Egge läuft. Der Schaft dieses Rades ist auf die Weise mit dem Hebel verbunden, daß man den letztern

verlängern oder verkürzen und dadurch seine Hebelkraft reguliren kann. Auf sehr weichem Erdreich, in welchem ein einziges Rad leicht versinkt, kann man statt eines Rades zwei anwenden, in welchem Falle das Gestell des Vorderrades zwischen den beiden Rädern bei II an einer Achse spielt. Die Tiefe, bis zu welcher die letzten Zinkenreihen eindringen sollen, wird durch einen mit den Achsen verbundenen Griff, welcher vermittelst eines durch denselben gehenden Zapfens an dem an der inneren Seite der Räder befindlichen Quadranten befestigt ist, regulirt. Je nachdem nämlich dieser Griff aufwärts oder abwärts bewegt wird, kommen die hinteren Räder dem Gestelle näher oder entfernen sich weiter davon, so daß die Zinken dadurch bis auf die gehörige Tiefe in den Boden eindringen. Diese Egge unterscheidet sich von der gewöhnlichen auch noch dadurch, daß die hinteren Räder noch weiter nach Vorn zu an den Seitentheilen des Gestelles angebracht sind, wodurch sie eine größere Starrheit erhalten, und dies ist für die Arbeit auf schwerem Boden von bedeutender Wichtigkeit. Die Ausrückzinken sind an der Außenseite des Gestelles an der Schulter bei I angebracht, und können je nach der Stärke des Zugviehes oder der Schwere des Bodens in Anwendung gebracht oder unbeweglich gestellt werden.

Die aus Gußeisen gearbeiteten verbesserten Hauen werden durch Fig. 4 dargestellt. Sie passen an die Zinken der Ausjätegge oder Drillegge und können an diese angefügt werden, wenn die Wurzeln des Unkrautes unter der Erde abgeschnitten werden sollen.

Fig. 4

Fig. 5 zeigt eine kleinere Ausjätegge, welche auf leichtem Boden von zwei, auf sehr schwerem dagegen von vier Pferden gezogen werden kann. Nur hinsichtlich des Gestelles weicht sie etwas von der Egge Fig. 1 ab, stimmt aber in allen andern Stücken mit ihr überein.

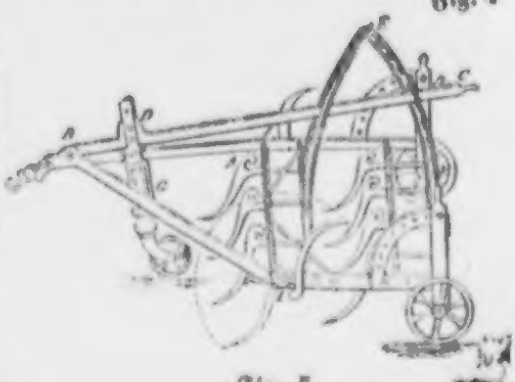


Fig. 5

Fig. 6 zeigt die mit den Hauen

Fig. 6

ausgestattete Drillegge. Sie hat sieben Zinken, von denen die vordere die [illegible] eines Entenfußes hat. Sie ist so regulirt, daß sie zwischen den Rüben- oder [illegible] toffelreihen in gehöriger Tiefe und Breite arbeitet. Sie eignet sich besonders [illegible] Reinigung des Bodens von Quecken und anderem Unkraute. In diesem [illegible] wird sie am Besten von einem Pferde gezogen, welches in einer Furche hin- und in der zunächst gelegenen Furche zurückgeht. Die durch Fig. 4 dargestellten gußeisernen Hauen kann man nach Belieben bei der Arbeit auf Rüben- oder Kartoffeläckern anstecken.

Durch diese Erfindung werden sechs Verbesserungen angebracht, und zwar: 1) wird der Bau des Gestelles des vorderen Rades verbessert, und in Folge dieser Verbesserung läuft das Rad beim Umwenden u. s. w. immer genau hinter der Dille der Egge; 2) wird die Art der Verbindung des Schaftes von dem vorderen Rade mit dem Hebel verbessert, und in Folge dieser Verbesserung können die Zin-

ten der Egge leicht aus dem Boden gehoben oder so gestellt werden, daß sie bis ur gehörigen Tiefe in den Boden eindringen; 3) wird die Form der Zinken ver-essert, wodurch dieselben stärker gemacht und mit wenig Kosten mit zwei Ausrück-inken versehen werden können; 4) wird die Stellung und die Art der Adjustirung er hinteren Räder verbessert; 5) besteht die Verbesserung in der Anwendung der Ausrückzinken, welche man nach Belieben arbeiten und stillstehen lassen kann; 6) ndlich liegt die Verbesserung in der Anwendung gußeiserner Hauen an den Aus-ät- oder Drilleggen.

Neues Verfahren, Glas ohne Hülfe eines Diamants zu schneiden und ein Loch in Glas zu machen.

Um Glas ohne Hülfe eines Diamants zu schneiden, braucht man nur das Glas vorher mit Terpentinöl zu reiben, worauf es sich mit einer Scheere in jede eliebige Form zerschneiden läßt.

Will man ein Loch in Glas machen, so verfahre man auf folgende Weise: uf die Stelle des Glases, wo das Loch gemacht werden soll, bringe man einen ropfen Terpentinöl, und in die Mitte dieses Tropfens ein kleines Stück Cam-her. Das Loch läßt sich dann ohne Schwierigkeit vermittelst eines guten Bohr-es oder einer dreiseitigen Feile machen. Statt des Gemenges von Terpentinöl nd Campher kann man sich auch des festen Terpentines bedienen.

Bereitung eines unveränderlichen weißen Lackes für Leder.

Ehe ich das Verfahren zur Bereitung eines solchen Lackes angebe, muß ich wor noch eine Bemerkung machen. Es kommt im Handel ein Mineral unter dem amen Witherit vor. Dies Witherit ist natürlicher (in der Natur vorkommender) hlensaurer Baryt. Man kann den kohlensauren Baryt aber auch durch Kunst be-iten und dann heißt er künstlicher kohlensaurer Baryt. Letzteren erhält man in n chemischen Fabriken. Um nun den unveränderlichen weißen Lack für Leder zu halten, reibe man künstlichen kohlensauren Baryt mit möglichst hellem Leinölfir-iß ab und streiche das Leder damit mehrere Male. Alsdann überzieht man es it einer Mischung aus kohlensaurem Baryt und weißem Copalfirniß (ist ebenfalls den chemischen Fabriken zu haben), schleift es nach dem Trocknen des Lackes t geschlämmtem Bimsstein und einem Stücke Filz ab und polirt es mit ge-mmter Knochenasche.

Da hier von geschlämmtem Bimsstein, sowie von geschlämmter Knochenasche Rede ist, so will ich hier aus Thieme's Chemie*) eine Beschreibung dieser Ope-n geben. Das Schlämmen hat denselben Zweck wie das Pulvern, nämlich n in gröberen Stückchen vorhandenen Körper in ein feines Pulver zu verwan-ln, unterscheidet sich aber dem Grade nach von diesem. Denn durch das Schläm-en beabsichtigt man, einen Körper in das möglichst feinste Pulver zu verwan-ln. Ein Körper, der geschlämmt werden soll, muß daher zuvor sehr fein gepul-rt sein. Dies erreicht man aber durch das bloße Reiben in einer Reibschale noch cht. Um ihn daher sehr fein zu pulvern, muß man sich einer Reibplatte aus

*) Der genauere Titel dieses Werkes ist: Anfangsgründe der theoretischen und prakti-en Chemie nebst Anwendung auf die Gewerbe. Von M. Friedr. Wilh. Thieme, Leipzig Georg Wigand. Preis 1 Thlr.

Feuerstein, Porphyr oder Achat bedienen. Daher muß der bereits zu Pulver gerie-
bene Körper auf der Reibplatte nochmals mit Wasser vermittelst des Läufers oder
Reibinstruments gerieben werden. Bewegt sich endlich der Läufer in der naßge-
riebenen Masse wie im Oele und hört man beim Reiben keinen Laut mehr, so ist
der Körper zu einem sehr feinen Pulver zerrieben, welches erst der Operation des
Schlämmens unterworfen wird, um es in ein möglichst fein zertheiltes zu verwan-
deln. Um es dieser Operation zu unterwerfen, muß von der Reibplatte, auf der
sich die zerriebene Masse befindet, letztere vermittelst einer Spritzflasche abgespült
werden, indem man die Masse in ein Glas hineinlaufen läßt. Zu der ebenerwähn-
ten Spritzflasche kann man sich jeder mit einem starken Korkpfropfen versehenen
Flasche bedienen. Durch den Kork der Flasche wird eine Glasröhre gebracht, die
sich nur eine kleine Strecke über die nach dem Innern der Flasche zugekehrte Fläche
des Pfropfens erstreckt, während der nach Außen gehende Theil dieser Röhre etwas
spitzig zuläuft. Die Röhre muß jedoch fest in dem Korke sitzen und dicht anliegen.
Ein von einer solchen Glasröhre durchbohrter Korkpfropfen wird durch folgende Figur
dargestellt. Bringt man den Pfropfen auf die Flasche, bläst

durch die Röhre sehr stark in die zur Hälfte mit Wasser
angefüllte Flasche und kehrt sodann die Flasche um, so daß
ihr Boden zu oberst zu stehen kommt, so spritzt ein feiner
Wasserstrahl heraus, dessen man sich zum Abspülen der
fein geriebenen Masse bedienen kann, so wie auch zum Ausspülen von Gläsern
und dergleichen mehr.

Das Schlämmen der fein zertheilten Masse wird nunmehr auf folgende Weise
vorgenommen: Die durch den Wasserstrahl abgespülte Masse wird unter fortwäh-
rendem Umrühren mit noch mehr Wasser verdünnt, bis sie eine dünne Flüssigkeit
bildet. Diese läßt man dann etwa eine Minute stehen, um sich zu setzen, worauf
die unklare Flüssigkeit behutsam von dem Satze in ein reines Glas abgegossen
wird. Der Satz wird von Neuem gerieben und das ganze eben erwähnte Verfah-
ren bei demselben wieder angewendet. Die dadurch erhaltenen unklaren Flüssig-
keiten gießt man zusammen und läßt sie höchstens 24 Stunden lang stehen. Wäh-
rend dieser Zeit setzt sich aus diesen Flüssigkeiten ein Pulver ab, das man vermit-
telst dieser Operation auf den höchsten Grad der Zertheilung gebracht hat. Die
unklare Flüssigkeit ist durch Absetzen des Pulvers in eine klare verwandelt, die
man nunmehr behutsam abgießt, so wie das Pulver getrocknet werden muß.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsches

Volksbüchlein

für

Jung und Alt.

Herausgegeben von

Gustav Nieritz.

Jahrgang 1843.

Mit vielen Holzschnitten.

Berlin,
Verlag von Carl [illegible]mann.

Deutsches Volksbüchlein

für

Jung und Alt.

Herausgegeben von

Gustav Nieritz.

Jahrgang 1843.

Mit vielen Holzschnitten.

Der Inhalt dieses Volksbüchleins ist gleichlautend mit dem für dieses Jahr erschienenen Volkskalender.

Berlin,

Verlag von Carl J. Klemann.

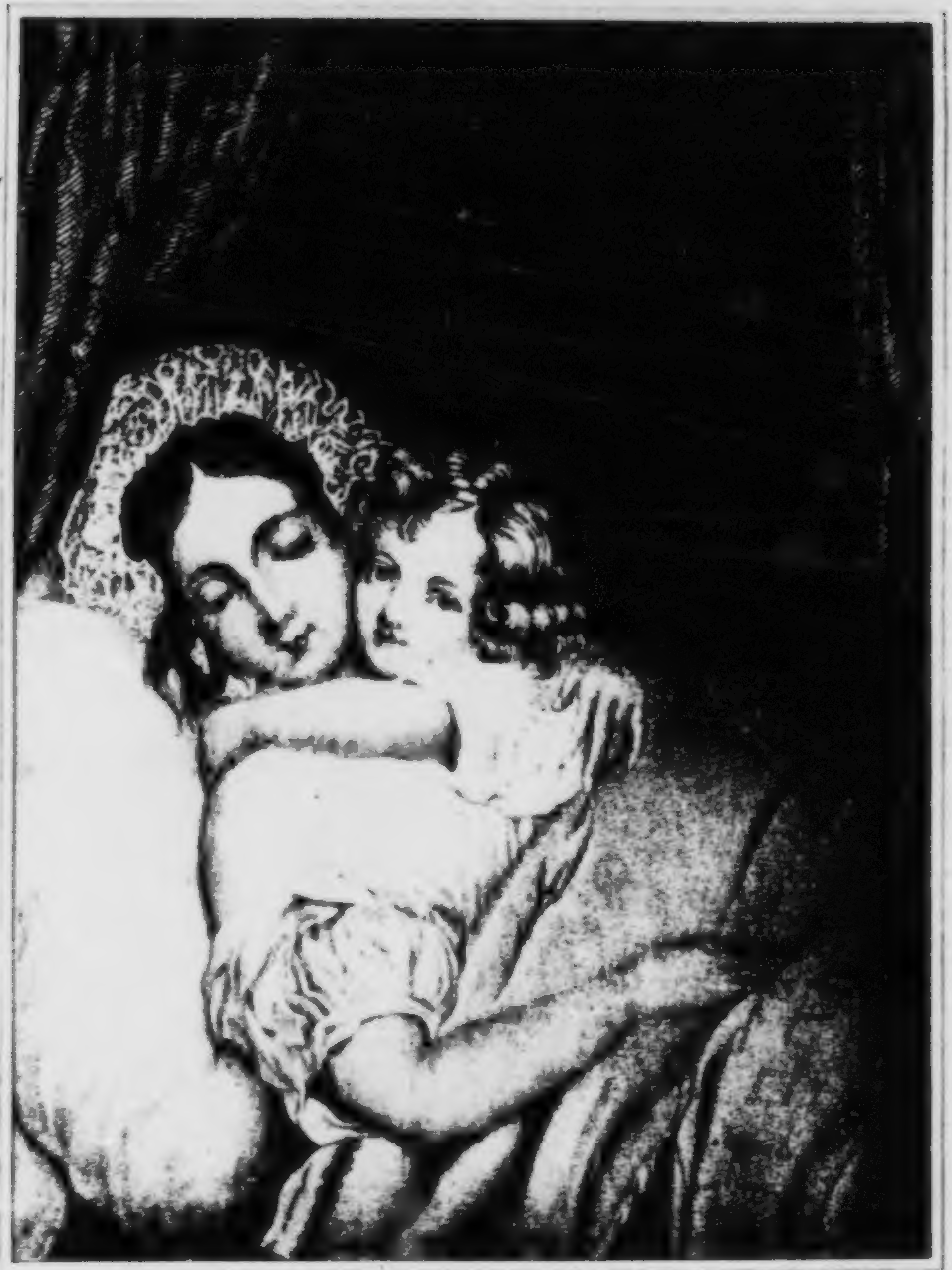
Inhalt.

Der Volkskalender an seine freundlichen Leser	Seite	1
Die Brühlsche Terrasse zu Dresden	-	2
Surinam	-	4
Angehende Feldherren	-	9
Anekdote	-	11
Dr. Johann Ludwig Uhland	-	12
Der Vermittelte	-	13
Stumme Sprache	-	16
Nach Hause	-	18
Gelenkt, in die Kirche gehend	-	23
Anekdote	-	24
Das japanische Palais zu Dresden	-	26
Das Schiff auf dem Eise	-	27
Aeltern-Recht und Sorge	-	29
Das Stadthaus zu Brüssel	-	30
Felix Mendelssohn-Bartholdy	-	32
Napoleon und Friedrich Stapß	-	33
Merkwürdige Aische	-	35
Der Superintendent und Domherr Dr. Großmann	-	38
Massulipatan	-	39
Die Trappisten	-	41
Mulatte, Tanzstunden gebend	-	43
Die Frauenkirche zu Dresden	-	45
Die katholische Kirche zu Dresden	-	46
Die Ueberfahrt	-	47
Ernst Moritz Arndt	-	49
Antitypere Sieri	-	50
Großvater und Enkelin	-	52
Der königl. sächsische Staatsminister Bernhard August v. Lindenau	-	54
Die Pleißenburg in Leipzig	-	56

Anekdote . . . . . Seite 57
Die Pinguins und ihre Nester . . . . . " 58
Der greise Bettler und sein Enkel . . . . . " 59
Kaiser Karl V. . . . . " 61
Karl Friedrich, Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach . . . . . " 65
Die Schule im Freien . . . . . " 67
Eduard Duller . . . . . " 68
Die Versicherungen . . . . . " 69
Die große Michaeliskirche in Hamburg . . . . . " 73
Ferdinand I., Kaiser von Oesterreich . . . . . " 74
Ernst, Herzog zu Sachsen-Koburg-Gotha . . . . . " 76
Der Pauken-Doktor, von Gustav Nieritz . . . . . " 78
Des kleinen Dienstes großer Lohn . . . . . " 109
Amalfi bei Neapel . . . . . " 112
Die verirrten Kinder . . . . . " 116
Die alte und die neue Börse in Hamburg . . . . . " 120
Die beiden Aerzte . . . . . " 121
Der Weinprober . . . . . " 124
Das Sommerwasser . . . . . " 127

Neue Entdeckungen und Erfindungen in der Landwirthschaft und in den Gewerben.

a) Firniß für Eisen und Stahl . . . . . " 132
b) Neue Art der Vereitung des Indigo-Carmins . . . . . " 132
c) Verbesserungen an den zum Heizen von Zimmern bestimmten Oefen " 133
d) Verfahren, um beim Kartoffelbau einen Mehrertrag zu erzielen . " 136
e) Das Gelbwerden der Bleiweißanstriche zu verhüten . . . . . " 136



dete, blutet nur noch geschlachtetes Federvieh; wo des Geldkochs Bötticher Oefse rauchte, dampft die Cigarre, der Mocca und der Punsch; wo der Kriegsbastion Karthaunen ihr Veto hinab auf die Elbe brüllten, knallt jetzt lediglich der Champagnerpfropf, und statt des einförmigen Rufes wachestehender Soldaten bezaubern uns Webers und Meyerbeers, Mozarts und Rossinis heitere Klänge. Sieh zu deinen Füßen die bunte Menge großer und kleiner Gondeln, Nachen, Kähne und Flößen! Bewimpelte Fahrzeuge führen Badelustige hinüber zu den aufgestellten Flußbadehäuschen und zurück. Die Elbe, sie gleitet so ruhig und friedlich dahin durch die sie überspannende Brücke — diese Zierde Dresdens! Dir gegenüber liegt die freundliche Neustadt; weiter rechts anmuthige Gärten und Gartenhäuser, darunter das Linkesche Bad. Dort ragt des Waldschlößchens weißes Gebäu aus Waldesgrün hervor und ladet uns zum Genusse baierisch-sächsischen Bieres ein. Den östlichen Horizont verschließen zuletzt die Rebengebirge von Loschwitz und Wachwitz, auf welchen eine Saat von kleinen und großen Landhäusern ausgestreut ist, unter welchen des Königs Weinbergshaus nicht das letzte thront. Und über der waldgekrönten Bergkette steigt des Vollmonds goldene Kugel herauf und zittert wieder auf den plätschernden Fluthen der Elbe. Wann aber Castor erscheint, muß Pollux verbleichen — die Sonne, sie nimmt mit ihren letzten Strahlen von uns Abschied über der Hoflößnitz violet schimmernden Rebenbergen. Dann sinkt der stille Abend hernieder und die Arbeiter ziehen heim. Die Collegien öffnen sich und lassen eine Menge hoher und niedriger Staatsdiener heraus, deren krummgesessene Brust sich ausstreckt in dem Lindenblüthenduste der Terrasse, wie die begehrliche Hand des Kindes nach dem Christbaume. Auf den Ruhebänken längs des Ganges an dem Eisengeländer, wo die vornehme Fremdenwelt ihre ausländischen Zungen erklingen läßt, sitzen greise Bürger und Bürgerinnen, Christen und Israeliten, Stickerinnen und Nätherinnen, Kinderwärterinnen und Kinder, Hypochondristen und keine, in friedlicher Eintracht, zufrieden schon mit dem bloßen Anblicke fremden Reichthums. Bist du an diesen bleichen, ausgeweinten Gesichtern vorübergeschritten, so gelangst du, wenn du nicht vorziehst, dich in die eigentliche Kinderheimath bei dem großen, doch trocknen Bassin zu begeben, an den kleinen Pavillon eines Zuckerbäckers, in dessen Umgebung die haute volée, die fashionable — das ist — die gemachte Welt, ihren Wohnsitz aufgeschlagen hat. Daselbst sieht man die neuesten Moden, die schönsten Damen und Jungfrauen, Staatsmänner, Gelehrte, Martiussöhne und Diplomaten — (Doppelmaden — verstümmelt sie das gemeine Volk). — Aus ihrem Beschauen stört dich der Menge Ruf, welche eilt, das Eisengeländer in Beschlag zu nehmen, denn — die ausgeflogenen Dresdner kehren heim, getragen von dem Rücken eines Leviathan, der mit seinen Flossen beide Weichen peitscht, daß der Fluß wild über seine Ufer schlägt. In langen Zügen entquillt ihm der schwarze Athem, während er mit Pfeilschnelle daher schwimmt auf der Mitte des Flusses. Und alle Gondeln fliehen ängstlich vor dem Ungeheuer und tanzen, in seinen Bereich gerathen, zitternd auf und nieder. Plötzlich wendet er das Haupt und steuert mit raschen Schlägen dem Ufer unterhalb der Terrasse zu. „Königin Maria" lieset du geschrieben auf den Flügeldecken des Ungeheuers, das nun zum frohbegrüßten Dampfschiffe wird. Die Arche Noä giebt ihre Bewohner von sich, welche, je ein Männlein und ein Fräulein, die Ufer ersteigen und verschwinden. Dann schickt die Abendglocke der nahen

katholischen Kirche ihre feierlichen Klänge herab und verkündet Ruhe überall. Un die bleichen Gestalten wanken von ihren Sitzen heim in die engen Fischer-, Bä der-, Schuhmacher-, Friesen- und anderen Gassen, wo sie ihre 4 bis 5 Treppe hinaufkeuchen und sich niederlegen, um des nächsten Tages Last und Mangel wie der zu ertragen. Dann aber beginnt erst recht das lustige Leben auf der brühlsche Terrasse, welches bis um die Mitternachtszeit währt, jedoch nimmer in Bacha nalien-ausartet, sondern in sächsischen — das heißt: in nüchternen Schranke bleibt. So bleibe es ferner auch!

Surinam.

Wir waren der langen Seefahrt herzlich satt, die bereits mehrere Mona gedauert hatte. Als wir Holland verließen, war der Winter im Anmarsche un daher die Luft rauh und höchst unfreundlich. Während unsrer Seereise jedo hatte sich der Winter allgemach in den Sommer verwandelt, der zuletzt mit un erhörter Gluth auf das Fahrzeug herabsengte und nur wenig durch die Seelu gemildert wurde. Wir befanden uns in einem Zustande, wo wir das elendes Land willkommen geheißen hätten. Wie groß mußte demnach unser Entzücke sein, als wir eines Morgens die Küste von Surinam in einer Ausdehnung vo 150 englischen Meilen (32½ geographische) vor unsern Blicken aus dem Mee aufsteigen sahen! Der Anblick war so hinreißend schön, daß wir wonnetrunke einander in die Arme fielen, uns wechselseitig küßten und Glück wünschten. Ei Bild, zu herrlich, um würdig beschrieben zu werden, rollte sich vor unsern, a Meere und Himmel todtmüde gesehenen Augen auf, welches mir lebenslang un vergeßlich bleiben wird. Unter Freudenausrufungen näherten wir uns dem Ufe das von weitem einem unermeßlichen Garten glich, den ein Laubgewölbe von alle Seiten überdeckte. Mit Wonnegefühlen sogen wir eine balsamische Luft ein, di der Duft von unzähligen Orangeblüthen würzte. Alle Reize der Tropenländer fin det man in Surinam vereinigt und dasselbe gleichwohl von deren Haupt-Schat tenseiten befreit. Wer vermöchte alle die Wunder des Frühlings, Sommers un Herbstes, die hier zugleich vereinigt sind, vollständig auszumalen? Der Winte geht diesen glücklichen Himmelsstrichen gänzlich ab. Derselbe Baum trägt zu der selben Zeit das frische und das welke Blatt, die Knospen und die Blüthen, di reife und unreife Frucht. In dem dunkeln, saftigen Grün leuchtet, gleich golde nen Punkten, die Citrone und Apfelsine, während die mit tausend Farben pran genden Vögel all' den Reichthum ihres Gefieders entfalten. Hierzu rechne ma noch alles das, was der Fleiß und die Erfindungskraft des Menschen diesen Rei zen eines bezauberten Ufers hinzugefügt haben: Gebäude, welche an äußrer un inn'rer Pracht den herrlichsten Lustschlössern Europa's gleichen — Wälder mit de kostbarsten Holzarten, als: Letter-, Cedern-, Tamarinden-, Kopal- und ander Bäume — üppige Pflanzungen, welche eine reiche Ausfuhr von Kaffee, Zucker Baumwolle und Indigo geben — und man wird die Freude des neuen Ankömm lings ganz natürlich finden.

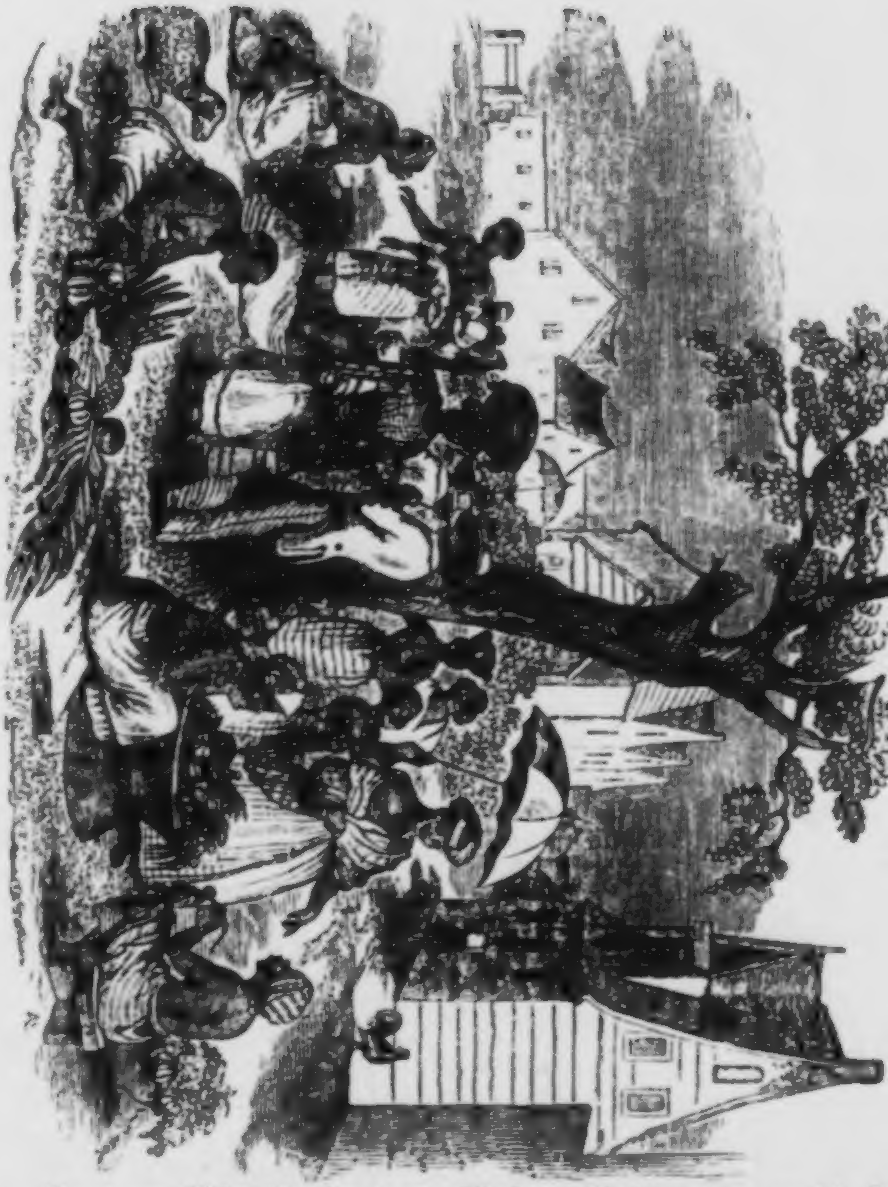
Surinam, diese holländische Colonie, ist unstreitig eine der kostbarsten Perle in der niederländischen Krone. Sie hat ihren Namen von dem Flusse Surinam

erhalten, an deſſen Ufern die meiſten Pflanzungen gelegen ſind, deren man ohngefähr 800 zählt, von welchen 550 bewohnt werden. Rechnet man zu den weißen Einwohnern noch die Juden, die Creolen, Mulatten und freigelaſſenen Neger, ſo beläuft ſich die Zahl der Freien auf 40000, gegen 45 bis 50,000 Sclaven. Nimmt man hierzu noch die ſogenannten Buſchneger, welche den oberen Theil des Landes bewohnen, ſo wächſt die Zahl der Schwarzen bis auf 75 bis 80,000 an — eine Berechnung, welche die furchtbarſten Betrachtungen in uns zu erwecken vermag, wenn man beſonders an die einſtigen Aufſtände auf Domingo zurückdenkt. Dieß die größte Schattenſeite des paradieſiſchen Surinams.

Unſer Schiff warf, der Landſpitze — Braams Punt genannt — gegenüber, Anker. Dieſelbe liegt weſtlich an dem Ausfluſſe des Surinams, und war vor Zeiten nichts als eine breite Sandbank, welche nunmehr von Menſchenhänden in ein Paradies umgewandelt worden iſt. Ein Kanonenſchuß, welcher uns von Braams Punt entgegendonnerte, bedeutete uns, daß wir unſere Weiterreiſe nicht eher fortſetzen dürften, als bis der Kapitain einen ſeiner Officiere mit den Schiffspapieren an's Land geſchickt hätte. Ein Telegraph zu Braams Punt meldete ſofort die Ankunft unſers Schiffes durch die übrigen Telegraphen des Forts Amſterdam, der Pflanzung Jagdluſt und des Forts Zelandia nach Paramaribo, der Hauptſtadt Surinams.

Am andern Morgen liefen wir in die Mündung des Surinam-Fluſſes ein. Neue Luſt! Welch' ein Unterſchied zwiſchen den nackten Ufern, welche man in Europa verlaſſen hat, und den hieſigen, wo das üppigſte Pflanzenleben ſelbſt die Geſtade des Oceans mit einem grünen Gürtel umgiebt. Die in einander geſchlungenen Geſträuche laſſen ihre, mit dem verſchiedenſten Grün geſchmückten Zweige bis in die plätſchernden Fluthen hinabhängen. Mit Bewunderung mißt das Auge die Rieſenbäume, welche den Himmel erreichen zu wollen ſcheinen. Hier ſtrecken die Ceder, die Palme, der Cocusnußbaum ihre bekränzten Häupter majeſtätiſch empor, während der Kopal-, der Tamarinden- und der Letterbaum ihre Wipfel mehr in die Breite entfalten. Da zeigt ſich die Baumwollſtaude mit ihren grünen Blättern, ihren breiten, gelben Blüthen, ihren weißen, ſchneeigen Kugeln, welche die ſchwarzen Saamenkörner bergen; noch weiter das Zuckerrohr, deſſen flachsartige Blüthenſpitze wie ein ſilberblinkender Pfeil mit der ſanftbewegten Luft koſet. Auf den mannigfachen Blumen, geküßt vom Hauche der Seeluft, gaukelt der Schmetterling und der buntſchillernde Colibri umher, indeß am tiefblauen Himmel zahlreiche Gruppen hochrother Flamingo's vorüberziehen.

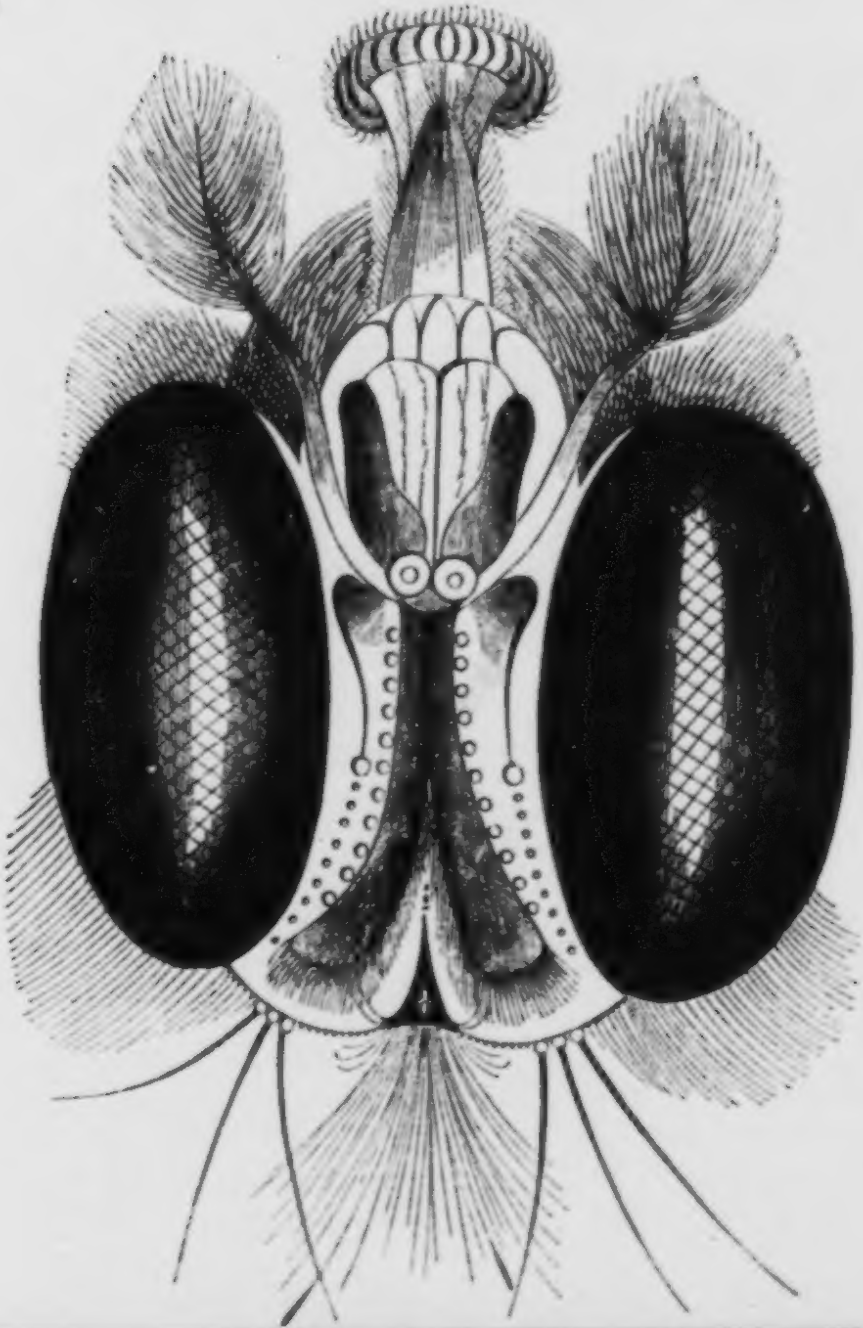
Vergeſſen waren die beſtandenen Mühſeligkeiten, die lange Seefahrt, die Seekrankheit, die elende Schiffskoſt, das ewige Allerlei. Als wir uns Paramaribo näherten, bedeckte ſich der Fluß mit Barken und Böten, welche unſer Schiff umringten. Man beſtürmte uns mit Fragen nach Neuigkeiten aus dem Vaterlande, bot uns die auserleſenſten Früchte und Nahrungsmittel an, die uns ſo lockend aus den gefüllten Fahrzeugen anlachten. Denke man ſich hierzu noch die Freudenausrufungen der Matroſen; ihre fröhlichen Geſänge, die von den Uferbewohnern unter dem Getöne der verſchiedenſten Inſtrumente beantwortet wurden; den Anblick der vielerlei Menſchengattungen, vom weißen Europäer an durch alle Schattirungen bis zum brandſchwarzen Nigritier; die fremde Stadt mit ihren prächtigen Gebäuden: und man wird ſich unſer Entzücken ſelbſt ausmalen können.



Ein eigenes Schauſpiel bietet ein Markt in Surinam dar, wo die K
und Verkäufer meiſtentheils aus Sclaven beſtehen, ſelbſt wenn ſie anſtändig
nach europäiſcher Weiſe bekleidet ſind. Die Sclavin Köchin läßt ſich, wie

Bild zeigt, von einem kleinen Negersclaven den Sonnenschirm nachtragen, und ein schwarzer Gentleman lehnt, seine Pfeife rauchend, nachlässig am Baumstamme, und doch ist auch er kein Freier, denn — er geht barfuß, wie alle Unfreien thun müssen! Die armen schwarzen Verkäufer und Verkäuferinnen mit den dicken Bratwurstlippen bieten übrigens Dinge feil, welche wir entweder bei uns gar nicht, oder nur in verkümmertem Zustande in unsern heißesten Treibhäusern wachsen sehen. Und für welches Spottgeld kann man dieß Alles haben! Ananasfrüchte, Limonien, Orangen, Bananen, Wassermelonen, Cantaleupen, alle Arten Gewürze, köstlicher Cocusnuß-Liqueur, Geflügel, grüne Gemüse, Pilze, Fische und hundert andere Dinge mehr. Alle Speisen in Surinam werden so fürchterlich gepfeffert, daß man ihre Köchinnen lieber selbst in's Pfefferland wünschen möchte. Sie behaupten jedoch, daß dieß der Gesundheit wegen nöthig sei, und allgemach gewöhnt man sich auch daran.

„Sind Sie alle beisammen, meine Herren und Damen?" fragte der Inspector der königlichen Schatzkammer und steckte, als wir bejahten, den Schlüssel in's Schloß. O du berühmtes grünes Gewölbe zu Dresden, wie trittst du mit deinen Schätzen und Kostbarkeiten zurück gegen die Herrlichkeiten, die uns jetzt vorgezeigt wurden! Wir traten ein und zwar zuerst in eine Art von künstlichem Lustgarten, dessen Bestandtheile das Schönste sind, welches die Erde mit ihren drei Reichen der Natur besitzt. Vor dem inneren Eingange breitet sich ein Teppich aus, der aus langen, strahlenförmig auslaufenden Federn besteht, welche selbst den zarten Schweif des Paradiesvogels an Weiche noch übertreffen. Rechts und links befinden sich 3 gigantische Perlen von dem reinsten Wasser, aus deren Oberfläche ein schwarzer, kielartiger Stamm aufschießt. Der Saum des Gartens ist mit kleinen Vasen besetzt und den Eingang bildet eine Schneppe von schwarzem Sammet, auf welchem — einer Lilie des französischen Wappens ähnelnd — eine kostbare Nadel funkelt. Die Wege sind von carmoisinen Sammete dargestellt und mit großen und kleinen Silberflinkern besetzt, welche in symmetrischer Ordnung an den äußeren Seiten von zwei grünsammetnen Beeten hinlaufen, deren gerundete Enden wiederum mit Federfächern versehen sind. Auf der anderen Seite vereinigen sich die beiden Beete und werden von einem Rundtheile begränzt, von welchem sich zwei azurblaue Wasserbassins in länglicher Form ausbreiten. Da, wo sie ihren Anfang nehmen, befinden sich zwei kreisförmige Erhöhungen, von welchen eben so viel schlanke, sanft sich biegende Stämme aufwachsen, deren Wipfel einen bräunlichen Straußenfederwald vorstellen. Das größte Kunstwerk jedoch schien uns das äußerste Ende des Lustgartens zu sein, wo aus niederem Buschwerk ein köstlicher Reiherstutz aufstieg, welcher eine Krone von funkelnden Rubinen trug. Dieser Anblick übertraf Alles, was wir bisher gesehen hatten. Was uns jedoch verwunderte, war, daß der Inspector seinem Amte eben nicht gewissenhaft nachzukommen und uns gar nicht zu inspiciren schien, denn er stand meistentheils mit abgewendetem Gesichte neben einer abgerundeten Terrasse. Gleichwohl waren die Wege und Beete mit tausend blinkenden Steinchen besäet, die uns schon durch ihren wundervollen Farbenreiz zum Diebstahle verleiten konnten. Diese Bemerkung veranlaßte mich, auf den Inspector loszugehen und ihm meine Verwunderung über



sein allzugroßes Vertrauen auf unsre Ehrlichkeit zu erkennen zu geben. „Oh!“ sagte er lächelnd — „dafür ist gesorgt! Nicht die leiseste Bewegung der Anwesenden entgeht meinem Blicke.“ Dieß sprechend, deutete er mit der Hand auf die anscheinende Anhöhe von Erde. Himmel! was sehe ich?! Der ganze Berg war ein, aus unzähligen Facetten zusammengesetzter Spiegel, in welchem ich meine eigene Person in vielen hundert Exemplaren zugleich erblickte. Als mein Geschrei der Verwunderung die übrige Gesellschaft herbeizog, war es eine bedeutende Armee, die sich in dem Spiegelberge präsentirte. Einige von uns versuchten es, die ganzen Facetten zu zählen. Der Inspector jedoch erhob sie dieser Mühe durch die Versicherung, daß die eiförmige Fläche des Berges aus 6000 Spiegeln bestehe und daß auf der anderen Seite des Gartens noch einer dergleichen sich befinde. Die Stutzer unter uns benutzten die willkommene Gelegenheit, ihren Anzug und Haarschmuck zu beäugeln und zu ordnen; die jungen Mädchen sahen unter schämigem Erröthen ihre liebliche Gestalt 6000fach verdoppelt; die älteren Frauen wünschten sehnsüchtig nur einen kleinen Theil dieses Spiegelreichthums in solcher Reine für ihre Putzzimmer, und ihre Ehemänner berechneten dabei, welche große Ersparniß dann ihrem Geldbeutel zu Theil werden dürfte. Als ich Fräulein Rosa, die reizendste unter den anwesenden Jungfrauen, auf ihr Gewissen befragte, welchem Stücke — ob dem rubingekrönten Reiherstutze oder dem Spiegelberge — sie den Preis geben würde, gestand sie denselben nach kurzem Besinnen dem Letzteren zu und mit Recht.

Wem von den lieben Lesern und Leserinnen die Lust ankommen sollte, die so eben unvollkommen beschriebene Schatzkammer zu besuchen und zu besichtigen, der suche sich den Schlüssel dazu zu verschaffen, was gerade nicht schwer hält. Dieser Schlüssel aber, der uns nicht nur diese, sondern noch tausend andere Schatzkammern des Königs aller Könige aufschließt, ist nichts Anderes als — ein Mikroscop, und der oben abgebildete Lustgarten — der Kopf einer Fliege, durch das Mikroscop betrachtet.

Wenn nun der Herr, unser Gott, die Fliegen, die wir zu Tausenden mit der Fliegenklatsche erlegen, also schmücket, wie Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht geschmücket gewesen ist: wie viel mehr wird er dann für euch sorgen, o ihr Kleingläubigen!

Angehende Feldherren.

Das Weihnachtsfest hatte dem August eine kleine Kanone, dem Fritz eine Flinte und dem Ernst eine Trommel beschert. Als die drei jungen Freunde mit ihren Waffen das erste Mal zusammenkamen, machte Ernst folgenden Vorschlag.

„Hört, —“ hob er an — „wir wollen den Ueberfall bei Hochkirch verstellen. Ich bin Napoleon, du der alte Fritz und du August der Starke. Fürst Blücher — hebt der alte Fritz zu seinem Reitergenerale an — der Napoleon drüben und seine Leute schlafen wie die Ratten. Selbst die Nachtlampe haben sie ausgelöscht. Auch sind eine Menge Laufer angelangt, welche aussagen, daß wir von den Franzosen in dieser Nacht nichts zu fürchten haben. Darum lassen Sie Ihre Leute in gutem Gottesnamen zu Bette gehen, denn diese haben schon in der vergangnen Nacht nicht ausschlafen können. Ich werde mir von meiner Frau ein

paar Tassen Camillenthee kochen lassen und mich dann in meinem Sanssouc auf's Ohr legen. Thun Sie auch so. „Ew. Majestät —" erwiedert Blücher — „ich traue dem Landfrieden nicht, wittere vielmehr Morgenluft. Der Napoleon ist ein verteufelt pfiffiger Kerl, der auch wohl im Finstern weiß, wo die Zäum hängen. Geben Sie unsern Leuten einen tüchtigen Kaffee, auf daß sie munter bleiben wie die Waschweiber, die am Waschfasse freie Nacht machen müssen." „Ich befehle es aber, bei meiner Ungnade!" ruft der alte Fritz und sucht sich den Stiefelknecht unter der Kommode vor, seine Worte wahr zu machen. Darauf geht Blücher kopfschüttelnd davon und Fritz mit seiner ganzen Armee zu Bette „Nun rücke ich, Napoleon, mit meinen Leuten auf den bloßen Strümpfen sachte an."

„Ich denke, Daun war es?" wendete der alte Fritz ein.

„Nichts ist!" sprach Napoleon bestimmt. „Das muß ich besser wissen, ob ich Napoleon oder Daun bin. August der Starke mit seiner ganzen Artillerie reitet auf meiner linken Flanke; ich aber mit meinem Centner schleiche gerade zu auf Hochkirch hin, wo der alte Fritz sich nichts Böses träumen läßt. Die erste Schildwache, die „Halt! wer da?" ruft, hebe ich auf —"

„Das kannst du ja nicht —" versetzte August der Starke — „die Schildwache ist viel zu schwer für dich."

„Was weißt denn du?" erwiederte Napoleon verächtlich. „Kurz und gut, ich hebe die Schildwache auf, dringe weiter und weiter vor — wir sehen die weißen Zelte der Preußen — hören sie darin schnarchen — da wende ich mich an meine Leute, commandire —"

„Puh!“ schoß August der Starke los, der es nicht erwarten konnte, seine Artillerie spielen zu lassen.

Patsch! versetzte ihm Napoleon eine derbe Maulschelle auf den zu neuem Schusse sich öffnenden Munde.

„Dummer Junge!“ zürnte er dem Könige von Polen zu — „kannst du nicht warten, bis ich „Feuer!“ commandire? Mußt du mit deinem voreiligen Gekrache die Preußen vor der Zeit aufwecken?“

Zu Boden flog der ganze Artilleriepark. „Ich thue nicht mehr mit —“ heult August der Starke — „wenn du mich prügeln willst. Nach Hause gehe ich und sag's meiner Mutter!“

„Immer geh! —“ versetzt Napoleon — „du wärst mein General der Artillerie! Zum Unterkanonier bist du noch zu dumm.“

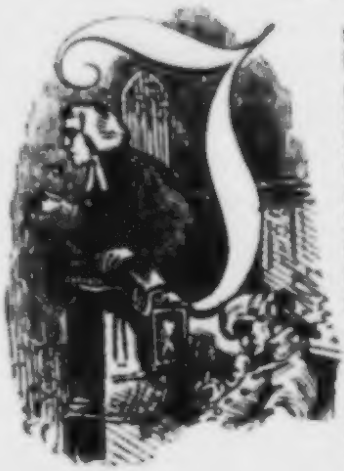
Hier sah sich Napoleon unvermuthet von dem alten Fritzen an der Achsel gepackt, der, wie August der Starke, Flinte und Trommel hingeworfen hatte, um freie Hand zu bekommen, die er jetzt gegen Napoleon zornentbrannt ballte.

„Wer heißt dich meinen Bundesgenossen schlagen?“ ruft der alte Fritz und holt zum Vergeltungsrechte aus.

Napoleon bleibt ihm nichts schuldig. Das Handgemenge zwischen den Preußen und Franzosen beginnt mit aller Hitze, bleibt jedoch unentschieden; aber jede Partei rühmt sich des Sieges und eines Büschels erbeuteter Haare, die triumphirend — als Trophäen — vorgewiesen werden.

August der Starke aber steht und weinet bitterlich.

Anekdote.



In einer deutschen Hauptstadt hielt der Oberhofprediger am Feste der Erscheinung Christi, bei Gelegenheit der Eröffnung des Landtages, eine vortreffliche Predigt, die sich überdieß noch durch große Freimüthigkeit auszeichnete. Als er am Abende desselben Tages bei Hofe erschien, umringten den berühmten Redner mehrere hohe Staatsbeamte und Landstände, welche unter scherzhaftem Drohen zu ihm sagten: „Ei, ei, Herr Oberhofprediger! heute haben Sie uns in Ihrer Predigt gehörig mitgenommen.“

„Konnte ich anders?“ war die unerschrockene Antwort — „Das Gold will der Monarch haben, den Weihrauch die Herren Landstände — was bleibt demnach dem Prediger übrig, als die bittern Myrrhen?“

Dr. Johann Ludwig Uhland.

Die Nachtigall singt und der Zeisig, die Grasmücke und der Hänfling. Es pfeift die Amsel und der Gimpel, selbst der Spatz läßt sein Zwitschern sich nicht nehmen. Es heißt Alles gepfiffen und gesungen. Nur in dem Wie? liegt der große Unterschied. Wie die Vögel, haben auch die Menschen ihre Sänger und Pfeifer, und ein Jemand will allein in Deutschland mehr als 10,000 Sänger oder Dichter gezählt haben. Darum ist auch die Zahl der Gedichte mehr als Legion und füglich könnte man die Elbe oder gar den Rhein damit schützen. Je nachdem unsern Dichtern der Mund verliehen worden, singen sie wäßrig oder trocken, lang oder breit, kurz und erbaulich, schön und nicht schön, erhaben oder nicht. Es heißt Alles gedichtet und gereimt. Unter den deutschen Sängern kenne ich einen Sprosser, der in stiller Nacht sein Lied anhebt aus voller, starker Brust. Dann bleibt der späte oder frühe Wandrer stehen und lauscht mit Entzücken den süßen Klängen, die wundersam sein Inn'res bewegen und erregen. Der Sänger in seinem Käfig singt nicht um Lohnes, Gunst und Lobes willen — er schweigt, wann das alltägliche Leben anhebt. Wie sehnsuchtsvoll und lieblich flötet sein Gesang, gedenkt er der süßen Minne! In Klagetönen trauert er um das ferne Vaterland; in abgerissenen, lauten Zorn-Accorden um die geraubte Freiheit! So die Aeolsharfe, deren leises Kosen in wilde, brausende Weisen übergeht, so oft der Sturm der Zeiten in ihre Saiten greift.

Dieser edle Sprosser, dessen Lieder nicht verklingen werden, so lange ein deutscher Mund noch lebt, heißt — Johann Ludwig Uhland!

Kennst du, mein deutscher Leser, diesen Sänger — deinen deutschen Bruder — noch nicht: o so nimm flugs seine gesammelten Lieder zur Hand und du wirst mir Dank wissen, daß ich dich auf ihn aufmerksam gemacht habe. Der Weise wie der Einfältige, der Reiche wie der Arme, der Glückliche und der Unglückliche — Jeder wird finden, was ihn erfreut, begeistert und ermuthigt. Willst du nun noch wissen, wie und wo der Sänger lebt? so laß dir sagen, daß Uhland im Königreiche Würtemberg lebt, wo er am 26. April 1787 zu Tübingen geboren worden ist. Daselbst hat er die Rechte erlernt und darum dieselben seitdem vertheidigt vor Jedermann — vor Fürst und Volk. Als Würtembergs König 1815 einen neuen Staatsbau — die Landesverfassung — aufzuführen gedachte: da sang Uhland so muthig und schön, daß die Arbeiter — hoch und niedrig — unverdrossen an die Arbeit gingen und sie nach Kräften förderten.

Uhland ist Dichter, Rechtsgelehrter und Mitglied der Ständeversammlung, war Staatsbeamter und Professor, welche Aemter er, um frei zu sein, freiwillig niedergelegt hat. Jetzt singt er — meines Wissens — nicht mehr — denn: aufhören zur rechten Zeit, ist auch Weisheit.

Der Verurtheilte.

In einem Zimmer des Gefängnisses Newgate zu London, wo die schwersten Verbrecher in Haft sich befanden, sah es eben nicht gefängnißmäßig aus. Keine Eisenringe, in feuchte, dicke Mauern geschmiedet, keine Ketten, Halseisen, Hand- und Fußschellen — wohl aber Gegenstände, wie sie in einem wohnlichen Raume angetroffen zu werden pflegen. Die Inwohner, sämmtlich aus bereits Verurtheilten bestehend, unterhielten sich mit Tabakrauchen, Sprechen, Lesen oder Kartespielen. Nur zwei von ihnen saßen tiefsinnig und in sich gekehrt auf ihrer Bank. Die ganze Verbrechergesellschaft ließ sich nicht im Geringsten stören, als der Aufseher in Begleitung einiger Fremden erschien, welche das berüchtigte Newgate zu besichtigen kamen. Ihre Aufmerksamkeit nahm zuerst ein junger Mensch von etwa 18 Jahren in Anspruch, welcher auf der Fensterbrüstung saß und laut in einem Buche las. Dasselbe war eine französische Grammatik und das Zeitwort parler die Aufgabe, die er eben zu lösen bemüht war. „Phipps!" rief er freudig aus, indem er sich an einen Gefangenen von eben so jugendlichem Alter wendete — „überhöre mich doch! Bis zum Gerondif kann ich es auswendig."

„Er hat eine Bäuerin auf der Straße angefallen und sie des Erlöses ihrer Marktwaare beraubt —" erzählte der Aufseher, auf Befragen nach des Sprachforschers Verbrechen. „In drei Tagen wird er gehenkt."

„Und weiß er dieß?" fragten die Fremden voll Erstaunen.

„Allerdings! sonst würde er nicht hier sein. Auch die beiden eifrigen Kartenspieler da gehen demselben Tode entgegen."

„Und die beiden Tiefsinnigen?"

„Der Wohlgekleidete ist Sir Beaumont Smith, welcher für 2 Millionen Thaler Schatzkammerscheine verfälscht hat und lebenslänglich deportirt wird. Der Andere war Briefträger und entwendete aus einem Brief einen Penny." (Ein Geldstück, 8 Pfennige an Werth.)

„Und seine Strafe!" fragte der Deutschen einer.

„Gleichfalls lebenslängliche Deportation."

„Nicht möglich! eines einzigen Penny's wegen!"

„Doch, Gentlemen! —" sagte der Engländer kalt — „unser Gesetz spricht diese Strafe aus und der Schuldige ist auf dieses Gesetz vereidet worden."

„Aber was konnte ihn nur zu diesem geringfügigen Diebstahle bewegen?"

„Dawis, der Briefträger, läuft gerade in seinem Berufe, als ihn sein ältestes Töchterchen auf der Straße um einen Penny anspricht, den sie für die kranke Mutter zu Blasenpflaster verwenden will. Das Mädel macht die Sache dringend, als hinge der Mutter Leben davon ab; der Mann hat noch keinen Penny verdient, liebt seine Frau über Alles und — stiehlt den Penny aus einem der ihm anvertrauten Briefe."

„Und hat der Aermste keine Milderung der Strafe — keine Begnadigung zu hoffen?" fragten mit innerm Entsetzen die Fremden, indem sie ihre Blicke mitleidsvoll auf die gramerfüllten Züge des Dawis richteten. Der Engländer zuckte stumm die Achseln — die Deutschen gingen.

Eine Woche später gab es auf den Schiffswerften zu Harwich ein anziehendes Schauspiel, welches viele Tausende von Zuschauern herbeigezogen hatte. Mitten

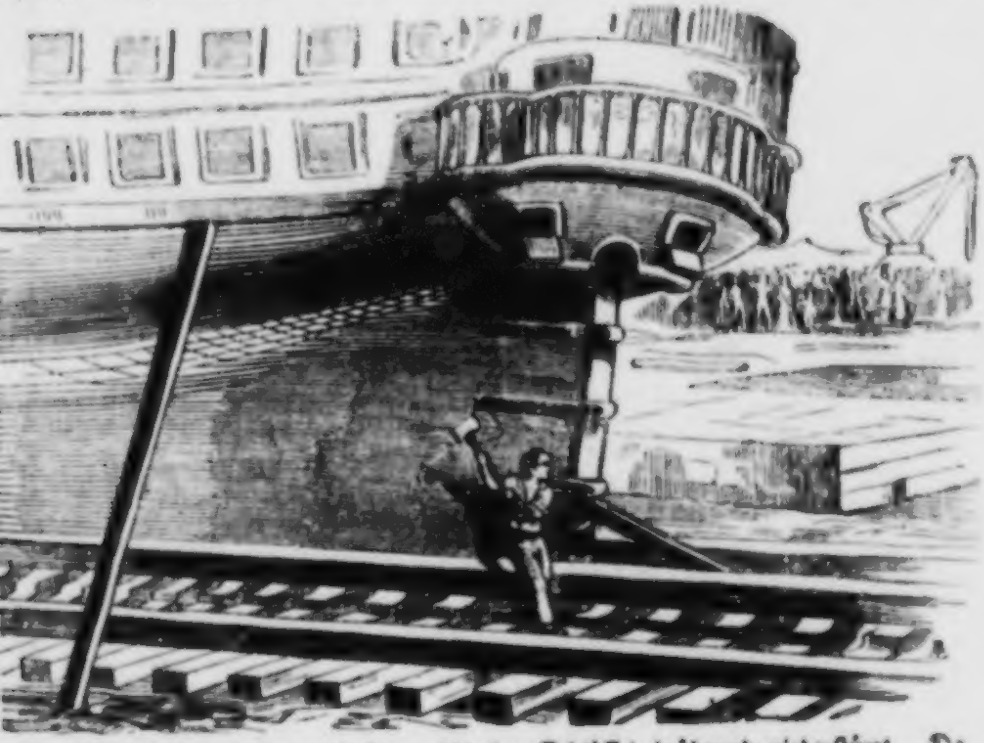
durch die dichtgedrängten Schaaren brachen ſich einige Conſtabler, einen Gefangenen mit ſich führend, mühſam die Bahn. Wer dem Manne ins leichenblaſſe Antlitz mit den verſtörten Zügen ſchaute, hätte meinen ſollen, daß er zum Tode geführt werde. Und gleichwohl war der Bau, welcher ſich dort hoch in die Lüfte erhob, kein Schaffot, ſondern — eine neuerbaute, höchſt zierliche Fregatte von 48 Kanonen, welche heute ihre Taufe und erſte Weihe erhalten ſollte. Sobald man die vorgeſpannten Seile erreicht hatte, welche die Zuſchauer von der Werft ſchieden, erhob der Gefangene das trübe Auge und warf einen Blick des Erſchreckens auf das rieſige Gebäude, das mit ſeinem hohen Kiele auf einem Balkengitter ruhete. Den beiden Seiten ſeines gewaltigen Bauches hatte man gerade noch ſo viel Stützen gelaſſen, als nöthig waren, um das Gleichgewicht deſſelben zu erhalten. Auf den Coloß zu ſchreiten die Conſtabler, wo ſie ihren Gefangenen einem handfeſten Manne übergeben und ſich dann aus dem Bereiche der Fregatte ziehen. Dawis — er war der Gefangene — blickt empor zu dem Kriegsſchiffe, das, einem lebloſen Ungeheuer ähnlich, in entſetzlicher Länge, Breite und Höhe über ihm ſich erhebt und jetzt ſchon ihn zu zermalmen droht. Sein befangenes Auge wollte in jeder der offenen Stückpforten bereits die Mündungen von 48 Schiffskanonen entdecken, die beſtimmt ſind, mit all' ihrer Centnerſchwere auf ſeinem Leibe zu laſten. Doch der Mann an ſeiner Seite gönnt ihm nicht Zeit, den ganzen Umfang der Gefahr in Betracht zu ziehen. Er führt den ehemaligen Briefträger zur Spitze des Schiffes hin, deſſen ganze Laſt nur noch auf einem einzigen Stücke Holze ruht, welches gegen den Kiel geſtemmt iſt und den Namen „Schlüſſel" führt. Durch das Hinwegſchlagen deſſelben ſollte Dawis der Fregatte den Weg zum Meere öffnen, ſich ſelbſt aber die Freiheit oder — den Tod geben!

Der Schiffbaumeiſter legte ihm jetzt einen ſchweren Hammer in den Arm. „Hier, Dawis —" ſprach er barſch — „und nun muthig zugehauen mit kräftigen Schlägen ohne Zaudern. Kaltes Blut und nichts weiter iſt erforderlich, um deine Aufgabe glücklich zu löſen. Unter fünfen gehen höchſtens zwei d'rauf und dieß noch meiſtens durch ihre eigene Schuld. Vergiß nicht, daß dieſe paar Hiebe ein ganzes Leben voll Elend aufwiegen." Damit ging er, ſeine Perſon in Sicherheit zu bringen.

Dawis ſtarrte das verhängnißvolle Stück Holz an, welches auch für ihn ein Schlüſſel zur Lebens- oder Todeskammer war. Er verglich ſeine Kraft mit derjenigen der Fregatte, wenn ſie feſſelfrei über die mit Unſchlitt geſtrichenen Bauſtämme hinabſchießen würde zum Meere. Er blickte über ſich, wo der Fregatte Spiegel gleich einer braunen Höhle ſich wölbte und ihn beim möglichen Umfallen wie einen Wurm zu zerdrücken drohte. Da ſchnürte es ihm Bruſt und Kehle zu und der Hammer entſank ſeiner zitternden Hand. Mit erlöſchendem Blicke ſchaute er ſich um. Alle Augen der vielen Tauſende umher hafteten mit ungeduldiger Neugier auf ihm und ſeinen Händen. Geſpannte Erwartung — kein Mitleiden — lag in allen Zügen ausgeprägt, ſo weit er die Runde machte mit ſeinen Augen. Doch ja! dort, dicht an der zurückdrängenden Leine kniet ein Weib, 5 Kinder zu ihren Seiten, mit verzweifelnder Geberde, mit hochgerungenen Händen. „Für mich geht er in den Tod!" und: „Vater! lieber Vater!" hört er durch die ſtillen Lüfte daher zittern.

Dawis weint bitterlich. Er kann ſich nicht losreißen von dem Anblicke der

Seinen, die er vielleicht zum letztenmale hier auf dieser Erde sieht. Da nähert sich mit drohenden Blicken der Schiffbaumeister dem zögernden Verbrecher. Mechanisch greift dessen Hand nach dem entfallnen Hammer. Er schwingt ihn hoch empor. „Smith 2 Millionen und du einen Penny!“ spricht er bitter zu sich selbst, und grimmig läßt er den Hammer auf das Holzstück niederfallen. Und sen-



der Rast schlägt er fort und fort, bis der Schlüssel dröhnend niederstürzt. Da knackt es in allen Fugen der Fregatte, die, sich schüttelnd, alle noch vorhandenen Stützen wie Spreu von sich streift, daß sie donnernd zu Boden stürzen. Ein tausendstimmiger Ruf begleitet ihren Fall. Eine Secunde lang steht Davis betäubt — erstarrt. Das Stöhnen des Schiffsungeheuers vor ihm bringt ihn zu sich zurück. Schnell wirft er sich platt zu Boden, zwischen die dicken Stämme hinein, welche die Fahrgeleise der Fregatte bilden. Diese schießt ein Stück Weges fort, steht wieder, schwankt rechts und links, erhebt sich und bringt mit immer steigender Schnelligkeit vorwärts. Vor den Augen des Verbrechers schwindet des Tagelichtes Schein; Nacht wird's um ihn, und über ihm hin schreitet unter dumpfem Gebrüll die Fregatte mit gigantischen Schritten, daß die Balkenlager neben ihm prasseln und rauchen. Der schwankende Schiffsboden mit seinem ungeheuren Luftdrucke nascht von seinem halbnackten Körper, indem er ihm die Haut blutig zieht.

Dawis wünscht, sich in die Erde einkrahen zu können. Ein Alp, wie nirgend weiter in der Welt, ruht auf seinem Rücken, daß ihm die Sinne entschwinden. Ein unermeßlicher Jubelruf giebt ihm die Besinnung zurück. Es ist wieder hell vor seinen Augen; schüchtern erhebt er das Haupt — eben theilt die Fregatte die Meeresfluthen auseinander, daß sie über derselben rauschend zusammenschlagen. Und in langen Sprüngen kommen Frau und Kinder herangehüpft und umhalsen jauchzend den wiedergeschenkten, nun strafefreien Gatten und Vater. Und Dawis ältestes Töchterlein kommt später als alle Uebrigen nach, ihren Vater zu umarmen; denn — sie hatte an ihrer Schürze hüten müssen, welche die Zuschauer für das ihnen gegebene Schauspiel mit großen und kleinen Geldstücken gefüllt hatten.

Stumme Sprache.

Es hat mancherlei Rechte in der Welt gegeben und giebt es deren noch, als Natur-, Menschen-, Völker-, Faust-, Flinten- und Kanonen-, Feder-Recht u. s. w. Letzteres ist gegenwärtig an die Stelle des Schießpulver-Rechtes getreten und zwar zum Glücke aller Friedliebenden. Denn alle Tintenströme wiegen noch kein Bächlein Blutes auf, und wird ja irgend Einer durch die Feder moralisch todtgeschossen, so bleibt ihm doch immer noch die Möglichkeit, wiederaufzustehen. Am meisten werden gegenwärtig von einem großen Theile der Menschen die Vorrechte gehaßt und bekämpft; doch sicherlich mit Unrecht. Vorrechte werden und müssen bestehen; selbst solche, die durch die Geburt allein errungen werden sind. Denn, freundlicher Leser, hoch oder gering, wodurch hast du das höchste aller Rechte — das Menschenrecht — anders erlangt als durch die Geburt? Was thatest du Rühmliches, daß du kein Thier, keine Pflanze, kein Stein geschaffen wurdest? — Bin ich ja einmal mit meinen kleinen Vorrechten nicht zufrieden, so blicke ich nicht auf die, welche größere als ich besitzen, sondern vergleiche mich mit denjenigen meiner Brüder, die noch weniger haben oder hatten als ich. Und da giebt mir denn die Geschichte — namentlich die des Mittelalters — wo das leidige Faustrecht herrschte, unerschöpflichen Stoff zur Zufriedenheit mit dem gegenwärtigen Stande der Dinge. Darum ist auch das Studium der Geschichte nicht als ein bloßer Zeitvertreib oder als ein todtes Wissen, sondern als ein großes moralisches Erziehungsmittel zu betrachten und deshalb männiglich zu empfehlen. Indem ich Eduard Dullers Geschichte des deutschen Volkes — ein Prachtwerk, geschrieben mit hoher Begeisterung und Liebe — von Neuem vernehme, zieht obiges Bild meine Aufmerksamkeit an sich, noch mehr jedoch der dabei zum Grunde liegende Stoff. Derselbe ist folgender.

Im 14. Jahrhunderte saß Karl IV. auf Deutschlands Kaiserthrone, ein weiser Fürst, jedoch auch nicht frei von Selbstsucht. Er selbst hatte 1356 durch die goldene Bulle festgesetzt, daß nach jedesmaliger Erledigung des deutschen Thrones die 7 deutschen Kurfürsten binnen 3 Monaten in Frankfurt am Main zusammenkommen und durch Eidesschwur sich verpflichten sollten, die Kaiserwahl ohne eigennützige Absichten zu vollziehen. Dieser Bestimmung zuwider verschaffte er später seinem Sohne Wenzeslav die Nachfolge auf dem Throne durch Bestechung der Kurfürsten, und um das dazu erforderliche Geld zusammenzubringen, verpfändete er an den Grafen Eberhard von Würtemberg mehrere schwäbische

Städte, obschon er diese früher begünstigt, ihnen das Recht: Bündnisse unter sich abzuschließen und Kriege zu führen, zugesprochen, sie von auswärtigen Gerichten befreit und ihnen zugesichert hatte, daß das Reich sie niemals veräußern dürfe. Was war aber damals eine Verpfändung anders als ein verdeckter Verkauf, wie

es auch der Fall mit den beiden Lausitzen war? Da man den betheiligten Städt
das zugeschriebene Recht auf diese Weise genommen hatte, so griffen sie zu
Faustrechte und der Krieg begann, der mit abwechselndem Glücke von beiden Th
len geführt wurde. Vergebens that der Kaiser die verbündeten schwäbischen Städ
in die Acht, vergeblich zog er selbst mit dem Reichsaufgebote vor Ulm, welch
das Haupt des Bundes war. Er konnte es nicht bezwingen und verordnete de
halb einen Stillstand. Die Reutlinger aber schlugen 1377 den Grafen Ulric
Eberhards des Greiners Sohn, der sie vom hohen Felsenschlosse Achalm her
bedrängt hatte, und trieben ihn in die Flucht. Deshalb zürnte Graf Eberhar
mit dem Zunamen Greiner, weil er schon im Mutterleibe geweint haben so
seinem Sohne schwer, und gab ihm dieß bei dem ersten Zusammentreffen na
der Niederlage durch die stumme Sprache der Geberde zu erkennen. Als sich nämlich Ulrich mit seinem Vater zu Tische setzte, schnitt Eberhard mit seinem Mes
das Tischtuch zwischen sich und seinem Sohne mitten durch, damit besagend, d
er mit dem Geschlagenen fortan keine Gemeinschaft haben wolle. Dieser Schn
kostete dem Eberhard einen, von Jedermann geliebten Sohn; denn dieser erkau
später die verlorne Ritterehre in dem erneuten Kampfe gegen die widerspenstig
Städte mit dem Verluste seines Lebens. Als im Getümmel der Schlacht Eb
hards Krieger über den Fall des tapfern Ulrich bestürzt und kleinmüthig zu we
den anfingen, rief ihnen der Vater zu: „Lasset ihn liegen, er ist wie ein ande
Mann! Stehet tapfer! Sehet, die Feinde fliehen! Sie fliehen!“

Die Geschichte schweigt darüber, ob Eberhard den Verlust seines Sohnes sp
ter beweint habe oder nicht. Wir aber freuen uns, daß die Rechte jetzt besser b
wahrt werden; wenn schon auch hier keine Regel ganz ohne Ausnahme ist.

Nach Hause!

Die Wildpretsbude der Frau Schiebel auf dem Marktplatze war dicht um
ringt von Käufern und Käuferinnen. Nachdem sie insgesammt befriedigt war
und Frau Schiebel, wie sie sagte, ein wenig zu Athem kam, stand noch ein kl
ner Gassenbube vor ihr, welcher geraume Zeit still unter der Menge geharrt hat
„Was willst du?“ fuhr sie ihn barsch an und gab ihrem Munde eine butterg
strichene Semmel zu kauen.

„Was kosten denn ein paar Hasenohren?“ fragte der Junge bescheiden.

„Einen Dreier!“ war die kurze Antwort.

„Wollen Sie nicht so gut sein und mir ein Paar schenken?“ bat der Klein

„Herr Schenk ist schon lange todt —“ hieß es zurück — „nur Herr W
zahlemich lebt noch. Geh' deiner Wege.“

„Sein Sie doch immer so gut; —“ sagte der Junge — „sie sollen f
mein Hundchen, das die Seuche hat. Sie sollten ihn nur winseln hören, M
dam Schiebel, — gewiß, Sie würden mir's nicht abschlagen. Und Hasenohre
in Milch gekocht, helfen doch bestimmt, wie meine Mutter und auch unsre Na
darin spricht.“

„Ei, wenn ich alle Hunde von der Seuche curiren sollte —“ versetzte
Händlerin — „so müßten mir die Hasenohren quellen.“

„Aber mit meinem Hunde hat es eine ganz besondere Bewandtniß —“

wiederte der Bursche — „lassen Sie sich's nur erzählen. Diesen Sommer, in den Hundstagen, hatte der Scharfrichterknecht eine ganze Menge Hunde eingefangen. Einen davon, der noch so jung und klein war, daß er gar nicht ordentlich laufen konnte, hatte er auf dem Arme sitzen. Nun, das arme Thierchen mochte es ahnen, daß es mit ihm Matthei am letzten wäre. Es sahe mich mit seinen feuchten Augen so barmherzig an — so trübselig — wie — ja, gerade so, wie ich Sie alleweile ansehe. Das ging mir durchs Herz, so daß ich mir auch ein Herz faßte und, wie ich Sie alleweile, den Knecht bat: „Lieber Herr Schinderknecht, lassen Sie doch das Hundchen frei. Es ist ja noch so jung, daß es unmöglich schon toll sein oder werden kann. Und denken Sie nur: der harte Knecht nahm das Hundel von seinem Arme, reichte mir es hin und sagte: Da, ich schenke es dir. Das ist gewiß kein gewöhnlicher Hund und eben er hat nun die Seuche bekommen. Wollen Sie hartherziger sein als der Schinderknecht, der mir einen ganzen Hund schenkte und nicht blos ein paar Hasenohren? Meine Mutter zankte zwar auch, als ich das Thierchen mit heim brachte; denn wir haben nicht viel zu brocken und zu beissen. Aber zu dem, was mein Schulli braucht, wurde doch Rath geschafft. Sein Sie doch so gut, Madam Schiebel; er hat gar so große Schmerzen im ganzen Leibe."

„Ihr versteht es wahrlich, Einen bis auf's Blut zu quälen —" sprach die Frau und reichte dem Jungen die Hasenohren. „Hast du denn aber auch Milch, um sie darin zu kochen?"

„Noch nicht, —" versetzte der Knabe — „ich bettle sie mir aber bei den Bauerweibern auf dem Markte. Wenn ich spreche: Liebe Frau Bauerfrau, schenken Sie mir doch ein bischen Milch für mein krankes Hundchen — so giebt mir diese ein Pfützchen und jene eins. Erst wollte ich mir die Milch an meinem Kaffee abdarben und aufheben, bis ich genug zusammen hätte. Das hätte aber wohl 14 Tage gedauert und indeß wäre die Milch sauer geworden."

Frau Schiebel langte schon mit der Hand in ihre Geldtasche, dem Jungen einen Dreier zur Milch zu schenken, als sie sich noch zu rechter Zeit besann, wie die Bauerweiber ja ohnehin alle Tage einen schönen Thaler Geld aus der Stadt heimtrügen und darum schon einmal einem armen Jungen ein wenig Milch schenken könnten.

Dankend ging der Junge. Kauend schaute ihm die Händlerin nach und sah, daß der Bursche in der Mildthätigkeit der Bauerweiber sich nicht geirrt hatte; denn in kurzem war sein Töpfchen mit Milch angefüllt.

Das Mittel war probat gewesen; Schulli — der verstümmelte Joli — gesund geworden und fortan seines kleinen Herrn Freude. Des Letzteren Mutter, eine arme Schneiderswittwe, wohnte in demjenigen Theile der Hauptstadt, welcher an das Land grenzte und darum hinsichtlich der Bauart der Häuser auch viel Aehnlichkeit mit dem Lande hatte.

Gottlob kam aus der Schule. Es war wieder Sommer und der Tag sehr heiß. Beim Eintritt in die Wohnstube sagte er zu seiner nähenden Mutter: „Es ist schon wieder ein toller Hund in der Stadt herumgelaufen und erschossen worden. An allen Straßenecken klebt ein großer Zettel, daß die Hunde nicht unter vier Wochen in's Freie sollen. Gebt ja Acht auf meinen Schulli, daß er nicht entwischt."

Gottlob wurde hierauf beordert, das Nöthige zum Mittagseſſen herbeizuh
len. Daſſelbe ſollte aus einem bloßen Staudenſallate beſtehen, weshalb der Kna
einen Weidenkober, eine Flaſche und einen Sechſer eingehändigt bekam, um
jenem für 3 Pfennige Sallatſtauden und in dieſer für dieſelbe Summe Eſſig u
Oel einzukaufen.

Gottlob hatte ſorgſam Acht, daß der Hund nicht mit ihm zugleich aus
Stubenthüre entwiſchte. Daß ihm aber die Mutter noch nachrief, ſich zu ſput
und dabei das Fenſter des im Erdgeſchoß liegenden Stübchens aufließ, durch w
ches Schulli des baldigſten nachſprang, war freilich nicht des Knaben Schu
welcher auf dem halben Wege den Verdruß hatte, den Hund auf ſeinen Fe
zu erblicken. Denſelben auf den Arm zu nehmen, ging, des Korbes und der

sche wegen, nicht wohl an. Gottlob machte Halt, stampfte mit dem Fuße und sagte zu dem gleichfalls stillstehenden Schulli: „Willst du gleich fort?" Der Hund ging nicht von der Stelle. „Meinest du, —" sprach Gottlob — „der Schinderknecht werde dich noch einmal verschonen? Gehst du nicht?" Schulli zog den Schwanz ein, wendete seinen Körper heimwärts, erhob die linke Pfote zum Weggehen, sahe aber dabei seinen Herrn fragend an, ob es wohl dessen Ernst mit dem Drohen sei? Nun zog Gottlob die Mütze, welche gerade weich genug war, daß sie dem Hunde nicht wehthun konnte, holte hoch aus und rief: „Nach Hause!" Es schmerzte dem Burschen mehr als dem gekrümmten Hunderücken, als er die Mütze schallend auf denselben niederfallen ließ. Schulli jedoch ergriff das Hasenpanier, von Zeit zu Zeit ganz schüchtern nach dem drohenden Herrn sich umschauend. Eben so machte es auch Gottlob, welcher bei dem letzten Umwenden über einen im Wege liegenden Stein fiel, so daß ihm Hören und Sehen verging. Als er sich erholte, sah er nicht auf seine blutenden Hände, sondern nach der entfallenen Flasche, welche, o Glück! in unzerbrochnem Zustande neben dem Korb lag. „Ach wie gut —" sprach er vergnügt zu sich — „daß ich mir nur die Finger und nicht die Flasche zerschlagen habe!" Doppelt gut schmeckte ihm später deshalb der Sallat, den er freilich nicht mit dem Hunde theilen konnte.

Nach einem Vierteljahre gab es großen Jammer bei der Schneiderswittwe. Es war eine Hundesteuer auferlegt worden, nach welcher für jeden Hund halbjährig ein Gulden entrichtet werden sollte. Und eben diese war der Gegenstand des großen Jammers.

„Wenn du den Hund nicht in den Fluß tragen willst, so thue ich's —" sprach die Mutter fest. „Ich kann nicht einmal den Gulden Steuer aufbringen, geschweige 5 Thaler Strafe, wenn wir den Hund noch einen Tag länger unversteuert behalten."

„Mutter —" weinte Gottlob — „Ihr habt noch das silberne Schaustückchen von meinem Herrn Pathen. Gebt's doch für den Schulli hin."

„Nein, —" versetzte die Frau — „dann hättest du gar nichts. Wie weit würde das Ding auch langen? Höchstens einmal die Steuer zu bezahlen! Dann ginge nach einem halben Jahre die Noth von Neuem an. Nichts! Nichts!"

„Ich will nichts zum heiligen Christ haben —"

„O, du wirst ohnehin nichts bekommen —"

„Ich will — ja, wirklich, ich will für Schulli betteln gehen."

„Unterstehe dich das! schämst du dich nicht? Was würde dein Vater im Grabe dazu sagen?"

Der Hund, über den so eben verhandelt wurde, sah den Sprechenden aufmerksam zu. Als ihn die Frau aufnehmen und forttragen wollte, fiel ihr Gottlob in die Arme. „Ich will —" sprach er schluchzend — „meinen Schulli selbst in's Wasser werfen, wenn's denn nicht anders sein kann."

„Gut!" sprach die Mutter — „und damit er sich nicht lange quäle, wollen wir ihm gleich hier einen Stein an den Hals binden." Sie ging, das Nöthige herbeizuholen. Willig ließ sich der Hund das ungewohnte Halsgeschmeide anlegen. Desto mehr weinte Gottlob dabei. Bevor er mit ihm das Stübchen verließ, redete er ihn mit erstickter Stimme an: „Nun, armer Schulli, sieh' dich noch einmal hier um. Dort dein Lager, da dein Saufnäpfchen, hier die Kem-

mede und meine Mutter. Das Alles siehst du nie wieder — nie!" Seine Thr
nen flossen reichlich und der Hund auf seinem Arme leckte sie warm von der e
hitzten Wange. Sprachlos wankte er fort. Trauernd sah ihm die Mutter nac
„Der arme Junge! der arme Schulli!" seufzte sie — „Wer ihm helfen könnte
Ach, die Großen wissen nicht, wie gar oft sie mit einem Federstriche viele He
zen brechen machen."

Gottlob war auf die Brücke gewandert. „Nicht wahr, —" sprach er zär
lich zum Hunde — „du lässest dich am liebsten noch von mir ersäufen? Ac
daß ich mit dir sterben könnte! Ade, o mein Schulli."

Er warf den Hund weit von sich über das Brückengeländer. Der Stein f
aus der Schlinge zu Gottlobs Füßen nieder, der Hund in den aufsprützenden Flu
Gottlobs verschwimmende Augen konnten in der bereits angebrochenen Dämm
rung nichts deutlich erkennen, daher er von der Brücke hinab an das Ufer de
Flusses rannte. Da kam ihm schon Schulli mit triefendem Felle entgegen gekr
chen. Als er seinen jungen Herrn erblickte, versuchte er mit dem wasserschwere
Schweife zu wedeln, was ihm aber nicht gelang. Darauf schüttelte er sich un
stand, vor Frost zitternd, still und traurig da.

Gottlob hob das frierende Thier auf seine Arme, nicht achtend der Näss
die demselben entströmte.

„Selbst der Fluß mochte dich treues Thier nicht ersäufen —" sprach er, de
Schulli an sich drückend — „und der Stein war mitleidiger als der Mensch. Ab
ach, die Mutter hat gedroht, dich mit dem Beile todt zu schlagen, bringe ich di
lebendig wieder heim. Wie du zitterst! wie du frierst! Ach, und du leckst m
noch die Hände, die dich in's Wasser warfen!" Gottlob knöpfte seine Jacke au
und barg den Hund an seinen Busen. So kehrte er mit ihm auf die Brück
zurück, unentschlüssig, was er beginnen solle. Bald fror und zitterte er wohl ebe
so sehr wie der Hund, der den Burschen ganz durchnäßt hatte. So saß er ge
raume Zeit in einem Brückenpfeiler und immer flehender schaute ihm der Hun
in das weinende Antlitz. Endlich kam ihm ein Gedanke bei. Schnell erhob
sich. „Lieber Herr —" redete er einen Vorübergehenden an — „wollen Sie mei
nen Hund haben? Es ist ein treues, prächtiges Thier —"

„Wie? den nassen, häßlichen Köter?" hieß es verächtlich zurück — „den ma
ich nicht umsonst."

„Nehmen Sie ihn doch —" bat Gottlob — „er kann aufwarten und appor
tiren, und bellt, wenn man ihn fragt: wie macht's der Hund? Ich will Ihne
auch meinen armen Schulli heim tragen; wenn Sie mir nur dafür erlauben wo
len, daß ich ihn alle Wochen einmal besuchen darf."

Der Herr aber war schon, taub für Gottlobs Bitten, weiter gegangen. Un
ermüdlich wiederholte dieser seine Bitten an die Vorbeigehenden. Sie fanden nir
gends Erhörung und Gottlob wollte verzweifeln.

Da kam, pfeifend und mit der Peitsche knallend, ein Postillion, welcher sein
3 Pferde hinter sich drein zog. Gottlobs Noth vernehmend, machte er Halt. „Ich
bin kein reicher Kerl —" sprach er laut — „habe auf heute einen Gulden durch
Extrapost verdient; aber ich mache Halbpart mit dir, und wenn sich niemand wei
ter in's Mittel schlagen will — so — ja, so sollst du den Gulden ganz haben."

Das Gute wie das Böse bedarf oft nur eines kleinen Anstoßes. Einen sol

chen gab der wackere Postillion und der Funken barmherziger Liebe zündete gar schnell in Vieler Herzen ein heiliges Feuer an, so daß Gottlobs freudezitternde Hand kaum die blinkenden Gaben alle fassen konnte.

„Mutter!“ rief er unter Lachen und Weinen daheim seiner Mutter entgegen — „ich bringe den Schulli wieder. Aber, Ihr dürft ihn nicht todt schlagen, denn —“ Die Stimme verging ihm, sprachlos hielt er die gefüllte Hand hin —.

Schulli lebt heute noch und Gottlob will ein Postillion werden.

Colonist, in die Kirche gehend.

Herr Brüggemans, der holländische Pflanzer auf Surinam, schnarchte laut in seinem Bette, das ein feines Gazegewebe von allen Seiten umschloß. Vor demselben kauerte Tippo, ein schwarzer Sclave, und wehete mit einem Pfauwedel seinem Herrn Kühlung zu, von sich aber dichte Schwärme Muskito's ab, die mit großer Gier sich über die nackten Körpertheile des Negers herwarfen. Der Mensch mit seinem Wedel glich dem Perpendikel einer Wanduhr, der in unermüdlicher Thätigkeit sich hin und her bewegt. Zuweilen zwar schlossen sich seine Augen, doch nur für wenig Secunden, wobei aber der Arm in gewohnter Thätigkeit blieb und sein Geschäft fortsetzte. Ein lautes Gähnen des Langschläfers zeigte endlich sein Erwachen an. „Welche Zeit, Tippo?“ fragte Brüggemans.

„Halb sieben, Herr!“ versetzte dieser.

„So will ich aufstehen —“ hieß es zurück.

Tippo schellte und der Pflanzer wurde von 3 Negern angekleidet, welche das Amt eines Haarkünstlers, Barbiers und Kammerdieners versahen. Nach einer halben Stunde saß er im Garten vor dem Hause, Kaffee trinkend und Tabak rauchend. Der Sclavenaufseher erschien und machte seine Meldung über den Zustand der Pflanzung und deren Bewohner.

„Martha —“ sprach er — „hat gestern Mittag ein Knäblein geboren und darum 3 Stunden lang nicht arbeiten dürfen. Christinens linker Fuß war in die große Walze der Zuckermühle gerathen; ein glücklicher Hieb Joko's mit dem breiten Messer befreite sie noch, so daß der Fuß blos bis zum Knöchel fehlt.“

„Wann werden die Weiber endlich vorsichtiger werden!?“ zankte Brüggemans. „Gut, daß es nur der Fuß und nicht die Hand ist. So kann sie doch noch arbeiten, wenn schon nicht mehr laufen.“

„Milo, Kiruli und Dabbes gedachten sich diesen Morgen schon um 3 Uhr fortzuschleichen, um ihre Weiber und Kinder drüben auf Osterloh's Pflanzung zu besuchen. Ich habe sie gepeitscht und eingesperrt.“

„Recht so! —“ lobte Brüggemans — „Ordnung muß sein und gehorchen ist die erste Sclavenpflicht. Laß' die 3 Kerls nun heute nicht von dannen, auf daß sie ein andermal besser folgen lernen. Sind die neuen Sclaven gebrannt worden?“

„Ja, Herr!“ entgegnete der Aufseher. „Die Achsel ist noch etwas geschwollen, doch das Zeichen rein und deutlich aufgeprägt.“

„Hat sich der wilde Wisti endlich in sein Schicksal gefügt?“

Der Aufseher verstummte. Scheu senkte sich sein Auge vor denen des Pflanzers, welcher nun Unrath merkte und seine Frage hastiger wiederholte.

„Er hat seine Zunge verschluckt und sich so erstickt —“ gestand der Aufseher ein.

„Verdammt!“ rief Brüggemans wüthend — „thät es nicht noth, man risse solchen Trotzköpfen lieber gleich und zu ihrem eigenen Besten die Zunge aus, da man sie nicht anbinden kann! Wieder 600 Gulden dahin! Noch zum armen Manne werde ich am Ende!“

„Ich habe deste mehr Steine unter den Kaffee gemischt, den Indigo befeuchtet und die Baumwollenballen geschickt beschwert, um den Verlust Wisti's wieder zu ersetzen.“

„Alles Lumperei!“ versetzte Brüggemans — „und ohnehin Eure Schuldigkeit. Wo ist meine Frau? Ist sie schon angezogen?“

Eben kam dieselbe im vollen Sonntagsstaate herab, gefolgt von drei Dienerinnen, welche die Gesangbücher, ein Fußbänkchen und einen Sonnenschirm ihrer Herrin nachtrugen; ein farbiger Bedienter und ein Negerknabe — beide in bunter, auffälliger Kleidung — waren für den Pflanzer bestimmt.

„Nun, —“ hob Madame Brüggemans lächelnd an — „gefalle ich dir so? Werde ich wohl den andern Weibern in der Kirche nachstehen oder sie übertreffen?

Wenn du etwa einen blinden Fleck auf meinem Seidenkleide bemerkst, so sage mir's ja. Die ungeschickte Suppi trat mir beim Ankleiden darauf; ich selbst habe sie aber dafür ausgezahlt, daß sie einige Tage lang nicht wieder auftreten können soll."

„Ich entdecke nichts —" antwortete Brüggemans, seine Frau musternd. „Wird Johannes uns begleiten?"

„Wenn ich zur Kirche reiten darf —" sprach das hoffnungsvolle Söhnchen selbst, das die Frage vernommen hatte und rasch auf seinem Pferde daher getrabt kam. Dasselbe aber war ein — Neger, dessen Seiten bereits die blutigen Spuren von Johannes silbernen Sporen trugen.

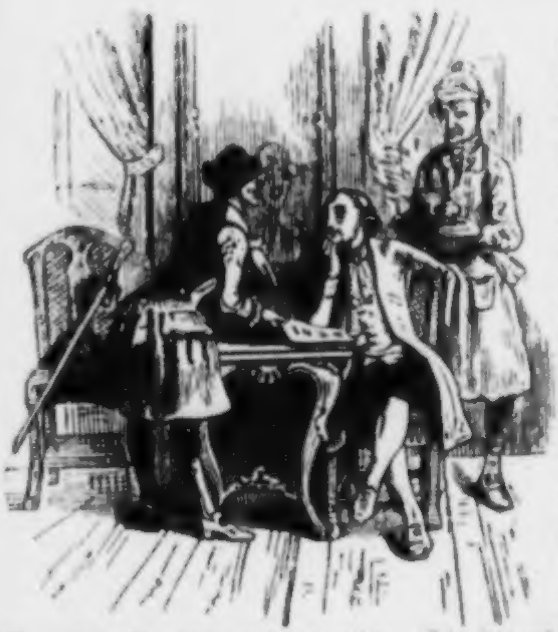
„Nein, das geht nicht an!" sprach Madame Brüggemans. „Was würden die Leute sagen? Der Prediger eifert ohnehin nur stets von der christlichen Nächstenliebe — als wenn wir hier Nächste hätten!"

„So bleibe ich daheim!" erklärte Johannes trotzig und trieb sein schwarzes Pferd dem Parke zu.

Der Pflanzer aber mit seiner Frau ging, dem Gott der Liebe zu dienen.

Ein Glück, daß die Brüggemans jetzt viel seltener sind als vormals!

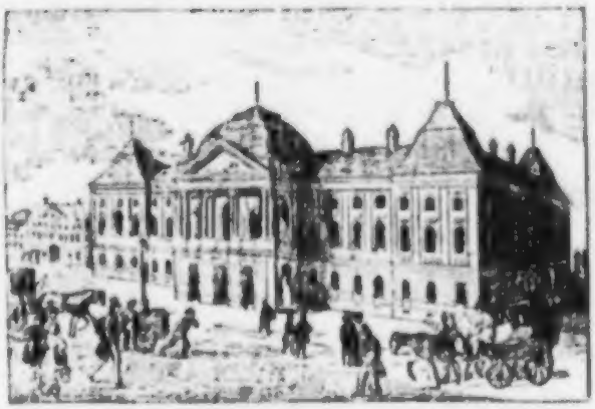
Anekdote.



In einer deutschen Fabrikstadt gelangte ein Rundschreiben über eine gewisse städt'sche Angelegenheit auch zu einem Manne, welcher sich aus einem armen Weber zu einem wohlhabenden Fabrikanten aufgeschwungen hatte, ohne jedoch diesen letzteren Namen zu führen. Seiner Namensunterschrift das Prädicat „Weber" beizufügen, nahm er Anstand, denn, obwohl er viele arme Weber beschäftigte, so webte er selbst nicht mehr, ließ blos für sich weben. Demnach unterzeichnete er sich: „Johann Friedrich Birstel, Webenlasser."

Von diesem neugeschaffenen Webenlasser erhielt ein anderer Einwohner die Zuschrift, welcher, früher ein Lohnkutscher, gegenwärtig Speditionsgeschäfte betrieb und daher belastete Wagen nach allen Gegenden Deutschlands absendete. Die Unterschrift seines Vordermannes machte ihn stutzig. Eben so wenig, wie jener ein Weber, war er gegenwärtig noch ein Fuhrmann, denn nicht er — seine Knechte fuhren ja. Flugs setzte er sich hin und schrieb: „David August Donner, Fahrenlasser."

Das japanische Palais zu Dresden.



Dasselbe führte urspr
den Namen: holländischer
last. Sein erster Erbauer
(1715) der Feldmarschall F
ming, dem es August II.
dem Schlosse Uebigau
100,000 Thlr. abkaufte. F
auf ließ es derselbe durch
Baumeister Pöpelmann,
fel und Bebt bis zum J
1730 verschönern. Sein N
folger, August III. setzte
fort und Friedrich Augus
Gerechte gab ihm seine j
Bestimmung: ein Sam
platz der Künste und Wi
schaften zu sein. Dieß besagt auch die Ueberschrift des Gebäudes: „Museum
Publico Patens —" „Museum (ein, den Musen oder der Gelehrsamkeit ge
ter Ort), dem öffentlichen Gebrauche offenstehend." Hierauf, und nicht auf
Gebäude selbst, beziehen sich die Inschriften zu beiden Seiten: „Condide
Augusti Primi Tres —" „errichtet von den 3 ersten Augusten —" „Frid.
gust. El. Instauravit, Auxit, Ornavit" — „durch den Kurfürsten Friedrich A
erneuert, vermehrt, verziert." Das große, weiträumige Palais enthält in s
hellen Kellern die Porzellansammlung; im Erdgeschocke die Antiken- und M
sammlung, und im ersten und zweiten Stockwerke die königliche Bibliothek.
tere allein füllt 3 große Säle und 22 Zimmer. Alle Wochentage von früh
Uhr steht der Zutritt zu derselben Jedermann offen. Man kann entweder in
schönen Lesesaale selbst, oder die unentgeldlich geliehenen Bücher daheim
eine Vergünstigung, die auch vielfach benutzt wird und mit dem lebhaftesten D
anzuerkennen ist. Die Porzellansammlung, in 18 Gemächer vertheilt, ist
in ihrer Art. Sie enthält, außer chinesischem, japanischem und ostindischem,
das sächsische oder meißner Porzellan, von seiner ersten Entstehung an bis zu
ner jetzigen Vollkommenheit. Seitdem die königlichen Sammlungen unte
Oberaufsicht des Staatsministers von Lindenau stehen, sind sie erst wirklich
sentlichen geworden; indem man früher nur — mit Ausnahme der Bibliothe
dieselben für Geld, das den Inspectoren und Aufwärtern zufiel, zu sehen be
Gegenwärtig aber sind zum unentgeldlichen Besuche für jeden Gebildeten ge
Tage und Stunden bestimmt worden. Der, das Palais auf 3 Seiten umgeb
Garten hat nach Abtragung der ehemaligen Festungswerke bedeutend an Um
und durch die unermüdlichen Leistungen des gegenwärtigen Hofgärtners Te
auch an innerem Schmucke bedeutend gewonnen. Er bietet mit seiner Te
die reizendsten Aussichten auf die Stadt, so wie auf das anmuthige Elbthal
und ist der vielbesuchte Erholungsort der Kinderwelt und aller Naturfre
Dank seinem königlichen Besitzer, der ihn seinem Volke offen stehen läßt!

Das Schiff auf dem Eise.

Des Eismeeres unergründliche Fluthen steigen auf und nieder mit eintönigem, stets sich erneuendem Getöse. Eismassen, groß und klein, schwimmen auf seiner Oberfläche dahin, begegnen und bekämpfen sich, bis der Schwächere — wie überall — dem Stärkeren weichen muß. Und aus den aufsprützenden Wogen erhebt sich je zuweilen das schnurrbärtige Haupt einer Robbe und blickt — ein Gespenst des Wassers — mit seinen großen Kalbsaugen neugierig sich um. Andere Eisberge wiederum scheinen auf dem Meeresgrunde fest gemauert zu sein. Sie starren, Felsengebirgen ähnlich, Tag für Tag, auf derselben Stelle empor. Am Saume des winterlichen Horizonts leuchtet matt und kalt die Sonne, die nach kurzem, kaum zweistündigem Laufe schon wieder verschwindet und den Erdball in Dunkel kleidet. Dann glänzt am Firmamente des Mondes Sichel, vor welcher je zuweilen dunkle Wolken, gleich schwarzen Schatten, vorüberziehen und auch diese Leuchte verlöschen machen. In dem matten Dämmerlichte der Gestirne und des, die Eisstücke bedeckenden, Schnee's reckt sich ein schweigsames Ungeheuer empor in die Lüfte. Man möchte es, als Gegenstück zum fliegenden Holländer, den unbeweglichen nennen. Es ist ein Geisterschiff — früher ein Wallfischfahrer — das, fest gebannt, die übereiseten Masten mit dem weißverglaseten Tauwerke über den dunkeln Rumpf erhebt. Es ist still in und auf ihm, wie in einem Grabe; Alles todt und erstorben. Doch nein! da schimmert ja im Innern noch ein matter Lichtschein, und auf einem wohlverwahrten Lager erblickt man einen Menschen ausgestreckt, dem die Krankheit des Scharbocks kaum die leiseste Bewegung verstattet. Er — ein zweiter Prometheus — ist an sein Grab gefesselt, und der Geier des Hungers und Durstes, der Kälte und der ewigen Einsamkeit nagt und frißt an seinem Herzen, dem verzagenden. Sein mattes Auge ruht auf dem brennenden Dochte, dem ein großes Stück Wallfischfett noch langes Leben verheißt. Die übelriechende, dunkelleuchtende Flamme ist noch sein einziger Trost und dasjenige, was den Ort seines Aufenthalts allein vom Grabe unterscheidet. Tage, Wochen, Monate verstreichen und seine Lage bleibt dieselbe. Er, der einzig Ueberlebende, den der Tod vergessen zu haben scheint, kriecht auf Händen und Füßen aus seiner Höhle, in welcher er, gleich dem Hamster, alle noch vorhandenen Nahrungsmittel aufgespeichert hat, und klettert auf das Verdeck hinauf, wo noch immer die Leichen zweier seiner Gefährten liegen, die längst schon ihrer Noth baar geworden sind. Er richtet sich empor; seine Hände umklammern die eisklappernden Taue und sehnsuchtsvoll wendet sich sein Blick nach dem Meere. Kein Segel! noch immer dieselbe trostlose Umgebung! noch immer das Schiff unbeweglich auf dem Eisfelde, wo hinauf der Sturm es geschleudert hat! Dort, wo die Sonne blinkt, liegt die glückliche Heimath, lebt Frau und Kind! Er will weinen und das Auge kann nicht — die Hände ringen und sie haben die Kraft nicht — um Hülfe rufen und der Mund gehorcht nicht. Die grimmige Kälte treibt ihn wieder hinab in seine einsame Gruft. Wenn er nur wenigstens eine Ratte, oder Maus, eine Spinne oder sonst ein lebendes Wesen um sich gehabt hätte!

Die Sonne stieg höher und höher; die Schollen bewegten sich heftiger; auch sein Riesensarg schien weiter getragen zu werden. Wenn es abermals Täuschung

wäre! Aber nein, das bisher unbeweglich gestandene Eisfeld mit seinem Geiste
schiffe treibt langsam dahin. So war doch wenigstens eine Aenderung seines Z
standes eingetreten. Von nun an sitzt er auf dem Verdecke und schaut sich
Augen wund. Noch immer kein Segel! Wohin treibt der Felsen mit seine
festgeschmiedeten Prometheus? Er weiß es nicht, doch lebt die Hoffnung auf, w
das Murmelthier bei dem Herannahen des Frühlings. Aber mit jedem Tage tre
nen sich große Stücke von dem Eisfelde und immer kleiner wird die Fläche, a
welcher das leck geschlagene Schiff ruht. So oft das Eis unter ihm mit Kan
nendonner ähnlichem Krachen zerspringt, will auch sein Herz zerspringen. Nie
auf einem Vulkane — auf einem Strudel schläft er, und darum nicht minde
gefährlich. Schon sieht er des Schiffes Untergang und mit demselben seinen eig
nen vor Augen, als er eines Morgens — o Himmel! eine Insel entdeckt, v

Eisberge mit grünenden Triften abwechseln. Unbeschreiblicher Anblick! Schon
diesen Anschauen schwelgt er mit trunkenem Entzücken, des mißlichen Fahrzeu
unter sich vergessend. Ein entsetzlicher Knall entreißt ihn seiner Verzückung. M
das Eis — eine Kanone hat ihn angedonnert. Und seewärts staut seinen sch
len Lauf ein Dreimaster, von dessen schwarzem Rumpfe die weiße Dampfwo
sich löset, und ein stark bemanntes Boot rudert dem Wracke zu, das in sein
wohl erhaltenen Zustande einer näheren Untersuchung werth zu sein scheint. Ka
jedoch, daß das Fahrzeug unsern Prometheus erlöset und in sich aufgenomm
hat, muß es schleunigst die Flucht ergreifen; denn im Angesichte Islands nim
der verlassene Wallfischfahrer Abschied von der Oberwelt. Unter seiner Last
berstet das mürbe gethaute Eis; das Meer öffnet sein gewaltiges Maul und la

sam und rauschend versinkt das Schiff — wirbelnd schlagen die Wogen über ihm zusammen. Die beiden Leichen aber spie der Abgrund wieder aus. Sie glitten auf einer Schlagwelle daher und wurden die stummen Zeugen von der Rettung ihres letzten Gefährten.

Aeltern-Noth und Sorge.

„Wohin so eilig, Freund Binder? Was ist dir? Du siehst so angegriffen — so verstört aus!“

„Ach, lieber Krüger —“ entgegnete der Angesprochene, seinen Freund hastig unter den Arm nehmend — „komm und begleite mich auf dem schwersten Gange meines Lebens. Auf Kindtaufe (ein öffentlicher Vergnügungsort bei Dresden) will ich gehen —“

„Nun? nichts weiter?“

„Und mir Gewalt einer Pein entfliehen, die mich zu erdrücken droht. Mein Kind — meine herzige Sophie wird in dieser Stunde operirt.“

„Operirt? weshalb?

„Sie brachte eine Art von Gewächse mit auf die Welt, das unter der Nase seinen Anfang nimmt, bis in den Gaumen hinab sich erstreckt und aus dicken Blutadern besteht, die mit jeder Woche an Umfang zugenommen haben und das ganze liebliche Gesicht zu entstellen drohen. Lange haben wir gekämpft, ob wir das Kind der schmerzlichen, ja lebensgefährlichen Operation aussetzen sollen oder nicht. Allein, würde unsre Tochter uns nicht selbst einmal Vorwürfe darüber machen, wenn wir ein Uebel nicht im Entstehen zu beseitigen gestrebt hätten, das ihr ganzes, späteres Lebensglück vergiften dürfte?“

„Du hast Recht. Aber, bis zum Gaumen hinab, sagst du? Wie wird man dann dem Gewächse beikommen können?“

„Man wird dem armen Kinde ein Instrument in den Mund setzen, das denselben offen zu bleiben zwingt.“

„Und deine Frau?“

„Sie kann und darf natürlich der Operation nicht beiwohnen und hat sich deshalb zu einer Freundin, die uns gegenüber wohnt, begeben.“

Die beiden Freunde verfolgten ihren Weg. Die Mutter des Kindes hingegen stand in namenloser Angst am Fenster in der Wohnung ihrer Freundin. In der Stube, wo die Operation Statt finden sollte, waren die Gardinen fest zugezogen, und vergebens versuchte der Mutter Blick, in das Innere des Zimmers einzudringen. Sie weinte, rang die Hände, fiel der Freundin um den Hals und dann entkräftet auf das Sopha. In dem Augenblicke, wo jene in das anstoßende Zimmer ging, ein stärkendes Riechmittel herbeizuholen, erfaßt die gequälte Mutter ihren Vortheil und — entsprang. In weiten Sätzen war sie über die Straße und stand in der nächsten Minute vor der verschlossenen Thüre des verhängnißvollen

Zimmers. Hier tauschte sie mit hochpochendem Herzen und zurückgehaltenem Athem. Eine Todtenstille herrschte darin, die der Mutter Angst aufs Höchste steigerte. Endlich rang sich aus der Tiefe einer Kinderbrust ein schmerzliches, langgehaltenes Weinen hervor. Das in den Mund gebrachte Instrument hatte des Kindes Stimme in eine fremdklingende verwandelt, und dennoch machte sie der Mutter Adern alle erzittern. „Mein Kind! laßt mich zu meinem Kinde!“ ruft sie außer sich — „Holtet ein, ihr Barbaren! Ich, die Mutter, verbiete euch, mein Kind länger zu quälen —“ Sie tauscht einer Antwort — versucht, ob die Thüre zu eröffnen sei — Sie bleibt verschlossen. Die Aerzte lassen sich in ihrer grausamen Pflicht nicht stören — das Weinen währt fort — erstickt — kehrt wieder — wird schwächer — verstummt —

Siehe da, eine verzweifelnde Mutter! Ihr Haar, es wallt in wilder Unordnung aufgelöst den Rücken hinab; ihre Nägel, sie bluten von der Anstrengung, die Thüre zu erbrechen; ihr Antlitz, es ist zerkratzt; und in das warm hervorquellende Blut mischen sich noch heißere Thränen des Schmerzes. Bewußtlos sinkt sie hin. Endlich geht die Thüre auf; die Aerzte rufen die Ohnmächtige in's Leben zurück, sprechen ihr Trost zu — Sie aber schiebt die Herzlosen bei Seite und stürzt hinein zur Wiege ihres Kindes. Dasselbe liegt in seinem Bettchen, das Antlitz die Kreuz und Quere mit schwarzen Pflästerchen beheftet. Es streckt die Aermchen nach der Mutter aus — der blutige Mund thut sich auf und — „Mutter!“ meint Sophie — „die bösen Männer! — nicht wiederkommen!“ — Und zu dem Lieblinge ihres Herzens hinab beugt sich die Mutter; und der Vater, der nirgends Ruhe gefunden, ist auch wieder da und umschlingt Mutter und Kind, das neugeschenkte, wiedergeborne!

Ihr aber, Kinder, groß und klein, wisset ihr der Aeltern Lieb' und Treue zu würdigen in ihrem ganzen Umfange und — zu vergelten!!

Das Stadthaus zu Brüssel.

Brüssel, die Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Belgien, ist sehr ansehnlich, von 112,000 Einwohnern bevölkert und mit herrlichen Gebäuden geziert, und liegt auf ungleichem Grund und Boden, daher sich in der Mitte der Stadt eine schöne, aus 50 Stufen bestehende Doppeltreppe befindet, die eine besondere Eigenthümlichkeit bildet. Diese Stadt ist reich an geschichtlichen Denkwürdigkeiten. Das Stadt- oder Rathhaus ist eins der ansehnlichsten Gebäude und im Jahre 1442 vollendet worden. Der darauf befindliche Thurm, von gothischer Bauart, hat eine Höhe von 364 Fuß. Auf seiner Spitze steht das in Kupfer getriebene und vergoldete St. Michaelsbild, das 70 Fuß hoch ist. Dem Stadthause gegenüber befindet sich das ehemals sogenannte Brothaus. Vor demselben war es, wo 1568 den beiden Grafen Horn und Egmont die Köpfe abgeschlagen wurden. Im Jahre 1695 belagerten die Franzosen, unter dem Marschall Villeroi, diese Stadt und äscherten durch ein nur 48stündiges Bombardement 14 Kirchen und 4000 Häuser ein. Seitdem wurde sie von dem Herzog von Marlborough eingenommen (1706), von den Franzosen unter dem Kurfürsten von Baiern belagert und bestürmt (1708); und von ihnen im Jahre 1746 auf einige Zeit in Besitz genommen. Auch in den neuern Zeiten hat es mehrmals seine Herren gewech-

selt; war bald französisch, bald österreichisch, bald niederländisch. Die Einw
Brüssels — wie alle diejenigen der größeren flandrischen Städte — sind von
sehr freiheitliebend und darum auch sehr unruhig gewesen, so daß ein Fürst
leichtes Regieren über sie hat. Den letzten Aufstand von Bedeutung machte
bekanntlich im Jahre 1830, wo sie ihren König vertrieben. In dem sch
Parke von Brüssel war es, wohin sich der Prinz von Oranien, nachdem e
gedlich die Gewalt der Waffen gegen die aufrührerischen Brüsseler angewendet
zurückzog und von wo aus er mit dem empörten Volke wegen seines ungeh
ten Abzugs in Unterhandlung trat.

Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Was ist's, das den Feigen muthig, den K
samen zum Todesverächter, den Starken sch
die Trauernden fröhlich und die Frohen t
macht? Was hebt der jungen Dirnen Füß
bewirkt, daß diese ohne Aufhören springen un
weder Krankheit, noch Tod scheuen? Was
unsern Geist voll Andacht zum Ewigen und läß
das Unsichtbare schauen? Antwort: Ausgeb
Holz und Metall, Schafsdärme und Metallf
Pferdehaare und Glasstücke, welche zusamme
Himmels Tochter, die edle Musica, in's Dase
sen. Wunderbar und dennoch wahr! Ein
gründliches Geheimniß ist und bleibt's jedoch
welche Naturgesetze sich die Musik eigentlich
det; warum die in Bewegung gesetzte Saite gerade so und nicht anders sch
warum jener Ton uns ergötzt und dieser uns beunruhigt. Zwar giebt es M
welche der Natur das Geheimniß abgelauscht haben und mit den Tönen nac
lieben schalten und walten können; allein den Grund ihrer Entstehung ver
auch sie uns nicht deutlich zu machen. Gleich wie es wunderſam ist, daß
mit 24 verschiedenen Lauten die vielen Millionen Wörter der menschlichen S
bilden kann: also ist es auch mit den nur sieben von einander wesentlich ve
denen Tönen, aus welchen alle Musikstücke in der Welt zusammengesetzt
Auf der einen Seite, weiß' eine Armuth an Mitteln! auf der andern, wel
Reichthum an Melodieen, hervorgebracht durch die Versetzung jener sieben T
Der Tonsetzer ist's, welcher erst das Leben in die todte Holz- und Blech
taucht, und die Musiker sind mehr oder minder die Werkzeuge, die verläng
Finger des Componisten. Der Ton ist flüchtig wie die Zeit und doch erwir
geniale Tonsetzer sich die Unsterblichkeit. Ein solcher Componist ist unser
Mendelssohn-Bartholdy. Er ist kein Mozart und kein Beethoven; aber,
man denn, um etwas zu beschreiben, stets nur Vergleichungen anstellen?
delssohn-Bartholdy ist er selbst — ist ein karlsbader Sprudel, dem die H
nieen in Fülle entströmen, wie jenes Lebenswasser der Erde. Wer hätte
Paulus gehört und wäre nicht begeistert worden? Seine Tongebilde sind ge
wie das reine Gold; nicht flach, nicht klingelnd, nicht blos das Ohr für de

genblick kitzelnd. Was aber ein Häkchen werden will, krümmt sich bei Zeiten. Mendelssohn-Bartholdy ist am 3. Febr. 1809 zu Berlin geboren. Sein Ahnherr war der harfenspielende König David, sein Großvater der berühmte Philosoph Moses Mendelssohn, sein Vater ein wohlhabender Kaufmann. Acht Jahre alt, spielte er bereits das Blaue vom Himmel herunter, las nicht blos vom Blatte nein aß die Noten, so zu sagen, auf. In diesem zarten Alter entdeckte er schon versteckte Fehler gegen die Satzlehre in den Werken berühmter Meister und zwar dieß allein durch die Schärfe seines musikalischen Gehöres. Zelter und Ludwig Berger waren seine Lehrmeister, jener im Generalbasse und in der Composition, dieser auf dem Pianoforte. Mit dem zwölften Jahre phantasirte er über jedes beliebig ihm gegebene Thema, und 15 Jahr alt gab er schon zwei Quartetten seiner eigenen Composition heraus. Sein Spiel hält gleichen Schritt mit seinen Eigenschaften als Tonsetzer, und sein musikalisches Gedächtniß, mittelst dessen er die schwierigsten Tongebilde, ja ganze Opern auswendig auf dem Pianoforte spielt, ist erstaunenerregend. England hat ihn in seinem Oratorium, „Paulus", bewundert; Leipzig die Ehre seines Besitzes gehabt; Preußens König ihn zum Kapellmeister ernannt und an seinen Hof nach Sanssouci gezogen, um von ihm die Chöre zu den Tragödieen des Sophokles componiren zu lassen. Mendelssohn-Bartholdy hat eine glückliche Gesichtsbildung und auch sein übriges Aeußeres eine sehr einnehmende Haltung.

Napoleon und Friedrich Stapß.

Auch Deutschland hat seinen Mucius Scävola gehabt. Damit will ich nicht gesagt haben, daß dessen Absicht eine sittlich gute gewesen sei und sein Beispiel Nachahmung verdiene. Denn es bleibt immer eine mißliche Sache, wenn einzelne Menschen mit kühner Hand in das Rad der Welt eingreifen wollen. Gewöhnlich werden sie, ohne ihr, wenn schon aus einem edeln Beweggrunde unternommenes, Vorhaben erreicht zu haben, eine Beute ihrer todverachtenden Kühnheit. Napoleon, von allen alten Kriegern vergöttert, von unsrer Jugend als ein, Reiche umstürzender, das Vorurtheil vernichtender Titan bewundert, Napoleon — der angebetete Merkur aller nicht englischen Kaufleute — er gab uns mit einer Hand, um mit hundert und mehr Händen wieder zu nehmen. Viermal durchschritt er unser deutsches Vaterland — sengend und verheerend, gleich dem Samum der Wüste. Sofort verdorrete die edelste aller Freiheiten, die geistige, und, mit Argus-Augen und Ohren bewacht, wagte sich kein freies Wort mehr über eine deutsche Lippe. Da entschloß sich im Jahre 1809, als Napoleon auf seinem dritten Zuge nach Deutschland in Schönbrunn bei Wien weilte, ein deutscher Jüngling von nur 17 Jahren, den vermeinten Anstifter alles deutschen Uebels in der Person des französischen Kaisers zu ermorden. Sein Name war Friedrich Stapß, sein Vater Pastor an der Othmarskirche zu Naumburg und seine Mutter eine geborne Wislicenus. Er hatte sich der Kaufmannschaft gewidmet und stand in Leipzig in Condition, welcher Stadt Napoleon sich immer abhold bewiesen hat. Sein Vorhaben auszuführen, begab sich Stapß nach Wien und am 13. October 1809 nach Schönbrunn, wo Napoleon Heerschau hielt. Der Kaiser stand zwischen Berthier und Rapp, als Stapß sich herbeidrängte und den Kaiser zu sprechen ver-

langte. Rapp wies ihn zurück mit dem Bedeuten, sein Gesuch nach der Mut
rung anzubringen. Da ihm aber Blick, Ton und Haltung des jungen Mensch
auffielen, so ließ er ihn verhaften und in's Schloß führen. Hier fand man un
Anderm ein großes Küchenmesser bei ihm und auf die Frage: warum er das M

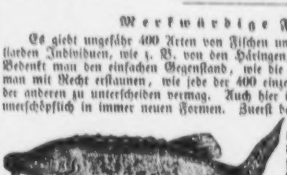
K.

fer bei sich trüge? gestand Stapß, mehr muthig als klug, erst Rapp, dann d
Kaiser selbst ganz unerschrocken seine Absicht. Die endliche Frage des Kaise
„Wie nun, wenn ich Sie begnadige, werden Sie mir es danken?" beantwort
er mit den bestimmten Worten: „Ich werde darum nichts deste weniger Sie

tödten suchen.“ General Lauer mußte ihn nochmals verhören, um zu erforschen, ob er Verbindungen habe oder das Werkzeug geheimer Feinde sei; doch Stapß beharrte dabei, daß es sein eigner freier Entschluß gewesen sei und daß sonst niemand darum gewußt habe. Am 17. Octbr. früh 7 Uhr ward er erschossen, nachdem er seit dem 14. nichts mehr genossen hatte. Sein letzter Ruf war: „Es lebe die Freiheit! Es lebe Deutschland! Tod seinem Tyrannen!“

Merkwürdige Fische.

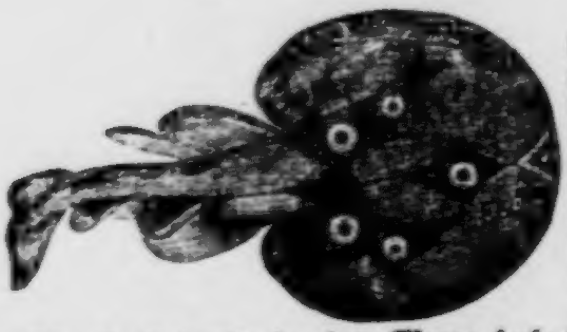
Es giebt ungefähr 400 Arten von Fischen und von vielen Arten wieder Milliarden Individuen, wie z. B. von den Häringen, Kabeljauen und anderen mehr. Bedenkt man den einfachen Gegenstand, wie die Gestalt der Fische ist: so muß man mit Recht erstaunen, wie jede der 400 einzelnen Arten sich wesentlich von der anderen zu unterscheiden vermag. Auch hier ist des Schöpfers bildende Kraft unerschöpflich in immer neuen Formen. Zuerst betrachten wir den Stör.



In Frankreich heißt man ihn den königlichen Fisch und zwar der Schmackhaftigkeit seines Fleisches, so wie seiner ansehnlichen Größe wegen. Dieselbe ist nicht unter Mannslänge und nicht über 18 Fuß, doch sehen wir von der letzteren keine in unsrer Nähe. Rücken, Bauch und Seiten sind mit Reihen von harten Auswüchsen besetzt, die bald den Nagelkuppen ähnein und dem Fische ein eigenes Ansehen verleihen. Ihre Vermehrung geht in's Ungeheure. Ein einziges Weibchen enthält in seinem Rogen gewöhnlich 40 Pfund Eier, was eine Zahl von 1,600,000 giebt. Bei einem Haufen soll sie sogar 6,000,000 betragen. „Wer hat sich der Mühe des Zählens unterzogen?“ fragen hier ungläubig die jugendlichen Leser. „Niemand —“ antworte ich; denn lange vor Beendigung des Zählens würden die Eier in Verwesung übergegangen sein. Aber hier zeigt sich der Nutzen der edlen Rechenkunst. Man hat 5 Eierchen des Störs oder Hausens einen Gran wiegend befunden und darnach das Ergebniß des ganzen Rogens berechnet, wonach man in einer Minute zu Stande kommt. Wenn nun ein einziger Fisch 6 Millionen Eier in sich faßt, so würden etwa 170 solcher Fische in einem Jahre so viel Junge zur Welt bringen, als Menschen auf dem ganzen Erdboden leben. Damit dieses nicht geschehe — was ein wahres Unglück wäre — verspeist ein einziger Mensch zu seinem Frühstücke oft viele Tausend solcher Störe und Hausen auf einer — Mundsemmel! Denn die eingesalzenen Eier der eben genannten Fische heißen Caviar, und erhalten wir denselben in ganzen Tonnen aus Rußland, wo namentlich die Kosaken mit diesem Fischfange in der Wolga und anderen Flüssen des caspischen Meeres sich beschäftigen. Dort kostet das Pfund Caviar noch nicht zwei Neugroschen und bei uns über einen ganzen Thaler! Die Schwimmblase des Störs wird aufgeschnitten, gewaschen, an der Luft getrocknet und dann in feuchte Tücher geschlagen. Nachher wird jede Blase gerollt und in Gestalt einer Schlange zwischen drei Pflöckchen geklemmt, deren viele auf einem Brettchen eingeschlagen sind.

Der also gewonnene Fischleim heißt — wenn er auch nicht allein von den Blasen des Hausen bereitet ist — Hausenblase. Der Stör ist ein Wanderfisch, der aus dem Meere in die Flüsse, um zu laichen, geht.

Der Zitterrochen.



Er hat die Gestalt einer Fliegenklatsche — einen ungeheuern Kopf mit einem Stiele daran — zeigt sich häufig an den Küsten Englands und Frankreichs, und wiegt zuweilen 60 bis 70 Pfund. Sein Fleisch ist, obschon wenig geschätzt, eßbar. Dieser Fisch besitzt die merkwürdige Eigenschaft, daß er jeden, ihn Berührenden electrisirt, wodurch sogar Enten getödtet werden können. Diese electrische Kraft beruht in einer Menge senkrechter, häutiger, sechsseitiger Zellen, welche auf beiden Seiten des Nackens, zwischen dem Kopfe, den Kiemen und Brustflossen liegen und mit einer gallertartigen Flüssigkeit angefüllt sind. Sie äußert sich nach dem Antasten durch ein Grübeln in der Hand, das sich dem ganzen Arme mittheilt und endlich in ein Zittern übergeht, wobei der Ellnbogen so heftig schmerzt, daß man die Hand zurückzuziehen gezwungen ist. Dieser Fisch liegt gewöhnlich auf dem Meeresgrunde, wo er sich gern in den Sand einwühlt.

Der Zitteraal.

Dieser Fisch findet sich häufig in dem süßen Wasser des heißen Amerika's, vorzüglich gern in kleinen Tümpeln, und nährt sich von Würmern und kleinen Fischen, die er mit einem electrischen Schlage betäubt. Er ist fett und schmackhaft, daher er von den Weißen sowohl als von den Indianern gegessen wird, erreicht eine Länge von 2 bis 5 Fuß und ist von Farbe schmuzig braun mit einigen hellen Flecken. Dieser Aal ist eine lebendige Electrisirmaschine, die nach Willkühr electrische Schläge versetzen kann. Schon wenn man ihn mittelst eines langen Stockes — ja sogar, wenn man nur das Wasser in seiner Nähe berührt — empfindet man den Schlag, der sich mehreren Personen mittheilt, die sich angefaßt halten. Man hat sich der Electricität dieses Fisches bedient, um Krankheiten damit zu heilen. Hühner, deren Zehen durch eine besondere Krankheit zusammengezogen waren, daß sie nicht mehr gehen konnten, schrieen fürchterlich, als man sie an den Rücken eines Zitteraales hielt, und liefen gesund davon. Ein lahmer Indianer wurde durch drei Schläge in's Knie geheilt; ebenso wurde ein Sclavenjunge hergestellt, den man

in einen Zuber mit einem schwarzen Aale gesteckt hatte. Ein Naturforscher Walsh hat selbst sichtbare, electrische Funken diesem wunderbaren Fische zu entlocken gewußt und der berühmte von Humboldt sehr anziehend über die Art und Weise, ihn zu fangen, geschrieben.

Der gemeine Sonnenfisch

findet sich einzeln in den wärmern Meeren, auch im Mittelmeere, doch nur höchst selten in der Nordsee, wird 1 bis 2 Fuß lang, sieht silbergrau, bisweilen gelb und trägt mitten auf den Seiten einen schwarzen, runden Fleck auf gelblichem Grunde, welcher ihm unstreitig den Namen Sonnenfisch verschafft hat. Man nennt ihn auch Petersfisch, weil der schwarze Fleck mit einer Münze verglichen wird, als Andeutung, als wäre er derjenige Fisch, in welchem der Apostel Petrus den Zinsgroschen gefunden hat. Seine Knochen sollen alle Werkzeuge einen Schmidts vorstellen, daher man ihn auch Meerschmidt heißt. Sein Fleisch schätzt man als einen Leckerbissen.

Der Klippfisch

hält sich nur in den Meeren heißen Himmelsstriches an klippigen Strändern auf, woher er auch seinen Namen erhalten hat. Er ist sehr hoch, hat meist grelle, scharf abgesetzte Farben und Bänder quer über den Leib, erreicht eine Länge von nur 5 Zoll und wird gern gegessen. Was ihn besonders merkwürdig macht, ist die Art und Weise, wie er seine Beute zu erhaschen pflegt. Sein Mund ähnelt einer Kanone; die Kugeln, die er verschießt, sind Wassertropfen, und was er zu erjagen strebt, Fliegen und andere kleine Insecten. Wann der Klippfisch eine Fliege über der Wasserfläche erblickt, nähert er sich derselben mit großer Vorsicht, bis er gerade unter ihr sich befindet, worauf er zielt, losschießt und in der Regel des kleinen Thierchens nicht verfehlt, das betäubt vor ihm niederfällt und von ihm verzehrt wird. Sich dieses belustigende Schauspiel zu verschaffen, versetzt man mehrere Klippfische in ein Bassin, in welchem man sie besser zu beobachten Gelegenheit hat. Man könnte diesen Fisch daher den Kanonier des Fischgeschlechts heißen.

Der Superintendent und Domherr Dr. Großmann.

„Die Zunge ist ein kleines Glied, schlägt aber Manchem den Rücken ein.“ Dieß sagt schon ein Mann von Christo, Jesus Sirach, von dem Mißbrauche der menschlichen Sprache und will dadurch deren gewaltige Macht andeuten. Was der rechte Gebrauch der Zunge vermöge, zeigen uns Cicero und Demosthenes, so wie andere berühmte Redner der Vorzeit. Was Napoleons Anreden an seine Krieger bewirkten, hat die neuere Geschichte gelehrt. Gewiß, die Gewalt der Rede ist eine große und nicht einem Jeden verliehen. Wohl dem, der sie zum Heile seiner Nebenmenschen anzuwenden weiß! Ich kenne einen solchen Ehrenmann, dessen Haupt die Bürgerkrone schmückt, und er ist — der Unsere! Der Leser versetze sich im Geiste um 37 Jahre zurück in eine Zeit, wo die französischen Heerschaaren zum erstenmale sich über unsere sächsischen Gauen ergossen. Es war im October 1806. Ein Dörfchen, das an der Landstraße liegt, welche von dem Voigtlande nach Naumburg und Jena führt, sollte von den Franzosen eingeäschert und seine Bewohnerschaft getödtet werden, weil man letztere beschuldigte, einzelne Franzosen ermordet, und einen französischen Transport angehalten und geplündert zu haben. Da stehen Männer, Frauen, Greise, Kinder, zusammengetrieben auf einen Haufen, zitternd, bangend, ihrem letzten, schrecklichen Augenblicke entgegensehend. Indessen plündern die französischen Henkersknechte die Wohnungen der Verurtheilten, bevor sie jene den Flammen überliefern. Die Aermsten sehen ihre Habe davon schleppen, die Brandfackel auf ihre friedlichen Hütten geschleudert, ihr Würgengel mit mordlustigen Händen auf sich loskommen — da erscheint ein Rettungsengel — ein junger Mann von 23 Jahren, der Pastorssohn des bedrohten Dörfchens, dessen Name Prießnitz ist. Er kommt allein — ohne Waffen — nur versehen mit jener Gottesgabe, die oft mehr bewirkt als Pulver und Blei. Wie Cicero gegen den Catilina, also sprach der junge Mann mit Unerschrockenheit und unwiderstehlichem Feuer vor dem feindlichen Befehlshaber, der, besiegt von der Rede Macht, die Verurtheilten leben ließ, wenn schon das Dorf ein Raub der Flammen wurde. Der Lebensretter so Vieler aber lebt noch und heißt Christian Gottlob Leberecht Großmann, und das Andenken an jene unblutige Heldenthat hat ihm die Bürgerkrone erworben und wird selbst das Scheiden von diesem Leben ihm einst verschönern. Konnte der junge Mann wohl einen schlagenderen Beweis liefern, daß er zum Redner geboren und berufen sei? Zum Redner, der durch seiner Worte Kraft nicht die Krieger in den Todeskampf treibt, sondern selbst den Verlorenen einem ewigen Leben zuzuführen bemüht ist. Christian Großmann hat seitdem Christum gepredigt vor Alt und Jung, Gottlob Großmann Gottes Lob verkündet auf der Kanzel und dem Katheder, Leberecht Großmann recht gelebt, wie es einem guten Hirten geziemt vor seiner großen Heerde. Großmann, 1806 zum Substituten seines Vaters in Prießnitz im Altenburgschen ernannt, erhielt 1811 den Ruf als Pfarrer nach Gröbitz bei Weißenfels, wurde 1822 Diaconus und Professor in Schulpforte, schon in

darauf folgenden Jahre Generalsuperintendent, Oberhofprediger und Consistorialrath in Altenburg, und endlich 1829 Superintendent in Leipzig, Doctor und ordentlicher Professor der Theologie, Pastor an der Thomaskirche und Domherr vom Hochstifte Zeitz. In ersterer Eigenschaft ist er Mitglied der ersten Kammer bei der Ständeversammlung. Alle diese, oft so schwierigen Aemter erfüllt Dr. Großmann mit eben so großer Treue als Umsicht. Die Tiefe und Gründlichkeit seiner Kenntnisse, so wie seine Unbefangenheit in wissenschaftlichen Forschungen sind männiglich anerkannt. Nicht blos ein Schriftgelehrter des Evangeliums ist Dr. Großmann; auch dem Heiden Plato und dem Juden Philo hat er seine ganze Aufmerksamkeit gewidmet und sich bemüht, aus allerlei Volk das Gute an das Licht zu ziehen. Dr. Großmann ist Gatte und Vater zweier Kinder, eines Sohnes und einer Tochter, sowie hochgeachtet bei Allen, die ihn kennen.

Massulipatan.

Diese, ihrer Manufacturen und ihres ausgebreiteten Handels wegen, berühmte Stadt Ostindiens, welche unter englische Oberherrschaft gehört, liegt in dem Küstenstriche Kondapilli und enthält noch viele Ueberbleibsel aus der Zeit ihrer früheren Besitzer, die unsere ganze Bewunderung verdienen. Man muß bekennen, daß der Thurm auf vorliegendem Bilde eben so originell als kühn ausgeführt ist, wenn auch die daneben befindliche Moschee in ihrem zerfallenen Zustande weniger unsere Aufmerksamkeit verdient. Aber es wandelt dem Beschauer ein eignes Gefühl an, wann er diese weiten Räume, welche einst der Pomp asiatischer Herrscher erfüllte, jetzt öde und leer erblickt, und von diesen trauernden Ruinen in die eigentliche Stadt sich begiebt, wo ihn das sehr prosaische Thun und Treiben mäkelnder Britten umfängt, die sich, gleich dem Igel in die Hamsterwohnung, in das Besitzthum der eingeborenen Fürsten eingezwängt haben. Ein französischer Reisender giebt folgende Beschreibung, die freilich fast 150 Jahre alt ist, von Massulipatan. „Als wir noch etwa 4 Meilen von Massulipatan entfernt waren, sahen wir vom Lande her eine dicke, schwarze Wolke gezogen kommen, die wir für ein Ungewitter halten mußten. Sofort zogen wir die Segel unseres Fahrzeuges ein. Endlich kam die Wolke an, jedoch nur von einem mäßigen Winde, aber mit einer desto größeren Anzahl ansehnlicher Fliegen begleitet, wie man sie in Frankreich erblickt und welche ihre Eier in's Fleisch legen. Sie hatten alle einen Leib von violeter Farbe. Das Meer war ganz davon bedeckt und wir hatten eine so große Menge auf unserm Schiffe, daß wir mehr denn 500 Eimer Wasser darüber hingießen mußten, um es zu reinigen. Ungefähr 2 Meilen von der Stadt gewahrten wir über derselben einen Nebel, der alle Gegenstände verhüllte und kaum noch die Spitzen der Gebirge sehen ließ, welche uns als Piloten dienten. Dem Lande uns nähernd, fanden wir, daß dieser Nebel nichts anderes als eine unzählige Menge viergeflügelter Insecten war, welche unsern Libellen ähnelten, deren Leib gelb und schwarz gestreift ist. Wir waren genöthigt, mittels des Senkbleies weiter vorwärts zu bringen, indem das geflügelte Heer uns kaum einige Schritte weit zu sehen erlaubte. Als wir in einer Schaluppe, durch Hülfe eines mitgenommenen Compasses, den Hafen gefunden hatten, ließ sich nicht ein einziger Mensch in demselben sehen. Dasselbe war in dem Zollhause der Fall, dessen

Räume wir durcheilten, ohne jemand darin zu entdecken. Wir betraten mehrere Straßen der Stadt — sie lagen todt und ausgestorben. Diese Einsamkeit, verbunden mit einem unerträglichen Geruche, ließ uns bald die Wahrheit errathen. Endlich gelangten wir an das Haus der ostindischen Compagnie. Die Thüren fanden offen und wir fanden daselbst den Director todt, der wahrscheinlich vor kurzem erst gestorben sein mochte, denn er war noch ganz frisch. Das Haus war ausgeplündert und in der größten Unordnung. Blos in dem Comptoir der Holländer fanden sich, bei unserm weiteren Nachforschen, noch vierzehn Lebende vor, die von 24 übrig geblieben und mehr Gespenster als Menschen waren. Von ihnen erfuhren wir, daß die Pest all' diese Verwüstungen angerichtet, die Hälfte der Einwohner hinweggerafft und die andere sich auf das Land geflüchtet hätte. Bald sollte auch die Mannschaft unseres Schiffes die Wirkungen der schrecklichen Krankheit erfahren, die selbst mich befiel und dem Grabe nahe brachte. — Das Schöne dieser Erde will oft um hohen Preis erkauft sein.

Die Trappisten.

Man hat in neuerer Zeit die amerikanische Erfindung, die Zuchthäusler durch Schweigen zu strafen und zu bessern, als grausam und zum Wahnsinn führend, verworfen. Was ist nun aber zu solchen Zuchthäusern zu sagen, deren Bewohner **freiwillig** sich der unschätzbaren Gabe der Sprache versagen und mehr noch obendrein? — Frankreich, wo das beweglichste, plauderlustigste Volk lebt, ist das Vaterland dieser schrecklichen Zuchthäuser, Klöster genannt, in welchen der Orden la Trappe seine Bekenner für den Himmel erzieht. Besuchen wir einen solchen Ort. In einem Thale, am Ende eines Waldes, erhebt sich ein viereckiges Gebäude von zwei Stockwerken. Oede und still liegt es da. Ueber seinem Hauptthore befindet sich ein Muttergottesbild und eine lateinische Inschrift folgenden Inhaltes: „Gotteshaus; glückselig, welche darin wohnen." Sobald der Bruder Pförtner für den Besucher geöffnet hat, wirft er sich vor ihm auf die Hände nieder und bittet: „Segnet mich." Dann führt er ihn in einen Saal, bestimmt zur Aufnahme der Fremdlinge, und geht dann, die beiden Ordensbrüder zu benachrichtigen, welche mit dem Herumführen der Besucher beauftragt sind. Der Saal, wo der Fremde Zeit hat, sich umzuschauen, ist merkwürdig durch seine Einfachheit und die an den Wänden angeschriebenen Bibelsprüche. Daselbst befindet sich auch eine Tafel, deren Inhalt die Fremden dringend bittet: so viel als möglich das Zusammentreffen mit den Mönchen zu vermeiden, sich an niemanden als dies an den Bruder Wirth zu wenden, wenn man etwas benöthigt ist; im Falle, daß man unter den Klosterbrüdern einen Freund, Bruder oder sonstigen Verwandten erblickt, sich vor dem Erkennengeben zu hüten; um zu beten, blos die Tribune zu betreten, doch ja nicht zu singen; nirgends wohin zu gehen, ohne von dem Bruder Wirthe begleitet zu sein; sich an gewissen Oertern, als in der Kirche, im Refectorium, im Schlafsaale, in den Kreuzgängen, im Kapitel und in der Küche, alles Sprechens zu enthalten, und endlich überzeugt zu sein, daß man nur mit Bedauern den werthen Gästen eine sehr einfache Kost vorsetzen darf. Sind die beiden Klosterbrüder, welche die Woche haben, eingetreten, so werfen auch sie die Längelang sich vor dem Fremden nieder und führen ihn dann in die

Kirche, um dort das heilige Sacrament zu verehren. Nach kurzem Gebete bringen sie ihn in den Saal zurück und übergeben ihn an den Bruder Wirth, welcher mit Freuden seine Bedürfnisse zu befriedigen eilt. Eine kleine Kammer, versehen mit einem kleinen Tische, einem Crucifixe, einem Stuhle, einigen Erbauungsbüchern und einem einfachen Lager, beherbergt den Gast. Während der einfachen, doch reichlichen und gewürzten Mahlzeit, der freilich jedes Fleisch abgeht, hält der Bruder Wirth eine laute, erbauliche Vorlesung, um jedes ungeziemende Gespräch zu verhindern. Die Gastfreundschaft im Orden la Trappe ist ganz uneigennützig; man verlangt nie etwas dafür von den Fremden und nimmt nur demüthig die angebotenen Geschenke an. Die Kleidung der Trappisten, unter welchen sich Männer vom höchsten Range, berühmte Officiere, Gelehrte und — Verbrecher befinden,

besteht aus einer Kutte von grobem, weißen Tuche, die durch einen Ledergürtel zusammengehalten wird. An den Festtagen um Mitternacht, an den übrigen um 1 Uhr früh, läutet die Morgenglocke der Abtei. Sofort verlassen die Mönche das Bret, welches ihnen als Bette dient und auf welchem sie völlig angekleidet liegen, und begeben sich in die Kirche. Hier ordnen sie sich in zwei Reihen und beginnen, bei dem schwachen Schimmer einer einzigen Lampe, mit an sich haltender Stimme, die Gesänge zum Lobe des Herrn. Tönt es nicht wie Geistergruß durch die dunkel ruhenden Räume der Kirche dahin? In der Stunde, wo der Reiche wie der Arme sich dem süßen Schlafe hingiebt, danken die Trappisten dem Schöpfer für ein freudenloses Leben. Nach den Frühmetten hält man die allgemeine Beichte. Da klagt sich ein Jeder vor den Brüdern all' der Sünden an, die er den Tag über begangen,

oder auch nur der bösen Gedanken, die sein Inneres gehegt hat. Ist von dem Beichtenden eine Sünde vergessen oder deren eine unwissentlich begangen worden, die einer seiner Mitbrüder beobachtet hat, so hält derselbe ihm diese mit lauter Stimme vor und ist dafür des Dankes des erinnerten Sünders gewiß, der nicht unterläßt, den Tag über für seinen Ankläger zu beten. Nach einem Zeitraume, dem Lesen und der Messe gewidmet, begeben sich die Brüder an die Arbeit, welche jeglicher Art ist. Einige von ihnen sind Schmiede, welche selbst die verschiedenen Arbeits-Werkzeuge herstellen; Andere beschäftigen sich mit dem Milchwesen und bereiten vortreffliche Käse; diese backen Brot; jene besorgen die Küche; diese machen die Buchbinder, jene die Buchdrucker, damit der Orden ganz unabhängig von der Außenwelt dastehe. Alle diese Arbeiten werden, ohne ein Wort zu sprechen, verrichtet. Nach dem sechsten Beten greifen sie wieder nach ihrer Arbeit bis um 2 Uhr, wo sie zur Mittagstafel gehen. Gemüse, in Wasser und Salz gekocht, 8 Unzen Schwarzbrot und reines Wasser — dieß die ganzen Gerichte! Auch hierbei halten einige Ordensbrüder lange Gebete, indeß die Uebrigen speisen — eine Bürde mehr. Hierauf geht's in die Kirche zur Vesper; derselben folgt ein Zeitabschnitt für das Lesen und die Betrachtung; dann singt man das Salve regina und begiebt sich in's Schlafgemach. Jeden Sonnabend waschen zwei Brüder den anderen die Füße — ein Beispiel der Demuth. An dem jedesmaligen Feste von Mariä Reinigung wechselt der Pater Superior und in den zehn darauf folgenden Tagen überlassen sich die Trappisten ungleich strengeren Bußübungen als gewöhnlich. Wie stirbt der Trappist? — Wird selbst in der Stunde, wo des Todes kalte Knochenhand den letzten Ueberrest irdischen Flitters vertilgt, der Mensch sich anders geben, als er wirklich ist? Siehe da eine Schütte Stroh und auf derselben einen Haufen Asche. Beides sind das Sterbelager des Trappisten. Ihn umringen seine Brüder, die ihn beglückwünschen wegen seiner baldigen Erlösung — ihn beneiden um sein Ende, als um das größte Glück. In dieser ernsten Minute ist es ihm vergönnt, Gebrauch von Gottes schönster Gabe zu machen — zu sprechen. Sein Antlitz leuchtet; es glänzt das brechende Auge, welches bereits den Himmel offen sieht; die Hände strecken verlangend sich aus und unter den Gesängen seiner Brüder haucht er den Athem aus. Sein Leichnam wird ohne Sarg und in seinem Ordenskleide zur Erde bestattet, sein Grab durch ein schwarzes Holzkreuz bezeichnet, das den Namen, das Alter des Gestorbenen und den Tag seines Todes trägt.

Also ist das Leben der Trappisten beschaffen. Nicht unmöglich, daß auch ein verschrobenes deutsches Gemüth daran Gefallen findet. Ich aber behaupte, daß, wer in seinem früheren Leben nur den vierten Theil der Selbstbeherrschung und Selbstüberwindung, wie solche hier beschrieben sind, angewendet hat, dann nicht in ein Trappistenkloster erst zu gehen nöthig hat.

Mulatte, Tanzstundend gebend.

Gar zu gern möchte der Mensch sich aufschwingen in die Lüfte, und neidisch und sehnsüchtig zugleich blickt er dem Vogel nach, den seine Flügel hoch emportragen über die arme Erde. Darum denkt man sich auch die Engel als Menschen mit langbefiederten Schwingen, und nur dann erst wird der menschliche Erfindungsgeist die Krone sich aufsetzen, wenn er das Fliegen-Können erfunden hat. In Er-

mangelung dieser Kunst muß sich der Sterbliche indeß mit dem Hüpfen, Springen oder, was eins und dasselbe ist — mit dem Tanzen sich begnügen, was freilich ein leidiges Surrogat für's Fliegen ist. Dieser Drang nach oben ist so tief begründet in dem Menschengeschlechte, daß alle Völker — fast ohne Ausnahme — der Nord- wie der Südländer, der Heide wie der Christ — tanzen, sie sich aber auch oftmals, statt auf zum Himmel, in das Grab oder gar noch tiefer hinab schwingen. In den Polarländern wäre das Tanzen eigentlich am rechten Orte; denn daselbst bedarf der Mensch der Einheizung von Innen, da sie von Außen fehlt; in den Tropenländern hingegen, sollte man meinen, verböte sich das Tanzen von

selbst. Und doch ist es gerade umgekehrt, denn im Süden wird mehr getanzt als im Norden, daher die Mannschaft eines Seeschiffes im Eismeere zum Tanzen gezwungen werden muß, um dem Skorbut zu entgehen, während sie daheim des Springens auf dem Tanzboden nicht müde wird. In Surinam, das keinen Winter kennt, wo die Sonne fast immer lothrecht über dem Haupte steht und die Atmosphäre einem geheizten Backofen ähnelt, wird auch getanzt und viel getanzt, von Weißen sowohl, wie von Schwarzen, und anderen Farbigen. Ihr gewöhnlicher Tanz ähnelt unsrer Ecossaise und in der Regel sind Mulatten die Tanzmeister, welche theuer bezahlt werden und in großem Ansehen stehen. Das Bild oben

stellt uns einen surinamschen Tanzmeister nebst seinen beiden Schülerinnen dar, die, ausschweifend in allen Leidenschaften, es nicht minder beim Tanzen sind und dem unbefangenen Zuschauer durch ihre mannigfachen Grimassen unaufhörlichen Stoff zum Lachen geben. Wie gar viele europäische Tanzmeister, liebt auch der surinamsche Künstler, seinen erschöpften Körper durch irgend einen geistigen Genuß zu stärken und deshalb steht auch die vielgeliebte Rumflasche in nachbarlicher Nähe. Aber keine Strauß'schen, Lanner'schen und Labitzky'schen Walzer machen in Surinam die Beine von selbst heben und hüpfen; denn die Tanzmusik der Farbigen klingt entsetzlich und in einer Leier fort. Darum ist unsern tanzlustigen Damen anzurathen, lieber hier in Deutschland zu bleiben, als nach Surinam zu schiffen, wo es zwar süße Ananasfrüchte, doch keine süßen Klänge giebt.

Die Frauenkirche zu Dresden.

Das Aeußere dieser Kirche unserer lieben Frauen entspricht ihrem Namen. Als eine Mutter, umgeben von ihren vier Kindern, thront sie über Dresdens Gebäuden und scheint zu deren Hüterin bestimmt zu sein. Alles an ihr ist massiv, von pirnaischem Sandsteine erbaut, bis auf das Dach der Haube, welches man wohl nicht wieder als grünes Mützchen anstreichen wird. Es war ein schöner und kühner Gedanke, die obere Hälfte dieses Gotteshauses bei Gelegenheit des Reformations-Jubelfestes 1839 zu illuminiren; ein Schauspiel, das jedem Augenzeugen unvergeßlich bleiben wird. Der mächtig tiefe Grund, auf welchem die ungeheure Steinmasse lastet, ist zu hochgewölbten, weiten Katakomben benutzt worden, in denen die Leichen derjenigen Gläubigen für hundert Thaler ein festvermauertes Plätzchen finden können, welche der Kirche dunkeln Schooß dem der Mutter Erde vorziehen und somit ihren Nachgelassenen die Gelegenheit benehmen, je zuweilen das Grab ihrer gestorbenen Lieben zu besuchen. Napoleon fand an der Frauenkirche zu tadeln, daß ihre Thüren zu klein seien. Ihr Inneres ist sehr zweckmäßig eingerichtet und namentlich die Kanzel also angebracht, daß man den Prediger fast überall sehen und hören kann. Die Orgel ist ein Werk Silbermanns, hat 3 Klaviere, 44 Register und 4000 Pfeifen. Einigemal ist den Dresdnern der Genuß zu Theil geworden, bei geistlichen Musiken

ein Chor aus der obersten Kuppel einfallen zu hören, das wahrhaft einem engelischen glich und von der ergreifendsten Wirkung war. Die Kuppel — ein Meisterstück — besteht aus einer äußeren und inneren, zwischen welchen ein Schneckengang ohne Stufen und die mindeste Anstrengung zur Laterne hinaufführt. Ihre Quadersteine sind künstlich übereinander gefugt, so daß die Macht der Witterung nichts über sie vermag. Die Frauenkirche ist die älteste Dresdens und hat muthmaßlich schon zu Ende des 11. Jahrhunderts gestanden. Später wurde sie erweitert, 1539 für den evangelischen Gottesdienst geweiht und 1722 abgetragen, um der jetzt stehenden Platz zu machen, deren Bau 1726 begann und 19 Jahre dauerte. Doch erlebte ihr geistvoller Erbauer Bähr nicht ihre Vollendung. Ein Sturz von der Höhe des Baugerüstes — den Manche einen absichtlichen nennen wollen — setzte seinem Leben ein gewaltsames Ende. Wohl selten hat ein Baumeister mit größeren Widerwärtigkeiten und geringeren Hülfsmitteln einen ähnlichen Bau ausführen müssen als Bähr, der dadurch wohl eher zum armen Manne wurde, anstatt daß Andere schon bei einem kleineren Bauwerke reich zu werden pflegen. Die Kosten des ganzen Baues, des äußeren und inneren, betrugen noch nicht volle 300,000 Thaler. Die Laterne, wie sie jetzt steht und welche 388 Fuß Höhe mißt, lag nicht im Plane Bährs, welcher eine durchaus steinerne Pyramide an ihre Stelle bestimmt hatte. Die preußischen Bomben im Jahre 1760 erprobten die unerschütterliche Festigkeit der Frauenkirche, die eine der größten Zierden Dresdens ist.

Die katholische Kirche zu Dresden.

Um Platz für dieses schöne Werk der Baukunst zu gewinnen, ließ August III. zwei Pfeiler der großen Elbbrücke verschütten und 1737 den Grund dazu legen, der 28 Ellen tief und auf einem Roste von tausenden von Baumstämmen erbaut ist. Gaetano Chiaveri, ein Italiener, war der Baumeister dieser prachtvollen Kirche, die gleichfalls einer Frau, angethan mit einem Reifrocke, nicht ganz unähnlich ist. Siebenzehn Jahre währte der Bau derselben, doch wurde sie schon fünf Jahre vor der gänzlichen Vollendung zum Gottesdienste eingeweiht. Die Kosten betrugen ohne den inneren Ausbau das Dreifache von denjenigen der Frauenkirche und mögen im

Ganzen nahe an 2 Millionen Thaler ausmachen. Auf dem steinernen Geländer der beiden Dächer stehen 60 Bildsäulen von Heiligen und unten an den vier Ecken die der 4 Evangelisten, sämmtlich aus Sandstein vom Bildhauer Matielli gearbeitet. Eine der ersteren kostete 500 und eine der letzteren 900 Thaler, was im Ganzen 33,900 Thaler beträgt. Der Thurm bis zur Kreuzesspitze hat eine Höhe von 302 Fuß. Das Innere dieses schönen Tempels würde noch prächtiger ausgestattet sein, wäre nicht der siebenjährige Krieg störend dazwischen gekommen. Namentlich ist die Decke des Schiffes ganz stiefmütterlich mit einer geschmacklosen Malerei bedacht worden. Neben dem Schiffe befinden sich noch zwei Seitenkirchen, welche von jenem durch Säulengänge getrennt sind. Die zur rechten Hand ist dem heiligen Xavier und die zur linken dem heiligen Benno geweiht, der außerdem noch eine der 4 Seitenkapellen besitzt und zwar die vordere links, neben dem Chore. Die andere rechts gehört dem heiligen Nepomuk und die beiden hinteren neben dem Hochaltare heißen, rechts: die Sakraments-, links: die Kreuzkapelle. Das 16½ Ellen hohe und 8 Ellen breite Gemälde über dem Hauptaltare, Christi Himmelfahrt vorstellend, ist von Raphael Mengs gemalt und hat 30,000 Thaler gekostet. Bei der erhabenen Schönheit dieses Bildes bleibt es doch zugleich ein wunderlicher Einfall des Künstlers, daß er den im Himmel thronenden und von den Engeln umgebenen Herrgott in einem weißen Pudermantel und einer eben solchen Allongenperücke gemalt hat. Die Orgel, Silbermanns letztes Werk, hat angeblich 36,000 Thaler gekostet. Um sie herum befinden sich die Sitze der so berühmten sächsischen, musikalischen Kapelle und der Kirchensänger, deren Töne auch so viel Nichtkatholiken in diese Kirche locken. Das harmonische Geläute derselben ertönt erst seit dem Jahre 1808; indem der Posener Friede von 1806 den Katholiken gleiche Rechte mit den Protestanten einräumte, ein Recht, das zwar in Sachsen, doch noch nicht im ganzen Deutschland anerkannt ist, wovon Oesterreich das schlagendste Beispiel aufstellt.

Die Ueberfahrt.

Die Scene stellt das Innere einer Kajüte vor.

Vasil sitzt mit gekrümmter Gestalt auf einem Stuhle und hält sich unter dem Ausdrucke des lebhaftesten Schmerzes mit beiden Händen den Unterleib. In Zwischenräumen, welche mit Stöhnen und Seufzern angefüllt sind, spricht er: „O Martineau! ich kann — nicht mehr! Meine Eingeweide — sie brennen, als würden sie von Arsenik durchfressen. Immer höher — immer straffer spannt sich die Saite — halt ein, o grausames Geschick! sie muß platzen — eh! eh!“

Martineau, das Gesicht leichenfahl, blaue Ringel um die eingesunkenen Augen, steht vor Vasil und hat Mühe, den schlaffen, langen Körper aufrecht zu erhalten. Er versetzt auf Vasils klägliche Aeußerungen: „Vasil! elender Weichling! schäme dich und sei ein Mann! Betrachte mich, der ich dem Schicksal Trotz zu bieten — ha! verwünscht! da steigt die Wand wieder empor! —“ er taumelt — „der Boden — treulos entweicht er — unter meinen Füßen —“ Er stürzt zur offenen Lucke, nimmt das drehende Haupt zwischen beide Hände und wirft des Magens Vallast über Bord.

Jetzt poltern starke Tritte die Schiffstreppe herab. Ein Mann in kurzem Ue-

berrocke, die Mütze auf dem Kopfe und die brennende Cigarre im Munde, tritt rasch ein. Es ist der Schiffskapitain, welcher sich zu einer, auf das Sopha hingelehnten, Dame mit den Worten wendet: „Madame! Ihr lieber Gemahl liegt — ein unempfindlicher Klotz — oben auf dem Verdecke, läßt sich vom Regen begießen und von den Springfluthen überschütten. Was meine Worte nicht vermögen, be-

wirken vielleicht Ihre Bitten und entfernen ihn aus seiner gefährlichen Lage, die seinem seekranken Zustande nicht dienlich ist."

Madame Chatelle scheint mit ihrem Manne in gleichem Zustande zu sein. Ihr Haupt lehnt an der Wand, die Augen sind halb geschlossen, die Nasenspitze ist weiß

und eiskalt; eine Hand hält das ersterbende Herz, die andere ruht im Schooße, dessen Kleidung übel zugerichtet ist. Auf des Kapitains Ansprache giebt sie kein Lebenszeichen von sich. „Ihr Mann ist in Gefahr!“ ruft der Kapitain lauter. „Er sei es!“ hauchen die bläulichen Lippen der Ehegattin. — „Er wird in's Meer gespült werden —“ schreit jener eindringlicher. „O läge ich doch in seinem Grunde!“ antwortet die Lebensfatte und verstummt.

„Mein Herr!“ wendet sich zum Kapitain ein Reisender, der, die stille Verzweiflung in allen Zügen, neben der Dame sitzt — „erbarmen Sie sich meiner! Setzen Sie mich an's erste, beste Land — auf eine Klippe, wenn's nicht anders sein kann. — Nur ruhig zu sterben, begehre ich und nichts weiter. Eine reiche Erbschaft soll ich in Westindien erheben. — Ich gebe sie hin für die Seligkeit, unverzüglich das feste Land wieder betreten zu dürfen. — Zu Ihren Füßen würde ich sinken, um diese Wohlthat zu erflehen, vermöchten dieß meine kraftlosen Glieder —“

„Pah!“ lacht der Kapitain — „in wenig Tagen werden Sie mir es kniefällig danken, daß ich Ihren tollem Verlangen nicht entsprochen habe. Glauben Sie mir: an der Seekrankheit ist noch Keiner gestorben. Nur das Eintrittsgeld in das große Schauspielhaus des erhabenen Weltmeeres ist sie und nichts weiter.“ — —

Dieß lesset, höret und beherzigt, alle ihr Auswanderungslustigen!!

Ernst Moritz Arndt.

Es gab eine Zeit, wo die Herrscher nicht blos Alles *für* das Volk thun, sondern auch etwas *durch* das Volk sein wollten. Und sie hatten sich auch nicht geirrt in ihrem Glauben an das Volk. Als dasselbe — nicht der Pöbel — wie *ein* Mann sich erhob und um seine Fürsten sich schaarte: da mußten die fremden Unterjocher weichen und Deutschland wurde frei. Zwar kostete diese Freiheit viel; denn ihr Baum wuchs aus dem Blute gar viel deutscher edler Männer und Jünglinge; aber dennoch ward das große Opfer gebracht mit freudigem Muthe. Da aber der Zweck erreicht war, man der dazu angewendeten Mittel nicht länger zu bedürfen glaubte und als die Zeit den erst selbst gepflanzten und gepflegten Baum wieder fällte: so erwuchsen aus seinem Stumpfe der Sprößlinge viele, die, wenigstens zum Theil, von gar wilder Natur waren. Namentlich wollten die jungen Brauseköpfe, welche die Muse mit dem Mars vertauscht und weidlich mit gedroschen hatten, nicht sobald in das alte Gleis wieder umlenken. Auch gab es manchen faulen Apfel, manchen Thomas Münzer und Karlstadt unter ihnen, welche bei dem Umsturze der alten Ordnung nur zu gewinnen dachten. Einzelne tolle Köpfe maßten sich sogar an, zu Vehmrichtern berufen zu sein. Kotzebue fiel unter ihren Streichen und der Präsident von Ibell entging mit genauer Noth einem gleichen Schicksale. Erschreckt von diesen schlimmen Zeichen, vereinigten sich die deutschen Regierungen, um dem Uebel zu steuern

und einer gewaltigen Verbesserungssucht vorzubauen, die das Kind mit dem Bade auszuschütten drohte. Eine besondere Gerichtsbehörde wurde niedergesetzt, welche über ein, bis jetzt unbekanntes Vergehen — demagogische Umtriebe genannt — zu richten hatte. Unter den Vielen, welche in diese weitläufige und lange Jahre währende Untersuchung gezogen wurden, befand sich auch ein Mann, der durch seine freimüthigen, freiheitathmenden und für das Vaterland begeisternden Schriften kräftig für dessen Befreiung mitgewirkt hatte. Er war Ernst Moritz Arndt. Geboren 1769 in Pommern, ward er 1806 Professor der Philosophie zu Greifswald und 1818 als Professor der Geschichte an der neu errichteten Universität zu Bonn angestellt. Im darauf folgenden Jahre schon sah er sich jedoch in die Untersuchung der demagogischen Umtriebe verwickelt, welche seine Entlassung zur Folge hatte. Vergebens protestirte er gegen die Zulässigkeit der neuen Behörde und deren Verfahrungsweise; eben so fruchtlos blieb die Verwendung des academischen Senats, der dortigen Justizbehörden und des Justizministeriums für die Rheinlande. Erst dem 72jährigen Greise ward im Jahre 1841 eine völlige Rechtfertigung zu Theil durch seinen Monarchen, den jetzigen König von Preußen, dessen erste Jünglingsjahre eben in jene Zeiten fielen, wo das gewaltige Ringen um die deutsche Freiheit Statt fand und welcher darum auch jenen Geist um so richtiger zu beurtheilen verstand. Der hochherzige König gab den hartgeprüften Patrioten der Universität zurück, zierte seine Brust mit dem Ritterkreuze und erkannte ihn somit öffentlich als einen Ehrenmann an, welcher er auch nie aufgehört hatte in den Augen des deutschen Volks zu sein. Bonns Universität und Bürgerschaft, die Behörden und deren Beamtete erhöhten durch ihre, in öffentlichen Auszeichnungen sich zu erkennen gegebene Theilnahme den Werth der königlichen Rechtfertigung, deren Segnungen der deutsche Biedermann Arndt noch lange sich erfreuen möge.

Futtypore Sicri.

Das Reisen ist eine schöne Sache. Man sieht viel Schönes und Wunderbares. Aber es kostet auch Geld — viel Geld; — ferner Zeit, Mühe, Beschwerden, ja wohl auch manche und große Gefahren. Wer nun dieß Alles nicht an's Reisen wenden will oder kann, begnügt sich mit einem Bilde und der Beschreibung. Für die zehn Neugroschen, welche dieses Büchlein kostet, erhält dessen Besitzer freie und gefahrlose Ueberfahrt nach Ostindien — eine Reise von mehr als 1000 Meilen. Unbelästigt von der Seekrankheit, der elenden Schiffskost, den drohenden Ungewittern, steigt er an's Land, wo einst der Großmogul herrschte und — wüthete. Obiges Bild stellt sein Lustschloß — sein Pillnitz, Sanssouci oder Versailles — vor, das etwa zehn Meilen von der Stadt Agra entfernt liegt. O himmlische Gegend! Hier marmorne Prachtgebäude, da das tiefblaue Meer mit seinen weißen Segeln; dort eine weit sich erstreckende Stadt, dahinter endlich eine purpurglühende Gebirgskette. Der Leser braucht nicht erst von den geldgierigen Indiern den Eintritt in die Moschee hier mit Golde zu erkaufen. Frei und ungehindert tritt er ein, bewundert die Pracht der leeren Hallen, betrachtet die Vergänglichkeit irdischer Größe, die seit dem Untergange der großmogulischen Macht dicke Bäume auf der Kuppel aufschießen läßt, und sehnt sich allgemach nach der

lieben deutschen Heimath zurück, wo er, frei von lästiger Muskitobegleitung, in gefahrloser Ruhe seine Pfeife rauchen und sein Glas Bier trinken kann. Und siehe, so schnell als man nur ein Blatt umwenden kann, ist sein Wunsch erfüllt und — meine Beschreibung aus.

Großvater und Enkelin.

Aus dem Leben gegriffen.

Der Großvater kommt nach Hause und schließt seine Stubenthüre auf. Seine 3jährige Enkelin, das Geräusch vernehmend, läuft ihm schnell entgegen. „Guter Großvater —" spricht sie schmeichelnd und schmiegt sich an ihm an — „hast du mir was mitgebracht?" „Ja, ja —" versetzt der Großvater — „dann bin ich allemal dein guter Großvater, wann ich etwas für dich habe. Aber außerdem magst du nichts von mir wissen." Er setzt sich, nachdem er den Hut abgelegt, in seinen Lehnstuhl. Alwine nähert sich ihm und untersucht seine Rocktaschen, deren Klappen sie neugierig emporhebt. „O, guter Großvater!" jauchzt sie — „da ist was! Kuchen — Kirschen — oh! bitte, guter Großvater!" Derselbe theilt jetzt aus, spricht dabei aber sträflich: „Du wirst gewiß noch platzen, so viel ißt du." „Ei, Großvater —" antwortet Alwine, mit vollen Backen kauend und resignirt — „platz' ich, da platz' ich!" — „So? nicht übel! Doch, wer hat denn hier der armen Puppe so arg mitgespielt, daß sie ohne Kopf an der Erde liegt? Du sollst keine wieder von mir bekommen." — Alwine blickt verlegen auf die verstümmelte Puppe am Boden und dann auf die Cyperkatze im Zimmer hin. „Mieze ist's gewesen —" spricht sie unter einem erleichternden Athemzuge und deutet dabei auf ihren Sündenbock. „Seht mir doch die listige Evenstochter —" murmelt der Großvater vor sich hin — „ob nicht auch sie schon ihre Schuld auf die Schlange schiebt. Also, die Mieze ist's gewesen? Nun, da muß sie gleich ihre Strafe dafür erhalten." Er greift zum Stecke. „Soll ich sie tüchtig durchhauen?" fragt er die Kleine und blickt sie forschend an. „Du, du, Mieze!" versetzt Alwine und bewegt die Hand wie zum Schlage. „Also in der That?" sagt der Großvater. „Doch halt! ich muß erst die Mieze fragen, ob sie es auch wirklich gewesen ist oder nicht." Er wendet sich zur Katze. „Warum —" hebt er drohend an — „hast du meiner Alwine die Puppe zerbissen? ihr den Kopf abgerissen? Gleich sprich oder ich haue dich durch." Die Katze sah ihren Herrn aufmerksam an, der hierauf sich zu dem Thiere herabbückte und zu horchen schien. „Ei was!" hob er nach einer kleinen Weile zu seiner Enkelin an — „höre doch Alwine! Da hat mir so eben die Katze erzählt, daß nicht sie, sondern du selbst der Puppe den Kopf abgerissen hast. Ist das wahr?" — Alwine schlug das blaue Auge bald nieder, bald richtete sie es bittend auf den Großvater, dessen gerunzelte Stirne sich allmählig glättete, als sei jeder Blick des Kindes ein Strich mit dem Bügeleisen darüber hin. Indem Alwine nochmals ihr Auge senkte, verschwand urplötzlich ihre Befangenheit. „Ei, Großvater!" spricht sie fröhlich, einen Ableiter gefunden zu haben — „du hast ja recht lächerliche Strümpfe an." Der Großvater folgt dem Fingerzeige seiner Enkelin mit den Augen und entdeckt wirklich in seinem Strumpfe zwei kleine Löcher, die seinen und seiner Tochter Blicken

bis jetzt entgangen waren. „Daß dich!“ spricht er halb unwillig. Alwine hingegen hebt ein kleines Stück weißes Papier vom Boden auf, zerreißt es in zwei Theile, benetzt sie mit Speichel und klebt sie dem Großvater auf die Löcher in den Strümpfen. Jener nimmt die neue Strumpfflickerin auf seine Kniee und fragt: „Alwine, soll ich sterben? Wirst du wohl weinen, wenn ich todt bin?“ — „Wenn du todt bist, —“ antwortet Alwine — „so mußt du Brustlatwerge trin-

ken, daß du wieder lebendig wirst.“ — „Wenn ich nun aber todt bleibe, wie dann?“ — „Dann schenkst du mir dein Kommodenfach mit dem vielen Bonbon und den schönen Sachen. Nicht wahr, guter, lieber Großvater?“ Trotz des offenkundig an den Tag gelegten Eigennutzes küßt der Großvater zärtlich die kleine Erbschleicherin, deren Mutter jetzt den Kopf durch die Thüre hereinschiebt. „Dacht' ich's doch —“ spricht sie — „daß das Ding wieder bei dem Großvater stecken

würde. Vater! Vater! Sie werden mir das Mädel gewiß noch recht verhät-
scheln." — „Ach, —" verſetzt der alte Herr — „was ſprichſt du doch! Du
und dein Großvater haben es nicht um ein Haar beſſer gemacht. Nicht wahr,
Alwine?" Und das Kind ſchlingt ſeine Arme zärtlich um des Großvaters Hals
und ſeine Mutter ſieht mit fröhlich leuchtendem Blicke dem an Jahren ſo ungleichen Paare zu und küßt dann Vater und Kind mit herzlicher Liebe.

Der königlich ſächſiſche Staatsminiſter Bernhard Auguſt von Lindenau.

Von der Kloſtergaſſe zu Neuſtadt-Dresden her ſchreitet mit raſchen Tritte
ein Mann im einfachen Ueberrocke, oder, bei unfreundlicher Witterung, mit einem
ſpaniſchen Mantel angethan. Seine Haltung iſt edel und erhaben, ſein Blick mil
und vertrauenerweckend. Auf der Elbbrücke nimmt er ſeinen breitgekrempten, m
breitem Bande und einer Schnalle verſehenen Hut unermüdlich und unverdroſſe
vor den ihn ehrfurchtsvoll grüßenden Vornehmen und Geringen ab. Kein Stern
kein Ordensband, keine Goldſtickerei iſt an ihm zu entdecken. Die Nachtigall blei
ja auch in ihrem grauen Kleide der ſchönſte Sänger! Zuletzt verliert ſich der ſchlich
Bürgersmann in dem königlichen Schloſſe, wo die Schildwachen und der Offici
den Eintretenden mit ſtillem, militairiſchen Gruße empfangen. Zur Sommerszei
erblickſt du, lieber Leſer, denſelben Wandrer, wie er in weißen Sommerdrinkle

dern, im Frack, und das Rohr in der Rechten, mit jugendlicher Kräftigkeit den Raum zwischen dem Bautzner und Meißner Thore durcheilt. Dann ist sein klarer Blick sinnend zur Erde gerichtet und je zuweilen streift sein Stab an den Stamm einer Pappel. Obgleich keine Silbersporen an seinen Stiefeln klirren, kein goldbetreßter Diener, keine glänzende Equipage seinen Schritten folgen, erkennst du sofort den Ritter in dem einsamen Spaziergänger. Derselbe heißt Bernhard August von Lindenau. — Du stehst harrend in einem Vorzimmer, wo links eine spanische Wand die Zimmerwand halb verdeckt. Ein Diener erscheint und ladet dich zum Näherkommen ein. Du trittst in ein helles, freundliches Zimmer, durch dessen Fenster die brühlsche Terrasse dir gegenüber erscheint. Dein Blick aber fällt auf deine nächste Umgebung. Da stehen unter einem Pfeilertischchen zwei hohe Vasen von japanischem oder chinesischem Porzellan; ein großer, runder Säulentisch ist mit Büchern und mathematischen Instrumenten bedeckt; Gemälde hangen und lehnen an der Wand, der kostbaren Pendul-Uhren viele und mancherlei geben ihr lebendes Dasein kund, und du erkennst mit einem Blicke, daß du in der Wohnung eines Socrates dich befindest, dem jedoch keine Xantippe störend in sein friedliches Leben eingreift. Darauf öffnet sich links eine Seitenthüre und eine ehrfurchtgebietende Gestalt, mit dem schönen Haupte einer Antike, ladet dich in ihr Arbeitszimmer ein. Dort darfst du eher nicht deine Worte anbringen, als bis du Platz auf einem dargebotenen Sessel genommen hast. Während deiner Rede ruht des Mannes Auge scharf und forschend auf deinem Antlitze, als wolle es in deinem Innersten lesen. Wenn du schweigst, so hebt er an zu sprechen und jedes seiner Worte ist ein Apfel in silbernen Schalen. Du erstaunst mit Recht, daß der hohe Mann dich kennt, weil du vor mehreren Wochen in seiner Gegenwart einen kleinen Vortrag zu halten hattest, er, dem indeß tausend neue, wichtigere Erscheinungen dazwischen gekommen sind. Befriedigt, erhoben und voll Dankbarkeit scheidest du von dem Staatsminister v. Lindenau, den seines Königs Vertrauen an die Spitze des Gesammtministeriums gestellt hat.

Bernhard August v. Lindenau ist ein geborner Altenburger und erfüllt am 11. Juni 1843 sein 63. Jahr, was man seinem kräftig raschen Aeußeren nicht ansieht. Als guter, starker Wein hat er in seiner Jugend sich bewegt, sich dann zu goldener Reine geklärt und erquicket darum gegenwärtig Alle, die ihn genießen dürfen. Bernhard v. Lindenau hat sich in der Welt umgesehen, und zwar auf der Erde in Frankreich, Holland, Spanien, Italien, der Schweiz, Schweden und Norwegen. Dieß jedoch sind seine kleinsten Reisen. Denn, nicht nur der Erdkugel geringsten Theil hat v. Lindenau bereiset — nein, Welten — Millionen von Meilen hat er durchflogen! Siehst du, freundlicher Leser, in stiller, dunkler Nacht den Himmel mit seinen Wunden? Die goldnen Sternlein flimmern und der Milchstraße leuchtenden Gürtel das Weltall umspannen? Wer diese ewigen Zeugen der göttlichen Größe näher betrachtet hat, wird auch dem Ewigen auf ewig angehören. Bernhard v. Lindenau hat dieß gethan, thut es noch, und ist darum dem heiligen Gottesglauben auf's Innigste, mit Wort und That, ergeben. Unser erster Staatsminister war nämlich jahrelang Director der Sternwarte auf dem Seeberge bei Gotha, ist noch jetzt ein großer Astronom und trachtet darum mehr nach dem, das droben, statt nach dem, das unten auf Erden ist. Erdenschätze zu sammeln ist seine Lust nicht; vielmehr bezieht er von seinem Ministergehalte

nur 1000 Thlr. und schenkt die anderen 4000 Thlr. alljährlich dem Lande, und wo einem Unglücklichen beizuspringen ist, da fehlt Bernhard v. Lindenau nie. — „Freund! verlösche mir meine Figuren nicht!“ rief der große Archimedes dem feindlichen Soldaten zu, der in böser Absicht sein Gemach betrat. Wie jener, hätte v. Lindenau beinahe im Eifer des Studirens sein Leben eingebüßt, als raubgierige Franzosen und später Kosacken die abgelegene Sternwarte auf dem Seeberge im Kriegsjahre 1813 überfielen. Darauf vertauschte er, auf Verlangen des Großherzogs von Sachsen-Weimar, das Fernrohr mit dem Schwerte, und zog als Oberstlieutenant und großherzoglicher Generaladjutant nach Frankreich in den Krieg. Einer schweren Verwundung, welche v. Lindenau dort empfing, verdanken wir seinen Besitz; denn außerdem dürfte er dem ehrenvollen Rufe als General des kaiserlichen Generalstabes und Directors der Vermessungsarbeiten nach Rußland gefolgt sein. Bis zum Jahre 1826 verblieb v. Lindenau als Minister in herzoglich gothaischen Diensten. Dann wurde er der Unsrige; erst als Bundestagsgesandter in Frankfurt, dann als Director der Commerziendeputation und wirklicher Geheimerrath, und endlich als Cabinetsminister. Gegenwärtig sitzt er, auf sein Ansuchen des Ministeriums entbunden, im Ministerrathe vor, dirigirt die Landes-Arbeits- und Versorgungs-Anstalten, führt die Oberaufsicht über die öffentlichen Kunstschätze und Sammlungen, und wirkt öffentlich wie im Stillen fort für des Landes Wohl.

Möge das Sachsenland mindestens eben so lange eine Lindenaue bleiben, als es eine — gewesen war!

Die Pleißenburg in Leipzig.

Diese ehemalige Burg, von dem Flüßchen Pleiße ihren Namen führend, wurde von dem Markgrafen Dietrich in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts erbaut, um die widerspenstigen Bürger Leipzigs im Zaume zu halten. Sie wurde jedoch im Jahre 1547 bei der Belagerung Leipzigs durch den Kurfürsten Johann Friedrich den Großmüthigen dermaßen in Trümmer geschossen, daß Kurfürst Moritz die noch vorhandenen Ruinen vollends abbrechen und die gegenwärtige Pleißenburg aufführen ließ. Sie bildet ein Dreieck, das sonst durch tiefe Gräben von der Stadt getrennt wurde. Durch den sogenannten Trotzer, ein starkes, viereckiges, mit einer Vorlage versehenes Gebäude, das den Leipzigern

Trotz bieten sollte, gelangt man in den sehr geräumigen Schloßhof. Die beiden hohen Seitenflügel des Trotzers hatten auf jeder Ecke eine bedeckte Bastei, von welcher aus ehedem die Stadt beschossen und die Brücke gedeckt werden konnte. In der neueren Zeit, wo die Taube im Ritterhelme nistet, das Schwert zur Sichel gekrümmt worden ist und das leidige Faustrecht aufgehört hat, ist die Pleißenburg nur friedlichen Zwecken gewidmet worden. Die ehemaligen Gefängnißthürme werden jetzt von Privatpersonen bewohnt und auf dem hohen Thurmgebäude theont die Sternwarte. Im Erdgeschosse desselben Hauses befindet sich die 1710 angelegte und 1767 erneuerte römisch-katholische Kirche, deren drohender Einsturz vor etwa zwei Jahren in den Zeitungen verkündet wurde. Außer drei Altären mit ihren schönen Gemälden ziert sie das, aus weißem Marmor gefertigte, Denkmal des 1777 in Leipzig verstorbenen Fürsten Jablonowsky, welcher sich durch die Stiftung einer nach ihm benannten, gelehrten Gesellschaft verdient gemacht hat. Um aus dem ehemaligen Schloßthurme, dessen Grundmauern 7 Ellen stark sind, die Sternwarte herzustellen, wurde 1787 die alte Spitze und alles Gebälke des Thurmes entfernt, dafür eine freie, an der inwendigen Mauer hinauflaufende Treppe angelegt, der gewölbte Saal der eigentlichen Sternwarte mit einer breiten, durch ein eisernes Geländer geschützten Galerie umgeben und darüber eine Laterne errichtet, von welcher man eine reizende Umschau halten kann. Die Pleißenburg enthielt im siebenjährigen Kriege diejenige Münzstätte, welche der Eroberer Sachsens, Friedrich der Große, an die Juden Ephraim, Itzig und Comp. gegen enorme Summen verpachtet hatte. Ihrem Schaden beizukommen, ließen die Pächter eine ungeheure Masse leichter Achtgroschenstücke schlagen, welche ganz Sachsen überschwemmten und die zuletzt die feine Mark zu 35 Thaler ausgeprägt wurden. Diese sogenannten Ephraimiten ließ nach beendigtem Kriege die sächsische Regierung um einen verhältnißmäßigen Preis einlösen, so daß sie jetzt zur Seltenheit geworden sind. Die heutige Pleißenburg ist im 30jährigen Kriege mehrmals, und zwar in den Jahren 1631, 1632, 1633, 1637 und 1642 belagert und erobert, 1706 von den Schweden und 1740 und 1756 von den Preußen aber ohne Schwerdtstreich in Besitz genommen worden.

Anekdote.

Ein reicher Bürger einer deutschen Hauptstadt und großer Verehrer Napoleons reisete einzig und allein im Jahre 1840 nach Paris, um des großen Helden Asche feierlichst daselbst beisetzen zu sehen. Keine Anstrengungen und Kosten scheuend, hatte er sich einen vorzüglichen Platz unter der ungeheuern Menschenmenge zu verschaffen gewußt, in welcher er freilich so eingezwängt stand, daß er nicht einmal die Arme nach dem Kopfe zu bringen vermochte. Nach stundenlangem Harren in der Decemberkälte sah er endlich den feierlichen Zug herbeikommen. Der colossale, 16 Ellen lange, eben so hohe und halb so breite Wagen nahte mit seinen 14 oben aufstehenden Statüen — Napoleons Siege vorstellend — mit der violetten Sammetdecke behangen, gezogen von 16 rabenschwarzen Pferden. Alles ist Auge — alle Häupter entblößen sich, dem großen Kaiser huldigend. Da langt ein vierschrötiger Wasserträger von hinten dem Deutschen einen Faustschlag auf das Haupt zu, welcher ihm den Hut bis auf das Kinn herab preßt, und ruft mit rauher

Stimme: „Grober Bauer, Ihr! könnt Ihr Euern Filz nicht ziehen wie and
ehrliche Leute?" Erst dann, als nach geschehener Hauptsache die Menge sich etw
lüftet, ist der betrogene Deutsche im Stande, sein Angesicht aus dem Kerker
erlösen, welcher ihn schier in die Gefahr des Erstickens versetzt und den Hauptzw
seiner ganzen Reise vernichtet hatte.

Die Pinguins und ihre Nester.

Dieser sonderbare Schwimmvogel ist erst seit Entdeckung des fünften
theils bekannt, dessen äußerste Spitzen und Inseln er in ungemein großer A
bewohnt. Seine Eier sind das Manna der Seefahrer, wenn diesen bei Be
fung der südlichen Polargegenden jeder andere Mundvorrath ausgegangen
Diese Eier sind etwas größer als die der Hühner, haben eine sehr harte S
und unterscheiden sich in so fern von allen anderen Eiern, daß sie, statt oval,
lig rund sind und daß das Dotter von hochrother Farbe ist. Sie vertreten

man beobachtet hat, die Stelle eines starken Abführmittels. Der Vogel selbst hat statt der Flügel flossenartige, mit Schuppen bedeckte Lappen, deren er sich beim Schwimmen, wie ein vierfüßiges Thier seiner Vorderfüße, bedient. Die Pinguins werden ungemein feist und darum so schwerfällig, daß sie bei den Angriffen der Menschen völlig wehrlos sind und mit Knütteln sich erlegen lassen. Aber ihr Fleisch ist thranig und darum ungenießbar für den verwöhnten Gaumen des Europäers. Obiges Bild zeigt eine Abart dieses Vogels, wie sie auf den Inseln Crozet gefunden wird.

Der greise Bettler und sein Urenkel.

„Setzt Euch hier, Großvater! Ihr zittert von dem weiten Wege. So! Wollt Ihr Euern Hut nicht aufsetzen? Hierher wird niemand sogleich kommen, Euch eine Gabe zu reichen.“

„Nein, liebes Kind! Mein Haupt, über welches 92 mal der Sommer und der Winter hinweggestrichen sind, fühlt weder Frost noch Hitze mehr. Der Hut hält nur die Lichtstrahlen ab, die als ein freundlicher Schimmer mein blödes Aug' ergötzen. Allein sind wir? sagst du. Wohlan, so laß mich ein ernstes Wort mit dir sprechen. Wenn ich todt bin, was in kurzem geschehen wird, so stehst du ganz allein in der Welt.“

„Ja, Großvater! und mein Kleid ist schon recht zerrissen —“

„Sei unbesorgt, Kind! Der die Lilien auf dem Felde schöner kleidet als der König Salomo in all' seiner Pracht einst war, wird gewiß für dich sorgen. Du hast's auch an mir verdient, hast mich nicht verlassen, hast für mich gebettelt, gedarbt, deine kindlichen Freuden dahin gegeben — Das lohnt dir Gott.“

„Das mußte ich ja thun —“ versetzte das Kind — „Ihr habt ja außer mir niemand mehr.“

„Du aber hast's gern gethan —“ versetzte der Greis — „und eben dieß wird dir Gott lohnen. Also, wann der Tod kommt, mich abzulösen —“

„Ach, sprecht nicht von dem häßlichen Tode! Ich denke noch mit Grausen daran, wie mein Vater und dann auch meine Mutter kalt und steif auf dem Brete lagen. Und wie sie vollends in das häßliche Gradeloch hinab mußten — Großvater! seid ja davon still.“

„Ich habe sie Alle sterben sehen müssen, meine Kinder und Kindeskinder —“ erwiederte der Greis — „und eben deshalb freue ich mich auf den Tod, der sie wieder mit mir vereint. Doch, Kind! wer ist die Gestalt, die vor meinem trüben Blicke dahinschreitet?“

„Es ist ein Säemann drüben auf dem Felde. Er streut Körner aus —“ antwortete das Kind.

„Der Thor!“ versetzte der Greis — „Warum bäckt er nicht lieber Brot aus den Körnern, anstatt sie in die schmuzige Erde zu werfen?“

„Großvater, Ihr werdet recht schwach. Wenn der Mann nicht säete, so wüchsen ja keine Kornähren und wir müßten endlich verhungern.“

„Richtig! Es sei denn, daß das Waizenkorn in die Erde falle und verwese, so bringt es keine Frucht. Darum muß auch mein Leib in die Erde gelegt werden und verwesen, auf daß er neu verjüngt wieder daraus hervorgehe. Also, wann ich todt bin, gehst du sogleich zum Stadtrichter und meldest es, auf daß ich begraben werde und du einen Versorger bekommst.“

„Großvater, es wird bald ein Wetter kommen. Schaut, wie finster die Wolken heranziehen!“

„Laß sie kommen, Kind! Hier ist gut sein und ein Bettelmann überall an seinem Orte. Ich will dir etwas erzählen, auf daß du nicht an das Wetter denkest. Wo aber ist der Hund?“

„Er liegt neben mir —“ antwortete das Kind — „und spitzt die Ohren, weil wir von ihm reden.“

„Verlaß das treue Thier nicht —“ sprach der Greis — „er ist das einzige Erbe, das ich dir hinterlasse. Nun merk' auf. Ein Seeschiff stieß einst auf seiner Fahrt gegen einen Felsen und scheiterte. Da dieß in der Nacht vorfiel, wo die Reisenden in ihren Hängematten schliefen, so geschah es, daß von Allen nur ein Einziger, jedoch nackt und bloß, lebend an das Land gespült wurde. Als der Tag anbrach, der Mensch seine Besinnung wieder erhielt und er sich allein von so Vielen gerettet sah: da war es theils Trauer, theils Dank gegen Gott, was sein Herz erfüllte. Unter schweren Sorgen, daß das Land, auf welchem er sich befand, wohl nur eine wüste Insel sein könne, begab er sich auf den Weg in's Innere. Noch keine Stunde war er gegangen, als er — o Freude! vor sich in einer anmuthigen Ebene die goldblitzenden Thürme einer großen Stadt erblickte. Beim Näherkommen gewahrte er eine große Volksmenge, die unter Musik und Freudengeschrei aus einem Stadtthore daher sich ergoß und ihren Weg gerade auf ihn hinrichtete. Er, der fast Nackte, gedachte voll Scham schon auszuweichen, als er sich plötzlich umringt sah. Wie groß war sein Erstaunen, da das ganze Volk jubelnd ihm entgegenrief: „Heil und Glück unserm neuen Könige!“ da man ihm die köstlichsten Kleider anzog, eine Krone auf das Haupt, ihn selbst aber in einen schönen Wagen setzte, um ihn in die Stadt und dort in den königlichen Palast zu bringen, wo ihm sofort von den Mächtigsten des Landes gehuldigt und Alles zu seiner beliebigen Verfügung gestellt wurde. Eine Lustbarkeit folgte hierauf der ande-

ren. Was ſein Herz und ſeine Sinne begehrten, wurde herbeigeſchafft. Seine Unterthanen beeiferten ſich, ſeinen leiſeſten Wünſchen zuvorzukommen. Ihm aber dünkte Alles ein bloßer Traum zu ſein, von welchem er deſto ſchrecklicher zu erwachen fürchtete. Als jedoch Wochen, ja Monate verſtrichen und ſeine glückliche Lage noch immer dieſelbe blieb: ſo ſchwanden endlich ſeine bangen Zweifel und Neugierde trat an deren Stelle. Er faßte ſich daher einmal ein Herz und entdeckte ſich einem ſeiner Miniſter, der ihm ſeines Alters wegen der ehrwürdigſte war. „Wie kommt es doch —" fragt er — „daß ihr mich — einen armen, nackten Fremdling — zum König über ein ſo großes und gebildetes Volk erwählt habt? Solltet ihr euch nicht in meiner Perſon geirrt oder mich verkannt haben? Ich bitte dich, erkläre mir dieß Räthſel, das mich beunruhigt."

„Großer König —" verſetzte der Miniſter — „du befiehlſt und ich gehorche. So wiſſe denn, daß dieſe große Inſel von Geiſtern bewohnt wird, welche alljährlich an einem gewiſſen Tage einen neuen König vom Schöpfer zugetheilt bekommen. Dieſer König aber iſt ein Menſchenkind, welches das Meer an unſere Inſel wirft, von uns eingeholt und auf den Thron erhoben wird, wo wir dann ſeinen Befehlen unverweigerlich zu gehorchen haben. Dieſes Jahr warſt du der für uns Beſtimmte und daher auch deine Erhebung zum Könige." — „Alſo nur ein Jahr und nicht länger dauert meine Regierung?" fragte der König beſtürzt. „Nicht länger!" verſetzte der Miniſter. „Und was wird aus mir, wann das Jahr um iſt?" forſchte der König. „Dann —" entgegnete der Miniſter — „ſtößt man dich wieder vom Throne, zieht dir die königlichen Kleider aus, wirft dich nackt und bloß in einen kleinen Nachen und führt dich hinüber auf eine wüſte Inſel." — „Und welches iſt dort mein Schickſal?" fragte der König weiter. Der Miniſter zuckte die Achſeln. „Nach Entbehrungen aller Art —" erwiederte er — „der Tod!" Den König ſchauerte es. „Kann denn nichts in der Welt dieſes ſchreckliche Loos von mir abwenden?" fragte er — „Wie nun, wenn ich euch mild und väterlich regiere, mein Volk mit Wohlthaten überſchütte — wird es auch dann mich noch verſtoßen?" — „Ja —" ſprach der Miniſter — „denn es iſt einmal die Beſtimmung alſo." — Darauf ſchritt der König unruhig im Saale auf und ab. „Darf ich denn nicht —" hob er nach langem Ueberlegen an — „jene mir beſtimmte, wüſte Inſel anbauen laſſen? Wird mir erlaubt ſein, Arbeitsleute und Vorräthe hinüber zu ſenden, auf daß jene mir ein Haus errichten, Gärten anlegen und Felder urbar machen?" — „Allerdings —" verſetzte der Miniſter. „Ich wiederhole dir: Alles, was du befiehlſt während deines Regierungsjahres, müſſen wir vollziehen." — „Haben denn dieß meine Vorgänger auch gewußt?" ſprach der König. „Ei wohl!" antwortete der Miniſter. — „Und ſie haben unterlaſſen, die wüſte Inſel anbauen zu laſſen?" rief der König verwundert. „Was in aller Welt kann ſie daran gehindert haben?" „Einige von deinen Vorfahren —" erzählte der Miniſter — „hatten zwar dieſe Abſicht gefaßt; allein ſie meinten, daß es dazu noch immer Zeit genug ſei und ſie erſt die Annehmlichkeiten ihrer neuen Würde genießen wollten. Darüber verſtrich ein Monat nach dem andern, bis das Jahr um war. Andere ſuchten das Andenken an ihre kurze Regierungszeit in dem Genuſſe rauſchender Vergnügungen zu erſticken und kamen auch wirklich nicht eher zur Beſinnung, als bis man ſie in's Elend ſtieß. Dann aber verwünſchten und beweinten ſie Alle ihre Verblendung, ihren Leichtſinn und ihre

Trägheit; doch freilich zu spät. Sie selbst hatten es nicht besser gewollt.“ — „Auf! schnell!“ unterbrach der König den Erzähler — „keinen Tag — keine Stunde will ich verstreichen lassen, ohne für meine Zukunft gesorgt zu haben.“ Und wirklich ging schon in den nächsten Tagen eine Schiffsladung mit Arbeitern aller Art und allen erdenklichen Vorräthen ab nach der wüsten Insel. Andere folgten ihr in kurzen Zwischenräumen nach. Der König war unermüdlich im Anordnen und Schaffen. Und seine Unterthanen gingen auch freudig an das Werk, so daß binnen wenig Monaten ganze Dörfer und Städte auf der wüsten Insel emporstiegen, das todte Land in tragbare Aecker und Gärten sich verwandelte und von fleißigen Bewohnern wimmelte. Indeß schwand ein Vierteljahr nach dem andern hin. Der König sah dieß nicht nur ruhig mit an, sondern er freute sich sogar auf den Tag, wo er eine so kurze Regierung mit einer dauernden vertauschen, wo er seine neugeschaffene Heimath zu sehen bekommen sollte. Als jener, von Anderen stets gefürchtete Zeitpunct erschien, sah er gelassen mit an, wie man ihn seiner Würde und seiner Pracht beraubte, ihn in einen elenden Nachen warf und hierauf vom Lande stieß. Desto größer aber war seine Freude, als ihm jenseits seine neuen Unterthanen mit Freudengeschrei entgegenkamen, in Triumphe ihn auf den Thron setzten, ihn als ihren Wohlthäter und Beglücker priesen und seine Winke zu befolgen eilten. Ruhig und ohne Unterbrechung genoß er fortan den Lohn seines Wirkens.“

„Ist die Geschichte aus?“ fragte das Kind, als der Großvater erschöpft still schwieg.

„Ja, —“ versetzte dieser nach einer Pause — „allein ich habe dir noch etwas zu sagen. Merke wohl auf! Jener Schiffbrüchige ist der Mensch, der, unter so vielen Millionen Geschöpfen, allein mit Vernunft begabt, in's Leben gerufen wird. Nackt und hülflos kommt er auf der Insel — dieser Erde — an. Da empfangen den Neugebornen die Aeltern mit Freuden, bekleiden, speisen und tränken, beschützen, warten und pflegen ihn mit nie ermüdender Liebe. Allein nur eine kurze Zeit währt dieses Leben voll Fröhlichkeit. Es kommt ein Tag, den Keiner umgehen kann, wo man den Menschen seiner ganzen Herrlichkeit beraubt, ihn in einen elenden Nachen — den Sarg — legt und ihn auf eine wüste Insel — in das Grab — bringt. Willst du nun, daß jene sich für dich in ein Paradies verwandle, so schicke fleißige Unterthanen hin, die dir die Stätte bereiten sollen. Dieß sind gute Thaten. Säume damit nicht. Denke nicht: Ich will mein Leben erst eine Weile genießen. Suche auch nicht den Gedanken an das Ende durch rauschende Vergnügungen in dir zu ertödten. Der Tod kommt doch und dann um so fürchterlicher für dich. Im entgegengesetzten Falle aber wirst du das Ende deiner Lebenszeit eben so ruhig, freudig sogar erwarten wie dein Urgroßvater.“

„Hört Ihr den Sturmwind wehen, Großvater? Schaut, wie er den Staub und die gefallenen Blätter daher treibt. Jetzt blitzt es gar. Ach, wären wir doch schon heim!“

„Bald werde ich es sein —“ versetzte der Greis — „und auch du, schneller als du meinen wirst. Meine 92 Jahre — was waren sie anders als ein kurzer Traum? Willst du fromm und gut bleiben, liebes Kind, auf daß wir drüben Alle mit Freuden die entgegenkommen können? Gieb mir die Hand darauf.“

Das Kind hob die Rechte empor, um die des Großvaters zu erfassen, welche

auf des Urenkels Schulter ruhete. So stand das Kind an den Greis angeschmiegt und achtete, in Gedanken versunken, nicht mehr auf das Toben des Ungewitters. Als aber ein greller Blitz, gefolgt von einem starken Donnerschlage, vor dem Paare in die Erde fuhr und der Großvater lauter aufathmete, sprach der Enkel: „Großvater, nicht war, nun wird Euch selbst bange? Wollen wir nicht weiter gehen?“ Aber der Greis schwieg und eisern und kältend drückte sein Haupt gegen das des Enkels, der geduldig die immer schwerer werdende Bürde ertrug und, meinend, daß der Großvater schlummere, still schwieg. Der Hund jedoch heulte laut und als der Säemann jetzt vorüberschritt und den zusammengesunkenen Greis betrachtete, erkannte er sogleich, daß derselbe — todt sei. Und der Urenkel hielt, was er dem Sterbenden gelobt hatte und ward ein treuer Arbeiter im Weinberge des Herrn, bis auch ihn, den Lebensmüden, jener gebrechliche Nachen aufnahm, um ihn in die schöne unvergängliche Heimath hinüberzuführen.

Kaiser Karl der Fünfte.

Siehe da einen Kaiser, welcher erkannt hat, daß Kronen drücken und das Haupt kälten, daß Herrschen nichts Beneidenswerthes, Ruhmsucht nichts Beglückendes und irdische Größe ein trügerischer Schatten sei. Wann das leibliche Auge des Menschen blöde wird oder gar bricht: dann sieht das geistige dafür desto heller, und die ewige Wahrheit leuchtet mit ihrer Flammenschrift um so ungetrübter durch die zeitliche Nacht. Ach, daß wir sie oft nicht eher lesen wollen, als bis uns die Sense des Knochenmannes zum Griffel wird, womit er auf die Worte der Wahrheit hindeutet! Mancher kleine Mann endet groß. Der große Karl hingegen endete klein. Nachdem er viel gekriegt, gesiegt und erobert hatte, war er darum nicht glücklicher. Die Sonne am Himmel ging zwar in seinem weiten Reiche nie unter, dagegen die Sonne des Friedens in seinem Herzen nie auf. Nachdem er seine Zeit mit Unruhe zugebracht und der bitteren Erfahrungen viele, selbst als hochgebietender Kaiser, gemacht hatte, sehnte sich sein freudenloses Herz nach Ruhe. Er suchte sie aber nicht in Gott, nicht in der Religion der Liebe, sondern nur in deren äußeren Formen und darum fand er jene Tochter des Himmels nicht. Das Buch seines Lebens enthielt manche große, selbst rühmliche That, manche schöne, uns aufbewahrte Rede, manche klare Ansicht über die Wirren des Lebens; allein auch viele schmutzige, ja blutgefleckte Blätter. Er hat durch einen Kreuzzug gegen Tunis 20,000 Christensclaven befreit, dagegen eben so vielen Niederländern wegen ihres Glaubens die Köpfe abschlagen lassen. Er sprach schön an Luthers Grabe zu Wittenberg, handelte aber dafür desto grausamer an dessen Bekennern. Wie jedes menschliche Herz bald trotzig, bald verzagt ist, also war auch das seine bald großmüthig, bald falsch und heuchlerisch. Als sein Feldherr den Papst Clemens VII. bekriegt und gefangen genommen hatte, mißbilligte Karl des Ersteren That, legte deshalb mit seinem Hofe Trauer an und trieb seine Heuchelei so weit, daß er öffentliche Gebete für die Befreiung des Kirchenoberhauptes anordnete. Dabei verlangte er für dessen Freigebung die Summe von 400,000 Goldthalern, begnügte sich jedoch endlich mit einem Viertel. Thaten- und lebenssatt übergab er endlich seinem Sohne Philipp die Regierung und zog sich an sei-

nem 57sten Geburtstage in das spanische Kloster St. Just zurück, wo er der stillen Selbstbetrachtung und den damaligen Anforderungen eines heiligen Wandels leben wollte. Was er vor dem Geräusche seines Herrscherlebens aus Mosis und

der Propheten, aus Christi und der Apostel Büchern nicht gehört hatte, lehrten ihn in der klösterlichen Einsamkeit — zwei hölzerne Wanduhren, welche er trotz aller Bemühung nicht zu einem Gange, nicht zu gleichem Schlagen bringen

konnte. Da ſteht der einſtige große Kaiſer, im geſchornen Haupte, in der härenen Kutte und bloßen Füßen, vor den beiden Ungehorſamen. „Thor ich!“ ſpricht er ernſt und bitter — „nicht einmal zwei Uhren vermag ich in denſelben Gang zu bringen, und vermaß mich doch einſt, ſo viele Millionen Menſchen zu einem einzigen Glauben zu bewegen.“

Karl Friedrich, Großherzog von Sachſen-Weimar-Eiſenach.

Wenn man Dresden das deutſche Florenz genannt hat, ſo verdient Weimar mit demſelben Rechte den Namen des deutſchen Athen zu tragen; denn geraume Zeit war es der Ort, von welchem das attiſche Salz über Deutſchland ausging. Herder, Schiller, Wieland, Göthe, Böttiger und andere deutſche Heroen haben dem kleinen Ländchen, das nur 67 Quadratmeilen und etwa 250,000 Einwohner zählt, einen großen Namen gegeben. Und in dieſe Zeit, wo Weimar in einem Kranze unſterblicher Männer ſtrahlte, fallen des Großherzogs Karl Friedrichs Jugendjahre. Sein Vater, jener unvergeßliche Fürſt, welcher ſein Land zur Wiege der Wiſſenſchaften und Künſte erhob, war der zuerſt mit der großherzoglichen Würde bekleidete Regent von Sachſen-Weimar — Karl Auguſt. Seine Gemahlin, die

Mutter des jetzigen Großherzogs, Luise von Hessen-Darmstadt — stellte sie sich, nach der unglücklichen Schlacht bei Jena, nicht ganz allein dem wild andrängenden Franzosenheere sammt seinem, gegen Weimar höchlich eingenommenen, Beherrscher kühn entgegen? Welchem Weimaraner sollte es entfallen sein, daß Luise es war, welche die wilden Ausschweifungen siegestrunkener Krieger durch ihren Muth verhinderte oder wenigstens milderte?! Einem solchen älterlichen Edelreise ist Karl Friedrich entsprossen. Wie sollte er da nicht gute Früchte tragen?! Herder hat ihn, der am 2. Februar 1783 zu Weimar geboren ward, getauft und auch später confirmirt, — Schiller ihn, als er, 19 Jahre alt, nach Paris reisete, ermahnt, am alten Vater Rhein den Manen seines heldenmüthigen Ahnherrn — des großen Bernhard von Weimar — zu huldigen, — Böttiger's und andrer würdiger Männer Leitung ihn mit mannigfachen Kenntnissen ausgestattet. Seit dem 3. August 1804 ist er mit Maria Paulowna, der Tochter Pauls I. und Schwester des jetzt regierenden russischen Kaisers vermählt. Sein Bruder Bernhard hat sich als Feldherr in niederländischen Diensten großen Ruhm erworben und das Seinige beigetragen, Weimars Namen einen guten Klang in Europa zu verleihen. Unter den mannigfachen Verbesserungen, welche den Antritt der Regierung Karl Friedrichs bezeichneten, war die Beschränkung des Jagdaufwandes und Verminderung des Wildstandes eine der ersten. Besser als Worte, möge folgender Zug des Großherzogs dessen Character abmalen.

Der Schulmeister eines weimar'schen Dorfes kommt eines Abends ganz erschrocken zu seinem Pfarrherrn gesprungen. „Herr Pastor —" ruft er aus — „auf unserm Kirchenboden müssen Diebe eingebrochen sein. Als ich zu den Glocken aufsteige, vernehme ich ein arges Gepolter und Umherspringen unter dem alten, auf dem Boden befindlichen Gerümpel, das ich mir durchaus nicht zu erklären weiß. Kommen Sie und überzeugen sich selbst." Der Pfarrer ging und mußte dem Schulmeister beipflichten. Die angestrengteste Aufmerksamkeit vermochte kein Licht über die Natur des Ruhestörers auf dem fraglichen Boden zu geben. Der Pfarrer, ein Mann von Muth und Entschlossenheit, holt seine, mit grobem Schrote geladene Flinte herbei und betritt in Begleitung des gleichfalls bewaffneten Schulmeisters den verhängnißvollen Kirchenboden. Wen entdecken sie hier als Dieb oder Gespenst? Einen Auerhahn, der, durch das offene Dachfenster hereingekommen, vergebens wieder einen Ausgang sucht und in wilder Scheu sich zwischen den aufbewahrten Inventarienstücken herumtreibt. Diese unerwartete Entdeckung verwandelt die betroffenen Männer in lachende. Der geistliche Herr wird zum Nimrod, der Schulmeister zu seinem Treiber, der Boden des Gotteshauses zum Schießreviere, in welchem eine hitzig geführte Treibjagd beginnt. Beinahe wäre es oben Nacht geworden, bevor der Pfarrherr zum Schusse kommen konnte, der dem Auerhahn das Lebenslicht ausblies. Denselben lieferte am andern Tage schon der ehrliche Jäger mit der gehörigen Meldung an die Jagdbehörde ab. Allein deren Chef faßte dieß Pfuschen in das edle Jägerhandwerk von der schwärzesten Seite auf. Er verklagte den geistlichen Herrn als einen Wildschützen und beantragte dessen Bestrafung nach den darüber bestehenden strengen Gesetzen. Der Prozeß nahm hierauf seinen Gang, der für den guten Pfarrherrn leicht übel hätte endigen können, wäre jener nicht von dem edlen Großherzoge selbst durch folgendes Endurtheil niedergeschlagen worden: „Da der Pfarrer N. das von ihm erlegte Wild abgeliefert hat, so ist er nicht nur

mit aller und jeder Strafe wegen unbefugten Schießens zu verschonen, sondern demselben, in Betracht seines ehrlichen Verfahrens, die hohe, mittle und niedere Jagd auch ferner — jedoch nur auf seinem Kirchenboden — gestattet."

Die Schule im Freien.

Die Natur ist ein großes Lehrbuch, dessen Inhalt in Milliarden von Gegenständen zu uns spricht, vom Sonnenstäubchen an bis zur hohen Ceder — bis zum ungeheuern Wallfische. Jedes Blatt, jeder Staubfaden, die kleinste Milbe ist ein Wort voll tiefer Bedeutsamkeit. Dieses erkannte auch schon der größte Lehrer aller Zeiten — Christus! Darum predigte er vom Berge herab, aus dem Schiffe, in der Wüste; darum deutete er auf den Säemann hin; auf das Saamenkörnlein, aus welchem eine Riesenstaude erwächst; auf die Lilien unter dem Himmel und das Gras auf dem Felde; auf die Vögel in der Luft und auf das Rohr, das vom Winde hin und her beweget wird. Wer das Buch der Natur zu lesen versteht, wird nie sich langweilen, wenn er auch einsam durch die Auen und Wälder dahin pilgert. Mehr als durch den unterhaltendsten Roman wird er sich angezogen fühlen durch die Worte der göttlichen Wahrheit in der weiten Schöpfung. Aber die meisten Menschen sind leider mit Blindheit geschlagen, wann sie in's Freie gehen. Jeder ihrer tölpischen Tritte beschmuzt, zerknittert, vernichtet wohl gar ein vollgeschriebenes Blatt des großen Lehrbuchs. Unwillig brummend schüttelt der Mensch die Diamanten des Morgenthaues von seinen Füßen; was da im Staube kriecht oder durch die Lüfte summt, schimpft er Ungeziefer; die Erde — seine Mutter — heißt er Dr—; und unausstehlich findet er oftmals die erhabenste Naturpredigt unsers Gottes. Dann möchte man recht tief aus dem Herzen seufzen: „Hephatah — thue dich auf, du erblindetes Auge! Gleichwie aber das Wort der Offenbarung nöthig war, um uns den von Ewigkeit da gewesenen Gott im rechten Lichte erkennen zu lassen: so bedarf auch unser blodes Auge des Arztes, der uns den Staar sticht oder durch eine taugliche Brille schauen läßt, um Gottes Wunderwerke in der Natur zu entdecken. Dergleichen Aerzte nun sind die Naturforscher, die, wie der König Salomo, reden von

der Ceder an zu Libanon bis an den Ysop, der an der Wand wächst, von Vi
von Vögeln, von Gewürme und von Fischen.

Ihre Lehrbücher hingegen sind die Augengläser, die unsre Sehkraft verbess
und schärfen. Welch' hohes Vergnügen genießt nicht schon der Botaniker, w
cher oft nur um Pistill und Staubfäden, um Blatt, Stengel und Saamenlapp
sich kümmert und die gefundene Pflanze unbarmherzig zwischen die Presse e
klemmt! Darum, ihr Väter, Mütter und Lehrer, hinaus in's Freie! Dort l
ret euern Kindern mit Hülfe des gedruckten Buches das lebendige Buch der N
tur kennen. Nicht lehret sie zuerst, was in fernen Landen lebt, wächst und
ist, damit eure Zöglinge nicht den Kaffeebaum und den Löwen eher kennen
den Lein und den Maulwurf. Zeigt ihnen, warum dieß und jenes vorhanden
welchen Platz es in dem großen Haushalte Gottes einzunehmen bestimmt
Dann werden die Kinder eben so aufmerksam und fröhlich euch zuhören, als
jugendlichen Gestalten ihrem Lehrer auf diesem Bildchen; dann werden sie a
Alles mit andern Augen betrachten und sich hüten, kalten Blutes Geschöpfe
quälen oder muthwillig zu vernichten, welche uns bei näherer Betrachtung als
größten Kunstwerke erscheinen.

Eduard Duller.

Geschichte und Dichtkunst sind Schwestern,
in schwesterlicher Eintracht verkünden sie —
selbstständig und doch oft von der andern einen
gewinnenden Klang entlehnend, — in Hütte
Palast, die höchsten und heiligsten Ideen der Men
heit: Wahrheit, Freiheit und Recht. Da wir
manchem Hörer das Auge hell und das Herz wa
er fühlt stolzfreudig sein unsterbliches Theil und
sinnt sich nicht lange, das Wort, das er vernim
in eine That zu verwandeln, die seines freien
lens, seiner eignen Kraft Errungenschaft, die se
ganzen Wesens bleibendes Eigenthum wird.
innig verbunden indessen Geschichte und Dichtkunst ihrer innersten Wesenheit
sind, — so ist doch nicht gerade jeder Dichter zugleich Geschichtschreiber, und
gekehrt nicht jeder Geschichtschreiber auch Poet; — und doch sollte dies Letztere
der Fall sein, denn die besten Studien des Geschichtschreibers bleiben todt und
Frucht, wenn ihm der belebende Funke der Poesie fehlt, die Gabe, alle na
Begebenheiten als Entwicklung eines großen Organismus darzustellen und
Schicksale in der Weise anschaulich zu machen, daß ihr moralischer Zusam
hang für alle Augen deutlich wird und das Hirngespinnst des bloßen Zufall
sein Nichts zerfließt. Geschichtschreiber wie Dichter müssen das Volk im
haben und im Herzen tragen, — versteht sich: das Volk, nicht den Pö
zum Volke gehört ja der Fürst eben so gut wie der Handwerksmann! Es ist
der armseligsten Lügen, daß der große Poet, der große Geschichtschreiber nu

wenige Auserwählte schreibt. Kämpft denn der Feldherr nur für ein paar privilegirte Kasten?

Einer von den deutschen Schriftstellern der Gegenwart, die Geschichtschreiber und Dichter zugleich sind und zwar aus voller Seele, mit heißer Liebe für's Volk, — ist Eduard Duller. Geboren in Wien am 8. November 1809, hat er sein ganzes Leben bis jetzt, ungebunden durch einen Staatsdienst oder sonstige Abhängigkeit, ausschließlich der Literatur gewidmet und lebt nun an der Seite einer lieben sinnigen Frau, in Mitten edler Freunde und literarischer Schätze, seit sechs Jahren in Darmstadt. In seiner „Geschichte des deutschen Volkes" (Leipzig bei Georg Wigand) hat er ein deutsches Volksbuch geschrieben, das ihm edler Freisinn und wärmste Vaterlandsliebe eingaben und das diese Gesinnungen schon in viele Herzen gepflanzt, in vieler andern befestigt hat und (so Gott will) noch recht viele damit erfüllen wird. In gleichem Geiste hat Duller auch Schillers „Geschichte des Abfalls der Niederlande", und zwar der öffentlichen Meinung nach, Schiller'n ebenbürtig, fortgesetzt. Daß Duller ein Dichter ist, und zwar ein solcher, der kühn das Höchste erstrebt, beweist sein „Fürst der Liebe". (Leipzig bei Mayer und Georg Wigand 1842.) So heißt nämlich ein Kranz von Dichtungen, worin er den Triumph des Göttlichen im Menschen und in der Menschheit in glühenden Farben schildert.

Duller steht jetzt in der Blüthe seiner Jahre und in der Fülle seiner Kraft. Gibts Gott, so schafft er als Geschichtschreiber und Poet noch manches Werk, das deutsche Herzen erfreut, in ihnen Wurzel schlägt und gute Früchte trägt.

Ed.

Die Versicherungen.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts war an einem heiteren Herbsttage, in dem Hause des reichen Kaufmanns May zu Hamburg, großes Fest. Drei Buchhalter, zwanzig Commis, zehn Markthelfer harrten, sonntäglich angeputzt, in dem geräumigen Comptoirzimmer ihres Herrn. So wie der Erwartete eintrat, beugten sich alle Rücken, scharreten alle Füße, sprachen, brummten, lispelten, stotterten — je nach der ihnen verliehenen Gabe — alle Lippen der Glückwünsche viele, denn es war heute das Wiegenfest des Herrn Prinzipals. Dieser zeigte sich erkenntlich; Wein und Kuchen wurden den Gratulanten gereicht, die Nachmittagsstunden heute frei gegeben. Der Freunde und Verwandten viele fanden sich ein und ließen sich's an der reich besetzten Tafel wohl schmecken, dabei ihrem Wirthe das Beste anwünschend. Herr May jedoch schien eben nicht recht heiter gelaunt. Er warf oftmals einen unruhig forschenden Blick auf die Wetterfahne des Nachbarhauses, die für ihn das an einem Pferdehaare aufgehängte Schwerdt jenes heidnischen Tyrannen zu sein schien. Als man des Hausherrn Gesundheit im Champagner leben ließ, sprach jener halblaut zu seinem nächsten Tischgenossen: „Drei Schiffe in See und die Aequinoctialstürme im Anzuge! Der Herr lasse es glücklich ablaufen!" In der Nacht darauf fühlte sich Madame May im süßesten Schlafe geweckt. Als sie erschrocken aufschaute, stand ihr Gemahl mit verstörtem Gesichte vor ihrem Bette.

„Hörst du den Sturmwind heulen?“ sprachen seine bebenden Lippen. „Ich bin ein geschlagener Mann!“ Er hatte Recht. Nach 3 Wochen waren die Buchhalter, Commis, Markthelfer, die dienstfertigen Freunde und Schmeichler, die Pferde nebst dem Wagen, das Silberzeug und der reiche Inhalt der sämmtlichen Geräthschaften — mit einem Worte: Alles — verschwunden, denn — die 3 Schiffe waren wirklich untergegangen. Arm wie eine Kirchenmaus zog er mit den Seinen aus seinem Hause, das die Schuldner in Beschlag genommen hatten. Zum Mäkler war der reiche Grosso-Händler herabgesunken, der fortan Hamburgs Gassen zu belaufen hatte, um das nothdürftige Brot zu erwerben. Zweimal schon hatte er des Schicksals Launen erfahren, standhaft ertragen und durch Fleis und Betriebsamkeit wieder versöhnt. Dem letzten Schlage war seine Kraft nicht gewachsen. Ein Pistolenschuß endete eigenmächtig ein Leben, das für ihn ohne Werth mehr war. Seine Gattin härmte sich zu Tode und seine Kinder nahm das Waisenhaus in Empfang, das freilich das Vaterhaus nicht zu ersetzen vermochte.

Mit dankerfülltem Herzen saß der Rittergutspachter Bertram in der Kirche des Dorfes Schenau. Still pries er — laut der Herr Pfarrer die Güte Gottes, welche dem Lande eine überaus gesegnete Aerndte beschceert hatte, deren Reichthum die geräumigen Scheuern nicht einmal zu bergen vermochten, so daß der haushohen Getreidehaufen mehrere den Edelhof bedeckten. Die Felder zum reichlicheren Tragen zu zwingen, hatte Bertram weder Mühe, noch Kosten gespart, und mit freudiger Genugthuung sah er sein Wirken belohnt, dessen Frucht ihn in den Stand setzte, seine älteste Tochter auszustatten, seinen erstgebornen Sohn auf die Universität zu schicken und den übrigen 4 Kindern eine angemessene Erziehung angedeihen zu lassen. Als er, aus der Kirche heimgekehrt, sich an den, heute reichlicher als gewöhnlich besetzten Tisch setzen wollte, meldete die Magd einen Fremden, welcher den Rittergutspachter dringend zu sprechen wünschte: „Hart hat mich —“ hob jener an — „das Schicksal heimgesucht. Noch vor 8 Tagen ein wohlhabender Mann, bin ich durch eine Feuersbrunst, die meine ganze Habe verzehrte, zum Bettler geworden, der als solcher auch Ihre Güte anflehen muß.“ — Es geschah dieß im vorigen Jahrhunderte, wo noch keine Brandversicherungsverpflichtung bestand, wo daher die Abgebrannten bettelnd von Ort zu Orte zogen und die Mildthätigen in eine unaufhörliche Contribution setzten. Auch Bertram gehörte zu den Mitleidigen. Allein häufig vorkommende Betrügereien hatten ihn doch vorsichtig gemacht. „Wie heißt Ihr Wohnort?“ fragte er — „Haben Sie Zeugnisse aufzuweisen?“ — „Ich bin von Schönlinde —“ versetzte der Abgebrannte — „welches vor 6 Tagen fast ganz darnieder gebrannt ist. Hier sind meine Zeugnisse, von dem dortigen Gerichtshalter ausgestellt.“ — Bertram hatte bei Nennung des Namens „Schönlinde“ seine Betroffenheit zu verbergen gewußt. Genau betrachtete er nun die ihm überreichten Papiere. „Herr!“ fuhr er den Fremden zornig an — „Sie sind ein elender Betrüger und Lügner! Hand, Name und Unterschrift sind falsch. Mein Schwager selbst ist Gerichtsdirector in Schönlinde, und erst diesen Morgen habe ich einen Brief mit der Versicherung von ihm erhalten, daß dort Alles wohl und nach Wunsche stehe. Sie verdienten, daß ich Sie sofort festnehmen und nach-

drücklichſt beſtrafen ließ. Nur weil ich an dem heutigen Erndtefeſte Niemand durch meine Schuld unglücklich machen möchte, laſſe ich Sie frei ziehen, werde aber Jedermann vor Ihren Betrügereien warnen.“ — Zähneknirſchend ging der Elende, um des Nachts zurückzukehren und die Getreidehaufen in Brand zu ſtecken. Am andern Morgen ſtand Bertram nebſt den Seinen, nur das nackte Leben gerettet, an der rauchenden Brandſtätte, die Alles, Alles verſchlungen hatte. Da er ſich ſchämte, als Bettler umherzuziehen, ſo blieb ſein Wohlſtand für immer vernichtet, demnach die Braut unausgeſtattet und der Sohn fern von der Univerſität.

Glühend lag die Sonne an den weiß getünchten Weinbergsmauern. Die ganze lebende Natur lechzte nach Erquickung, nach Regen. Seit langen Jahren zum erſtenmale waren die Reben mit unzähligen Trauben bedeckt, die bereits halbwüchſig waren und die Weinbergsbeſitzer zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigten. Herr Walther und ſeine Frau durchwandelten ſelbander ihren Weinberg. „Ich muß wirklich morgen ſchon wieder die Reben brechen —“ ſprach er. „Faſt ſichtlich wächſt Alles.“ — „Nur nicht in ſolcher Hitze —“ meinte die Frau — „ſonſt müßten wir verbrennen.“ Das dumpfe Grollen eines entfernten Gewitters beantwortete ihre Rede. Herr Walther blickte auf die ſchwarze Wetterwand, die ſich in Weſten am Horizonte aufrollte und ſagte: „Ein ſanfter, eindringlicher Regen iſt nicht mit Golde zu bezahlen; aber wir wollen den lieben Gott um ein gnädiges Donnerwetter bitten.“ — Nach einer Viertelſtunde kam daſſelbe auf Windesflügeln heran. In Nacht verwandelte ſich der Tag, in welcher nur die ſich kreuzenden Blitze eine augenblickliche Helle hervorbrachten. Menſchen und Thiere eilten einem ſichern Verſtecke zu. Herr Walther, ſeine Frau, die Kinder und die Magd waren in der Wohnſtube verſammelt und vergingen faſt vor Angſt. In der Luft oben rauſchte es und gleichwohl bewegte ſich kein Blatt an den Weinſtöcken. „Gott Lob, jetzt fängt es an zu regnen; —“ hob endlich die Mutter an — „mir war erſt wirklich vor der gelben Wolke dort bange.“ — Ein Knall auf das Ziegeldach des gegenüber liegenden Holzſchuppens, wie von einer niederſchlagenden Flintenkugel, machte den Vater noch mehr erbleichen. Ihm folgten zwei — fünf ähnliche Schläge, von denen einer die Fenſterſcheibe traf und ſolche zerſchlug. „Gott erbarme ſich — das ſind Schloßen! —“ rief die Frau und rang die Hände. „Vielleicht bleibts bei einzelnen —“ tröſtete der Vater trotz des eigenen Kleinmuthes. Aber das Getöſe auf den Dächern, als würden Erbſen darauf ausgedroſchen, ſpottete ſeiner Worte. Zuletzt hörte auch dieſes auf und man vernahm nur ein ununterbrochen fortwährendes Rauſchen dicht niederſtürzender, weißer Maſſen, die draußen jeden Gegenſtand unſichtbar machten. Die ganze Familie lag auf den Knieen, mitten in der Stube, und hielt ſich laut ſchluchzend umfangen, dem Aufruhr in der Natur das Antlitz abwendend. Nach einer gräßlichen Viertelſtunde ward es ſtill. Herr Walther ſtand auf und ſagte mit verzweifelter Ruhe: „Nun iſt's aus! Wovon wir Jahre lang zu leben gedachten — es iſt in einer Viertelſtunde dahin gegangen.“ Er wankte in's Freie. Die Seinen ihm nach. Die Sonne lachte wieder — Herr Walther aber nicht. Nicht brauchte er die Reben morgen zu brechen — ſie waren ſchon gebrochen; die Trauben dazu, welche nebſt grüner Blätterfülle unter den Hagelkörnern begraben lagen, wie unſre geſtorbenen Kinder unter der kal-

ten Erde. Und aus dem eisbedeckten Boden ſtarrten die dunkeln Rebſtöcke gleich ſchwarzen Kreuzen auf dem Friedhofe empor, und das Bild des letzteren völlig wahr zu machen, irrten lauter weinende und klagende Geſtalten dazwiſchen herum. Als im October darauf die Weinberge von Böllerſalven und fröhlichen Geſängen widerhallten, als junge Burſche und ſchmucke Winzerdirnen die vollen Bütten zur Kelter trugen, der purpurrothe Rebenſaft der zwängenden Preſſe in Strömen entquoll und die Fäſſer nicht ausreichten, den ungewöhnlichen Segen zu bergen: da begann denjenigen auf's Neue das Herz zu bluten, über deren Rebenberge der verheerende Hagelſchlag dahingeſtrichen war wie der Samum der Wüſte. Was ihnen das nachbarliche Mitleid von dem Ueberfluſſe zukommen ließ — es gelangte höchſtens bis in den Magen, doch nicht in den Keller, und die Süßigkeit des reichen Jahrganges vermehrte nur die Bitterkeit in dem Herzen der ſo ſchwer Heimgeſuchten.

„Du ſiehſt ja ganz roth im Geſichte aus —" empfing die Frau des Leihhaus-Expedienten Wahrig ihren Mann, als er eines Tages heimkam. „Iſt es Freude oder haſt du wieder etwas Aergerliches gehabt?" Sprachlos fiel Wahrig ſeiner Gattin um den Hals. „Kaſſirer bin ich geworden —" ſtammelte er endlich. O wir Glücklichen! Zeither jährlich 150 und nun auf einmal 600 Thlr. Gehalt! — Nun brauche ich nicht mehr des Nachts Noten zu ſchreiben — wir bezahlen unſre kleinen Schulden — können wenigſtens jährlich 200 Thlr. hinlegen — und wie geſund will ich nun werden!"

„Und unſere Kinder! —" weinte die Frau entzückt — „Wir können ſie in eine ordentliche Schule ſchicken, laſſen ſie nicht mehr zum Schand-Spectakel herumlaufen —"

Es wurden der Luftſchlöſſer noch viele erbaut, die nach 2 Monaten ſämmtlich wieder zuſammen fielen; denn Wahrig lag um dieſe Zeit nach einem dreiwöchentlichen Krankenlager auf der Bahre. Die Begräbnißkoſten mußten die Mitglieder des Leihhausperſonals durch eine Collecte unter ſich aufbringen und nur von weitem hatte Wahrigs Familie einen Blick in das gelobte Land werfen dürfen.

Ruhig hört jetzt der Kaufmann, deſſen Handelsſchiffe im Meere treiben, den Sturmwind heulen. Der Landwirth verzweifelt nicht mehr, wann ein Wetterſtrahl oder eine ruchloſe Hand ſein Eigenthum in Brand ſteckt oder die Viehſeuche ſeine Ställe verödet. Der Feld- und Weinbergbeſitzer hat zu leben, auch wenn Hagelſchlag die Früchte ſeines Fleißes vernichtet, und der Familienvater kann ruhig von den Seinen ſcheiden, denn er weiß ſie nach ſeinem Tode wohl verſorgt. Das iſt der Segen der Verſicherungen! Es giebt jetzt — namentlich in dem unruhigen Frankreich — eine Klaſſe Menſchen, welche die gleichmäßige Vertheilung der Güter zu ihrem Streben macht. Die Thoren! Was ſie durch Meuchelmord und Aufruhr zu erreichen trachten — es iſt bereits vorhanden und zwar durch die Verſicherungsgeſellſchaften, die, ohne der menſchlichen Willensfreiheit zwängende Feſſeln anlegen zu wollen, alle Menſchen in eine große Familie vereinen, deren Glieder gemeinſam die Verluſte des Einzelnen tragen und ihn ſemit vor Elend und Untergang ſichern.

Welche aber waren die ersten und ältesten Versicherungsgesellschaften? Die Gradekassen-Vereine! — ein Beweis, daß die Sorge für unsere Hinterlassenen die natürlichste und zunächstgelegene ist. Alle Gradekassen waren jedoch mehr oder minder auf falsche Berechnungen erbaut, belasteten ihre Mitglieder gerade zur Zeit der Noth — bei Krieg und Epidemieen — am meisten, und sind daher zu Grunde gegangen. An ihre Stelle sind die Lebensversicherungs-Gesellschaften getreten, in welchen man gegen eine sich gleich bleibende, jährliche Steuer eine beliebige Summe versichert, die nach dem Tode dem von uns ernannten Erben ausgezahlt wird. Auch unser Vaterland besitzt in Leipzig eine derartige Lebensversicherungs-Gesellschaft, die dem Theilnehmer noch besondere Vortheile darbietet. Nach ihren Statuten wird jeder, welcher über 5 Jahre gesteuert hat, Theilnehmer an den Ueberschüssen der Kasse, die als Dividende den Mitgliedern alljährlich ausgezahlt werden. Du kannst damit anfangen, eine kleine Summe zu versichern und bei vermehrtem Einkommen dieselbe erhöhen, oder auch, in Fall, daß deine Umstände sich verschlechterten, die versicherte Summe wieder vermindern oder ganz von der Gesellschaft abgeben, in welchen beiden Fällen du einen verhältnißmäßigen Theil der bereits eingezahlten Beiträge wieder erhältst. Wer das 85ste Lebensjahr erreicht, zahlt gar keine Einsteuer mehr. Geräthst du in eine augenblickliche Noth, so kannst du auf den Schein über die von dir versicherte Summe, den man Polize heißt, überall, bei der Leipziger Lebensversicherung-Gesellschaft selbst, Geld geliehen bekommen. Wem du die Polize schenkst, ist dein Erbe. Demnach kannst du einem verehelichen Kinde, einem Freunde, einer Geliebten, armen Verwandten, Pathen, treuen Dienstboten, wohlthätigen Anstalten, Schulen, Kirchen u. s. w. auf diese Weise ein Legat oder eine Schenkung zuweisen, ohne deine übrigen Erben dadurch zu beeinträchtigen. Das aus den angesehensten Einwohnern Leipzigs zusammengesetzte Directorium der sächsischen Lebensversicherungs-Gesellschaft weiset in seinem vorjährigen Berichte nach, daß bereits 3061 Mitglieder ihr Leben mit 3,863,200 Thalern versichert haben, was demnach durchschnittlich mehr als tausend Thaler auf die Person beträgt. Damit sei hiervon genug gesagt.

Die große Michaeliskirche in Hamburg.

Sie liegt in Westen von der Stadt, in der höchsten Gegend derselben, zwischen dem großen Neuen- und Schermarkte. Ihre ganze Länge beträgt außen von einem Ende der Mauer bis zum andern 245 und inwendig 184 Fuß. Die größte äußere Breite der Kreuzlinie ist 180 und die innere 158 Fuß. Die Höhe der Kirche bis zum Thurme mißt 130, vom Grunde bis an's erste Kirchendach 81; das erste Dach ist 21 und das zweite 25 Fuß hoch. Die ganze Thurmhöhe von der Erde an bis zum äußersten Punkte beträgt 456 Fuß. Der Grund zu der ersten großen Michaeliskirche, sonst St. Salvator genannt, ward 1649 gelegt und 1661 war deren Bau bis auf den Thurm vollendet, welcher erst 1669 eingeweiht wurde. Zur Hauptkirche der Neustadt erklärte man sie 1678, bis diese 1685 zum fünften Kirchspiele der Stadt erhoben wurde. Am 10. März 1750 schlug ein Blitzstrahl in den Thurm und äscherte ihn nebst der ganzen Kirche und den unter derselben befindlichen Grüften ein. Den Anfang zur Wiedererbauung machte man noch im Sep-

tember 1750 und fuhr damit bis zum Schlusse des Jahres 1753 fort. Hierauf mußte der Bau aus Mangel an den nöthigen Geldmitteln bis 1757 ruhen, wo er wieder aufgenommen und so beschleunigt wurde, daß man die Kirche schon 1762 einweihte. Der Thurm hingegen erhielt erst 1778 seine letzte Vollendung. Die Michaeliskirche hat die Form eines Kreuzes. Ihr Erbauer hieß E. G. Sonnin. Sie hat nur 4 starke Tragepfeiler. Die vielen Gipsverzierungen am innern Gewölbe sind kleinlich und schmälern den Eindruck, den das Ganze der Kirche hervorbringt. Das Altarblatt, die Auferstehung Christi vorstellend, ist von Tischbein gemalt. Das einzige Grabdenkmal in der Kirche ist das von dem letzten General und Kommandanten der Stadt, Freiherr Johnus von Eberstädt. Der untere Gruftkeller ruht auf steinernen Pfeilern, hat wenig seines Gleichen und besteht aus 150 Gräbern. Der verheerende, furchtbare Brand vom 6. Mai 1842 hat diese schönste Kirche Hamburgs glücklicherweise verschont. Mit ihr würden zugleich die ehernen Gedächtnißtafeln, welche die Namen der im deutschen Befreiungskriege gefallenen Hanseaten und Bürgergardisten der Nachwelt aufbewahrt, so wie die in ihr 1813 geweihten hanseatischen Fahnen und Standarten — seit 1815 hier befindlich — in Staub zerfallen sein.

Ferdinand I., Kaiser von Oestreich.

Was der Ahnherr Rudolph von Habsburg begonnen und erbauet — es steht noch jetzt in immer mehr gestiegener Größe und Herrlichkeit da: die östreichische Monarchie! Und noch immer ruht des Aelterevaters biederer, deutscher Sinn — die deutsche, ehrliche Treue, die offene Liebe zum Volke, zur Sprache, zum Rechte und zur Gerechtigkeit auf seinen Nachkommen. Auch die gegenwärtigen Beherrscher Oestreichs geben Gott, was Gottes ist, und sind, wie ihr Ahnherr, bereit, der Kirche und ihren Dienern allen Beistand zu leisten. In dem beinahe sechshundertjährigen Bestehen hatte das Schifflein Oestreichs zwar manchen schweren Sturm und namentlich in dem Anfange des jetzigen Jahrhunderts noch zu bestehen. Da geschah es wohl zuweilen, daß es von den Wogen ganz bedeckt ward, bald einen Mastbaum, bald ein Segel verlor, zu Zeiten auch kostbaren Ballast über Bord werfen mußte. Allein gerade in der schlimmsten Zeit besaß es einen schlichten, frommen

Steuermann, der, Gott vertrauend, das Steuerruder nicht aus der Hand gab und, unter dem Beistande seiner Gefährten, das Fahrzeug glücklich in den Hafen führete und es darin, schöner als zuvor, wieder herstellte. Wer wollte nicht errathen, daß ich den Kaiser Franz meine, ihn, der noch im Munde wie im Herzen seines Volkes lebt und leben wird? Und bevor ihn der Herr abrief, um ihm für die irdische Krone die unvergängliche, schönere des ewigen Lebens zu reichen, ermahnte er seinen Sohn, den jetzt regierenden Kaiser, fortzufahren in seinem Geiste und Willen, sein Volk zu beglücken. Und Ferdinand I. war ein gehorsamer Sohn. Seit 24 Jahren ist Oestreich stille, und ein jeglicher Oestreicher wohnt unter seinem Weinstocke und Feigenbaume, unaleich glücklicher als Israel zu Davids Zeiten. Zweifelst du, lieber Leser, daran, so reise nur nach Italien, wo du den Unterschied zwischen dem östreichischen Regimente mit anderem gar bald erkennen wirst. Ferdinand I. wurde am 19. April 1793 zu Wien geboren. In seiner Jugend war er schwächlich und darum hat er sich nie dem Kriegerstande zugeneigt, sondern friedliche und nützliche Beschäftigungen vorgezogen. Und ist dieß nicht als ein wahres Glück für Deutschland zu betrachten? Denn fährt unter einem kriegerisch gesinnten Fürsten das Schwert von 600,000 Streitern nicht ungleich schneller aus der Scheide, als wo der Friede auf dem Herrscherthrone sitzt? Als Kronprinz hat Ferdinand I. Reisen durch einen Theil von Frankreich, Italien und der Schweiz, so wie durch die meisten Provinzen seines großen Reichs gemacht, wo ihm seine Herzensgüte und Wohlthätigkeit viele Gemüther gewann. Noch bei Lebzeiten seines Vaters, 1830, wurde er als König von Ungarn gekrönt, ohne jedoch Antheil an der Regierung zu nehmen. Seit dem 12. Febr. 1831 ist er mit Caroline Mariane, Tochter des Königs Emanuel von Sardinien, vermählt, welche Ehe, ebschon übrigens sehr glücklich, bis jetzt keiner Kinder sich zu erfreuen gehabt hat. Dafür erblickt das erhabene Herrscherpaar in allen seinen Unterthanen seine Kinder und behandelt sie auch als solche. Wie ein wahrer Vater lebt, still und wohlthuend, der Kaiser Ferdinand in seinem Wien und Schönbrunn, wo seine Gegenwart niemand abhält, die Annehmlichkeiten des, jedermann offenstehenden Parkes zu genießen. Keine verschwenderische Pracht, keine rauschenden Feste, keine Jagden,

Lustlager oder andere kostspieligen Zerstreuungen füllen des Kaisers Mußestunden aus. Keinem glänzenden Meteore — einem sanften Regen gleicht er, der geräuschlos, doch um so feuchtbringender, die lechzende Erde erquickt. Und doch wäre er beinahe einst durch die Hand eines Meuchelmörders gefallen. Es war im August 1832, als Franz Reindl, ein Hauptmann außer Dienst, welcher den damaligen Kronprinzen um eine Summe Geldes angegangen, statt derselben aber nur eine ansehnliche Gabe erhalten hatte, zum Danke dafür einen mörderischen Anfall auf ihn ausführte. Glücklicherweise nicht vollständig gelang ihm derselbe. Als nämlich der Mörder den jetzigen Kaiser, welcher sich damals in Baden bei Wien aufhielt, auf der Straße niederschießen wollte, streifte die Kugel nur leicht die Achsel. Einen zweiten Schuß verhinderten die Herzuspringenden, welche sich des Rasenden bemächtigten, der hierauf zu lebenslänglicher Festungsstrafe verurtheilt wurde. Wie bei allen Gliedern des östreichischen Regentenhauses ist das Haupt des Kaisers mehr hoch als breit, dagegen schmal gedrückt und der Mund etwas vorstehend — eine Familienähnlichkeit, die in der That eben so merkwürdig als unverkennbar ist.

Ernst, Herzog zu Sachsen-Koburg-Gotha.

Das Haus Sachsen-Koburg-Gotha bildet gegenwärtig eine Regentenfamilie, welche, außer dem Besitze ihres Stammlandes, auf den höchsten Stufen Europa's thront. Vorausgesetzt, daß ein solcher Vorzug ein wirkliches Glück sei, so muß man bekennen, daß das genannte Haus ein sehr vom Glück begünstigtes ist und — noch mehr — dasselbe auch verdient. Nicht auf dem blutigen Wege der Eroberung, nicht dem Kriegsgotte, nein, dem Liebesgotte verdanken die verschiedenen Glieder dieses Regentenhauses meistens ihre Throne. Körperliche Anmuth und Schönheit, noch mehr aber die Liebreize eines edel gebildeten Herzens und Verstandes — dieß die Mittel, durch welche sie ihre Erhebungen bewirkt haben. Der jetzt regierende Herzog von Sachsen-Koburg-Go-

tha, Ernst III., ist den 2. Januar 1784 geboren und wurde zwar am 9. Dec. 1806 des väterlichen Reiches Erbe, gelangte jedoch nicht sogleich zu dessen Besitze, indem Napoleon sich gewaltsam in denselben gesetzt hatte. Herzog Ernst hatte nämlich persönlichen Antheil an dem Kampfe gegen Frankreich genommen, war in Königsberg vom Nervenfieber befallen worden und während dieser Krankheit — wie schon gesagt — durch Napoleon um sein Reich gekommen. Dasselbe wurde ihm erst nach dem Tilsiter Frieden wieder zugesprochen. Alle eifrigen Sachsen müssen sich verpflichtet fühlen, den Herzog Ernst höchlich zu verehren, indem er es war, welcher, als Preußen ganz Sachsen zur Entschädigung beantragte, auf dem Wiener Congresse mit edlem Freimuthe für den unglücklichen Sachsenkönig sprach. Ist es doch, als ruhe seitdem der Segen auf ihm und seiner ganzen Familie, welche die edeln Gesinnungen ihres Stammoberhauptes theilt. Im Befreiungskriege befahl er über das fünfte deutsche Armeecorps und, als Napoleon von Elba zurückkehrte, über sämmtliche sächsische Truppen, deren Oberbefehlshaber er seitdem geblieben ist. Als Entschädigung für manche schwere, durch die Franzosen erlittene Verluste erhielt er 1816 das Fürstenthum Lichtenberg auf dem linken Rheinufer, welches er später gegen eine klingende Entschädigung an Preußen abtrat. Zu seinem Stammlande, welches er von den Wunden des Kriegs zu heilen eifrig bemüht war, kam durch Erbschaft das Fürstenthum Gotha im Jahr 1826, wogegen er das Fürstenthum Saalfeld an das Herzogthum Meiningen hingab. Aus der Ehe, welche der Herzog Ernst im Jahre 1817 mit der Prinzessin Louise von Sachsen-Gotha schloß und welche 1826 wieder getrennt wurde, entsprangen zwei Söhne, Ernst und Albrecht, welche von der Vorsehung bestimmt zu sein scheinen, das gestiegene Ansehen des Hauses Sachsen-Koburg noch fernerweit zu erhöhen. Als Victorie, die Königin des stolzen Großbritaniens, welche das, anderen Prinzessinnen wohl selten zu Theil werdende Vorrecht besaß, bei der Wahl eines Gatten ihrer Neigung folgen zu dürfen, eine Schaar junger, liebenswürdiger Fürstensöhne um sich versammelt sah, war es der eben so bescheidene als ritterlich schöne Prinz Albrecht, welchem Victorie mit ihrer Liebe zugleich ihre Hand schenkte. Nicht durch ein hingeworfenes Schnupftuch, wie die tölpischen Türken zu thun pflegen, sondern durch die Ueberreichung eines sinnigen Blumensträußchens, bei Gelegenheit eines Balles, wurde dem fürstlichen Brautwerber die auf ihn gefallene Wahl kund gegeben. Und der Prinz, die stille Sprache sofort verstehend, gab mit seltener Geistesgegenwart eine eben so stumme und gleichwohl Alles besagende Antwort zurück, indem er mit einem Federmesser seine Uniform in der Gegend des Herzens schlitzte und dorthin das erhaltene Geschenk der Königin bettete. Dieser, durch die Zeitungen veröffentlichte Zug ist um so erhebender, als wir sonst von den Herzensangelegenheiten fürstlicher Personen wenig zu erfahren pflegen. Gleich dem Herzoge Ernst, dessen rühmliche Eigenschaften eine große Umsicht, Thätigkeit, Klugheit und ein, gegen Hohe und Niedere sich gleich bleibendes, humanes Benehmen sind, hat auch dessen Erbprinz Ernst während der mehrjährigen Dauer seines Aufenthaltes in Dresden Aller Herzen sich gewonnen und nur ungern sah man ihn scheiden, als er im Jahre 1842 wegen seiner Vermählung mit der Prinzessin Alexandrine von Baden nach Koburg zurückging. Ein Bruder des regierenden Herzogs, Leopold, ist König der Belgier, und ein Brudersohn, Ferdinand, König von Portugal, beide durch ihre persönlichen, liebenswürdigen Eigenschaften auf den

Thron erhoben. Wie höchst erfreulich ist es doch, daß das kleine Sachsenland einen so guten Klang in dem großen Europa hat!

Der Pauken-Doctor.

Eine geschichtliche Person des 18. Jahrhunderts.

„Gewehr' raus!" rief die Schildwache am Blockhause zu Neustadt-Dresden und schellte hierauf aus Leibeskräften, so daß Officier und Soldaten eiligst aus ihren Wachstuben gesprungen kamen. Die Mannschaft trat in's Gewehr; der Officier ging zur Schildwache hin, von deren Schildhäuschen aus man einen Theil der Elbbrücke übersehen kann, und fragte, den Hals verlängernd: „Was giebt's, Karich?"

„Die Bäcker ziehen aus, Herr Lieutenant! — war die Antwort — „Eben kommen sie über die Brücke daher."

Ein unermeßlicher Knaul Neugieriger umgab, trotz der heftigen Decemberkälte, den Festzug der Nahrungskünstler und wälzte sich mit demselben näher und näher. Vor dem lauten Gesumme vernahm man kaum die Klänge der rauschenden Janitscharenmusik, welche freilich damals noch etwas unbeholfen war und erst durch die französischen Kriege auf ihre gegenwärtige Höhe oder — Tiefe gebracht worden ist. Unstreitig um der schulternden Mannschaft der Hauptwache einige Aufmerksamkeit zu beweisen, machte der ansehnliche Zug vor dem Blockhause Halt, bildete einen weiten Kreis und begann hierauf seine Künste zu zeigen, welche noch aus dem Mittelalter, wo jeder Bürger auch ein Burgvertheidiger war, herstammten. Demnach gab es hier Proben aus dem Nähr- wie aus dem Wehrstande. Zu ersterem gehörte ein riesiges Gebäck, ein Großvater aller Butterzöpfe, welcher, fast 12 Fuß lang, auf einem breiten Brete ruhete und von eben so vielen Bäckergesellen getragen wurde. Er war für den Landesvater bestimmt und die Ueberreichung desselben der jedesmalige Schluß des ganzen Festes. An bunten Fahnen und Fahnenschwenkern fehlte es auch nicht, welche ihre Fertigkeit zeigten, indem sie die bewimpelten Stangen bald tief, bald hoch schwenkten, in die Höhe warfen, auffingen, balancirten und andere Kurzweil damit trieben. Nach ihnen zeigten sich die Klopffechter in kurzen, rothen Hosen, weißen, weiten Oberhemden, Strümpfen und Schnallenschuhen, den runden Bürgerhut auf dem Haupte. Paarweise forderten sie einander heraus zum Kampfe, der, obschon geräuschvoll, doch unschädlich mit den geraden, langen Hiebern ausgefochten wurde. Nicht so gut kamen die Citronen weg, welche von den Fechtern emporgeworfen und mit den Spitzen der Klingen aufgespießt wurden. Es versteht sich von selbst, daß jeder ge- oder mißlungene Stich und Hieb ein schmetterndes Jubelgeschrei der Jugend zur Folge hatte, an welcher Dresden schon im vorigen Jahrhunderte reich gesegnet war.

Zu dem wachhabenden Lieutenant, welcher mit gesenkter Degenspitze in nachlässiger Stellung vor seiner Mannschaft stand, trat ein anderer Officier. „Nun, Wackerwitz —" hob er höhnend an — „wie gefällt dir der Witz dieser neumodischen Ritterleute? — Klingt es nicht, als ob ein paar rußige Topfstürzen mit einander handgemein wären?"

„Schon längst habe ich die Alfanzerei zu allen Teufeln gewünscht, —" versetzte

der Lieutenant — „die mich aus der warmen Wachstube in die bittere Kälte treibt. Wenn doch diese Klepf-Fechter blieben, wohin sie gehören — vor das Backofenloch! Ha! ich wollte ihnen mit meiner Klinge auf den Hemdenleib pochen, daß sie schnell wieder in ihre Eselshaut fahren sollten. Ich begreife nur nicht, wie sie in der Kälte noch ein Glied rühren können."

„Das macht, —" sprach der Andere — „daß sie heute, statt Wasser, Spiritus auf das Mehl gegossen haben. Siehst du nicht den heißen Branntweindunst von ihnen aufsteigen?"

Indem Wackewitz darüber eine laute Lache aufschlug, fühlte er unsanft seinen Hut vom Kopfe geworfen.

„Alle Wetter! was heißt das?" rief der Edelmann betroffen.

Auf eine secundenlange Stille ertönte ein um so lauteres Gelächter von Seiten des ganzen Volkshaufens, der gar kein Ende nehmen wollte.

Indem sich der Officier nach seinem Hute bückte, ersah er auch die Kugel, welche jenem herabgeschossen hatte — eine gelbe Citrone! Zugleich riefen 6 Soldaten mit einem Munde: „Gnädiger Herr Lieutenant! der Lange dort ist's gewesen!"

„Auf! arretirt den Schurken!" schrie Wackewitz, indem er seinen Hut in das zornerröthete Gesicht drückte — „Patrouille vor! Gefreiter Hamann, rasch!"

„Er hat nichts dafür gekonnt!" rief der feindliche Chor entschuldigend herüber — „die Citrone prallte ab, als sie auf den Degen stieß —"

Vor Wuth sprachlos winkte Wackewitz der aufmarschirten Patrouille mit dem Degen zu, daß sie gehen und thun sollte, wie er geboten. Doch dieß war leichter befohlen als ausgeführt. Die Klepffechter nahmen ihren gefährdeten Kameraden in die Mitte; die Fahnenschwenker deckten die Klepffechter mittels ihrer Fahnen zu; Hunderte von muthigen Bäckergesellen umzingelten wiederum diese, und das Volk endlich machte den Knoten unauflöslich, der sich, die lärmende Musikbande mit der schreienden Jugend an der Spitze und den Butterzopf gleich einem schützenden Mauerbrecher am Ende, unaufhaltsam rasche Bahn nach der Hauptstraße zu brach.

Vergebens versuchte der Gefreite mit seiner Patrouille den Eingang in die fliehende Masse zu erzwingen. Selbst die kleinen Katapulten der Flintenkolben vermochten die lebende Menschenmauer nicht zu erschüttern. Nur Schimpf- und Drohreden ärndeten die Soldaten ein, deren Lage immer schwieriger wurde, indem bereits ihr kleines Centrum gesprengt war, dessen Glieder vereinzelt in dem Knäule herumwogten. Schon beorderte der racheschnaubende Wackewitz eine zweite Patrouille, der ersten zu Hülfe zu kommen, als die Stimme des Gouverneurs, die aus der bel Etage herab ertönte, weitere Thätlichkeiten untersagte, ihm aber auch zugleich eine glänzende Genugthuung verhieß.

Die Fenster der Bäckerherberge in der Neustädter Allee glänzten von festlicher Beleuchtung in die stille, kalte Januar-Nacht hinein. Die Allee lag wie ausgestorben. Desto lauter ging's oben zu, wo ein Festmahl und Ball das willkommen geheißene Ende des Bäckerauszuges war. Trompeten schmetterten, Pauken wirbelten, und dazwischen hinein erscholl das Jubelgeschrei der Trinker und Tänzer.

daß es luſtig unten wiederhallte. Dem ſchimpfenden Officiere zum Trotz ſchwenkten ſich die verläſterten Bäckergeſellen mit ihren jugendlichen Tänzerinnen leicht und angenehm herum, und wenn ja irgendwo eine leiſe Spur des ehrſamen Bäckerhandwerks ſich blicken ließ, ſo war dieß einzig und allein der Puder in den friſirten Haaren der Tänzer wie ihrer Schönen. Eben traten hundert Paare zur Polonaiſe an, die jetzt von den Muſikern angeſtimmt wurde. Die lange Reihe eröffnete ein Paar, wovon der Herr einem Kleinmeiſter der damaligen Zeit verſtellte. Im pfirſichblüthnen, breitgeſtickten Seidenkleide, die Beinkleider und die Weſte mit den breiten Taſchen von demſelben Stoffe, mit weißſeidenen Strümpfen und blitzenden Steinſchnallen auf den Schuhen, hoher Friſur, anſehnlichem Buſenſtreifen und Manſchetten, ſchien er ſchwerlich zu der Klaſſe der Mehlkünſtler zu gehören, was zur Gewißheit wurde, ſahe man den ſchwarzſeidenen Haarbeutel auf dem Rücken und den kurzen Degen mit dem Porzellangriffe an der Seite des Stutzers. Derſelbe war nicht mehr jung, konnte gegen 40 oder 42 Jahre zählen, beſaß dabei eine Körperfülle, wie ſie dieſen Jahren gerade gut ſteht, und ein ſchönes, regelmäßiges Geſicht, von derjenigen Röthe gefärbt, wie ſie bei Weintrinkern gefunden wird, bevor ſie als Kupfer Naſe und Wange deckt. Seine Tänzerin war eher noch älter als er und von ziemlich reizloſem Anſehen. Dafür hatte ſie ihrem unſchönen Hals mit goldnen Ketten behangen, die Bruſt mit Perlenreihen geziert und die Finger vielfach beringt. Unſtreitig ſagte ihr der Modeherr angenehme Schmeicheleien, denn ein zufriedenes Lächeln verklärte ihre markirten Züge. Als die Reihe der Tanzenden gerade einen Knaul bildete, welcher an den Walkrautzug erinnerte, entſtand an dem Eingange des Saales ein Lärm, der ſich erſt auf die ehrbaren Meiſter in den Nebenſtuben erſtreckte, welche theils der Weinflaſche, theils dem Bierkruge und dem Kartenſpiele zuſprachen.

„Wo iſt der Herbergsvater!“ hieß es von allen Seiten. „Ruft den Herbergsvater herbei!“

Noch verſchlang die Muſik und das Geräuſch der Tanzenden das Klirren der Gewehre, ſo wie das Aufſtoßen der Flintenkolben gegen die ſteinernen Schwellen der verſchiedenen Gemächer. Jetzt zeigte ſich der Herbergsvater, ein bejahrter Mann, deſſen biederes Anſehen durch eine, ihm zugleich als Kirchenvater zukommende Perücke mit vielen Locken noch weit ehrwürdiger wurde. An ihn wendete ſich der Anführer der Patrouille, der ſich als den Gouvernements-Wachtmeiſter auswies:

„Meiſter! —“ hob er ſtreng an — „wie kann Er in ſeiner Herberge geſtatten, daß man ſich bei der Muſik der Pauken bediene? Ich ſollte meinen, daß Er alt genug wäre, um zu wiſſen, was das Geſetz hierin vorſchreibt. Daſſelbe beſagt aber, daß nur den Adeligen oder ſonſt den mit der Doctor-Würde graduirten Perſonen der Gebrauch der Pauken nachgelaſſen iſt. Jetzt aber möchte gern jeder Hefenkließ und Backfiſch vorgepaukt und trompetert haben. Da nun ſicher kein Edelmann oder keine hochgelahrte Perſon Seine Herberge frequentiren wird: ſo unterſage ich Ihm hiermit von Gouvernementswegen alles und jedes Gepauke und geſchähe auch ſolches nur auf ein altes Waſchfaß oder einen Kupfertopf. Meiſter! treffet demnach ungeſäumt das Nöthige, damit die ärgerliche Paukerei ſofort aufhöre, oder — die Flintenkolben meiner Patrouille ſollen den Pauken ein ziemliches Loch einſchlagen.“

Bevor der Herbergsvater etwas entgegnen konnte, riefen zehn Stimmen zugleich.

„Oho! nur nicht ſo preziß gethan! Wir haben das Recht zum Pauken — der Meiſter hier hat ſchon längſt deshalb die Anzeige an's Gouvernement erſtattet.“

„Daß ich nicht wüßte!“ verſetzte der Wachtmeiſter — „Wo wäre unter euch ein Edelmann aufzufinden?“

„Wir haben den Pauken-Doctor —“ hieß es zurück — „und bedürfen keines Edelmanns.“

„Was da, Pauken-Doctor!“ entgegnete der Wachtmeiſter ärgerlich. „Derſelbe müßte allgegenwärtig ſein wie unſer Herrgott. In einem und demſelben Abende paukt's auf Kurfürſtens, Birkholzens, Meraners, auf dem Schulgute, in [illegible] Schneider-, Schuſter-, Bäcker- und Gott weiß noch welcher Herberge und fragt man nach, mit welchem Rechte: „Wir haben den Pauken-Doctor!“ heißt es dann jedesmal. Ich aber bin kein Kind, das ſich mit Lügenbreie abſpeiſen läßt, und ſage Ihm daher, Meiſter, daß, wenn Er nicht auf der Stelle den Pauken-Doctor verweiſet — aber den echten, unverfälſchten — ſo ſperre ich Ihn ſelbſt in eine Pauke ein. Nun, wie wirds?“

Der vielfach verſchlungene Tanz-Knoten wurde jetzt auf gordiſche oder alexandriſche Weiſe zerhauen, indem der in medio ſteckende Pauken-Doctor eiligſt zu Tage gefördert wurde. Das junge Volk, das den Wein im Kopfe und in den Armen ſpürte, zeigte nicht übel Luſt, die Störer ſeiner Freude auf eine gewaltſame Weiſe aus dem Saale und dem Hauſe zu weiſen. Doch der Herbergsvater und der Pauken-Doctor verhinderten dieß.

„Meine Freunde!“ redete der Letztere die Brauſeköpfe an — „merkt ihr nicht, wohinaus das zielt? Gedenkt ihr nicht mehr an die Citrone und deren bittere Kerne, welche dem Lieutenant von Wackerwitz noch immer in dem Magen grimmen? Er und das ganze Corps der Officiere ſucht an euch ſich zu reiben, da er unſerm langen Klopffechter nichts anhaben konnte. Was gilt's? Wir werfen jetzt die Patrouille zum Hauſe hinaus — eine Compagnie wird dafür anrücken. Gut! wir ſchlagen auch dieſe ab. Dann aber kömmt die ganze Garniſon mit allen Kanonen des Zeughauſes, ſchießt Breſche, läuft Sturm, läßt die Mannsbilder über die Klinge — die Frauensbilder, der Himmel weiß, über was ſpringen, und

— unſre Freude iſt dahin. Ich aber gedenke, den Wachtmeiſter abzuplagen, daß er an mich denken ſoll Zeit ſeines Lebens."

Der Docter warf ſich in die Bruſt, legte die Hand an das Degengefäß und ſchritt nun gravitätiſch auf den Eindringling los, den er alſo anredete: „Mein Herr Wachtmeiſter! Ihm beliebt, vernehmener Maaßen, meine werthe Perſon in Augenſchein nehmen zu wollen. Wohl! Er hat hiermit die Ehre, in mir den wahren, echten Docter, Johann Andreas Liebekind, zu erblicken, dem das Recht zuſteht, ſich verpauken zu laſſen, ſo viel als ihm beliebt. Zweifelt der Herr Wachtmeiſter etwa an der Aechtheit meiner Edition, ſo —" er ſuchte in der Rocktaſche — „möge ihm

dieſes Diplem der freien Univerſität zu Lipſia eines Beſſern überführen. Hier ſteht es klar und deutlich gedruckt, daß ich Docter juris — des Rechts — bin, welches bekanntlich mehr iſt als medicinae und nur von der theologia in etwas wenigem übertroffen wird. In medio consistit virtus, das heißt: kann Er lateiniſch leſen? Roma, caput ecclesiae — zu deutſch: der Kopf brummt Ihm wohl? Nun wohl — finis coronat opus — wir wollen jetzt in Frieden ſcheiden. He! Jungfer! einen vollen Deckelkrug Wein her! In vinum veritas — der Wein erfreut des Menſchen Herz — appage Satanas — geh' Er mit Gott, Herr Wachtmeiſter, nun Er ſich ſatt getrunken hat."

Die Krieger gingen, wie ihnen geheißen worden, und der Tanz begann auf's Neue.

Als die Uhr auf dem Neustädter Rathhausthurme 11 mal schlug, zupfte ein Schänkmädchen den weinglühenden Pauken-Doctor verstohlen am Rockschößel. „Herr Doctor —" sprach sie gedämpft — „ein Knabe will Ihn gern sprechen. Er steht an der Saalthüre."

Der Doctor folgte der Weisung und fand in der Hausflur außen den beschriebenen Knaben, der, nur leichtbekleidet, vor Frost zitterte und ein zusammengelegtes weißes Tuch in der Hand hielt.

„Ach! bist du da, Narciß?" sprach der Doctor hastig. „Hast doch Alles richtig erhalten?"

„Sie haben das ganze Essen in den Topf und die Schüssel gethan —" versetzte der Knabe mit zusammenklappenden Zähnen. „Was drinn ist, weiß ich nicht."

„Hier —" versetzte der Doctor, eine Flasche aus der Rocktasche ziehend — „diesen Wein soll mir die Mutter aufheben und auch das Stück Karpfen, das gebratene Hühnchen und das Viertel Gans, das in dem Topfe sein wird. Das Uebrige könnt ihr essen. Warte noch eine Minute!"

Der Doctor ging und kehrte mit einem Glase heißen Punsches und einem Pfannkuchen zurück. „Da, trink dich warm —" sprach er. „Die Mutter soll nicht vergessen, die Stube warm zu halten, wann ich heim komme. Sonst setzt's ein Donnerwetter. Wornach zu richten. So trink doch aus!"

„Ich kann nicht mehr!" sagte Narciß sich schüttelnd.

„Dummkopf du!" versetzte Liebekind und goß den Rest in seine Kehle. Er kehrte in den Tanzsaal zurück und sein Sohn schlich nach Hause.

Während Liebekind in der Bäckerherberge bald dem Bachus, bald der Schönheit huldigte, ging es in seiner Wohnung, die fünf Stockwerke hoch auf dem Dache eines Hauses in der Rosengasse gelegen war, sehr still einher. In bald längeren, bald kürzeren Zwischenräumen richtete sich eine Gestalt im Bette empor und lauschte mit angestrengtem Gehöre nach dem Schlage der nahen Kreuzthurmuhr. Als die Glocke zwei Uhr verkündete, stand des Pauken-Doctors Ehefrau von ihrem, ziemlich ärmlichen Lager auf und schlich in die ausgekälterte Wohnstube, wo sie mit frostbebenden Händen mühsam Feuer anschlug. Bald prasselte in dem umfangreichen Kachelofen ein lustiges Feuer und oft verkündete der Ofengabel polterndes Rumoren in dem eisernen Ofenkasten das öftere Nachlegen der Frau Doctorin.

welche in den freien Zwischenacten den schauernden Rücken an den sich allgemach erwärmenden Ofen drückte und nickend den versäumten Nachtschlaf nachholte. So trieb sie es bis gegen fünf Uhr des Morgens, wo die Straße unten lebendig zu werden anfing. Indeß waren die hartgefrornen Fensterscheiben abgethaut und eine wohlthuende Wärme hatte sich über das enge Stübchen verbreitet, in deren Behaglichkeit die Frau Doctorin fest und süß entschlummert war. Plötzlich fuhr sie erschrocken zusammen. Ihr wachsames Ohr hatte polternde Tritte auf der hölzernen Stiege vernommen, welche zu der hohen Wohnung heraufführten, und diese waren daher zum Seelenwecker jetzt geworden. Die Frau ergriff das matt brennende Lämpchen und schritt hinaus vor die Thüre, wo sie mit richtiger Ahnung auf ihren Gatten stieß, der in dem Zustande völliger Trunkenheit ihr in die Arme taumelte. Von seinem guten Engel geleitet, trat der Doctor ein. Das Fußbänkchen seiner Frau, welches bei deren jähem Auffahren sich weiter als gewöhnlich in die Stube vorgewagt hatte, flog, von des stolpernden Liebekinds Fuße erfaßt, unter einem wüthigen

Fluche des Trunkenbolds empor in die Luft und zertrümmerte im Niederfallen den einzigen vorhandenen Wandspiegel, daß die Glasstücken klirrend umherstoben. Unter fortwährendem Schelten und Toben entledigte sich der Doctor seiner hauptsächlichsten Kleidungsstücke und warf sich dann mit den Schuhen und Strümpfen in sein Bette, das den Raum hinter dem Ofen gerade ausfüllte. Bald verkündete ein lautes, widrig klingendes Schnarchen seinen festen Schlaf. Bevor die Frau Doctorin die Scherben aufzulesen ging, sah sie erst mit der Lampe in die anstoßende Kammer, wo ihr Sohn Narciß tief unter seinem Deckbette vergraben lag.

„Der gute Junge!" sprach sie liebend — „Ein Glück für ihn, daß er beinahe erst um Mitternacht in die Federn gekommen ist. Sonst würde er weniger festgeschlafen und sicher durch den Wurf in den Spiegel einen tüchtigen Schreck davon getragen haben." Sie kauerte nieder und suchte unter heißen Thränen die Glasstücken zusammen, welche sie sorgsam in einen Winkel des Stübchens barg. Dann widmete sie ihre Aufmerksamkeit der Kleidung ihres Mannes, deren Taschen sie mit forschenden Fingern durchsuchte. Die des Seidenrockes waren eitel mit Kuchen-, Torten-, Bratenstücken und Dorfdorferäpfeln gefüllt, die Beinkleider- und Westentaschen hingegen, bis auf ein paar witzlose Devisenblättchen, völlig leer. Der Doctorin Thränen ergossen sich hier abermals und reichlicher noch als vorhin.

„Heiliger Gott!" schluchzte sie — „wieder Alles verspielt! Woher nun nehmen Holz, Oel, Brot, Kaffee und hundert andere dringende Bedürfnisse?" Sie

suchte mit erneuter Begier. Ha! noch ein einziges Zweigroschenstück, das sich, seinem Besitzer unbewußt, in einer Falte der Tasche verborgen gehabt hatte. Frau Liebekind wusch sich die verweinten Augen mit kaltem Wasser, stellte die Lampe auf den Tisch und schloß, davongehend, die Thüre hinter sich ab. Nach einer Weile kehrte sie mit einem Arme voll Holz, einem kleinen Fläschchen mit Oele und einer Tüte Kaffee zurück.

„So eben hat es sechs geschlagen —" sprach sie — „es wird Zeit, daß Narciß aufsteht." Sie rief ihrem Sohne, der bald nachher im völligen Anzuge hereintrat und über den Anblick des zerbrochenen Spiegels fast den guten Morgen vergessen hätte.

„Er ist entzwei gegangen, wie du siehst —" sagte Frau Liebekind gelassen auf die hastig ausgesprochene Frage ihres Sohnes. Und der Sohn, die wahre Ursache errathend, schwieg mit kindlicher Ehrfurcht, die um so höher gegen die Mutter stieg, je tiefer sie gegen den Vater fiel. Während die Doctorin nähend am Tische saß, durchstöberte Narciß mit neugierigen Blicken den Inhalt der gestern Abend aus der Bäckerherberge heimgetragenen Hecke.

„O Mutter!" rief er verwundert aus — „schaut doch her! Alles unter und durch einander geworfen! Die Pfeffergurken in den Preiselbeeren und die Klöschen sammt den Krebsnasen in dem Sauerkraute. Der Karpfenschwanz ragt aus dem Reise hervor und das Gänseviertel —"

„Schäme dich, Narciß! —" unterbrach ihn die Doctorin — „Ist das dein Morgensegen? und weißt du nichts Besseres zu thun, als den Tepfgucker zu machen?"

Schnell stellte Narciß seine fleischlichen Beobachtungen ein und setzte sich hin, seine Schularbeiten zu fertigen, die in lateinischen Uebungen bestanden. Frau Liebekind aber besah mit Seufzen, als es Tag wurde, die Gala-Kleidung ihres Eherrn, auf welcher Bier-, Wein-, Fett- und andere Flecke abwechselten, die auszuwaschen — geschlitzte Näthe, welche gestickt werden mußten. Mit unsäglicher Geduld unterzog sich die Doctorin der mühevollen Arbeit, welche erst nach mehrern Stunden beendet war und manchen Schweißtropfen kostete. Als Narciß aus der Kreuzschule heimkam, fand er die aufgewärmten Speise-Fragmente des Bäckerballes auf dem Tische und seinen Vater in eifrigem Streite mit dem Karpfenschwanze, dem Hühnchen und dem Gänseviertel, wobei ihm der Inhalt der erbeuteten Weinflasche die nöthige Stärkung verleihen mußte. Die Frau Doctorin hingegen und ihr Söhnlein begnügten sich theils mit dem Zusehen, theils mit dem Vorlieb, was ihnen die väterliche Großmuth überließ. Nach dem letzten Bissen suchte der Doctor abermals das Faulbette auf, um die freie Nacht vollends wieder zu ersetzen. Wie neu glänzte der Atlas des pfirsichblüthenen Ballkleides; silbern schillerten die gewaschenen Strümpfe; der zierlich in Fältchen gebrochene Busenstreifen mit den durchbrochenen Manschetten beschämten mit ihrer Weiße fast den Schnee außen auf dem Dache und die schwarz ge—schmierten Schuhe mit den blank geputzten, wenn schon unächten Steinschnallen hatten doppelten Lüstre bekommen unter der geschickten, regsamen Hand der Doctorin. Indem Narciß all' diese Herrlichkeiten auf dem Tische wie zur Schau aufgelegt sah, konnte er sich eines Ausrufes freudiger Verwunderung nicht entbrechen. Allein seine Freude rief einen ganz entgegengesetzten Ausdruck auf dem leidenden Antlitze seiner Mutter hervor.

„Ach, mein Sohn!“ sprach sie betrübt — „dieser glänzende Staub — ist er nicht der Paß zu unserm Elende? O, hätte doch dein Vater nie dieses Kleid auf seinen Leib gezogen! nie auf die lockenden Einladungen gehört, die ihn einem frühen Grabe, uns aber der Verzweiflung zuführen. Wie glücklich lebten wir doch, als dein Vater noch an meiner Seite arbeitete! Und wenn er auch bei seinen wenigen Clienten nur ein kärgliches Brot erwarb, so war es doch ein wohl verdientes und darum ein gesegnetes. Dann würde der Vater auch besser für euch sorgen und mir eure ganze Zukunft nicht allein auf die Schultern laden. Zwar danke ich nun Gott, daß dein Bruder Theseus nicht in seines Vaters Fußstapfen getreten, sondern ein einfacher Tischler geworden ist. Auch du, mein Narciß, erwähle lieber ein Handwerk mit einem goldenen Boden, als daß du zu kühnen Aufflug nimmst, der schmählich enden könnte wie deines —“

„Was winselt und krächzt die alte Nachteule dort?!“ lallte der Doctor mit weinschwerer Zunge aus seinem Bette daher. „Ist sie etwa wieder über mich her, so soll ihr das Donnerwetter —“ Die folgenden Töne wurden unverständlich und Mutter und Sohn schwiegen bestürzt stille. Nach einer Weile klopfte es an die Thüre. Ein Dienstmädchen trat ein, meldete einen Gruß von ihrem Herrn, dem Gasthalter aus dem goldnen Kruge, und lud den Herrn Pauken-Doctor für heute Abend zum Schmauße und Balle ein.

„Was will er geben, dein Herr?“ fragte Liebekind, sich mit halbem Oberleibe aufrichtend.

„Einen Gulden und freie Zeche —“ versetzte das Mädchen.

„Verdammt wenig für einen Doctor, wie ich bin —“ schalt Liebekind — „Doch, ein Sperling in der Hand ist immer besser als eine Taube auf dem Dache. Ich werde kommen.

Jene ging.

Eine halbe Stunde später klopfte es wieder. Als die niedere Thüre sich aufthat, trat eine ungewöhnlich lange Gestalt in's Stübchen, die darin nur gebückt zu stehen vermochte. Neugierig in dem engen Bereiche sich umschauend, hob der junge Mann an: „Hier wohnt der vielbegehrte Pauken-Doctor? Ist dieß möglich? Doch ja, da seh' ich schon seinen Ballanzug.“

„Was will Er, mein Freund?“ rief Liebekind aus seinem Verstecke barsch hervor. „Wenn es Ihm hier nicht ansteht, so wird er wohl selbst den Weg zurück finden.“

„Ah, da seid Ihr ja, Herr Doctor!“ sprach der Fremde und schritt auf den Langschläfer los — „Kennt Ihr mich nicht mehr? Wir waren ja gestern Abend zusammen beim Bäckerschmauße. Ich bin Rinaldo, der lange Klopffechter, dem der Spas mit der Citrone begegnete beim Auszuge. Wir haben gestern bei einem Glase Wein noch weidlich uns daran ergötzt, nachdem der Gouvernements-Wachtmeister der grimmigen Blicke viele mit mir gewechselt hatte, bevor er abtrollte mit seinen Leuten. Ich komme, Euch heute für den Abend und die Nacht in Beschlag zu nehmen. Ihr sollt uns vorpauken und trompeten lassen.“

„Wie? schon wieder?“ rief der verwunderte Doctor — „Sind denn die Bäcker insgesammt von der Tarantel gestochen worden, daß sie heut wieder tanzen wollen?“

„Ihr irrt Euch sehr, Doctor!“ versetzte Rinaldo — „wenn Ihr mich für

einen Mehlwurm hältet. Ich gehöre dem löblichen Schreinerhandwerk an, dem mich die Bäcker dies abgeborgt haben für die Dauer ihres Auszuges. Wie vermöchte auch ein Mensch, der es zeitlebens nur mit weichem Mehlteige zu thun hat, im Stande zu sein, die Klinge ritterlich zu schwingen! Kurz und gut: ich frage Euch, ob Ihr der unsrige auf unserm Schmause sein wollt, welcher den der Bäcker noch weit übertreffen soll."

„Für zwei Thaler und für das, was mein Mund bedarf an Speis' und Trank, sag' ich zu —" entgegnete Liebekind.

„Zwei Thaler! Ei, das ist ziemlich viel. Ich glaube, dafür bekämen wir einen Secretair, wohl gar einen Edelmann als unsern Gast. Bedenkt doch, daß Euer leiblicher Sohn ein Schreinergesell ist und obendrein mein Werkstatt-Jüngster."

„Zwei Thaler und keinen Groschen weniger!" wiederholte der Doctor flöckisch.

„Nun gut, Ihr sollt sie haben —" sprach Rinaldo — „allein unbillig bleibt es doch."

„Aber, Mann, —" wendete die Doctorin furchtsam ein — „du bist ja schon versagt auf heute. Der Wirth vom —"

„Schweig, wann ich spreche!" schrie Liebekind erbost. „Du hast dich nicht in meine Angelegenheiten zu mischen. Wer erhält die Wirthschaft? du oder ich?"

Gekränkt schwieg die Frau.

„Geh, mein Sohn, —" sprach sie später heimlich zum Narcis — „zu dem Wirthe des goldnen Kruges und melde ihm, daß dein Vater eine Abhaltung bekommen habe, weshalb er sein gegebenes Wort zurücknehmen müsse. Wir wollen des Vaters Wort und Namen nach unsern Kräften in Ehren bei den Leuten zu erhalten suchen."

Es wollte der obenhin gebeugten Frau schier das Herz zerbrechen, als später ihr Mann im vollen Anputze, ohne freundlichen Gruß, davon ging und nur mit rauher Stimme für ihn das Stübchen geheizt zu halten befahl. Ein viertel auf neun knarrten die hölzernen Stiegen und Theseus, des Doctors ältester Sohn, trat zu seiner Mutter in's Gemach, die ihn mit großer Freude bewillkommte. Der Jüngling war schlank gewachsen und von einnehmender Gesichtsbildung, obgleich ein Zug von stiller Trauer auf seinem Antlitze verbreitet lag.

„Der Vater —" hob er nach den ersten Begrüßungen stockend an — „ist wohl wieder — versprochen?"

„Ja, mein Sohn!" versetzte mit einem tiefen Seufzer die Doctorin. „Er ist auf [illegible] Tischlerballe. Und du?"

„Ich keinen Preis der Welt möchte ich daran Theil nehmen —" versetzte Theseus.

„Du hast Recht, —" sprach die Frau — „schon wann ich pauken höre, ist mir's, als schlügen sie auf meinem armen Herzen herum."

„Der Meister mit seiner Frau ist auch dabei —" erzählte Theseus — „und der lange, wüste Rinaldo scheint es auf die Meisterstochter abgesehen zu haben. Er wird sie wohl heute nicht aus den Händen lassen."

Die letzteren Worte wurden von dem jungen Manne so gereizt ausgesprochen, daß ein weniger gebrücktes Gemüth als das der Doctorin gewiß daraus einen Schluß gezogen haben würde.

„Habt Ihr Geld, Mutter?“ fragte der Tischlergesell nach einer längeren Pause.

Wehmüthig schüttelte die Frau das Haupt. „Nicht einen Dreier mehr —“ sprach sie dann schmerzlich.

„Da habt Ihr, was mich der heutige Schmaus und Ball gekostet haben würde —“ versetzte der gute Sohn und legte mehrere Silberstücke auf den Tisch. „Laßt mich nur erst Meister sein —“ fuhr er fort, den Dank der Mutter ablehnend — „dann sollt Ihr mit Gottes Hülfe keine Noth mehr leiden. Doch nun will ich wieder gehen und daheim arbeiten. In meiner Werkstatt vergesse ich Schmaus und Ball, und alles Leid, sogar den langen Rinaldo mit seinem Wichtigthun — glatt weg hoble ich mir die Grillen, und mein Schade ist es auch nicht, arbeite ich nach dem Feierabende.“

„Wohl dem, der Freude an seinen Kindern erlebt —“ sprach die Doctorin, als ihr Theseus gegangen war. „Ich müßte ja sonst erliegen unter meiner Last.“

Bei der Lampe Schein sägte und hobelte, leimte und maß der junge Tischlergesell, daß die öde Werkstatt widerhallte. Zuweilen hielt er inne, um sich ein Stäubchen und nebenbei eine warme Thräne aus dem blauen Auge zu wischen, die er wohl nicht des Vaters oder der Mutter wegen vergoß. Es ging auf elf, als er, einige Minuten sich Ruhe vergönnend, das Hausthürschloß öffnen hörte. Er horchte gespannt. Ist es wirklich kein Trug der Sinne? der Meister kehrt schon vom Schmause heim? Durch die halb geöffnete Thüre lauscht er mit zurückgehaltenem Athem hinaus. „In der Werkstatt ist noch Licht —“ hört er die Meisterin sprechen und schnell drückt er die Thüre zu und eilt zur Hobelbank hin,

denn er vernimmt der nahenden Schritte mehrere. Und bald zeigt sich der Meister und die Meisterin in der Werkstatt, die holde Meisterstochter aber in ihrem

Ballstaate bleibt sittig an der offenen Thüre stehen, so daß der betretene Gesell kaum einen verstohlnen Seitenblick nach ihr zu werfen wagt. Kaum kann er die Worte hervorstammeln: „Wie, Meister! schon wieder heim vom Balle? Und auch Ihr, Frau Meisterin? selbst — Jungfer — Sibille?!“

Der Meister aber lobt den jungen Gesellen über die Maaßen wegen seines Fleißes und seiner Ehrbarkeit, die ihn fern halte von den wüsten Tanzgelagen seiner Kameraden. Er zündet seinen Wachsstock an der Lampe an, ermahnt den Jüngling, sich zur Ruhe zu begeben, und trippelt unter dem Anwünschen einer guten Nacht aus der Werkstatt. Geraume Zeit noch starrte Theseus dem Verschwundenen nach. Jungfer Sibille, gleich einer vollen Rosenknospe aus der weißen Pelzkontusche hervorkeimend, blieb noch vor seinen Augen hingezaubert. Und als er in seiner Dachkammer entschlafen war, tanzte er unter Engelsmusik mit der Meisterstochter dahin und vergaß darüber der Erde Lust und Weh. Pauken- jedoch und schmetternde Trompetenklänge fehlten ganz und gar, denn sie hätten ihn nur an seinen Vater, den Pauken-Doctor, gemahnt.

„Geht mir mit euern Schmausereien und Bällen —“ sagte am andern Morgen Meister Eisel zu den Seinen. „Da habe ich gestern Abend höchstens zwei Flaschen Wein getrunken — schon um elf Uhr auf's Ohr mich gelegt und gleichwohl ist mein Kopf wie eine Laterne. Nun wundere ich mich nicht mehr, warum der lange Rinaldo den Teufel nichts zur Arbeit taugt. Eins muß er meiden: entweder sein Nachtschwärmen oder meine Werkstatt. Ganz dumm bin ich noch. He, Gottlieb! hole mir doch schnell mein Tagebuch herbei.“

Der Lehrbursche lief davon und brachte bald das Verlangte, welches niemand anderes als — der Geselle Theseus war.

„Seufel! —“ hob der Meister an — „was wollte ich heute zuerst in Arbeit nehmen?“

„Nußbaumblätter schneiden —“ war die rasche Antwort.

„Richtig! Hatte mich nicht gestern Jemand bestellt?“

„Der Hofmundschenk, der einen Wandschrank verkleidet — die Frau Baronin von Dörffel, die einen neuen Spiegelrahmen gefertigt — der Hofzahlmeister, der ein geheimes Fach in seinem Schreibepulte angebracht haben — die Braumeisterin Junke, die ihre Tochter ausstatten will.“

„Alles wahr! Doch halt! erinnerst du dich etwa, was mir der Holzhändler Schinkel gestern an Waare geliefert hat?“

„Drei Schock Schlage-, zwei Schock Spünde-, 3 Mandeln Küstbreter, 18 Stück zweizollige Pfosten, 13 Stück dreizollige und 9 harte Klötzer — zusammen an Werthe 83 Thaler 17 Groschen 9 Pfennige, worauf Er 40 Thaler abschläglich bezahlt hat.“

„Trifft zu wie Kirchenrechnung. Nun besinne ich mich wohl. Aber ich muß mir wirklich noch ein Tagebuch anlegen. Denn, ich setze den Fall: du kämst aus meinem Dienste, —“ der Geselle erbleichte — „so wäre ich ohne dich ein geschlagener Mann. Wie hieß nur der Pole, der mir mit einer Rechnung von — von —“

„Ein hundert sieben und siebenzig Thalern 19 Groschen 4 Pfennigen —“ ergänzte das lebendige Tagebuch —

„Ja! ja! so viel war es — durch die Lappen gegangen ist? Ich muß die Sache einem Advocaten übergeben.“

„Graf von Przemslowicz —“

„Der Henker behalte diese gepraſſelten und gewichsten Namen!“ eiferte Eisel — „und Satanas hole alle ſchlechten Zahler! Da muß mich gestern Abend mein Unstern auch gerade neben den windigen Pauken-Doctor hinsetzen, der mir in der Weinlaune einen Species abschwatzt. Den kann ich so gut für verloren achten, als hätte ich ihn in die Elbe geworfen.“

Jetzt glühte des Gesellen Antlitz wie eine Klatschrose. Das Gedächtniß verließ ihn und die Sprache dazu.

„Ei, Mann!“ rief die Meisterin verweisend — „wie kannst du nur so sprechen! Der Pauken-Doctor —“

„Nun ja, eben der Pauken-Doctor! —“ fiel der Meister hitzig ein — „eben diesen nichtsnutzigen, aufgeblasenen, ungehobelten, nimmer nüchternen, ewig betrunkenen Kerl meine ich!“

„Er ist ja des Theseus Vater!“ platzte Jungfer Sibille fast weinend heraus.

Eisel erstarrte. Mit offnem Munde stierte er den gekränkten Theseus an, dessen Augenpaar sich zu füllen begann. „Alle Wetter!“ schrie nun Eisel — „es ist ja wahr! O ich neun und neunzig mal geöhrter Esel! Ha, mein armes Gedächtniß! Ich vergesse noch meinen eigenen Namen! Armer Junge! so war's nicht gemeint. Dein Vater, eben der Pauken-Doctor — er ist wirklich kein so übler Mann — ein liebenswürdiger Schwerenöther vielmehr — dem ich schon deinetwegen nicht gram sein könnte. Er mag in Gottesnamen den Species behalten.“

Lange noch, nachdem Theseus die Wohnstube des Meisters verlassen, brummte dieser unzufrieden vor sich hin: „Andreas Eisel! das war ein verleimt dummer Streich! Könnte man nur das verlorne Gedächtniß wieder erkaufen! Ganz kindisch werde ich noch am Ende.“

Und doch hatte der Tischler nicht unwahr von dem Pauken-Doctor gesprochen. Derselbe sank mit jedem Tage tiefer auf der Stufenleiter menschlicher Verdorbenheit. Seine arme, gepeinigte Frau hatte Mühe, es bei dem Tyrannen länger auszuhalten. Nach einigen Wochen erwachte Narciß in einer Nacht durch einen jähen Schrei, der wie von den Lippen seiner Mutter herzukommen schien. Diese nicht auf ihrem Lager entdeckend, wollte er in die Stube dringen. Allein er fand die Kammerthüre von innen verschlossen. Auf sein ängstliches Rufen und Pochen vernahm er nichts als das Geräusch niederfallender Schläge und das unterdrückte Stöhnen eines gequälten Menschen. Und der Sohn errieth es mit ahnendem Gemüthe, daß der Gemißhandelte seine heißgeliebte Mutter sei! Gleichwohl vermochte er nichts, als für dieselbe mit Inbrunst zum himmlischen Vater zu beten. Als nach einer Weile das Getöse in der Stube schwieg, die Kammerthüre aufgeschlossen wurde und seine Mutter, mit der Lampe in der Hand und das Antlitz voll Blut, heraustaumelte: da sah er seine Befürchtung noch übertreffen. Schmerzvergehend sank die gemißhandelte Frau auf ihr Lager hin und mit ihrem Blute vermischten sich die heißen Schmerzensthränen ihres Kindes, das allein sie noch an den verworfenen Gatten fesselte. Dieser Auftritt wiederholte sich noch manchen Tag und manche

Nacht, bis die Kraft des Weibes gänzlich gebrochen war. Frau Liebekind machte fortan nichts als weinen. Sie hatte keine Flecke mehr aus dem Galakleide ihres Mannes zu vertilgen, keine seidenen Strümpfe, Handschuhe und Spitzenmanschetten zu waschen, keine Busenstreifen in Fältchen zu brechen — denn der Doctor erschien nur selten und auf Viertelstunden in seiner Wohnung. Da geschah es, daß Frau Liebekind eines Tages ihre bisherige Unthätigkeit aufgab, lange in ihren Sachen herumkramte, aussonderte, bei Seite legte, einpackte und einen kleinen Theil der vorhandenen Habe abseits in einen Winkel der Kammer stellte. Als dieß geschehen war, wendete sie sich mit rothgeweinten Augen an den staunenden Narciß und sagte: „Komm, lieber Sohn, wir wollen ausgehen." Sie schloß hierauf die Wohnung zu und legte, wie immer, den Schlüssel in einen, ihrem Manne und dem älteren Sohne wohlbekannten Versteck. Die Doctorin war so hinfällig und angegriffen, daß sie Narciß beim Hinabsteigen der Treppen stützen mußte. Vereint schlichen sie zum Stadtthore hinaus auf den Kirchhof, wo die Doctorin das Grab ihrer Aeltern aufsuchte und sich dasselbe zum Sitze erkor. Es war zu Anfange des Märzmonates, der Schnee verschwunden und die große Kälte vorüber. Bereits drängten sich zarte grüne Grasspitzen aus der Rasendecke der Gräber hervor, Gänseblümchen blühten und Veilchen knospeten. Der spanische Hollunder und der deutsche Fliederbaum entfalteten sich voll Ungeduld und die wilde Kastanie drohte ihre klebrigen, glänzenden Spitzen zu zersprengen. Frau Liebekind sah nichts von dem Allen. Ihr Blick haftete bald am Boden, bald sinnend auf dem Antlitze ihres Sohnes. Ihr ganzer Körper bebte unter einer inneren Bewegung; Bläße und Röthe wechselten auf ihrem Gesichte ab und bei jedem Glockenschlage zuckte sie zusammen. So vergingen zwei lange, bange Stunden. Als die Glocke fünf Uhr Nachmittags verkündete, hob sich ihre eingesunkene Brust unter einem langen Seufzer. „Nun ist's vorbei!" sprach sie langsam — „Gott wird mich auch das Andere noch ertragen lassen. Laß uns gehen, Narciß."

Als sie wieder zu ihrer Wohnung aufstiegen, mußte die Doctorin auf jedem Treppenabsatze ruhen und Athem schöpfen. Der Schlüssel lag an seinem Orte; doch unter sichtlichem Beben steckte ihn die Doctorin in's Schloß. Die Thüre that sich auf und — „Herr Gott! Mutter!" rief Narciß heftig erschrocken — „sie haben uns bestohlen, während wir nicht da waren."

Die Doctorin sah ihren Sohn mit einem langen Blicke an. „Bestohlen?" sagte sie — „Ja, du hast das rechte Wort getroffen. Das Theuerste, Liebste auf der Erde: mir den Gatten, euch den Vater hat man gestohlen. Was nützt uns der übrige Tand?!"

Sie traten in das Stübchen, das nur die nackten vier Wände zeigte. Auch die Kammer war leer bis auf die wenigen Bündel in der Ecke.

„Wo ſollen wir denn nun ſchlafen?“ bob Narciß weinend an, indem er ſich vergeblich nach den Lagerſtätten umſchaute.

„Dafür wird dein Bruder Theſeus ſorgen —“ erwiederte die Doctorin gefaßt. „Glaube mir, Narciß! mit einem guten Gewiſſen ruht ſichs ſelbſt auf bloßen Hobelſpänen ſanfter als mit böſem auf Eiderdunen.“

„Und meine neuen Stiefeln — wo ſind ſie?“ klagte Narciß. „Vorhin ſtanden ſie ja noch da!“

Die Doctorin rang ihren Schmerz gewaltſam nieder. „Selbſt des armen Jungen Eigenthum hat er nicht einmal verſchont?!“ klagte ſie leiſe. „Beruhige dich —“ fuhr ſie dann lauter fort — „auch hier wird Theſeus Rath ſchaffen und ſoll er dir hölzerne Sohlen auf deine alten Stiefeln nageln.“

Wirklich ſchliefen Mutter und Sohn in den erſten Tagen auf einem Lager von Hobelſpänen, die Narciß, angeblich als Feuerungsmaterial, von dem Meiſter Eifel erbeten und herbeigetragen hatte. Nach einigen Tagen kleidete ſich Frau Liebekind auf's Sorgſamſte an — nicht prächtig, wohl aber ſauber und nett. Ungewöhnliche Sorgfalt verwendete ſie heute auf ihr Aeußeres, das dadurch eine ſtille, ſanfte Würde mehr erhielt. Jedoch geſchah dieß nicht ohne viele Thränen. Im Begriff, die Wohnung zu verlaſſen, zog ſie ihren Sohn erſt noch an ihr Herz. „Willſt du —“ ſchluchzte ſie ſchmerzlich — „mir auch vergelten, was ich für dich zu thun und zu — leiden gehe? Mir nicht mit Undank lohnen, wie dein —“

Sie vermochte nicht weiter zu ſprechen. Sie weinte ſich aus an dem Halſe des betroffenen Knaben. „Bitte für mich zu Gott —“ ſprach ſie, ſich endlich losreißend — „daß er mich ſtärke in dieſer, ach ſo ſchweren Stunde!“

„Frage mich nicht —“ bat ſie, fortgehend — „bleib' auch daheim, bis ich wieder komme.“

Nach einer Stunde war ſie wieder da, bleich wie eine Leiche, doch gefaßt. „Nun biſt du ganz und allein mein! —“ ſprach ſie, ihren Sohn umfangend — „Theuer hab' ich dich erkauft — doch, was thut man nicht um ſeines Kindes willen?!“

Nach einer Weile kam Theſeus, in Hemdeärmeln und der blauen Tiſchlerſchürze, hereingeſtürzt. „Iſt es wahr, Mutter!“ keuchte er athemlos — „daß Ihr vorhin in dem Conſiſtorium von dem Vater geſchieden worden ſeid?“

„Es iſt wahr!“ verſetzte Frau Liebekind mit Ruhe. „Und zu allen, meinen guten Namen befleckenden Anklagen eures Vaters, welche die Scheidung hervorbrachten, habe ich geſchwiegen — euretwegen, weil ich nur unter dieſer Bedingung im Beſitze meiner Kinder blieb, die außerdem zwiſchen uns beiden getheilt worden wären. Zwar habe ich meine Ehre und mit ihr mein einziges, bisher unangetaſtet gebliebenes Erbengut verloren, doch euch behalten und namentlich dich, mein Narciß, der du ſonſt wohl auch die unglückliche Bahn des Laſters, in Geſellſchaft deines Vaters, gewandelt ſein würdeſt.“

Die Ausbrüche kindlicher Dankbarkeit, womit jetzt die beiden Söhne ihre Mutter überhäuften, waren die erſten Linderungsmittel bei deren großem Schmerze.

Nach zwei Wochen ſchon aber lief die große Neuigkeit durch die Stadt, daß der Pauken-Doctor die ſteinreiche, kinderloſe Bäckerswittwe in der Rosmaringaſſe geheirathet habe.

Nachdenklich und mit bewölkter Stirne kam Meister Eisel an einem Maitage 1756 aus einem Innungs-Convente heim. „Mutter —“ sagte er zu seiner Frau — „es ist nicht richtig mit der Eintracht der gekrönten Vettern. Man munkelt Mancherlei. Preußens großer Fritz soll ziemlich patzig in Wien angefragt haben, was wohl die großen Rüstungen in Oestreich und Sachsen besagen wollten? Kurz und gut: die Innung hat einen Gouvernements-Befehl erhalten, nach welchem jeder Meister nach bestem Wissen und Gewissen einen seiner Gesellen, der sich zum Soldatenstande eigne, aufzeichnen und diesen Ausweis binnen 24 Stunden in der Gouvernements-Canzlei niederlegen soll. Mir kann die Wahl nicht schwer fallen. Der kleine, krummbeinige David paßt kaum für die Hobelbank, geschweige für die Muskete. Theseus, mein Tagebuch, der ehrliche, treufleißige Arbeiter, wird mir immer unentbehrlicher — Wer bleibt sonach übrig, als der zum Leibgardisten geborne, lange Rinaldo, der ohnehin besser mit der Fechtklinge als mit dem Schlichthobel und Leimtiegel umzuspringen weiß? Er und kein Anderer werde für die Soldatenpritsche bestimmt.“

Es war nach drei Tagen, als um 2 Uhr des Morgens an Meister Eisels verschlossene Hausthüre gepocht wurde. Es war nicht anders, als gedächte man die dicken Pfosten zu zerschlagen, aus welcher jene gefertigt werden war. „Aufgemacht!“ rief dazwischen eine barsche Stimme — „in des Teufels und des Königs von Polen Namen!“

„Das gilt uns!“ sprach der lange Rinaldo, der zuerst erwacht war und den Kopf durch das Dachfenster gefädelt gehabt hatte. „Sie kommen, uns zum Soldaten zu pressen!“ Sprach's zitternd und verschwand. Der krummbeinige David und der erschreckene Lehrbursche verbargen sich hierauf unter ihre Bettstellen und nur Theseus fuhr instinctmäßig in seine Kleider. Als er bis zum Umbinden der blauen Schürze gekommen war, that sich die Kammerthüre auf, welche sofort von 3 Mann Soldaten besetzt wurde, und in dem Dämmerlichte des grauenden Tages trat ein Unterofficier zu Theseus, denselben anrufend: „He, Bursche! bist du etwa der Kanni — Kannimachus Theezeug Liebekind?“

„Kallimachus Theseus Liebekind heiße ich —“ versetzte jener.

„Ist mir lieb zu vernehmen. Doch, Ladestock und Feuerstein! was für heidnische Namen hat der Kerl? Die muß ihm des Teufels Großemutter zugelegt haben. Komm an's Fenster, Junge! laß sehen, ob du auch wie ein Heide aussiehst.“ Er zog ein Papier aus der Tasche, auf welchem er mit Mühe herausbuchstabirte: „Länge: achtzig Zoll wenigstens. Alle Wetter! das nenn' ich gewindbeutelt! Da müßt ihr Leimzwingen ganz andere Zolle haben als wir Soldaten. Wenn der Bursche da mehr als 70 zählt, so will ich Spießruthen laufen durch ein ganzes Bataillon. Weiter: rabenschwarzes Haar. Nun, da muß dein ganzer Kopf voll Sägespäne stecken, denn dieß Haar sieht dem rabenschwarzen just so ähnlich wie meine weiße Montur einer blauen, preußischen Jacke. Drei und dreißig Jahr: ei, du scheinst kaum 20 zu zählen.“

„Diese Beschreibung —“ sprach hier Theseus auflebend — „paßt völlig auf den Altgesellen, den langen Rinaldo.“

„Wieder ein romanscher Name mehr!“ versetzte der Krieger. „Doch, mein guter Junge! dießmal entgehst du mir nicht. Wenn auch eine Kanonenkugel 12 Zahre und einen Fuß Länge weniger bei dir findet, so ist dieß desto besser für

dich. Da du dich einmal freiwillig zum Kannvielmachus Theezeug bekannt haſt: ſo erkläre ich dich, Liebeskind, hiermit feierlichſt zum königlich polniſchen und kurfürſtlich ſächſiſchen Rekruten. Und wenn ich dein Exerciermeiſter werden darf, ſo verſpreche ich dir, dich binnen 4 Wochen in einen ſo ſtattlichen Soldaten umzuwandeln, daß niemand mehr den Bohr- und Holzwurm in dir erkennen ſoll. Richt't euch! Augen g'rad aus! Rechtsum kehrt! Vorwärts — marſch!"

Den armen Theſeus unter den Arm nehmend, verließ der Soldat mit jenem das Gemach. Als der polternde Zug eine Treppe tiefer gelangte, lugte des Meiſters Geſicht verſtohlen durch die Thürſpalte. Seine Geſtalt zeigte ſich dann erſt ganz, als er mit Erſchrecken in dem neuen Rekruten ſeinen theuern Theſeus erkannte.

„Mit nichten, Herr Unteroffizier! —" ſprach er haſtig — „Er hat in der Dunkelheit fehl gegriffen und den Blonden, ſtatt des Schwarzen erwiſcht. Dieſer iſt nicht der lange Rinaldo, ſondern mein Tagebuch, der fromme, wackere Theſeus."

Ein unterdrückter Schrei, der hier hinter des Meiſters Rücken hervortönte, bewies, daß der Lauſcher mehrere auf den Beinen waren.

„Dieſen zu fahen, ſind wir eben ausgerückt —" verſetzte der Soldat in Bezug auf den Genannten. „Hier ſteht der vertracte Name ganz leſerlich geſchrieben und der gute Junge da hat ſich auch in beſter Form dazu bekannt"

Mit einem ungläubigen Kopfſchütteln ſah der Meiſter auf die von ihm ſelbſt verfaßte Eingabe. Er wollte ſeinen Augen nicht trauen, als er des Unteroffiziers Rede beſtätigt und ſtatt Rinaldo's völligen Namen denjenigen ſeines Lieblings erblickte. „Herr Gott!" rief er beſtürzt — „ich habe mich geirrt — den Theſeus gerade im Sinne gehabt, als ich den Zettel ſchrieb — o mein Gedächtniß! mein armer ſchwacher Kopf!"

Hier ließ ſich hinter dem Meiſter ein mehr als halblautes, eiliges Geflüſter hören und eine Frauenſtimme ſprach: „So beruhige dich doch! Es muß ſich ja noch Alles aufklären."

„Nein, Herr Unteroffizier —" fuhr Eiſel fort — „den Mann da laß' ich nicht verabfolgen. Der kann nicht einmal einen Holzwurm tödten, geſchweige ein Menſchenkind. Aber der lange Rinaldo ſtellt ſeinen Mann. Er iſt der Klopffechter, der an Weinachten bei dem Bäckerauszuge dem Lieutenant den Hut mit der Citrone herunterſchoß."

„Ei, tauſendſapperlot!" rief der Soldat ſchmunzelnd — „den Tauſch ließe ich gelten! Nach dieſem Fiſche haben wir längſt ſchon gangelt. Alſo iſt der lange Citronen-Kanonier kein Bäckers-, ſondern ein Winkelmann? Doch wo iſt derſelbige?"

Nun begann ein Durchſuchen des ganzen Hauſes, doch ohne Erfolg. Zwar wurden die beiden Verſteckten unter ihren Betten hervorgezogen, allein Rinaldo war nicht aufzufinden. Gleichwohl war die Hausthüre von 2 Soldaten beſetzt geweſen und an ein Entkommen aus dem, von hohen Brandmauern umſchloſſenen Hofe nicht zu denken. Was nur Hände und Füße im Hauſe hatte, ſuchte jetzt nach dem Verſchwundenen. Da war es plötzlich, als fiele der ganze Himmel ein, ſo daß ſelbſt dem tapfern Unteroffizier ein paniſcher Schrecken überkam. Eine fallende Bombe kann kein ſolches Gekrache anrichten, als dasjenige in Eiſels Hauſe Statt

fand und welches nur mit demjenigen verglichen werden konnte, welches das Zerbrechen der 300 irdenen Krüge in dem Lager der Midianiter zu Gideons Zeiten anrichtete. Die Meisterin zuerst begriff die Art und Weise seiner Entstehung.

„Herr Jesus! mein Flaschenbret!" rief sie, die Hände zusammenschlagend. Darauf nahmen sämmtliche Anwesende, unter Vortritt der Meisterin, ihren Weg nach dem Gangfenster im ersten Stockwerke, vor welchem die irdenen Bierflaschen Eifels in einem Lattengerüste zu stürzen pflegten. Richtig! das Flaschenbret mit seinem zerbrochenen Inhalte lag unten im Hofe und der lange Rinaldo, als Riesenstöpsel, oben drauf. In seiner Angst hatte der Klepffechter das Flaschengestelle zu seinem Zufluchtsorte erkieset, dessen Bänder jedoch das bedeutend vermehrte Gewicht nicht ertragen. Der unsanfte Fall mit seiner harten Unterlage hatte den Armen zwar nicht getödtet, jedoch, wie die Untersuchung ergab, für längere Zeit wenigstens zum Soldatenstande untauglich gemacht.

Dem Ansinnen Eifels, den Theseus loszugeben, wollte der Unterofficier nicht entsprechen. „Nein —" sagte er — „so etwas muthe der Meister mir nicht zu, mache dieß lieber mit dem Gouvernement selbst aus. Ich habe Befehl, den Tischlergesellen Liebekind als Recruten beizuschaffen und würde gesuchtelt werden, wollte ich dem nicht nachkommen."

Jetzt wendete sich Jungfer Sibille mit nassen Augen an ihren Vater: „O, Vater!" flehete sie — „nehm' Er sich doch des armen Theseus an, daß er kein Soldat werden darf. Er hat ihn ja durch Seine Vergeßlichkeit eben in's Unglück gebracht und muß ihn darum auch wieder herausziehen. Bedenkt doch nur, wie unentbehrlich er Ihm ist und seiner gebeugten Mutter dazu."

„Hm!" schmunzelte der Unterofficier, die schmucke Dirne wohlgefällig musternd — „Ihr ist der Mosje da am Ende auch unentbehrlich. Nun, es ist ja kein Unglück, Soldat zu sein. Was gilts? in einigen Wochen ist Ihr der Bursche da mit Ober- und Untergewehr, mit Schnurrbart und Montur weit lieber als jetzt in seiner Schürze."

Diese unzarte Rede übergoß die Tischlerstochter mit einem Purpurstrome, der sie um so reizender machte. Verschämt barg sie ihr Antlitz hinter dem Rücken ihrer Mutter und Theseus hätte um keinen Preis der Welt die eben beschriebene Scene unerlebt wünschen mögen. Gefaßt begab er sich mit seinen Häschern hinweg.

Sibille hingegen eilte des frühesten zur Decterin, ihr die Schreckensbotschaft zu hinterbringen und sie zu vermögen, im Verein mit ihrem Vater, Alles zur Befreiung des jungen Recruten zu unternehmen.

Die Doctorin war auf die schlimme Nachricht erbleicht. Sinnend blickte sie vor sich hin; dann sagte sie: „Ein Mittel weiß ich nur, von welchem ich einen glücklichen Erfolg erwarten kann. Ist jemand im Stande, meinen Sohn zu befreien, so ist es mein — so ist es der Vater meines Theseus, welcher noch vielgeltende Universitätsfreunde hier besitzt und auch durch die Feder, so wie durch seine Doctorwürde viel bewirken kann. Zwar hätte ich nach dem letzten schweren Gange nicht geglaubt, daß ich einen noch saurern würde gehen müssen: allein, für sein Kind ist man ja selbst in den Tod zu gehen bereit, warum nicht auch zu einem — ungetreuen — Gatten!"

Sie machte sich fertig und ging. Sibille in ihrer Herzensangst begleitete sie.

Man ſah es dem Gange der Doctorin an, daß ihr der Weg ſauer wurde. Auf der Rosmaringaſſe angelangt, ſtieg jene in das zweite Stockwerk hinauf, Sibille hingegen verſprach, der Doctorin Rückkehr unten abwarten zu wollen. Nach zehn peinlich verſtrichenen Minuten kam dieſe wieder und zwar mit verhülltem Antlitze — ſchluchzend — zerknirſcht.

„Er hat mich nicht einmal vorgelaſſen —“ erzählte ſie vergebend — „mir durch die Magd ſagen laſſen, wie es um den Jungen nicht Schade wäre, wenn er auch Soldat werden müßte — nicht einen Tritt wollte er ſeinetwegen thun und — mich endlich fortpacken heißen.“

Siehe da, ein gebeugtes Frauenpaar, von welchem eine ſo rathlos war als die andere!

„Ein und zwanzig, zwei und zwanzig — den Bauch hinein, die Bruſt heraus — ein und zwanzig, zwei und zwanzig — potz Himmeltauſendſapperment — wann endlich wird es werden? Halt!“

Die Rekrutenreihe, von Theſeus angeführt, ſtand wie die Mauern des Zwingers, in deſſen weiten Raume das Exercitium Statt fand. Der Unterofficier Wirbemann nahm ſein Hütchen vom Haupte und wiſchte ſich mit ſeinem bunten Schnupftuche die hellen Schweißtropfen aus der Stirne. „Ein ſaurer Biſſen Brot, das Amt eines Exerciermeiſters! —“ ſeufzte er. „Da ſoll man aus ſolchen rohen, ungeſchlachteten Stücken Menſchenfleiſches parademäßige Soldaten herſtellen. Theerzeug Liebeskind, der Geſcheidtſte unter der ganzen Rotte, laß' die Burſche einmal ſich richten. So! und nun auf das rechte, dann auf das linke Bein geſtellt und eine Weile balancirt! O wie tölpiſch! Doch dort kommt der Herr Lieutenant von Wackerwitz. Aufgepaßt, rechts richt't euch!“

Der Officier muſterte die Recrutenreihe, ſtach dieſem mit der Fauſtſpitze in die Kniekehle, daß der Burſche zuſammenknickte, richtete jenem mittels der erfaßten Ohren das ſchief gehaltene Haupt gerade, drückte einem dritten den Unterleib hinein, einem vierten das Hütchen aus der Stirne und haderte zuletzt mit Theſeus, daß er das Kinn zu ſehr in die Halsbinde drücke.

„Höher!“ gebot er, mit ſeinen Fingern nachhelfend. „Immer höher! noch höher!“

Des Theſeus Antlitz machte jetzt ſo ziemlich kehrt mit dem blauen Himmel über ihm. Als des Lieutenants Hand von ſeinem Kinne jetzt abließ, fragte jener ernſt: „Mein Herr Lieutenant!“

„Was ſoll ſein, Er Mehrerelementer?“

„Soll ich denn immer ſo ſtehen wie jetzt?“

„Ei freilich, deshalb habe ich dich ja eben ſo gerichtet.“

„Nun, wenn dem ſo iſt, ſo leben Sie recht wohl; denn auf dieſer Erde ſehe ich Sie dann nimmer wieder.“

Dieß war auch wirklich wahr. Wiedemann lachte hinter des Officiers Rücken in's Fäuſtchen; bei den übrigen Recruten blitzte es im Geſichte wie fernes Wetterleuchten, dem der laute Donner nur fehlt, der Lieutenant aber machte ſich ſtark und verſetzte grimmig: „Kerl! ſei Er nicht naſeweis oder ich haue Ihn mit der Klinge, daß Er ſtürzt.“

„Gnädiger Herr Lieutenant —“ ſprach hier Wiedemann vermittelnd — „der Recrut da iſt des Pauken-Doctors leiblicher Sohn und deshalb, denkt er, kann er ſich eine Gurke mehr herausnehmen wie die anderen. Uebrigens iſt er mein beſter Mann.“

„Unterofficier Wiedemann —“ gebot Wackerwitz — „Er läßt den Recruten da, zur Strafe für ſein vorlautes Sprechen, heute mit alſo gerichtetem Haupte exerciren. Wornach zu richten.“ Er ging.

Die Uebungen begannen von Neuem, bei welchen Theſeus die Erſcheinungen des Himmels zu ſtudiren hinlänglich Zeit hatte, denn nur der Rumpf machte mechaniſch mit, was ihm befohlen wurde.

Indeß Theſeus mit ſeinem Haupte im Himmel ſchwebte, ließ ſich plötzlich eine bittende Stimme auf Erden vernehmen. „Herr Unterofficier —“ ſprach dieſelbe — „erlaube Er mir doch einmal, mit dieſem Burſchen da einige Worte zu ſprechen. Ich will denſelben auch gar nicht im Exerciren ſtören; er kann dabei immer ſchultern, Gewehr hoch machen und marſchiren.“

„Das wollt' ich mir auch ausgebeten haben —“ verſetzte der Krieger, und Meiſter Eifel wendete ſich nun an ſeinen vormaligen Geſellen. „Mein Theſel —“ hob er an — „ich ſtecke in großer Noth. Du fehlſt mir aller Orten und Enden; dazu liegt der Rinaldo noch auf einer Stelle, und nirgends iſt ein Geſelle zu bekommen. Gleichwohl habe ich Arbeit über Arbeit, die ich mit dem kleinen David und dem einfältigen Lehrburſchen unmöglich allein bezwingen kann. Das Alles möchte aber noch ſein, wenn nur dieſer alte Kopf nicht ſo vergeßlich wäre. Ach, gutes Theſelchen, Gott iſt mein Zeuge, daß ich Alles verſucht habe, dich von dem verfluchten Soldatenſtande loszukaufen —“

„Herr! ich verbitte mir alle Anzüglichkeiten —“ fiel hier Wiedemann zornig ein. „Weit rühmlicher iſt es, den Pallaſch und die Muskete zu handhaben, als das Winkelmaaß und die Schmiege. Soll das Land ſchutzlos bleiben? Ha, die Preußen würden Ihn ſammt ſeinen Leimtiegeln alsbald in den Teufel packen, ſtänden wir nicht vor dem Riſſe.“

Dieſe Rede überhörend, fuhr Eifel fort: „Tauſend Thaler habe ich für deine Freilaſſung geboten, doch dieſelbe nicht durchſetzen können.“

„Das macht der Preußenkönig mit ſeinen Blauröcken —“ bemerkte Wiedemann milder — „die uns die Zähne vorweiſen wollen.“

„Theſel, ich bitte dich! ſprich: ſollte der Wäſchſchrank für die Baronin von Heller vier oder fünf Fächer bekommen?“

„Vier!“ verſetzte der Gefragte, unverrückt in die Wolken ſchauend.

„Und hat der Geheimerath von Tüffel den Pfeilertiſch mit Bocks- oder Diamantfüßen beſtellt?“

„Mit Tannfüßen!“

„Ich beſinne mich. Aber, mein guter Junge! biſt du böſe auf mich, daß

du mich nicht anſehen magſt? Zwar, ich fühle es, daß ich Schuld an deinem Unglücke bin, doch gewiß nicht mit Vorſatz."

„Ich darf Ihn nicht anſehen —" verſetzte Theſeus und trat im Fortſchreiten ſeinen Vordermanne derb auf die Füße."

„Kann Er nicht ſehen?" zürnte Wiedemann. „Er tritt ja ſchier ſeinem Vordermanne das Fleiſch von den Knochen!"

„Kann nichts dafür —" entgegnete Theſeus reſignirt — „Wer befohlenermaaßen im Himmel ſein muß, kann ſich nicht um die miſerable Erde bekümmern.

„Und meine Sibille —" ſprach der Tiſchler — „hat mir auch noch einen Auftrag —"

„Wie? was?" unterbrach ihn ſchnell der Recrut — „Sibille —"

„Alle Wetter!" zürnte Wiedemann — „Kopf in die Höhe! Hat Er nicht eben erſt die Erde ſchlecht gemacht und fährt gleichwohl aus dem Himmel?" Mit Gewalt ſchraubte er dem widerſpenſtigen Recruten das Kinn empor. „Uebrigens —" fuhr der Unterofficier fort — „verbitte ich mir nun alles weitere Spuchen. Die paar Worte ſind längſt gefallen. Will der Meiſter weiter mit ſeinem ſenſtigen Geſellen ſchwatzen, mag er ihn auf den Abend zu ſich bitten."

Dieß geſchah auch, doch wollte das Exerciren ferner nicht dem neugierigen Theſeus behagen oder gelingen. Er machte Fehler über Fehler, ſo daß Wiedemann beinahe von ſeinem Stocke Gebrauch gemacht hätte.

In der Zeit, wo vorliegende Erzählung ſpielt, wohnten die Soldaten von Dresdens Beſatzung noch in Privathäuſern, namentlich bei alten Wittwen, welche

für ein Billiges den Kriegssöhnen eine Stube oder Kammer abtraten, für sie die Aufwartung besorgten und dabei einen kleinen Gewinn hatten. Der Leser sieht sich jetzt in eine derartige Soldatenwohnung versetzt und wird Zeuge von einem Schauspiele sonderbarer Art. Monturen werden ausgeklopft und gebürstet, Schuhe geschwärzt, Soldatenhüte mit Bier aufgefärbt, Metallknöpfe blank geputzt, Musketen und Pallasche in Glanz gesetzt, Tornister gepackt und Feldflaschen vom Roste befreit. Nachdem dieses lärmende Geschäft vorüber, beginnt ein anderes von stillerer Natur. Der Unterofficier Wiedemann verwandelt sich plötzlich in einen Haarkräusler, der mit Zopfband, Pommade, Puder, Haarwickeln und Brenneisen bebende umzuspringen weiß. Vor ihm sitzen auf hölzernen Stühlen mit niedriger Rückenlehne 4 junge Krieger, deren natürlicher Haarschmuck unter Wiedemanns Fäusten eine außerordentliche Veränderung erleidet. Das blonde, braune und dunkelschwarze Haar wird zum weißen, in Zöpfe gebunden und zu Locken gedreht, welche, zwei kleinen Fäßchen ähnlich, die Schläfe der Martiussöhne zieren. „Nun rührt euch nicht!" ruft er nach vollbrachter Arbeit den 4 gekleisterten Köpfen zu, die wie die Mauern steif und unbeweglich sitzen müssen. Jetzt bringt der Künstler sein eigenes, bereits ergrauendes Haar in Ordnung und verurtheilt sich dann selbst zu derselben Unthätigkeit wie seine Untergebenen. So sitzen die fünf Männergestalten mit unbeweglichen Häuptern gleich Wachsbildern da, nur die unvermeidlichen, das Haupt nicht betreffenden Regungen sich gestattend.

„Jungen!" redet sie der greise Krieger an — „haltet euch brav und schonet eurer Frisur! Sie ist schneller niedergerissen als aufgebaut. Wir sind keine Stunde sicher, daß der Generalmarsch getrommelt wird und unwiederbringlich dahin wäre eure und meine Reputation, erschienet ihr mit verschobenen Locken und ausgegangenem Zopfe bei der ersten Musterung. Wie müßtet ihr denn thun, wenn ihr eine lange Nacht, Gewehr im Arme, dem Feinde gegenüber ständet? Das hier ist nur ein Kinderspiel gegen den Krieg, in den wir schon übermorgen ziehen werden. Dann übernehmen die feindlichen Klingen und Flintenkugeln, uns die Frisur zuzustutzen, bis ein 24 Pfünder uns den Mund für immer stopft. He, Holder! Schlafmütze! du wirst noch vom Stuhle fallen und meine ganze Mühe vergeblich machen. Priestel! was hat nur deine Hand immer hinter dem linken Ohre zu suchen? — Wißt ihr kein Ammenmärchen zu erzählen, auf daß euch die kurze Julinacht so schnell vergehe, wie vor Zeiten einem Kalifen tausend und eine?"

Also trieb es Wiedemann bis zum Morgen, wo die um fünf Uhr ertönende Lärmtrommel seine jungen Soldaten bereits marschfertig und in wohlerhaltenem Zustande fand. Nur sechs Stunden ließ der Generalissimus die bepackten Krieger auf die Musterung warten, denen wenigstens so viel Zeit blieb, recht vernünftige Betrachtungen über die Tugend der Geduld und Enthaltsamkeit anzustellen. Theseus Liebekind stand am Nachmittage desselbigen Tages Schildwache vor der Wohnung seines Obersten, die am Altmarkte gelegen war. Er fühlte des Tornisters Last auf seinem Rücken, doch mehr noch den Schmerz im Herzen über die Trennung von der Mutter, dem Bruder, dem Meister und — — von Sibillen! Nur wenige Stunden noch war es ihm vergönnt, in seiner Vaterstadt zu weilen und wer bürgte ihm, daß er dieselbe je wieder sah? In tiefe Gedanken versunken, schritt er vor dem Hause auf und ab, nicht achtend, daß ein, in dieser Jahreszeit ungewöhnliches Husten in seiner Nähe ertönte. Endlich zeigte sich ein hochrother

Gegenstand vor seinem Auge, so daß er fast gewaltsam zu sich selbst gebracht wurde. Beinahe wäre ihm hierauf die Flinte vor Schreck entfallen, denn — Sibille war es, welche mit niedergeschlagenem Auge dicht an ihm vorüberging. In der damaligen Zeit, wo die gemeinen Soldaten noch meistentheils aus Taugenichtsen, liederlichen Burschen, gewaltsam gepreßten Handwerksburschen und Tagelöhnern zusammengesetzt waren, durfte ein ehrbares Mädchen, wollte sie nicht ihren guten Ruf verlieren, öffentlich mit keinem Krieger, am allerwenigsten mit einer Schildwache, verkehren. Dieß wußte Theseus und darum wagte er auch nicht, seine Meisterstochter anzusprechen; jedoch blieb ihm unbenommen, das ängstlich dahin trippelnde Kind wenigstens mit seinen Augen zu verschlingen. Allein wie ward ihm, als er dasselbe stehen bleiben, sich umdrehen und ihn mit trübem Blicke anschauen sah! Doch Theseus bestand den harten Kampf mit sich selbst. Er machte keine Miene, sich dem Mädchen weder zu nähern noch dasselbe anzureden. Darauf sah sich Sibille scheu rings um, schritt auf die versteinerte Schildwache zu und sagte mit gepreßter Stimme: „Also wirklich soll es morgen früh schon fortgehen?"

„Morgen früh, Jungfer Sibille —" versetzten des Jünglings bebende Lippen.

„Nun, so lebe Er recht wohl und vergesse Er uns nicht." Sie hielt ihm die Hand zum Abschiede hin, in welche er mit voller Seele einschlug. Bevor er sich von seiner freudigen Bestürzung erholen konnte und das schwere Geldpäcktchen in seiner Hand gewahrte, war dessen Spenderin auf Windesflügeln entsprungen. Jetzt wandelte der junge Soldat auf purer Rosen und Vergißmeinnichten, bis die Ablösung und mit ihr zugleich eine Schreckensbotschaft kam. Er sei arretirt, hieß es, weil, wie der Herr Oberst aus dem Fenster gesehen, er auf der Post Geld angenommen habe, welches Vergehen sofort mit 10 Stockschlägen geahndet werden müsse. Als Theseus in die Wohnung des Obersten heraufgebracht wurde, fand er daselbst bereits alles zur Execution Erforderliche vor — eine Schütte Stroh und einen Unterofficier mit bereit gehaltenem Stocke daneben, welcher jedoch erstarrte, als er des Gulpaten ansichtig wurde. Es war Wiedemann, der sich's nicht hatte träumen lassen, daß er zu Abstrafung seines Goldsohnes herbeigeholt worden sei.

„Wie das? Junge!" rief er tief erschüttert aus. Dann suchte er bei dem Obersten um ein kurzes Gehör nach.

„Ew. Gnaden —" sprach er im Laufe seines Vortrages — „es war des Jungen Schwester, die ihrem Bruder die paar Pathenpfennige in die Hand drückte. Von einer Bestechung kann hier also gar nicht die Rede sein. Lassen Ew. Gnaden den Mann heute zu Schanden hauen, so kann er morgen nicht mit ausrücken und das Regiment zählt einen braven Kerl weniger. Bedenken überdieß Ew. Gnaden, daß ich mir den Burschen erst nach der Hand gezogen und meine wahre Lust und Freude an ihm gehabt habe bisher. Und ich selbst soll ihm nun die Knochen zerschlagen!"

Der Oberst blieb unerbittlich und Wiedemann trat traurig ab. In der nächsten Minute meldete die Ordonnanz dem Obersten, wie der Unterofficier Wiedemann sich die rechte Hand bedeutend zerschnitten, indem er dem Arrestanten das Seitengewehr abgenommen habe und solches dabei unvermuthet aus der Scheide geschlüpft sei. Er müsse demnach den Herrn Obersten bitten lassen, einen andern Unterofficier an seiner Statt zu beordern, indem er nun zur Execution als untauglich sich fühle.

Der Oberst aber merkte etwas, befahl die Execution aufzuschieben und den Unterofficier Wiedemann zu entlassen, damit er verbunden werden könne. Nach einer Stunde trat Meister Eifel, gefolgt von seinem Gesellen David und dem Lehrburschen, die eine leere Trage trugen, aus des Obersten Hause. „In meinem ganzen Tischlerleben —" sprach er vor sich hin — „habe ich ein so schönes Stück von Arbeit nicht so freudig fortschaffen lassen, als dieses. Der gute Junge ist's aber auch werth und zehnmal so viel Glasschränke wollte ich hingeben, könnte ich ihn damit von den leidigen Soldaten loskaufen."

Daheim aber benetzte der begnadigte Theseus die verbundene Hand Wiedemanns mit heißen Dankeszähren. „Vater Wiedemann —" schluchzte er — „sollte je eine Zeit kommen, wo ich Seiner nicht gedenken wollte: so halte Er mir diese, Seine rechte Hand vor die undankbaren Augen und ich werde —"

Er vermochte nicht weiter zu sprechen. Wiedemann aber brummte: „Hm! ungeschicktes Fleisch war's und nichts weiter, das mich in die Klinge greifen ließ. Warum machst du also so viel Aufhebens davon? Künftig sündige nur nicht wieder, auf daß dir nicht noch Aergeres widerfahre."

Die ganze sächsische Armee war bei Struppen gefangen und unter die Preußen gesteckt worden, lief jedoch bei der ersten Gelegenheit davon und sammelte sich in Ungarn wieder unter den Befehlen des Prinzen Xavier, der sie später nach Sachsen zurückführte. Vier Jahre schon hatte der leidige Krieg gewährt und Sachsen darunter am meisten gelitten. Preußens tapfrer König hielt Dresden eingeschlossen und schickte sich an, dasselbe zu bombardiren, auf daß es den preußischen Adlern willig seine Thore öffne. Dresdens östreichische und sächsische Besatzung brannte die Vorstädte nieder und traf alle Anstalten, das Vorhaben der Feinde mißlingen zu lassen. Angstvoll aber sahen die Bewohner von dem Dache ihrer Häuser draußen auf den Anhöhen bei Räcknitz und weiter hin die Wurfgeschütze auffahren, die über sie Tod und Verderben ausspeien sollten. Das werthvollere Eigenthum ward in den Kellern geborgen, was aber die Furchtsameren waren, so flüchteten diese nach der Neustadt hinüber, wo man die bei den Scheunenhöfen errichtete preußische Batterie glücklich zusammengeschossen hatte, so daß wenigstens dieser Stadttheil einen Zufluchtsort darbot. In diesen Tagen der Aufregung und Gefahr war es, daß man einen Menschen fest gebunden in die Hauptstadt einbrachte, dem das Geschrei voran lief, daß es ein preußischer Spion sei; Grundes genug, eine zahlreiche Begleitung Volks um ihn zu sammeln. Bald ging der Ruf von Mund zu Munde: „Der Pauken-Doctor ist's, der den Spion gemacht hat und morgen schon gehenkt werden wird." — Nun ist das Amt eines Spiones ein so niederträchtiges, mit allgemeiner Verachtung gebrandmarktes, daß unter den Hunderten, welche den Gefangenen einbringen sahen, auch nicht *eine* Stimme des Mitleids laut wurde; vielmehr hörte der Letztere nur Verwünschungen über sich ausstoßen. Des Doctors Gestalt hatte eine große Veränderung erlitten in den 4 letzten Jahren. Zwar besaß sein Körper noch etwas von der alten Fülle, allein diese hing schwammig und welk an dem Knochengebäude. Das Antlitz sah erdfahl aus und nur die Nase thronte als ein glühender Leuchtthurm in demselben. Das mit Grau bereits sich mischende Haupthaar war ohne Puder und Frisur, hing vielmehr struppig in das Gesicht herein. Sein An-

Berlin

zug, einſt koſtbar geweſen, zeigte, wie tief ſein Beſitzer herabgeſunken ſei. Nicht blos der Krieg mit ſeinen Drangſalen hatte das Amt der Nemeſis bei dem Pauken-Doctor übernommen; die meiſte Schuld der großen Veränderung trug die ſinnloſe Verſchwendung, welcher das neue Ehepaar ſich hingegeben gehabt hatte. Als nach wenig Jahren der bethörten Bäckerswittwe nur noch das überſchuldete Haus von ihrem ganzen Reichthume übrig geblieben, hatte ſie ſich von ihrem Ehemanne aus eigener Machtvollkommenheit getrennt und ihn ſeinem eigenen Schickſale überlaſſen, welches in einer Zeit, wo man, des Krieges wegen, eines Pauken-Doctors nicht mehr bedurfte, ein kläglicheſ war. Noch lange, nachdem der angebliche Spion in eine feſte Kaſematte geſperrt worden war, ſtand der Volkshaufen in deren Nähe, Betrachtungen über die ſchnelle Wandelbarkeit des irdiſchen Glückes anſtellend.

Um elf Uhr in der nächſten Nacht wurde die Schildwache vor des Spions Gefängniſſe abgelöſt und eine andere dafür hingeſtellt. „Du haſt —“ belehrte ſie der Gefreite — „darauf beſonders zu ſehen, daß der Gefangene nicht entwiſcht. Geſchieht dieß durch deine Schuld, ſo bekommſt du die Kugel vor den Kopf oder den Strick um den Hals.“

Der Soldat ſagte hierzu kein Wort, ſchulterte und ſchritt, nachdem die Patrouille ſich entfernt hatte, langſam auf und ab. Doch bald veränderte ſich die Scene. Der Krieger ſtellte ſeine Flinte in's Schilderhäuschen und begann eifrig, doch mit Vorſicht, an der ſtammhaften Thüre der Kaſematte zu arbeiten. Es ſchien, als wüßte er mit dergleichen Holzarbeit gut umzugehen, denn noch vor Verlauf einer halben Stunde war das Thürſchloß umſägt und das Gefängniß eröffnet. Der Gefangene, in deſſen Auge jedenfalls kein Schlaf gekommen war, taumelte heraus, traute ſeinen Augen nicht und ließ ſich erſt von ſeinem Befreier zur ſchleunigen Flucht ermahnen. Doch war der Doctor noch nicht ſo ganz verdorben, daß er nicht vorher einige Worte des Dankes ſeinem Retter hätte widmen mögen. Der-

selbe blieb aber selbst dann stumm, als jener nach dessen Namen forschte. Der Doctor stand schon auf dem Sprunge, als er sich nochmals an die versteinte Schildwache mit den dringend ausgesprochenen Worten wendete: „Freund, Retter! fliehe mit mir! Jedenfalls bringst du deinen Kopf in Gefahr, bliebst du nach meinem Entweichen hier zurück. Ich aber kenne alle Schliche und Wege, um uns beide außer Gefahr zu bringen.“

Die Schildwache schüttelte das Haupt. „Mein Weg und der Eurige —“ sprach sie dumpf — „gehen weit aus einander. Wollt Ihr mir jedoch vergelten, so bekennet mir jetzt vor Gott, dem allwissenden Herrn, ob Ihr wirklich habt das Vaterland an den Feind verrathen wollen?“

„Ja —“ versetzte der Doctor, tief erschüttert, — „ich gestehe, daß ich tief gefallen bin, doch nicht so weit, um der mich beschuldigten That fähig zu sein. Der Schein ist zwar gegen mich, doch bin ich kein Verräther, so wahr mir Gott helfen wolle in meiner Todesstunde.“

„So geht mit Gott!“ versetzte der Soldat freudig und ging, seine Flinte zu holen. Kaum war der Doctor im Dunkel der Julinacht verschwunden, als draußen im preußischen Lager ein dumpfer Donner sich erhob. Nach wenig Secunden zeigten sich am Firmamente rothglühende Sternchen, welche gleich einer steigenden Rakete einen Halbkreis beschrieben und nicht weit von der Schildwache als zu kurz geworfene Bomben in den Stadtgraben sich begruben. Weit entfernt, sich in den Bereich der sichern Kasematte zurückzuziehen, gab der Soldat vielmehr seinen Körper recht geflissentlich der drohenden Gefahr preis, indem er — wie er zu sich selbst sagte, lieber durch eine Bombe als durch den Strick zu sterben wünschte. Als die niederschlagenden Bomben häufiger und richtiger geworfen wurden, sahen sich die Einwohner ziemlich unsanft geweckt. Nicht lange dauerte es, so zeigte sich die Gluth einer beginnenden Feuersbrunst über der Webergasse. Was aber der Schildwache recht fürchterlich dünkte, war das Schweigen der Lärmglocke und der Trommeln, die sonst jeden Ausbruch eines Feuers kund zu machen pflegen. Nur das Rasseln der herbeieilenden Sprützen und das dumpfe Gesumme der Löschenden ließen sich vernehmen. Da keine Glocke in der ganzen Stadt schlug, so überkam der Schildwache auch die Zeit der Ablösung noch ziemlich unerwartet. Geflissentlich hatte sie die Thüre der Kasematte weit offen gelassen, so daß das Entrinnen des Gefangenen sofort bemerkt wurde. Er habe — entschuldigte sich der Soldat gegen den scheltenden Gefreiten — mehr Acht auf die fallenden Bomben als auf den Gefangenen gehabt, was dieser benutzt zu haben scheine.

„Wohl, mein lieber Liebekind, —“ versetzte der Gefreite trocken — „so rathe ich dir, die Bomben jetzt noch einmal in gehörigen Augenschein zu nehmen, indem du sie in diesem Leben nie wieder, höchstens vom Galgen aus zu sehen bekommen wirst.“

Darauf ging die Patrouille, den entwaffneten Liebekind in ihrer Mitte, davon. Als sie durch die Schreibergasse nach dem Altmarkte zuschritt, blickte Theseus noch einmal zu dem Hause seines Meisters auf, in dessen Wohnung die Fenster erleuchtet waren. „Ade, liebe Sibille, mein Todesbräutlein!“ lispelte er. In demselben Augenblicke, wo eine Feuerspritze bei den Soldaten vorüberjagte, die Thüre von Eifels Hause sich öffnete und Theseus seine letzten Segenswünsche stammelte, schlug eine Bombe mit betäubendem Krachen mitten unter die Gruppe hinein, daß Men-

schen, Pferde und Spritzentheile auseinander stoben. Nachdem die Hohlkugel sich entladen und der erste Schrecken sich gelegt hatte, untersuchte man die Verwüstungen, welche jene an Menschen und Thieren angerichtet hatte und die nicht unbedeutend waren. Die eine Halbschied der Patrouille sammt dem Gefreiten war getödtet, die andere gefährlich verwundet. Ob der Gefangene unter den Gebliebenen sei oder sich gerettet habe, konnte man bei der Verstümmelung mehrer Gesichter nicht ausfündig machen, daher die Sache unentschieden blieb und auf sich beruhen mußte. Auch wurde über den Schrecknissen des 16tägigen Bombardements der verschwundene Liebekind gar schnell vergessen.

In dem Hinterstübchen eines Hauses der brennenden Altstadt-Dresden lag eine kranke Person, der Bekleidung nach eine weibliche. An ihrem Bette saß eine Matrone und ein junges Mädchen, von denen die Erstere ihren Blick nach dem

Fenster, die Andere auf die Kranke gerichtet hielt. Hinter einem Schirme brannte ein kleines Lämpchen, aber, obgleich tief in der Nacht, war das ganze Gemach ziemlich erhellt. Man vernahm das Krachen einstürzender Dachsparren, das Geschrei von Menschen, das erneute Niederfallen der Bomben und das Rasseln vorüberjagender Spritzen. Plötzlich überströmte ein lichter Glanz das Stübchen. Die alte Frau sprang auf und trat händeringend an das Fenster, welchem gerade gegenüber eine riesige Brandfackel in die dunkle Luft aufflammte. Es war der alte Kreuz-

thurm, der klar wie eine Kerze jetzt brannte und ein fürchterlich schönes Schauspiel gewährete. „Kind —" wendete sich nun die Matrone an das Mädchen — „wir sind wirklich nicht mehr sicher hier. In den Keller willst du nicht kriechen und auch ich mag mich der Gefahr des Verschüttens nicht aussetzen, gleichwohl wird unsre Lage mit jeder Stunde bedenklicher. Vielleicht hielte die Kranke doch das Tragen in eine ruhigere Stätte nach Neustadt aus."

„O nein, Mutter!" bat Sibille — „er — sie stirbt uns am Ende unter den Händen. Und hat uns Gott der Herr nicht wunderbarlich erhalten mitten in Brand und Noth? Noch hat keine Bombe in unserm Hause gezündet — ein Fingerzeig für uns, daß wir dasselbe nicht verlassen sollen."

Hier trat Meister Eisel in's Gemach. „Der heillose Krieg!" seufzte er — „selbst des Heiligsten schont er nicht! Bald wird unsre liebe Kreuzkirche nur noch ein Schutthaufen sein. Hu! wie das brennt! Nun, Gott gebe nur, daß der Thurm nicht unglücklich fällt und vollends vernichtet, was noch von Häusern um ihn her steht."

„Vorwärts, Kameraden!" phantasirte die Patientin trotz eines Kriegers in der heißen Schlacht — „dreht die Flintenkolben um — schlagt zu auf die Feinde, daß sie nimmer wieder erstehen. Seht ihr dort den Galgen winken und den Henkersknecht meiner harren? Keine Pauken, Sibille! Laßt mich los, Mutter! ich gehe ja nicht aus der Welt."

„Noch immer ohne Besinnung!" klagte die jugendliche Krankenwärterin, mit besorgtem Blicke ihren Patienten betrachtend. Eisel hingegen sagte: „Wie gut, daß wir unsern Nothpfennig nicht dem Keller anvertrauten, wie so viele unter uns gethan haben. Denn die Oestreicher räumen Alles aus, was nur von einigem Werthe ist, und machen sich somit für ihren Schutz schon selbst bezahlt."

Noch manche Stunde lang leuchtete die Kerze des Kreuzthurms in der angstvollen Nacht, bis der Letztere unter einem donnerähnlichen Krachen zusammenstürzte.

„Wie die Erdschollen dumpf auf meinen Sarg fallen —" meinte die Kranke, in ihrer Fieberhitze den Sturz des Thurmes also deutend. Am nächsten Tage trugen Jungfer Sibille und ihr Vater auf der letzten, ihnen verbliebenen Trage die wohl eingepackte und verhüllte Kranke nach der Neustadt hinüber. Frau Eisel begleitete sie, beladen mit mancherlei Habseligkeiten. Auf der Mitte der Brücke wallte ihnen ein Volkshaufe entgegen. „Der Pauken-Doctor! der Pauken-Doctor!" war das allgemeine Feldgeschrei, welches auf die Patientin einen sichtbaren Eindruck hervorbrachte, denn sie suchte ihre Hände frei zu machen und das Haupt zu erheben. Die beiden Träger sahen sich genöthigt, ihre Bürde nieder zu setzen und den Zug vorbeizulassen, in dessen Mitte wirklich der Doctor Liebekind einherschritt — ungefesselt, obschon von einem Unterofficier begleitet.

„Kein Spion — ein Patriot bin ich!" rief der Doctor. „Vom Feldmarschall Daun aus Böhmen komme ich und bringe gute Botschaft. Binnen kurzem sollen die Blauröcke vor Dresden abziehen müssen. Er lebe Daun und der wackere Soldat, der mich von der häufenen Schlinge errettete."

„Er lächelt wieder, Vater! wirklich, er lächelt wieder!" sagte Sibille, welche der Kranken verschleiertes Haupt untersucht hatte, mit triumphirenden, fröhlichem

Tönen. Eisel jedoch legte erschrocken den Zeigefinger auf die Lippen und sagte: „Scht! bist du von Sinnen?“

Daß dieß nicht der Fall sei, bewies Sibille jetzt, indem sie mit der wieder er
griffenen Trage so schnell davon lief, daß ihr Vater kaum nachzufolgen vermochte
Und sie hatte auch alle Ursache zur Fröhlichkeit; denn die wieder lächelnde Krank
war ja der liebe Theseus, den ihr Vater in der Verwirrung, welche die niederge
schlagene Bombe angerichtet, verwundet zwar, doch lebend in sein Haus gezoge
und bisher verpflegt hatte.

Dresden war gerettet, doch ein großer Schutthaufen geworden, in welche
Eisels Haus zu den wenigen gehörte, die in der Nähe des Altmarktes nicht eing
schossen oder eingeäschert worden waren. Zwar hatte das niedere Gebäude au
gelitten, doch im Vergleich mit den benachbarten, nur wenig. Desto leerer sah
dafür in seinen Räumen aus, die wenig mehr als die 4 nackten Wände zeigte
Theseus Liebekind war in Folge eines nicht ganz beseitigten Beinschadens als invali
verabschiedet worden und tischlerte eifrigst in seines alten Meisters Werkstatt, b
den treufleißigen Gesellen mit seiner Tochter bereits verlobt hatte. Die Traun
hingegen war bis auf unbestimmte, bessere Zeiten hinausgeschoben worde
„Denn —“ sagte Eisel — „wie kann Hochzeit sein ohne Ausstattung? Und Au
stattung ohne Geld?“ Das Geld aber und geldeswerthe Papiere hatte der Meis
versteckt, doch wußte er nicht mehr wo?

„Seufel, geliebtes Tagebuch —“ hatte Eisel hundertmal schon gesagt — „n
dieß eine Mal zeige mir an, wohin ich die blecherne Bratröhre mit den Goldfisch

und den Kammerscheinen gethan habe. Sie ist gut aufgehoben, versichere ich dir, doch wo? wo? Da sitzt der Knoten! Und meine Alte ist eben so vergeßlich wie ich, denn ich weiß gewiß, daß ich ihr den Versteck genannt, wohl gar gewiesen habe. Im ganzen Keller ist kein Fleckchen, das ich nicht schon umwühlt hätte. Und Sibille will auch nichts gehört haben. Freilich, sie hatte genug mit dir zu thun und darum für nichts Anderes Ohr und Auge. Seufel, besinne dich doch! du hattest sonst ja ein so kostbares Gedächtniß. Es ist zu deinem eigenen Besten, denn, sobald die bewußte Bratröhre sich findet, man der Braut das Kränzlein windet."

„Aber, Meister! —" entgegnete der Gesell betrübt — „wie kann ich wissen, was Ihr mir nie anvertraut habt? Ich bin ja kein Daniel, der nicht blos die Träume zu deuten, nein selbst zu errathen vermochte."

„Als du im Hinterstübchen krank darnieder lagst und der brennende Kreuzthurm dein Nachtlicht war —" sprach Eisel — „habe ich jedenfalls in deinem Beisein erzählt, wohin ich meinen Mammon geborgen. Darum besinne dich!"

Doch Monate verstrichen und der Schatz fand sich nicht. Die Schwalbe baute im Frühjahre ihr Nest und die Henne saß brütend im Hühnerhause; die Taube auf dem Dache girrte so sehnsüchtig und der Tauber antwortete trommelnd. Theseus zimmerte die schönsten Bettstellen — keine Arbeit als diese ging ihm jetzt rascher von den Fäusten — und gleichwohl sollten sie nicht für seine eigene Hauswirthschaft bestimmt sein. In seiner Verzweiflung darüber ließ er wohl gar Worte fallen, daß er trotz seines schwachen Beines wieder zur Flinte greifen und in den Krieg ziehen wolle, wovon ihn jedoch die Lippen Sibillens noch glücklich wieder ablenkten. Eisel aber blieb unerbittlich. Eines Tages kam er heim. „Endlich —" sprach er — „habe ich einen Fuhrmann bewegen können, die Schutthaufen aus unserm Hofe fortzufahren. Fast kniefällig mußte ich den Mann darum angehen; denn schuttreich sind jetzt die meisten Dresdner gewesen und noch, und eine wahre Noth an Fuhrwerken. Aber das Aufladen müssen wir selbst besorgen, indem der Fuhrmann blos den leeren Wagen bringen und den gefüllten abholen wird. Es ist gut, daß der Hof einmal geräumt wird, der schon seit Jahren mit altem Schutte versehen war."

„Ich helfe mit —" sagte Sibille.

„Und ich dazu! —" fiel Theseus ein — „Ihr braucht Euch, Meister, um nichts zu bekümmern."

Die Arbeit begann. Braut und Bräutigam schaufelten um die Wette. Eine Fuhre nach der andern ging ab.

„Jetzt kömmt der alte Schutt —" rief nach mehrstündigem Schwitzen Theseus fröhlich — „und bald ist die Sache abgethan."

Der Haufen war bis zum Häuflein zusammengeschmolzen, als des Theseus Spitzhacke auf einen dumpf erdröhnenden Gegenstand fiel. „Jetzt kommt der Schatz —" sprach er ahnungslos — „eine Braupfanne voll Goldes." Plötzlich jedoch stieß er ein Freudengeschrei aus. „Sibille! Sibille! schnell!" rief er und sprang, mit beiden Händen ein verrostetes und verbogenes Blechkästlein erfassend, eiligst in die Werkstatt, wo er seinen Fund vor dem betroffenen Meister auf die Hobelbank niedersetzte. Dann, die ihm nachgeeilte Braut umfassend und lustig mit derselben in der Werkstatt herumtanzend, jubelte er: „Hochzeit! Meister! Hochzeit, Sibille!"

Eisel hatte seinen geborgenen Schatz wiedererkannt und unverkürzt befunden.

„Ja —“ sprach er, ohne erst zu fragen — „nun fällt mir's wie Schuppen von den Augen. In dem alten Schutthaufen hatte ich die Blitzröhre versteckt, als eben Holland in Nöthen und die Gefahr vor der Schwelle war. Das Geld wäre da, folglich auch —“

„Die Hochzeit!“ fiel Theseus ein und Sibille — widersprach wenigstens nicht.

Was kümmerte die Glücklichen, daß der Krieg noch in der Ferne tobte? Die Schwalben bauten ihr Nest ja auch unter den Trümmerhaufen wieder auf! Siehe da Meister Eifels Haus geschmückt mit Besemen und den ersten Blumen. Der hochzeitliche Zug kömmt aus der Frauenkirche, der die preußischen Bomben nichts anhaben konnten. Das Volk drängt sich, das glückliche Brautpaar zu sehen, welches gar ein doppeltes war. Dasselbe bestand aus dem Pauken-Doctor, dem der Tod

seiner zweiten Frau die erste wiedergegeben hatte, und aus dessen ältestem Sohne nebst der schönen Jungfer Eifel. Ja, sie waren glücklich; am meisten die sanfte Dulderin — die Doctorin, die in ihren wohlgerathenen Söhnen und dem gebesserten Manne sich selig pries. Keine Trompeten und Pauken ertönten zwar bei dem Hochzeitsmahle, doch konnte die reine Freude um so lauter erklingen. Nachdem die Gesundheiten der Brautpaare, der Schwiegereltern und Verwandten, der Hochzeitgäste und sämmtlicher Anwesenden getrunken worden waren, erfaßte der einstige Pauken-Doctor sein neugefülltes Glas.

„Meinem Retter!“ sprach er tief ergriffen. „Möge ihm meine Erlösung aus der Kasematte nicht das Leben gekostet haben! Diese Befürchtung ist der einzige Wermuthstropfen in meinem Freudenkelche.“

„Er ist nicht umgebracht worden —“ versicherte die Braut, auf ihren, still und selig an ihrer Seite sitzenden Gatten blickend. „Soll ich's nicht sagen, mein Teufel?“

„Ach, was weißt denn du davon?!“ versetzte dieser roth werdend.

„Mehr als du glaubst —“ antwortete Sibille. „In der Fieberhitze pflegt man zuweilen recht offenherzig zu sein. Ja, Herr Schwiegervater, Sein eigener, leiblicher Sohn und mein nunmehriger Gemahl war Sein Befreier. Er kann's ihm ja schon an den blitzenden Augen absehen.“

„Herr!“ sprach Liebekind andächtig — „zu gering bin ich der Warmherzigkeit und Treue, die du an mir gethan hast! Sohn, das vergelte dir der Herr, unser Gott, noch in der Ewigkeit.

„Und ich —“ versetzte Theseus ablehnend — „weihe dieses Glas den Todten unter dem Grase. Meinem zweiten Vater — dem Corporal Wiedemann — der Herr verleihe ihm eine fröhliche Auferstehung!“

Noch klangen die Gläser, als ein alter Stelzfuß die neugierige Menge der Zuschauer theilte, welche die Thüre des Hochzeitzimmers besetzt hielt.

„Ein alter Kriegsmann bittet um einen Zehrpfennig —“ sprach er und hielt die rechte Hand her.

„Bleib!“ rief Theseus seinem hochaufgewachsenen Bruder Narciß zu, der dem Invaliden die erbetene Gabe zu reichen gedachte. Jener schenkte ein großes Glas Wein ein, legte ein Stück Kuchen und einen blanken Gulden darauf und schritt auf den Kriegsmann zu, dessen ausgestreckte Hand wie vor Altersschwäche zu zittern schien.

„Da, Kamerad!“ hob Theseus an und reichte dem Alten das Glas hin. Plötzlich lag dasselbe mit dem Kuchen- und dem Geldstücke am Boden, Theseus selbst aber an dem Halse des Stelzfußes, dem die Freudenzähren über die braungewetterten Wangen rollten. Nach langer, inniger Umarmung hob Theseus an: „Vater Wiedemann, in meines wackern Schwiegervaters Hause stehen noch mehrere Wohnungen leer. Daß Ihr darin keine Noth leidet, soll meine Sorge sein. Ja,“ rief er feurig und hielt des Greises Hand, dessen innere Fläche eine blutrothe Narbe quer durchschnitt, hoch empor — „das ist die edelmüthige Hand, die lieber die Sehnen sich zerschnitt als — mich — fuchteln wollte!“

Und sie freuten sich Alle und ihre Freude war vollkommen!

Gustav Nieritz.

Des kleinen Dienstes großer Lohn.

Die Welt und deren Geschichte lehren sattsam, daß unter dem Monde nichts Beständiges sei. Wir haben Reiche erbauen, aber auch wieder zusammenstürzen, Niedere auf den Thron erheben und Kaiser und Könige von demselben herabwerfen, Monarchieen klein und groß werden, wohl gar ganz vergehen sehen. So ist der Welten Lauf. Doch giebt es einige Reiche, die, allerdings mit einigen Unterbrechungen, seit einer Reihe von Jahrhunderten in stetem Wachsthume begriffen sind und deren Herrscherfamilie eine und dieselbe geblieben ist. Obenan steht unter denselben die östreichische Monarchie, die seit dem Jahre 1273 dem Hause Habsburg angehört und in dieser langen Zeit, gleich der aus einem Schneeballe entstandenen Lawine, aus einer bloßen Grafschaft zum mächtigsten Kaiserreiche angewachsen ist. Wenn ein schiefes Fenstergewände einst einen blutigverheerenden Krieg über Deutschland veranlassen, ein Handschuhpaar Englands Existenz in Gefahr bringen konnte, so wird auch begreiflich, wie Oestreichs Macht und Größe durch einen klei-

nen Dienst begründet wurde, den sein Ahnherr einst mit gläubig frommem Sinne dem untersten Diener der Kirche erwies. Das deutsche Reich war im Jahre 1273 ohne Haupt — der Kaiserstuhl verwaist, und schon hatte ein slavischer Fürst, der König Ottokar von Böhmen, der außerdem die Länder Mähren, Oestreich, Steiermark, Kärnthen und Krain besaß, seine Hand nach der deutschen Krone ausgestreckt,

als ein kleiner Umstand der ganzen Sache eine andere Wendung gab. Die Kirche, bestimmt, für das ewige Wohl der Menschheit zu sorgen, hat sich von jeher für berechtigt gehalten, auch für das zeitliche derselben zu wirken und sich deshalb in die weltlichen Angelegenheiten — sei es mit oder ohne Recht und Geschick — gemischt. Dieß that auch 1273 der Erzbischof Werner von Mainz, als der deutsche Königsthron erledigt war. Seinem Einflusse gelang es, die übrigen Kurfürsten zu bewe-

gen, daß sie insgesammt die Königswahl in die Hände des Landgrafen Ludwig bei Rhein legten, dem sie deshalb ihre Stimmen übertragen hatten. Und dieser, genennen für den Willen des Erzbischofs Werner, nannte, als den würdigsten Träger der deutschen Krone, den Grafen Rudolph von Habsburg.

Wenn vor Zeiten der israelitische Hohepriester und Richter, Samuel, durch die ungewöhnliche Körperlänge Sauls sich verleiten ließ, denselben zum König zu erwählen und sich später bitter in seiner Erwartung getäuscht sah, so muß man bekennen, daß Werner von einem ungleich edleren Beweggrunde getrieben wurde, in Rudolph den rechten Mann für den deutschen Königsthron zu entdecken, und darum auch glücklicher hierin war als jener Israelit. Wie aber der Erzbischof Werner seine Gedanken gerade auf den Rudolph gerichtet hat, das wird in Dullers Geschichte des deutschen Volkes also erzählt.

Der Erzbischof hatte einen Kapellan, welcher vordem in der Schweiz, wo der Graf Rudolph begütert, Seelsorger gewesen war. Dieser sagte ihm Folgendes von dem Grafen. Als er (der Kapellan) noch in der Schweiz war, brachte er einst einem kranken Manne das heilige Abendmahl, kam unterwegs an ein Wildwasser und schickte sich an, es zu durchwaten. Sieh, da begegnete ihm zufällig Graf Rudolph von Habsburg, welcher auf die Jagd geritten war, stieg demüthig vom Pferde, und hob ihn auf dasselbe. Und als ihm der Priester des andern Tages das Roß zurückbrachte, sprach der Graf ehrfürchtig: „Da sei Gott für, daß ich das Roß je wieder besteige, welches das heilige Sakrament getragen! Behaltet es zum Dienst der Kirche!" Bei dieser Erzählung des Kapellans erinnerte sich der Erzbischof von Mainz, wie der Graf ihn selber einst in großen Treuen ein gutes ritterliches Geleit gen Welschland gegeben hatte, als er sich in Rom den Bischofsmantel holte, und wie er dem Grafen damals versprochen, er wolle ihm diesen Dienst dereinst noch vergelten. Dies Versprechen erfüllte er jetzt; denn er hatte damals Rudolphs Biederkeit und Tüchtigkeit erprobt, und ruhte nun nicht, als bis derselbe zum König der Deutschen erhöht ward.

Rudolph befand sich gerade im Feldlager vor Basel, als er die Nachricht seiner Erhebung erhielt. Da öffnete ihm die Stadt alsogleich ihre Thore; der Bischof von Basel hingegen rief ganz erschrocken: „Jetzt sitz' fest auf deinem Throne, lieber Herr Gott, sonst kommt der Rudolph auch noch hinauf!" Doch Rudolph vertrug sich schnell mit seinen Feinden und fuhr dann gen Aachen zur Krönung. Als er nun dort (am 31. Oktober 1273) gekrönt worden war und den Fürsten die Reichslehn verleihen wollte, fehlte das Scepter dazu. Da nahm Rudolph statt dessen ein Kruzifix und sprach: „In diesem Zeichen ist die ganze Welt erlöset worden; das ist das beste Scepter." So belehnte er die Fürsten mit dem Kreuz statt mit dem Scepter; dies gefiel Allen gar wohl.

Nachdem nun Rudolph von Habsburg König der Deutschen geworden war, hielt er es für's Allerbeste, daß das Vaterland wieder innerlich stark werde durch Ordnung und Recht, und gab lieber all' die stolzen Gedanken auf, daß das deutsche Kaiserthum die ganze Welt beherrschen solle. Darum bestätigte Rudolph dem Papste alle Länder und Rechte desselben, und vermied es, nach Welschland zu ziehen. „Das ist —" so sprach er, „des Löwen Höhle; viele Fußtritte führen hinein, aber keiner wieder heraus." So überließ er Welschland sich selbst. Seit der Zeit haben die deutschen Könige den hohen Begriff des früheren Kaiserthums

wie mehr im alten Glanze verwirklichen können, gleichwohl aber den Titel römischer Kaiser beibehalten. Hingegen konnten sich nun die Kräfte der deutschen Nation um so tüchtiger in Deutschland selbst entwickeln.

Rudolph nahm sich redlich des deutschen Volkes an und brachte es dahin, daß Jedem endlich wieder sein Recht, und daß der heilige Friede, durch welchen alles Gute gedeiht, auf der deutschen Erde wieder einheimisch wurde. Als Anwalt aller Bedrängten, als Vollstrecker der Gerechtigkeit, zog er im Vaterlande umher. Da half den adeligen Räubern, welche die schlichten Bürger niederwarfen und plünderten, weder Stammbaum, noch Wappenschild; Rudolph ließ sie, wie andre gemeine Schurken, ohne Umstände aufknüpfen und zerstörte ihre Burgen. Dafür hatte ihn aber auch das Volk lieb wie einen leiblichen Vater, und nannte ihn „das lebendige Gesetz." Auch gefiel dem Volke Rudolphs schlichtes Wesen, denn er lebte g'rade so wie ein Mann mitten aus dem Volke, flickte sich gar oft sein graues Röcklein selbst und aß im Kriege Rüben vom Felde; eitel Schein galt vor ihm nichts, auch mocht' er nichts Fremdes um sich leiden, weder in Sprache noch in Sitten. Gesetze und Urkunden ließ er deutsch niederschreiben; das allein verstand er und wollt' es von allen Deutschen verstanden wissen. In gleichem Maße, wie er für Frieden und Recht sorgte, trachtete er auch, die Reichsgüter wieder zusammenzubringen, kurz: auf alle Weise Deutschland innerlich stark zu machen.

Amalfi bei Neapel.

Auch ich war in Italien. In Italien — dem Vaterlande des Cicero und Cato, des Virgil und Torquato Tasso; des Michel Angelo, Correggio und Raphael; der Mönche, Nonnen, Bettler, Straßenräuber und Banditen; — in Italien, dem Heimathlande der Pinie und Palme, der Feige, Goldorange und Citrone, der Aloe und Myrthe; der Flöhe, Wanzen, Scorpione, Taranteln und prellerischen Wirthe; der Unreinlichkeit und Trägheit, der Paßplackereien und — Vulkane! Ueber mir wölbte — mit dem seligen Waiblinger zu reden — die Pinie ihr Dach; spannte sich der tiefblaue italische Himmel aus, und ganz unsäglich schöne, purpurvergoldete, azurumduftete Claude Lorrains lagen vor meinem — doch nicht von dem schlechten italischen Weine — trunkenen Blicke. Aller Orten und Enden saßen deutsche, französische, englische und russische Künstler und zeichneten und pinselten Ruinen, Wasserfälle; dürftige Oelbäume, stille Seen, musicirende Mädchen, tanzlustige Landleute, dickköpfige Büffel und — Esel! Dann prangen — wie wir schon erlebten — Studien von Eseln auf der Dresdener Gemälde-Ausstellung und deren noch weit mehr anderen Ortes, die man für sein Geld in Italien eingetauscht hat. Ein wahres Unglück wäre es, wenn das himmlische Italien keine lästige Zugabe hätte. Dann würden die deutschen Regierungen vergeblich der Reisewuth ihrer Unterthanen zu steuern suchen und Deutschland in Florenz, Rom, Neapel und Palermo verzehrt werden. Der große Opferaltar unseres Gottes, der Vesuv, schickte seinen Weihrauch in langen, stillen Zügen empor zum Himmelsdome, als ich an einem heiteren Morgen Neapel verließ und meinen Weg nach dem kleinen Städtchen Amalfi nahm. Dieser Ort, angeblich schon um's Jahr 600 erbaut, war vor Zeiten gar ansehnlich und der Sitz einer Republik, die ihre Freiheit bis 1075 behauptet hat. Auch rühmt sich Amalfi der Ehre, daß einer ihrer Bürger, Flavio Biondo, 1302 den Compaß

erfunden habe, was freilich ſchwer zu beweiſen ſein dürfte. Ich pflanzte wohlgemuth und ſonder Furcht meinen Weg dahin; denn leicht war mein Herz und noch leichter die Taſche und der Geldbeutel. Ohne Unfall erreichte ich am andern Tage

mein Reiſeziel, Amalfi, am Golf von Salerno gelegen. Noch ſtand die Sonne hoch am Himmel, wie das von oben herabfallende Licht auf vorliegendem Bilde andeutet, als ich durch das überbaute Waſſerthor dem Meere zuſchritt. Obſchon der Wein, den ich in der Oſteria Amalfi's zu mir genommen hatte, an Güte nicht mit

unserem guten, deutschen Biere zu vergleichen war, so hatte er dennoch meine einst erwarteten Lebensgeister wieder erfrischt und eben diese Weinlaune war es, welche mich in weiten Sprüngen die hohe Treppe zur Rechten des Theatergebäudes hinaufspringen machte. Getreu dem italischen Sprüchworte, daß nichts thun süß sei, standen und saßen Männer und Frauen mit in einander geschlagenen Armen schwatzend beisammen; ein Beispiel, welches selbst von zwei sich unterhaltenden Schweinen nachgeahmt wurde. Nur eine Frau, ihren schreienden Sohn an der Hand führend, befand sich in gehender Bewegung. Ja, Italien — die Natur nämlich — ist wahrhaft schön und des Ansehens schon werth. Siehe da unter meinen Füßen den wogenden Golf mit seinen stolzen Dreimastern! Und über die schwarzblauen Fluthen hin zuckt der Möwe Flügelschlag und weiße Fischersegel wetteifern mit dem schnellen Vogel, und leichte Kähne durchschneiden die Wellen, daß der braune Spiegel mit weißem Schaume umgeben ist. Dort thront Neapels oft sich anders gestaltendes Wahrzeichen, der Vesuv mit seinem Krater, und hier — sitzt, für alle Schönheiten unempfindlich, ein gebräunter Italiener im Schatten seiner hoch gelegenen Wohnung, der See mit ihren entzückenden Bildern den Rücken zukehrend. Kaum daß er mir auf meine Fragen eine kurze, mürrische Antwort ertheilt. O du entartetes Menschengeschlecht! Nach Polens endlosen Ebenen mit dir; von Sibirien noch gar nicht zu sprechen. Im Paradiese vor mir rührte sich kein menschliches Wesen; selbst auf den Schiffen vor Anker war Alles todt und nur hinter mir, im kühlen Schatten des Thores, einiges Leben. Ha, jener Bursche, auf dem Rande eines elenden Netzkahnes sich's bequem machend, dürfte leicht den Compaß erfinden, wenn derselbe nicht schon erfunden wäre. Obschon kein Maler, kann ich mich nicht entbrechen, die Landschaft vor mir mit flüchtigen Strichen in mein Taschenbuch bleibend zu machen. Meine Beschäftigung wird jedoch durch ein plötzliches Schreien und Laufen unterbrochen, das von der Stadtseite zu mir heraufdringt. Ich sehe mich um und meinen faulen Cicerone von seinem harten Faulbette aufgesprungen; gewahre, wie der Blick aus seinen tiefliegenden, schwarzen Augen lauernd umherschweift und begebe mich an seine Seite, um ihn nöthigenfalls vor dem Sturze in die Tiefe hinab zu behüten, an welche er ganz scharf hingetreten war. Dabei sah ich, wie die Weiber schreiend flüchteten, die Männer ihnen nacheilten und die Thüren fest hinter sich verwahrten. Ich meinte, daß ein wilder Stier oder ein toller Hund diese allgemeine Bewegung veranlasse. In dieser Meinung werde ich nur bestärkt, als ich meinen Italiener neben mir in seine Wohnung springen und mit einer Flinte wiederkehren sehe. Allein der Gegenstand, auf welchen er nun das Feuergeschoß richtete, war, wie ich zu meinem Schrecken erkannte, ein Mensch — ein Mann, der, ruhig und arglos, gemessenen Schrittes und allein, auf das Wasserthor losschritt. Eine Büchse hing auf seiner Schulter, zwei Pistolen und ein langer Dolch steckten in seinem Gürtel, der die schwarzsammetnen Beinkleider von der rothen Weste schied. Ich war so verdutzt, daß ich dem Zielenden erst dann hindernd in den Arm griff, als bereits der Hahn an seiner Wange knackte. Der Schuß donnerte heraus; der Schütze warf einen mordgierigen Blick hinab, ob sein Opfer auch gefallen sei, und als er dasselbe noch unversehrt stehen sah, las ich meinen Untergang in seinem todtsprühenden Auge. Unwillkürlich trat ich schnell zurück. Der Italiener, blaß wie eine Leiche, drehte sein Gewehr um, mich damit auf das Haupt zu schlagen. Dann, sich wieder

anders besinnend, griff er in die Tasche, als suche er darin noch Schießbedarf oder noch einem Dolche — noch ein Blick hinab und er hob den Fuß, um in seine Wohnung zu springen, woran ihn jedoch das unerwartet schnelle Erscheinen seines Gegners oben am Ende der Treppe verhinderte. Derselbe mußte die Stufen heraufgeflogen sein. Beide Männer legten nun ihre Flinten gegenseitig auf einander an. Natürlich, daß nur diejenige des neuen Ankömmlings Feuer gab. Mit einem Schrei stürzte mein mürrischer Italiener nebst seiner Waffe zu Boden und zuckte nicht einmal noch. Der Mörder, meine stumme Gegenwart nicht im mindesten beachtend, nahte mit raschen Schritten, warf sein Gewehr über die Schulter und schickte sich an, den auf das Antlitz gefallenen Todten umzuwenden. Doch blitzschnell sah er sich von dem listigen Italiener, den die Kugel unversehrt gelassen, mit beiden Armen gepackt und zu Boden gerissen. Ein wüthendes Balgen begann. Zwei Schlangen gleich, die sich wechselseitig umschlingen, rollte das giftige Paar am Boden herum, nur auf den Gebrauch der natürlichen Waffen — der Zähne und Nägel — beschränkt, die sie auch in thierischer Wuth anwendeten. An ein besänftigendes Einmischen war hier um so weniger zu denken, als die rasenden Kämpfer dicht am Rande des Abgrundes ihr unheilvolles Wesen jetzt trieben. Ich sah noch, wie mein alter Italiener dem Gürtel seines jüngeren Gegners eine Pistole entriß — zum Aufziehen des Hahnes konnte er freilich nicht kommen. Nur von einer Faust gepackt, benutzte der Jüngere den günstigen Augenblick und stieß Jenen hinab in die Tiefe, deren Lavapflaster jedes Glied zerschmettern mußte. Der Sieger raffte sich auf. Des Unterganges seines Feindes gewiß, nahm er sich nicht einmal die Zeit, hinabzublicken. Das strömende Blut aus dem zerkratzten und zerbissenen Antlitze wischend, untersuchte er das Vorhandensein seiner Waffen, von welchen freilich eine Pistole fehlte, die der Hinabstürzende selbst bei seinem Untergange nicht wieder aus der Faust hatte fallen lassen. Jetzt erst widmete mir, dem Unentschlüssigen, der Sieger einen Blick, der forschend und drohend zugleich war. Dann schritt er ruhig die Treppe hinab. Da krachte in dem Innern des Thorgebäudes ein dritter Schuß, dem ein wildes Jauchzen folgte. Ich blickte hinab. Langsam fuhr, von 4 Stieren gezogen, ein hochbeladener Baumwollwagen in die Stadt. Als er den Platz vor dem Thore unten frei gab, sah ich den alten Italiener die Thortreppe herabkommen. Seine Rechte schleifte den blutenden Leichnam seines Feindes beim rabenschwarzen Haupthaare nach sich; die Linke hingegen war noch mit dessen Pistole bewaffnet. Ohne Zweifel war er beim Hinunterstürzen auf die Wollsäcke gefallen, die ihn vor dem Zerschmettern bewahrt hatten. Und so war es auch wirklich. Anstatt jedoch, daß seine Mordlust durch den Salto mortale abgekühlt worden wäre, hatte er das kaum geschenkte Leben dazu angewendet, seinem Feinde auf der dunkeln Treppe aufzulauern, der freilich eher des Himmels Einfall als die Auferstehung des todt Geglaubten geahnet hätte. Jetzt ließ der Mörder sein Opfer auf das Steinpflaster hinfallen, hob Augen und Hände empor und sprach andächtig: „Bettina, du bist gerächt. Dank allen Heiligen!“ — „Der schwarze Matteo ist todt!“ rief er dann laut — „Herbei ihr Feiglinge und sehet, was ein schwacher Vater vermag.“

Nachdem sich die Amalfier überzeugt hatten, daß der gefürchtete Straßenräuber ohne Begleitung seiner Bande gewesen sei, verließen sie ihre fest verwahrten Wohnungen und strömten haufenweise herzu, den Getödteten neugierig zu betrachten.

„Der schwarze Matteo!“ hieß es allgemein.

„Er ist bei den Karthäusern zur Beichte gewesen —“ sprach ein neuer Ankömmling — „Ich sah ihn aus der Klosterpforte treten.“

„Schade, —“ murmelte sein Mörder vor sich hin — „wenn er dadurch der Hölle entgänge.“

„Battista! —“ rief ein Anderer — „die 200 Scudi auf seinen Kopf sind nun dein.“

„Ich lasse Seelenmessen dafür lesen, —“ antwortete er — „für meine arme, unglückselige Bettina, die der Schurke da raubte, entehrte und erdolchte. Aber die Pistole lasse ich mir einst mit in den Sarg legen, die dem Bösewichte das Lebenslicht ausblies.“

Kaum, daß der Leichnam bei Seite gebracht worden war, stand auch schon der vorhin auf dem Kahne müßig gesessene Bursche auf einer Leiter und spitzte zunächst der verhängnißvollen Treppe ein Kreuz über ein Fensterchen, um das Andenken an Matteo's Untergang zu verewigen.

Ich aber hatte eine Probe von Italiens Lynchgesetze gesehen und wanderte wiederum meines Weges, froh, noch mit heiler Haut davon gekommen zu sein.

Die verirrten Kinder.

„Immer komm' —“ sprach der neunjährige August zu seiner Schwester Rosel — „ich weiß den Weg ganz gut. Ist es hier nicht prächtig? Gleich möchte ich im Walde wohnen, in einer Rindenhütte —“

„Oder in einem Pfefferkuchenhäusel —“ fiel Rosel ein — „von dem uns die Mutter zuweilen erzählt hat.“

„Du, wenn wir jetzt ein solches fänden! —“ rief August — „Gleich brächte ich dem Vater zu seinem Geburtstage ein paar überzuckerte Pfefferkuchen-Ziegel mit heim.“

„Wie aber, wenn uns die alte Hexe darüber erwischte und in den Backofen schieben wollte?“

„Pah! die sollte nur kommen!“ prahlte August — „Eine tüchtige Hand voll Sand streute ich ihr in die rothgeränderten Augen und damit wäre sie abgefertigt. Sieh' nur das Heidelbeerkraut hier; — schon hängen grüne Heidelbeeren daran; — das soll eine Lust werden, wann sie reif sind!“

„Erdbeeren sind mir noch lieber; —“ meinte Rosel — „bist du aber auch deiner Sache ganz gewiß, daß wir welche finden werden?“

„Freilich! Wir können gar nicht fehlen. Ueber Hempels Wiese bei der großen Buche in den Wald; dann ein Stück durch's junge Tännig; hierauf bei den 3 alten Eichen vorbei in die hohle Telle und wir sind da, wo Alles roth steht. Die sollen gut schmecken zu den Plinzen, welche die Mutter heute zu des Vaters Geburtstage bäckt.“

„Warum hast du mich denn da nicht einen Topf mitnehmen lassen?“ fragte Rosel — „In der Schürze zerdrückt man ja die Erdbeeren leicht.“

„Dann hätte es die Mutter gemerkt —“ versetzte August — „und wir wollten sie doch überraschen und den Vater dazu.“

„Du —" sprach Rosel ängstlich — „sieh mal dort! Ist das nicht ein wildes Schwein?"

„Nun, wenn es auch eins wäre —" entgegnete August — „was hätte dies zu bedeuten? Neulich erst begegnete mir im Busche eine alte Sau mit fünf scheckigen Jungen, die hinter ihrer Mutter drein liefen wie junge Gänschen. Als ich recht auf sie zuschrie, rissen sie aus wie Schaafleder. Und schreien kann ich, wie du weißt. Heißt mich doch unser Schulmeister deswegen immer seinen Brüllaten." (Prälaten.)

„Aber Wölfe oder gar Bären giebt es nicht bei uns im Walde?" forschte Rosel.

„Försters Gottfried —" erwiederte August — „hat mir gesagt, daß sein Vater noch als Jagdbursche einen Wolf gesehen hat, der im Langebrücker Reviere vor vielen, vielen Jahren geschossen worden ist. Aber schau! die vielen Erdbeerpflanzen schon! Hei, da steht wirklich Alles roth!"

Das emsige Pflücken begann, über welchem die beiden Kinder des Weges vergaßen, und sich lediglich von den Erdbeerpflanzen tiefer in den Wald hinein leiten ließen. Nach geraumer Weile sprach August: „Nun sehe ich keine mehr. Fast die halbe Schürze habe ich voll. Laß' sehen, ob du auch so viel hast wie ich. Beinahe. Nun wollen wir uns hinsetzen und die Stiele abnehmen. Ich glaube, daß wir bei nahe zwei Kannen voll bekommen."

„Ich dächte, wir gingen erst lieber aus dem Walde, —" sprach Rosel — „holten uns eine Schüssel und pflückten die Beeren unter der Buche bei Hempels Wiese hinein. Es ist dort ein herrliches Plätzchen."

„Meinetwegen!" versetzte August und trat in Begleitung seiner Schwester den Rückweg an. Als solcher erwies sich jedoch derselbe nicht, denn er führte die Kinder nur tiefer in den Wald hinein, welcher dem August immer unbekannter wurde. Jetzt wurde den Kindern bange. Anstatt einen Weg immer fort zu wandern, durchirrten sie weinend den Wald nach allen Richtungen, in ihrer immer größer werdenden Angst der gesammelten Erdbeeren nicht mehr gedenkend. August machte seines Schulmeisters Rede wahr und ward zum Brüllaten, dessen Stimme schmetternd um Hülfe schrie, bis sie heiser wurde.

„Daran bist du Schuld —" schluchzte Rosel — „du thatst ja, als könntest du dich gar nicht verirren. Die Plinzen werden nun lange schon gebacken und um das Fett gebraten sein. Hätten wir es nur so gemacht wie der kleine Däumling, den seine Aeltern mit Fleis in den Wald schickten und der blaue Steinchen auf den Weg streute, um sich wieder heim zu finden."

„Ei, —" sagte August mürrisch — „dann hätten wir einen ganzen Schubkarren voll blauer Steinchen mitnehmen müssen und die würden nicht einmal gereicht haben. Der alte, abscheuliche Wald! Wenn ich nur dießmal wieder heraus wäre! In meinem ganzen Leben wollte ich ihm nicht wieder zu nahe kommen. Ich weiß gar nicht, wie man seinen Gefallen an den alten, vielen Bäumen haben kann, zwischen welchen es so fürchterlich ist und worin der Wind wie ein Gespenst herumrauscht. Und der paar lumpigen Erdbeeren wegen hätten wir uns auch nicht in's Unglück zu stürzen brauchen."

„Wie du nun wieder bist!" klagte Rosel. „Erst konntest du nicht genug Rühmens vom Walde machen und jetzt weißest du nicht, wie du auf ihn schimpfen soll

Ach, was wird die Mutter und der Vater sagen, daß wir gar nicht wieder heimkommen!"

„Sie werden die Pänzen ganz allein essen und uns nur eine Tracht Prügel aufheben —" prophezeite Auguſt. „Ach, ich bin schon todtmüde, und hungrig und durstig obendrein. Mittag muß längſt vorüber ſein. Wenn wir nicht bald aus dem Buſche kommen, eſſe ich meine Erdbeeren auf, ehe ich vollends verſchmachte."

„Deine Schürze iſt ganz naß!" rief hier Roſel, ihr Auge auf des Bruders Hände lenkend, welche die Schürze ſammt den darin befindlichen Beeren bewahrten. Auguſt entfaltete jene. Himmel! aus den Beeren war ein rother Brei geworden, in welchem die grünen Hülſen feſt hineingebacken waren. Nun erklärte ſich auch die bemerkte Näſſe, welche von dem Safte der zerquetſchten Beeren herrührte. Auch diejenigen in Roſels Schürze befanden ſich in nicht viel beſſerem Zuſtande. Die Kinder ſetzten ſich nun hin, dieſes verdorbene Gericht zu verzehren; dann verſanken ſie in einen feſten Schlaf, welcher einige Stunden währte und aus welchem ſie das ferne Rollen des Donners erſt erweckte. Derſelbe jagte ſie auf, wie der brüllende Löwe die friedlichen Bewohner des Waldes. In voller Verzweiflung, ſchreiend, ſchluchzend, jammernd, begann die erneute Flucht, die ſie leider ihrem Ziele nicht näher brachte. Als aber der Donner gerade über ihren Häuptern dahin krachte, Blitzſtrahle durch den Wald zuckten und hier und da einen Baum darnieder ſchmetterten, da krochen die bebenden Kinder unter einer mächtigen Tanne in einander zuſammen, umfaßten ſich gegenſeitig und ſchloſſen ihre Augen vor dem fürchterlichen Schauſpiele um ſie her. Dafür aber thaten ſich ihre Herzen und Lippen auf und beteten mit großer Inbrunſt zu dem Herrn aller Herrn, daß er ſie behüten und bewahren möge. Und er that es und das Wetter ging unſchädlich an ihnen vorüber. Die abendliche Sonne ſchickte lange, goldene Strahlen durch die Büſche, deren Zweige und Blätter von blitzenden Regentropfen funkelten; die Sänger des Waldes wurden wieder laut; der Guckuk und die Pirole ließen luſtig ihre Stimmen erſchallen und das Echo gab ſie ſpottend zurück. Die Wipfel der Bäume rauſchten leiſe und traulich gegen einander, und über grüne Waldwieſen ſchlüpften die Füße des furchtſamen Rehes, ſo wie des majeſtätiſchen Hirſches. Auguſt und Roſel hingegen trabten langſam und ſchwerfällig dahin, denn ſie konnten kaum noch die Beine erheben. In einer Schlucht, gebildet von einer niedrigen, bewachſenen Felſenwand, ſetzte ſich Auguſt auf einen Baumſtumpf nieder. Er weinte laut. „Nun kommt die Nacht heran —" klagte er — „und wir müſſen hier bleiben. Dann fallen uns die wilden Schweine, ja wohl gar Wölfe und Bären an; oder wir verhungern oder verdurſten; oder ein graues Männel oder ein Geſpenſt behext uns, daß wir in Stein verwandelt werden." Der Jammer gewältigte ihn, daß er nicht weiter ſprechen konnte, vielmehr das Antlitz in die Schürze barg. Roſel ſprach kein Wort. Sie unterließ ſelbſt, den Bruder auf den Widerſpruch gegen ſeine früheren, großprahleriſchen Reden aufmerkſam zu machen. Eine heiße Thräne im blauen Auge ſtarrte ſie vor ſich hin und faltete, ſtill ergeben, die kleinen Hände. So verharrten ſie geraume Zeit. Endlich erhob Auguſt das Haupt, blickte auf und umher. Die Thränen ſtockten, ſein Auge klärte ſich und die Geſichtszüge nahmen einen freudbewegten Ausdruck an. „Wie!" rief er aus und ſprang empor — „iſt das nicht der Keſſelgrund? Dieß die Waldlache,

auf welcher ich erst vorgestern mein Nindenschiff fahren ließ? Ei ja wirklich, auf diesem alten Baumstamme habe ich schon vielemal gesessen! O wie blind war ich!" Mit frischverjüngten Kräften gings fort. Nach wenig Minuten schon traten die verirrten Kinder aus dem Walde. Und ihnen gegenüber, auf der anderen Seite der Hempelswiese, kamen zwei Leute, ein Mann und eine Frau, gleichfalls aus dem Busche — der Kinder Aeltern! Bis jetzt hatten diese ihre Kinder mit Schmerzen und vergeblich gesucht, und wollten nun trostlos in ihre Hütte zurückkehren. August hatte doch falsch prophezeit. Die Pflanzen standen noch unberührt und die Tracht Prügel war und blieb unaufgehoben. Als die Kinder, geliebkoset, gesättigt und gestärkt, ihr Lager bestiegen hatten, meinte August, daß es in demselben doch ungleich schöner sei als in dem Walde. Rosel hingegen entschlief mit einem frommen Dankgebete auf den rosigen Lippen.

Die alte und die neue Börse in Hamburg.

Erstere ist eine todte, letztere eine lebende; daher sprechen wir billig von jener zuerst.

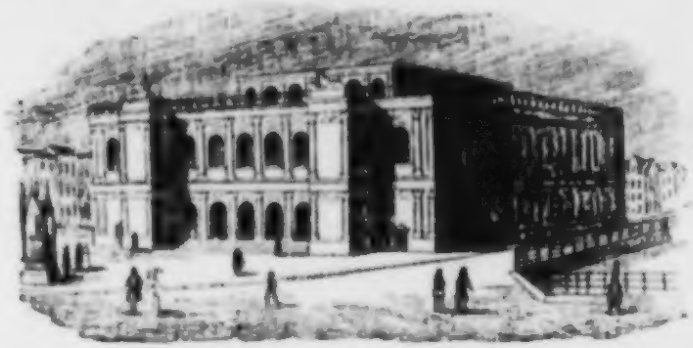
Wenn das Geld ein Lebensnerv genannt wird, so ist die Börse in einer Handelsstadt nicht mit Unrecht einer großen Pulsader, einer Herzkammer vielmehr zu

vergleichen, weil darin das Geld, gleich dem Blute im Herzen, zu- und abfließt. Es giebt der Börsen — Geldbeutel — gar viele; von der kalbledernen an, in welcher der Radieschenjunge seine Dreier und Pfennige birgt, bis zu der steinernen, neuen Hamburgs und Amsterdams, Londons und Antwerpens, wo es sich um Millionen täglich handelt. Das Wort Börse soll seine Entstehung einer adeligen Familie zu Brügge in Flandern verdanken, in deren Hause sich die Kaufleute im Jahre 1530 zu versammeln pflegten, und welche van der Beurse hieß. Vorliegendes Bild stellt die alte Börse Hamburgs vor, welche nebst so vielen anderen öffentlichen Gebäuden ein Raub der Flammen geworden ist und gegenwärtig in der Asche liegt. Nicht mehr wird sie inner- und außerhalb der sie umgebenden Schranken das bunte Gewühl der Kaufleute sehen; wahrscheinlich ersteht sie nimmer wieder als Börse und wo sonst über Millionen verfügt wurde, hadert vielleicht einst die Obsthöckerin um Pfennige.

Die ehemalige, alte Börse befand sich dem gleichfalls abgebrannten Rathhause gegenüber, lag einige Stufen niedriger als das Straßenpflaster, an und über dem Kanale. Die ohnehin alte Börse wurde nochmals in eine alte und neue eingetheilt. Jene war unbedeckt; diese ruhte auf 14 hölzernen Doppelpfeilern, woran man Nachrichten von abgegangenen, segelfertigen, angekommenen Schiffen, Auctionsanzeigen, Waarenpreisen, Namenlisten, Mäkler- und andere Ordnungen, Anerbietungen von Dienstleistungen u. s. w. angeschlagen fand. Auch gab es hier ein Bret, worauf die Namen der fallirten Kaufleute mit den gebührenden Eigenschaftswörtern: „boshaft, muthwillig, leichtsinnig, unglücklich, nebst den für die Gläubiger aus der Masse gekommenen Procenten angeschrieben standen und einen Monat lang hängen bleiben mußten. Außer diesem Fallitbrete fanden sich noch zwei schwarze — ein Kaufmanns- und ein Mäklerbret vor, auf welchem die boshaften Kassenbrüchigen, die sich der Untersuchung durch die Flucht entzogen hatten, verzeichnet waren. Das alte Börsengebäude hatte eine Länge von 112, und eine Breite von 94 Fuß. Es war mit 3 kleinen Thürmen geziert, deren mittelster seit 1648 eine Schlaguhr besaß. Da die Nordseite der Börse weder Wand noch Thüre hatte, so stand sie zu allen Stunden für Jedermann offen. Außerdem war die eigentliche Börsenzeit von 1—1½ Uhr. Für die Aufsicht und Unterhaltung der alten Börse hatten die Börsen-Alten zu wachen und die Angelegenheiten der sogenannten neuen Börse besorgte ein sogenannter Börsenknecht. Derselbe aber war wohl in ganz Europa der beneidenswertheste oder wenigstens der am besten bezahlte Knecht, und zwar ohne Knechtsarbeit.

Die neue Börse, die lebende, ist ein durch das Trübsal des Feuers bewährtes Prachtgebäude, das den unermeßlichen Gluthen von mehr als 1400 brennenden, sie rings umgebenden Häusern siegreich widerstanden hat. In mitten der gräßlichen Zerstörung thront sie — nur wenig verletzt — als gute Vorbedeutung von Hamburgs rascher Erhebung aus dem Schutte. Das Herz von Hamburg lebt noch, ist frisch und führt den verdorrten Gliedern neue Nahrung und mit ihr neues Leben zu! Umringt von einem Flammenmeere, das bis zu den Wolken aufschlug, die höchsten Kirchthürme erfaßte und noch über Lübeck hinaus die brandigen Stoffe sendete, hatten muthige Männer ihr Leben der Erhaltung der neuen Börse gewidmet. Deren Kupferdach war die Oase in der endlosen Feuerwüste, welche dem kleinen Häuflein zum Aufenthalt diente, sie aber auch von

zeglicher Außenhülfe abschnitt. Dort kletterten, löschten, darbten, litten sie während 3 ganzer Tage und eines halben. Der Boden glühte unter ihren Füßen — die Stiefeln sieler verbrannt von denselben — die Fußsohlen brateten — sie trotzten dennoch dem furchtbaren Elemente! Die Zeitungen haben uns den Namen eines dieser Retter genannt: „Bau-Conducteur Dölle —“ und die verheerenden Gluthen die goldene Bürgerkrone ihm gegossen. Die neue Börse, auf dem bis-



herigen Adolphsplatze und zwar mit einem angeblichen Aufwande von 3 Millionen Mark erbaut, ist in Folge freiwilliger Beiträge hamburgischer und altonaer Kaufleute, zu welchen die Stadtkämmerei einen Zuschuß bewilligte, in's Leben gerufen und im Jahre 1841 eingeweiht worden. Sie nimmt einen Flächenraum von 249 Fuß Länge und 178 Fuß Breite ein. An allen vier Seiten sind geräumige Eingänge zu dem für das Börsenpublikum bestimmten Raume, welcher sich 21 Fuß hoch über dem Straßenpflaster erhebt. Nach Art der pariser hat die neue hamburger Börse einen 127 Fuß langen, 69 Fuß breiten und 76 Fuß hohen Raum, welcher in der Mitte des Gebäudes befindlich ist und durch große Fenster von oben erleuchtet wird. Um diese imposante Halle laufen 25 Fuß hohe Bogengänge. Mit ihr in Verbindung stehen 20 an den Seiten befindliche Mäklercomptoirs und Geschäftszimmer von verschiedener Größe. Zwei Haupt- und eben soviel Nebentreppen führen in die zweite Etage über den Arkaden. Ein 14 Fuß breiter, gegen den großen Saal offener Gang umgiebt denselben hier auf allen vier Seiten. Neben dem Gange befinden sich die Handelsbibliothek, sechs Säle und Zimmer für den Gebrauch der Handelsdeputation, ein großer Saal von 70 Fuß Länge und 31½ Fuß Breite und außerdem 14 andere kleine Säle und Zimmer, welche zu den Versammlungen der Kaufmannschaft bei besonderen Zwecken, zu Conferenzen, Auctionen, zur Unterhaltung und zum Lesen für Abonnenten bestimmt sind.

Die beiden Aerzte.

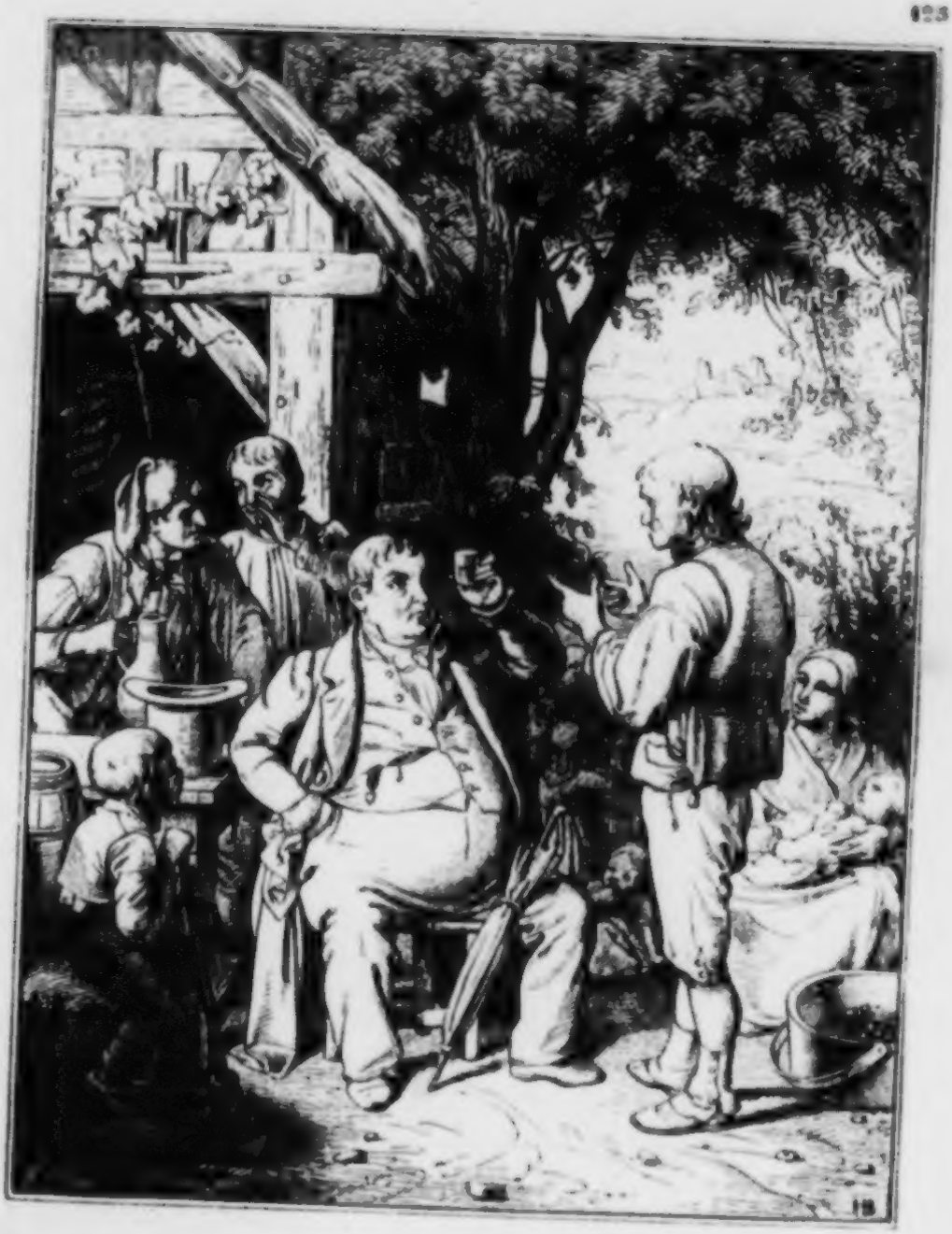
Zwei Aerzte trafen ſich in einem Krankenzimmer.
Der eine ſprach zum Patienten immer:
„Recht gut!“ Der andre — „immer ſchlimmer!“
„Sie kommen —“ ſprach Herr Gut — „ganz ſicher mit dem Leben
Davon —z“ allein der andre Aeskulap
Sprach es ihm rund und deutlich ab.
Indeſſen beide ſich beſtreben,
Das Uebel jeglicher nach ſeiner Art zu heben,
Vollendet die Natur
Die Kur,
Und legt den Kranken in das Grab.
Was ſagten nun die Herr'n? — Der eine ſchrie:
„Ich ſah' es wohl voraus, er würde nicht geneſen!
Der andre: „Wär' ich nur allein um ihn geweſen,
Er lebte noch wie ich und Sie!“

Der Weinprober.

„Vater! kommt doch einmal herunter. Der dicke Kronenwirth aus Weilsheim ist da. Er wird wohl Wein kaufen wollen.“

Schneller, als man von dem Siebenziger hätte erwarten sollen, trieben diese Worte den alten Tittler von dem Boden seines Hauses herab, wo er den Weizen gerade umzustechen bemüht war. Unten vor dem Hause fand er den Kronenwirth vor, das dickste aller lebenden Weinfässer, aus welchem die Sonnenwärme und das Stündchen Wegs einen reichlichen Wasserniederschlag hervorgebracht hatten. Eben hatte der Kronenwirth seinen, dießmal gegen die Sonne gebrauchten Regenschirm zusammengelegt, den Hut in die linke Hand genommen und das Taschentuch hervorgezogen, um das lederbraune, glänzende Vollmondsgesicht abzutrocknen. Bei seinem Anblicke zog der Weinbauer die Zipfelmütze von dem weißen Haupte, reichte ihm die eisenfeste, knöcherne Hand und sprach: „Schön willkommen, Herr Kronenwirth; hab' Euch recht lange nicht zu G'sicht bekommen.“ Der Wirth dankte blos durch ein leichtes Kopfnicken, pustete mehrmals und sprach dann: „Eine schreckliche Hitze! Das muß wieder einmal ein Weinjahr werden, wie wir lange nicht gehabt.“

„Ja —“ versetzte der Weinbauer achselzuckend — „wenn nicht die meisten Stöcke im Winter erfroren wären! Schaut Euch nur um in den Bergen und Ihr werdet der kahlen Stellen gar viele finden. Doch, wollt Ihr Euch nicht ausruhen? Dort bei der Presse ist ein schattiges Fleckchen. He! Schwiegersohn! holt 'nen frischen Trunk herbei. Versteht sich, von dem besten — aus dem Kometenjahre! Und du, Liese, trag' Brot, Salz und Käse auf. So alt wie du ihn nur hast —“ raunt' er leise der jungen Frau zu, die ihren Säugling hinlegte und das Verlangte herbeizuholen ging. „Bleibt!“ rief ihr der Kronenwirth nach — „ich esse nicht.“ — „Nur ein paar Bissen —“ meinte Tittler — „auf daß der frische Trunk Euch nicht schade. Ihr seid erhitzt —“ „Das ist meine Sorge! —“ versetzte der Wirth kurz und fächelte sich mit dem Tuche das Gesicht. Nichts desto weniger trug die junge Frau den Imbiß auf, den jedoch der Wirth, entweder um die Versuchung von sich zu entfernen oder weil der alte Käse seine Geruchsnerven beleidigte, weit von sich schob. Stöhnend nahm nun der dargebotene hölzerne Stuhl die schwere Fleischmasse auf, die der älteste Enkel Tittlers mit großem Erstaunen anstarrte, indeß seine jüngeren Geschwister ihre harmlose Unterhaltung ungestört fortsetzten. Mittlerweile war Tittlers Schwiegersohn mit einem vollen Weinkruge aus dem Keller angelangt. Der Kronenwirth zog das Glas, als es erst halb gefüllt war, hinweg, hielt es gegen das Licht und untersuchte mit forschendem Blicke den goldigen Spiegel des edlen Rebentrankes. Nach gehaltener Augenprobe brachte er das Glas ein Stockwerk tiefer zur Nase, welche des Weines Blume roch. Dann erst gelangte das Glas in's unterste Stockwerk, wo die breiten Lippen des Kronenwirthes schlürfend den Wein kosteten. Es irrte den Weinbauer nicht im Geringsten, daß der schlaue Kostende ein mörderlich saures Gesicht zog. „Nicht wahr, ein herrliches Weinchen?“ fragte er schmunzelnd. „Hm!“ versetzte der Kronenwirth — „das müßt' ich lügen. Ein fünf und dreißiger etwa?“ „Herr, wo denkt Ihr hin!“ sprach Tittler verletzt — „einen reinen elfer für 'nen 35'ger zu halten. Kometenwein und 35ger!“ — „Dann hat er höchstens



Euern Kometen dort erblickt —" lachte der Kronenwirth, indem er nach dem Hausgiebel hindeutete, wo den angemalten drei Weisen aus dem Morgenlande ein langgestrahlter Stern vorleuchtete. „Ist der Wein wirklich Euer beſter?" — „Mit Verlaub —" entgegnete Tittler und kostete den Wein — „sollte mein Schwiegersohn den 27'ger anstatt des elfer erwischt haben? Geduldet Euch ein wenig." Der Alte wackelte fort und kehrte mit einem andern vollen Weinkruge zurück. „Hier bring' ich den wahren Jacob!" meinte er und schenkte ein. „Und wenn Ihr mir auch diesen tadelt: so seid Ihr kein Kenner." Die dreifache Probe begann von Neuem. „Ein leidlicher 34ger —" that der Kronenwirth hierauf den Ausspruch. „Wie hoch haltet Ihr das Stückfaß?" — „Einen solchen elfer findet Ihr gar nicht mehr —" entgegnete Tittler — „und wo es noch dessen giebt, wird er entweder gar nicht oder nur zu 300 Gulden das Stückfaß verkauft. Ich aber lasse es Euch aus alter Bekanntschaft für 180 Gulden." —

„Wie ein Spitzbube den andern anzuführen gedenkt —" raunte hier unter schelmischem Lächeln ein Fuhrmann im blauen Oberhemde Tittlers Schwiegersohn zu, der, den Weinkrug in der Rechten, dem Handel still mit beiwohnte. Aufmerksam lauschte die junge Frau der Worte ihres Vaters, der also fortfuhr: „An die 80 Gulden kommt mich das Stückfaß selbst, die Interessen des Kaufkapitals für den Weinberg, die Kosten der Arbeitslöhne, Weinpfähle, des Düngers und andrer Bedürfnisse noch gar nicht gerechnet. Da ist erstens die Moststeuer zu entrichten, zweitens das Gefäße zu bezahlen, drittens das stete Nachfüllen, viertens der Weineinschlag, der in 30 Jahren auch schon etwas ausmacht; fünftens" „Ihr seid ein alter Fuchs —" fiel der Kronenwirth ein — „den der Weinhandel noch zum steinreichen Manne macht." — „Wenn das der Fall wäre —" erwiederte Tittler — „würde ich dann so ärmlich gekleidet gehen? so mager sein? Da seht unsre Hauptkost —" er zeigte auf einen Rest Kartoffeln im nahestehenden Maaße — „Eine Tochter, ein Schwiegersohn, 6 Enkel, 2 Mägde und 1 Knecht verzehren schon viel. Und nun vergleicht Eure wohlbeleibte Gestalt einmal dagegen."

„Wenn ich meinem Leibe eine kleine Güte gönne —" sprach der Kronenwirth — „so habt Ihr dagegen Eure Lust eitel an den Rollen voll blanker Gulden. Der Geiz nur läßt Euch nicht dick werden. Kurz und gut: ich zahle Euch 120 Gulden für das Stückfaß."

Nach langem Hin- und Her-Sprechen rückte Berg und Thal zusammen; der Handel, mit welchem beide Theile, jedoch nur im Geheim, zufrieden waren, wurde abgeschlossen und nun erst vergönnte der Kronenwirth seinem Magen einige Bissen Brotes, welche mit etlichen Pfunden Speckes begleitet wurden. Der kleine Gottlieb, die Hände auf den Erdklos-Klopfer gestützt, verschlang den bald kauenden, bald trinkenden Wirth mit seinen Blicken. Als er ein Stück Speck nach dem andern in dem ungeheuern Munde verschwinden sah, brach er in die lauten, tief aus dem Herzen kommenden Worte aus: „O Vater! der frißt mal große Bissen!" — eine Ergießung, die ihm von Seiten der höflichen Mutter einen derben Schwinderling zuzog. Als endlich das Kronenschiff nach eingenommenem Ballaste abgesegelt war, der Weinbauer ihm das Geleite gegeben hatte und dann zu den Seinen zurückkehrte, sprach der Fuhrmann: „Das nenn' ich barbiert! Ihr verkauft einen 34ger für elfer und der Kronenwirth denselben für Johannisberger wieder an seine Gäste, mehr als das Doppelte dabei profitirend —"

„Schweigt ja!“ fiel Tittler ein — „wenn all' die Fässer reden könnten, die Ihr schon angebohrt, abgezapft und dafür mit Wasser angefüllt habt: wir würden Wunderdinge hören.“

„Nun, wir wollen Alle leben —“ meinte der Fuhrmann. „Und Andere auch leben lassen —“ schloß Tittler die Unterhaltung.

Das Sommerwasser.

Auf dem Damme, welcher die Fluren des Dorfes Wingenheim von den Fluthen des Rheins scheidet, stand ein Trupp Bauerknaben, lärmend, jubilirend. „Sie kommt wieder in die Höhe! —“ rief eine helle Stimme aus dem Haufen — „gebt ihr einen Stein auf den Kopf!“ Ein Dutzend Hände erhoben sich hierauf und schleuderten Steine in die aufsprützenden Wogen, aus welchen zu Zeiten ein kleiner Katzenkopf emportauchte und verschwand.

„Weg war sie!“ hieß es nun — „Jetzt kommt die letzte daran.“

Der kleine Todescandidat saß miauend auf dem Arme eines zwölfjährigen Buben und hatte den Untergang seiner Geschwister mit ansehen müssen, dem auch er nun geweihet werden sollte. Kein Mitleid bei der rohen Kinderschaar! und gleichwohl war das Kätzchen so niedlich, sein Flehen um Schonung so rührend! Schon faßte eine erbarmenlose Faust das Thier beim Genicke — die Haare sträubten — die Füße spreizten sich unter der Vorahnung des nahen Todes — da erschien der Rettungsengel — ein kleiner Knabe, welcher, ein Butterbrot in der Hand, rasch die Höhe des Dammes erklimmte und bei dem Anblicke des zappelnden Kätzchens sofortigen Einspruch that.

„Mir die Mieze!“ rief er feurig — „Sebald! hier hast du auch mein Butterbrot dafür. Ich nehme sie mit heim, daß meine kleine Schwester Eva einen Spielkameraden hat.“

Der Tausch ward genehmigt und vollzogen. In den nächsten Minuten wiegte sich die schnell getaufte Katze, statt auf den Wellen des Rheins, in dem Bettchen eines vierteljährigen Säuglings, der mit großen Augen den neuen Schlafkameraden betrachtete und begierig die gerundeten Händchen nach demselben ausstreckte. Eva und Grieſel wuchsen in schwesterlicher Eintracht zusammen auf, nur mit dem Unterschiede, daß letztere bereits nach Jahresfrist völlig ausgewachsen, erstere hingegen der Wiege noch nicht einmal entwachsen war.

Schwarz lag, nach Jahresfrist, die Nacht auf dem Rheine, dessen Fluthen mit ungewöhnlichem Rauschen dahin eilten. Zwei dunkle Männergestalten schritten den Damm zu Wingenheim unermüdlich auf und ab. Sich einander begegnend, wechselten sie je zuweilen einige bedenkliche Worte. Der Himmel hing trüb' und schwer herab und ein warmer Wind fächelte wohl, kühlte aber nicht. In den Dörfern längs des Flusses blinkten, obschon mitten in der Nacht, der Lichter viele und zitterten auf den schnell dahin gleitenden Wässern wieder. Auch in Wingenheim war noch ungewöhnliches Leben und in das Brausen des Rheins erklangen einander zurufende Stimmen.

„Noch nie erlebt' ich ein so großes Sommerwasser —“ sprach der eine Wäch-

ter zum andern. „Wird der Damm, den bereits die letzte Eisfahrt sehr mitnahm, dem Andrange der Wassermasse widerstehen können?“

„Er muß! —“ versetzte der Angesprochene — „außerdem uns Gott gnädig sein müßte.“ Weiter gingen die Wächter.

„Hörst du?“ sprach später der Eine und kam eiligst zu seinem Gefährten gelaufen — „Ist mir doch, als brodele ein Bächlein landeinwärts am Fuße des Dammes.“

Der Andere horchte. „Du irrst —“ erwiederte er — „es ist der Rhein, welcher tobt.“ Jener stieg ein wenig hinab. „Der Damm bewegt sich! —“ rief er erschrocken. „Er berstet! — Das Wasser dringt mit Macht hervor!“ Er lief davon. Der Andere ihm nach, das Nothzeichen mit dem Horne gebend und dazwischen rufend. Darauf versammelten sich die Männer des Dorfes, den Schulzen an der Spitze, welcher anordnete, den Durchbruch des Dammes mittels herbeigeholten Düngers zu verstopfen. Die Weiber sollten indeß die Bewohner der Ställe von ihren Fesseln lösen und bei steigender Gefahr nach dem höher gelegenen Kirchhofe treiben. Als die Männer beladen sich auf den Weg nach dem Damme machten, tönte ihnen ein Brausen wie von einem Mühlwehre entgegen, daß sie stutzig machte. Doch der unerschrockene Schulze commandirte: „Vorwärts! bevor es zu spät wird.“ Er drang mit seiner Bürde muthig vor. Nicht gar weit waren sie gekommen, als die Füße der Männer im Wasser plätscherten. Zugleich schwoll das vernommene Brausen zum dröhnenden Wassersturze an und immer schneller einander folgende Wellen bewirkten, daß das Wasser bereits bis an die Schienbeine stieg.

„Gott stehe uns bei!“ hieß es im Chor — „da kommt der ganze Rhein! Rette sich, wer kann!“

Und der Haufe zerstob nach allen Richtungen. Darauf wimmerte die Sturmglocke ihre bangen Klänge durch die schweigsame Nacht, und das aus seiner Ruhe gestörte Vieh bezog brüllend die Stätte des Todes — den Friedhof, und immer lauter tobte der Rhein daher und schloß das Dörflein in seine nassen Arme. Die Hähne krähten zeitiger als gewöhnlich und die Hühner flüchteten gackernd von Balken zu Balken, von Dach zu Dach, bis es keine Balken und Dächer mehr gab. Die Gänse und Enten waren verwundert, sich so plötzlich in ihrem Elemente zu sehen und jetzt die einzig Fröhlichen, welche schnatternd die Wogen durchschifften.

Gehorsam dem Gebote ihres, mit den Uebrigen nach dem Damme abgezogenen, Mannes hatte Frau Barthel, eine Bäuerin, die Kühe, Kalben und Ziegen losgebunden und bei der ersten Kunde der Gefahr nach dem Kirchhofe zugetrieben. Als aber auf dem halben Wege dahin das Wasser mit furchtbarer Schnelligkeit anstieg, befahl sie ihre Thiere der Obhut einer neben ihr treibenden Nachbarin und eilte nach ihrem Gehöfte zurück, wo indeß die Magd die Kinder wecken und ankleiden sollte. Auf jedem Arme ein Kind tragend, kam diese ihr watend entgegengeschritten.

„Der Vater bringt die andern beiden!“ rief sie der Mutter auf deren hastige Frage zu und setzte dann eiligst ihren Weg nach dem Asyl des Friedhofes fort. Barthel aber zog aus dem zerschlagenen Stubenfenster seinen schreienden Erstgebornen heraus, denn die andrängenden Fluthen hatten einen unüberwindlichen Riegel vor die Stubenthüre geschoben und hielten diese fest verschlossen. Dasselbe galt auch von

der Kammerthüre, welche der bis an die Brust fast im Wasser stehende Landmann vergeblich zu öffnen sich bemühte, nachdem er seinen Sohn der Mutter überantwortet hatte und durch das Fenster in die Wohnstube gestiegen war. Und die angränzende Kammer, die nur ein ganz kleines, nicht gangbares Fensterlein hatte, barg den Liebling des ganzen Hauses — die kleine Eva mit ihrer Wiege!

Barthel war unter dem letzten Trupp Landleute, welche aus dem überfluthe-ten Dörflein auf dem Kirchhofe anlangten, der ganz letzte. Mit Gewalt hatten ihn die Anderen der Gefahr des Ertrinkens entrissen. Den Ausdruck des tiefsten Seelenschmerzes im Antlitze, trat er gebeugten Hauptes vor die Seinen. Was sein geschlossener Mund verschwieg, sagte nur zu deutlich sein leerer Arm.

„Gotthelf!" kreischte die Frau — „wo hast du unser Evchen?"

„Ich nicht — der Rhein hat sie!" entgegnete er eintönig. Dabei strich er dem vor ihm stehenden Erstgebornen die Haare gedankenlos aus der Stirn.

„Gotthelf!" wiederholte die Frau vorwurfsvoll — „warum hast du unsern Goldschatz nicht gerettet?"

„Ja, Gott helfe meinem Kinde!" versetzte der Bauer — „ich vermochte es nicht! O wäret ihr doch lieber insgesammt verstummt —" fuhr er zu den brüllenden Kühen umher fort — „und meine Eva jauchzte dafür noch. Doch — horch!"

Das Brausen der andringenden Wassermassen hatte aufgehört; das Gleichgewicht war hergestellt und das Land umher dem Rheine gleich: ein weites Wasserreich, in welchem die letzten Anzeichen von Leben allgemach untergingen. Hier und da sank eine Wand, brach ein Dach, eine Hütte zusammen, und dazwischen vernahm man eine weinende Kinderstimme durch die grauende Nacht.

„Das ist mein Evchen!" kreischte Frau Barthel und rang die Hände.

„Und Griesel! —" versicherten die 3 Kinder einstimmig, denn eine miauende Katzenstimme begleitete die kindliche. Diese schwieg zuletzt und nur jene verkündete — ein Todtenkäuzlein — in immer schwächeren Tönen den Untergang des armen Kindes.

Als es tagte, zeigte der Friedhof von Wingenheim, sonst nur mit schwarzen, hölzernen Kreuzen geziert, urplötzlich der weißen Leichensteine gar viele. Denn jede Frau, und wohl auch mancher Mann, war zur Salzsäule, wie Lots Ehefrau, geworden, welche mit bleichem Antlitze, unverwandten Blickes, auf das vom Rheine vernichtete Wingenheim herniederstarrte. Man konnte auch den Kirchhof nebst seinem Kirchlein mit der Arche Noä nicht übel vergleichen, welche in der allgemeinen Sündfluth allein überblieben war. Auch gab es darin, außer Männern, Weibern und Kindern, der reinen und unreinen Thiere gar viele, welche sich um das Gras auf den Grabhügeln brüllend stritten.

Der Herr, unser Gott, macht seine Engel zu Winden und seine Diener zu Feuerflammen, sagt die heilige Schrift in Wahrheit. Zuweilen nehmen die himmlischen Boten wohl auch noch andere Gestalten an und nur die menschliche Einbildungskraft stellt sie uns als Menschen, mit Flügeln versehen, dar. Der Schutzengel der kleinen Eva aber hatte sich in die Gestalt einer — Katze umgewandelt und war bestimmt, die Wiege des Kindes zu behüten, daß dieselbe an keinen Stein oder

sonstiges Hinderniß stieß. Als die Wässer in Evchens Kammer höher und hö
wuchsen, so daß die Wiege flott wurde und von selbst sich wiegte: da lag das K
in tiefem, süßem Schlummer und Grieſel zu deſſen Füßen. Gott aber wollte,
die Lehmwand zwiſchen dem hölzernen Fachwerke erweichte und, gefahrlos für
jugendliche Schläferin, in dem eingedrungenen Rheine ſich begrub. Als die geg
über befindliche Wand daſſelbe Schickſal erfuhr, entſtand in dem Kämmerlein
kleine Strömung, welche die Wiege zwiſchen dem Fachwerke hindurch in's F
ſchiffen machte. Freilich, ganz ohne einen kleinen Stoß ging die bedenkliche Du
fahrt nicht ab, daher Evchen erwachte und bitterlich nach der Mutter weinte. D
zwar antwortete nicht, wohl aber Grieſel, welche hiermit das übernommene
eines Engels antrat. „Sei ruhig, Kind!“ ſprach ſie durch ihr Miauen — „
ganz verlaſſen biſt du. Ich und der liebe Gott, der mich geſandt, ſind noch
dir.“ Und ſchmeichelnd ſtrich das Kätzlein ſein Haupt an des Kindes Wange
und leckte die kleinen Hände, welche hierauf die treue Gefährtin ſtreichelten. Ev
ward ſtill und, als die laue Waſſerluft ihre heißen Wangen anfächelte, von ei
ſanften Schlafe wieder befangen.

Durch ſinkende Trümmerhaufen hindurch ſchiffte nun die Wiege dem Rh
zu und aus der miauenden Tröſterin ward ein geſchickter Steuermann, welcher
kleine, gebrechliche Fahrzeug glücklich durch alle Klippen und Untiefen leitete. N
ſich die eine Seite der Wiege auf bedenkliche Weiſe dem Waſſer näher, ſp
Grieſel behende auf die andere und ſtellte ſomit, wenn auch nicht das Gleichge
von Europa, doch dasjenige der Wiege wieder her. Und gleich dem Seereiſen
welcher, nur durch eine hölzerne Planke von dem tiefen Waſſergrabe getrennt,
in ſeiner Hängematte ſchlafen kann: ſo auch Evchen, welche lange nicht ſo a
tend und ſanft gewiegt worden war als jetzt. Die Wogen rauſchten; der
bewegte das über der Wiege befeſtigte Tuch; die Sturmglocken läuteten, und d
ſchen ließ Grieſel ihre Stimme ertönen wie ein Schiffskapitain, der durch
Sprachrohr um Hülfe ruft. Einige Stunden ſchon hatte die Fahrt gedauert,
die Wiege in die Nähe einer Stadt kam. Ha! dort ſpannt eine Brücke ihre B
gefahrdrohend für Evchen und Grieſel, über den rauſchenden Strom. Wird
vierbeinige Pilot auch hier zum Rettungsengel werden können?

Ein Kind, ein ſchlafendes, von etwa fünf Vierteljahren, in einer Wieg
einem ausgetretenen Streme daher treibend, iſt gewiß ein Gegenſtand, der die
gemeinſte Theilnahme in Anſpruch nimmt. Dagegen eine ſchreiende Katze —
ſie nicht von der Mehrzahl der Menſchen verachtet, gehaßt, wohl gar verfolgt?
ſei aber machte eine ehrenvolle Ausnahme von dieſem Looſe. Als Evchens
der Brücke ſich näherte und die darauf dicht an einander gedrängte Menge kau
athmen wagte vor banger Befürchtung — als Grieſel ihr Haupt erhob und
klägliher Stimme für die Rettung ihrer kleinen Herrin flehte: da brach ſelbſ
härteſten Katzenfeinden das Herz, und mehr, als außerdem ohne Grieſels Ver
lung geſchehen ſein würde, wurden die Menſchen zur aufopferndſten Hülfslei
entflammt. So wie die Wiege glücklich durch die Brücke hingeſchoſſen war, r
ein ſtark bemannter Kahn ihr nach. Evchen und ihr Steuermann wurden geb
und ſchnurrend nahm der, letztere die ihm von jedermann erwieſenen, Liebkoſunge
Beide hatten nach überſtandener Leibesgefahr gute Tage bei den Stadtbewohne

Der Vater Rhein floß wieder fein ruhig in seinem Strombette. Wingenheim aber lag verödet und verschlammt. Nach und nach stellten sich seine Bewohner wieder ein, um — wie der Italiener auf dem noch rauchenden Lavastrome — ihre verheerten Gebäude herzustellen. Auch an Barthels Wohnhause wurde eifrig gebaut. Er aber nebst Weib, Kind und Vieh wohnte noch bei einem Schwager, einige Stunden oberwärts des Rheins und hatte an doppeltem Hauskreuze zu tragen. Von Schreck, Erkältung und vielem Weinen über Evchens Verlust hatte Frau Barthel eine bedenkliche Augenentzündung bekommen, von welcher zu befürchten stand, daß sie wohl gar in Blindheit übergehen könnte. Wenn aber ein Familienglied leidet, so leiden die anderen alle mit, und daher befolgte Barthel, nach vergeblich angewendeten Hausmitteln, den Rath wohlmeinender Freunde, die Heilung seiner Frau einem berühmten Augenarzte in der Stadt anzuvertrauen. Sobald die Wege nur einigermaßen ohne Gefahr zu begehen waren, machte sich die ganze Familie auf die Reise, welche ungefähr 4 Meilen betrug. Der Augenkranken und der Kinder wegen hatte Barthel ein Fuhrwerk gemiethet, das mit dem frühesten Morgen zur Abreise bereit stand. Nach einigen Stunden gelangte dasselbe in einen Wald, wo alte, ehrwürdige Buchen und Eichen einen Dom bildeten, welcher den Wandrer mit heiligem Schauer erfüllte und dessen Geist zum Ewigen hinlenkte. Darum hatte die fromme Einfalt auch ein Muttergottesbild sammt dem Christkindlein zwischen das saftgrüne Laubwerk eines dicken Eichstammes gebettet, wo es den Vorüberziehenden zur Andacht aufforderte. Nie ist der Mensch gläubiger und zum Beten williger, als wenn er sich in einer Noth befindet, welche er selbst abzustellen nicht vermögend ist. Barthel, an dem kunstlosen Opferaltare angelangt, hieß den Fuhrmann halten und stieg mit seiner ganzen Familie ab. Mit erhobenen Händen und gebeugten Knieen betete er inbrünstig um die Herstellung seiner lieben Frau, so wie seines früheren Wohlstandes, um das fröhliche Gedeihen seiner Kinder und um das Seelenheil des verunglückten Töchterchens. Andächtig betete die kleine Bärbel an seiner Seite ihm nach; Hanns hingegen heftete den naiven Blick voll kindlicher Neugier auf das bunte Bild mit seinen blitzenden Gold- und Silberflittern. Die Mutter, in Trauerkleidern, des Gesichts beraubt, kniete hinter ihrem Manne und hielt den Kopf ihres Vorjüngsten, der jetzt, an Evchens Stelle, der Liebling ihres Herzens geworden war, mit ihrer Rechten fest. Ihr Geist jedoch weilte bei der Verlorenen, die in unverlöschbaren Farben vor ihren verschlossenen Augen schimmerte. Die Gemüthsruhe, welche, wie immer, auch unsre Bauerfamilie nach abgehaltener Andacht beseelte, wurde jedoch gänzlich erschüttert, als man schon im nächsten Dorfe die Mähr von einem, aus dem Rheinstrome geretteten, Säuglinge nebst einer Katze von Mund zu Mund sich verbreiten hörte. Jetzt war die Mutter außer sich und auch der Vater in der größten Aufregung. Der Fuhrmann mußte fast über die Gebühr seine Pferde antreiben und wunderbar genug — als man die Stadt erreicht hatte, vernahm Barthel auf seine hastige Nachfrage, daß den derselbe Doctor, welchem jener die Heilung seiner Frau anzuvertrauen gedachte, das aus den Fluthen gezogene Kind zu sich genommen habe.

Da steht der schlichte Landmann in der Stube des Doctors und stammelt mit hochfliegender Brust und vieler Mühe sein Anliegen her. Und neben ihm steht sprachlos, am ganzen Leibe zitternd, die hoffende und wiederum bangende Mutter, ihre wankenden Kniee zu festigen, muß sie sich mit den Händen an ihrem Gott-

heit anklammern. Die drei Kinder stehen und blicken forschend in dem Zimmer umher. Da geht die nächste Thüre ein wenig auf und: „Das ist Grieſel!“ sprechen sie alle drei und ihre Blicke leuchten fröhlich. Und die Katze umkreiset sie mit frohem Schnurren und streift ihren Kopf und Leib an den sie liebkosenden Kindern hin, welche jetzt auch Lychens wohlbekannte Wiege im Winkel erblicken und darob laut aufjauchzen. Und diese Töne sprengen den Riegel von den fest geschlossenen Lippen der Blinden. „Lychen! mein Lychen!“ ruft voll inniger Zärtlichkeit der mütterliche Mund. Und eine, der Mutter unter Tausenden wohlbekannte Stimme antwortet jubilirend und, Lychen auf dem Arme, tritt die Frau Doctorin aus dem Nebenzimmer herein zu den Glücklichen, die jetzt reicher sind als alle Potentaten der Erde. Male der liebe Leser sich das Bild selbst weiter aus!

Die Geschicklichkeit des Doctors, im Vereine mit der Freude des Wiederfindens gaben der Mutter ihr Gesicht, — eigner Fleiß und fremde Unterstützung dem Vater den früheren Wohlstand und ein neuer, fester Damm dem Dörfchen Wingenheim mehr als die vorige Sicherheit wieder. Das Muttergottesbild hat ein neues, zierlich geschnitztes Seitenstück erhalten und Grieſel, die vielbelobte Katze, prangt, in Stein gehauen, über der Thüre des neuen Wohnhauses zu Wingenheim, damit, wenn einst ihr fleischlicher Leib den Weg alles Fleisches wandern muß, doch wenigstens ihr steinerner zum dankbaren Andenken aufbewahret bleibe.

Neue Entdeckungen und Erfindungen in der Landwirthschaft und in den Gewerben.

Firniß für Eisen oder Stahl.

Es ist eine sehr bekannte Sache, daß Eisen und Stahl, der Luft und der Feuchtigkeit ausgesetzt, leicht und schnell rostet. Da nun durch den Rost Eisen und Stahl zerstört wird, so hat man schon auf mehrerlei Mittel gesonnen, um diesem Uebel abzuhelfen. Besonders hat man verschiedene Firnisse angewendet, mit denen diese Metalle überzogen wurden. Keiner entsprach diesem Zwecke so vollkommen, als folgender dauerhafter Firniß: Es wird Eisen, welches beinahe rothglühend sein muß, mit den Hufen von Hornvieh gerieben, nachdem dieselben vorher in ein wenig Oel getaucht worden sind. Die Erfahrung hat gelehrt, daß dieses Verfahren das beste Mittel gegen den zerstörenden Einfluß der Luft und der Feuchtigkeit ist.

Neue Art der Bereitung des Indig-Carmins.

Ein zum Färben und Drucken taugliches Indigblau wird am wohlfeilsten und schnellsten auf folgende Weise bereitet:

10 Pfund bengalischer Indig, pulverisirt in
35 Pfund rauchender Schwefelsäure aufgelöst, werden mit
110 Dresdener Kannen (90 Berl. Quart) Wasser verdünnt und durch Kalk, welcher zu einem vollkommnen Brei gelöscht wurde, behutsam so lange versetzt, bis die Schwefelsäure gesättigt ist, ohne daß jedoch ein Ueberfluß von Kalk bleibt, welcher sich nicht mit Schwefelsäure verbunden hat. Da nun die Schwefelsäure durch den Kalk vollständig gesättigt ist, so ist die Flüssigkeit ganz neutral, das heißt, weder die Schwefelsäure kann ihre Wirkungen mehr äußern, noch der

Kalk. Die neutrale Flüssigkeit wird nunmehr zum Sieden gebracht und so lange abgedampft, bis eine filtrirte Probe mit krystallisirtem Glauberſalz verſetzt in der Kälte zu einem Brei erſtarrt. Iſt dies der Fall, ſo filtrirt man die Indig-Löſung durch Spitzbeutel, um den gebildeten Gips (dieſer iſt nämlich eine Verbindung von Schwefelſäure und Kalk) vollkommen abzuſcheiden, und ſetzt zu der klaren Flüſſigkeit 20 Pfund kryſtalliſirtes Glauberſalz, deſſen gänzliche Auflöſung in der Flüſſigkeit man durch Umrühren beſchleunigt. Beim Erkalten erſtarrt die Miſchung zu einem Brei, der, auf leinene Tücher gebracht, ſo lange durch wiederholten geringen Zuſatz von Waſſer ausgewaſchen wird, als dieſes noch mit grünlich ſchmutziger Farbe abläuft. Der auf den Beuteln zurückgebliebene Gips wird durch ſiedendes Waſſer ausgewaſchen und die klare Flüſſigkeit das nächſte Mal wieder mit verwendet.

Das Abdampfen wird im gewöhnlichen Leben Einkochen genannt.

Verbeſſerungen an den zum Heizen von Zimmern beſtimmten Oefen.

Schon ſeit langer Zeit haben ſich viele denkende Köpfe damit beſchäftigt, an den zum Heizen von Zimmern beſtimmten Oefen weſentliche Verbeſſerungen anzubringen. Der Zweck dieſer Verbeſſerung ging dahin, nicht nur ſo viel als möglich Brennmaterial zu erſparen, ſondern auch möglichſt wenig Wärme unbenutzt entweichen zu laſſen. Schon die genauere Betrachtung ſolcher Verbeſſerungen kann nur Ideen erzeugen und auf Erfindungen leiten, welche von allgemeiner Wichtigkeit ſein würden. Wir wollen daher einen Ofen von eigenthümlicher Einrichtung hier beſchreiben und zur Erläuterung die Abbildung deſſelben beifügen.

Wir geben zuerſt in Figur 1 eine perſpectiviſche Anſicht des Ofens.

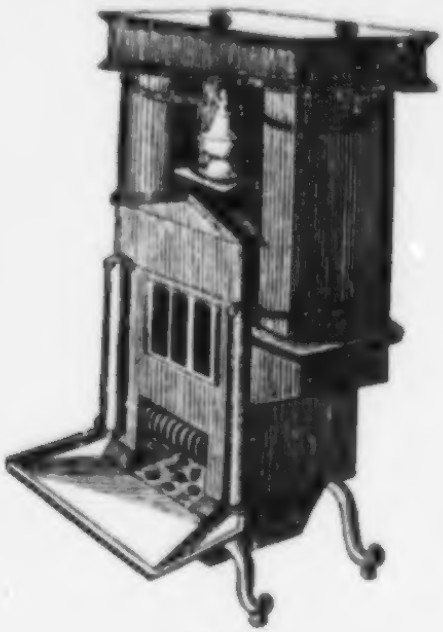


Fig. 1

Ein ſenkrechter Durchſchnitt durch deſſen Mitte, und zwar parallel mit ſeiner Fronte, wird durch Fig. 2 dargeſtellt.

Einen ſenkrechten Durchſchnitt durch deſſen Mitte, allein von der Fronte gegen den Rücken zu, ſtellt Fig. 3 dar.

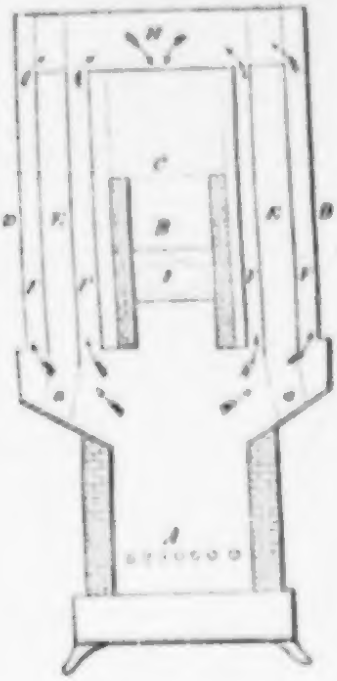


Fig. 2

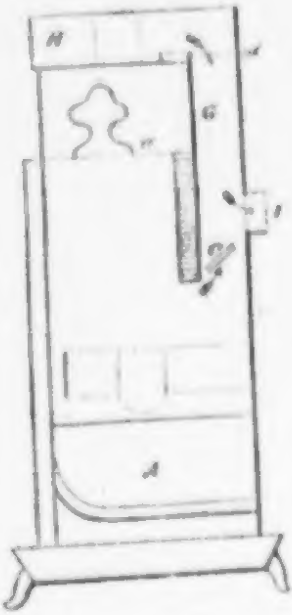


Fig. 3

Ueber dem Roſte oder Feuerherde A befindet ſich ein Kohlenbehälter B, der C mit einem genau einpaſſenden Deckel verſehen iſt, und in welchen eine gro Menge Brennmaterial, welches allmälich ausbrennt, auf einmal eingetragen w den kann. D, D ſind die mit einander verbundenen Feuerzüge und Luftheizer, d. man ſieht hier zwei cylindriſche oder oval geformte, innerhalb einander befindli Röhren, von denen die innere die Luftkammer bildet, während der zwiſchen ihr u der äußern befindliche Raum für den Durchgang des Rauches beſtimmt iſt. E, ſind Durchſchnitte der inneren oder Luftcanäle, F, F Durchſchnitte der Rauch näle. Die Luft tritt an dem unteren Ende durch Röhren oder Löcher in den Lu canal, wie dies durch die punktirten Linien a, a angedeutet iſt. Man kann di Röhren bis an die freie, außerhalb des Gemaches befindliche Luft leiten, was jed ſelten nöthig ſein dürfte. Die auf ihrem Durchgange durch dieſe Röhren erwär Luft entweicht durch die Oeffnungen, welche ſich bei b, b in dem oberen Theile Ofens befinden, in das Gemach. Die Richtung, welche der Rauch und die L auf ihrem Durchgange durch den Ofen verfolgen, iſt durch Pfeile angedeu

Gleichwie an anderen Oefen kann der Rauch u. ſ. w. auch hier nach zwei Richtungen entweichen; nämlich einmal direct durch die Auslaßröhre, und das andremal auf einem weiteren Umwege, der dann in Anwendung kommt, wenn einmal das Brennmaterial vollkommen entzündet worden iſt. Von der Feuerſtelle aus ſteigt bis zu der am oberen Theile des Ofens befindlichen Kammer H ein platter Canal G empor, und in dieſem Canale befinden ſich zwei zur Regulirung des Zuges dienende Ventile oder Regiſter c, d. Die Austrittsröhre des Rauches ſieht man bei I; direct tritt der Rauch in ſie, wenn das Regiſter c geöffnet und das Regiſter d dafür geſchloſſen iſt. Wenn hingegen das Umgekehrte der Fall iſt, ſo findet der Zug durch die die Luftröhren umgebenden Feuerzüge Statt, wo dann der Rauch durch den Canal G in die Austrittsröhre gelangt.

Ein horizontaler Durchſchnitt des Ofens, auf der Höhe der Austrittsröhre genommen, wird durch Fig. 4 dargeſtellt.

Bei dieſer Einrichtung der Feuerzüge der Luftröhren wird das Gehäuſe des Ofens direct durch die heiße Luft geheizt, und es findet eine freie Ausſtrahlung in das Zimmer Statt. Eine Modification dieſes Ofens wird durch Fig. 5 dargeſtellt,

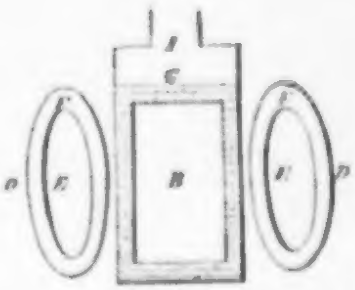


Fig. 4

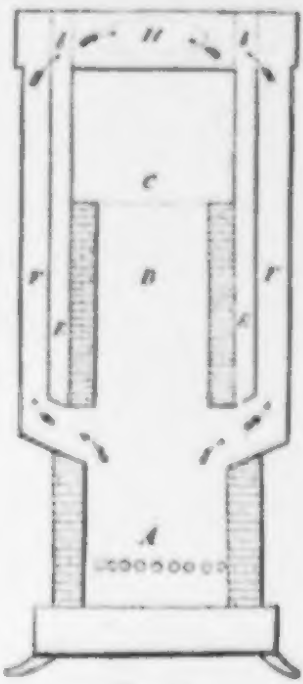


Fig. 5

gemäß deren die Rauchröhren die Luftröhren nicht ganz und gar umſchließen, ſondern bei der letztern, an der gegen den Behälter B zu gelegenen Seite, direct geheizt werden, jedoch ſo, daß zwiſchen ihnen und dem Behälter eine Fütterung aus Mauerwerk beſteht.

In allen übrigen Beziehungen kommt dieſer Ofen dem im Eingange beſchriebenen gleich.

Verfahren, um beim Kartoffelbau einen Mehrertrag zu erzielen.

Dieſes Verfahren iſt zwar ſchon vor längerer Zeit vorgeſchlagen worden, hat ſich aber durch neuere Erfahrungen wiederum bewährt. Jeder Landwirth ſollte daher wenigſtens einen Verſuch machen, aber dabei mit aller Genauigkeit zu Werke gehn. Es beſteht nämlich dieſes Verfahren darin, daß die Kartoffelblüthen abgebrochen werden. Ein Ackersmann ließ von einem Viertelsmorgen, der gleichmäßig mit Kartoffeln bepflanzt war, abwechſelnd eine Reihe um die andere die Blüthen abbrechen, und erhielt folgendes Reſultat: Von zehn Reihen Kartoffeln, an denen die Blüthen abgebrochen waren, erntete er 23 Scheffel, dagegen von den andern zehn Reihen nur 21 Scheffel. Fünf Perſonen hatten in 1½ Stunde das Abbrechen der Blüthen beſorgt.

Soll der Verſuch mit Genauigkeit angeſtellt und ein richtiges Reſultat über die Nützlichkeit des Verfahrens erhalten werden, ſo dürfen nicht zwei verſchiedene Aecker zur Vergleichung ausgewählt werden, ſondern man muß auf demſelben Acker die Blüthen abbrechen und andern Kartoffelpflanzen dagegen die Blüthe laſſen. Denn nur dann kann ein richtiger Vergleich Statt finden, wenn alle andern Umſtände gleich ſind. Das kann aber bei zwei verſchiedenen Aeckern nicht der Fall ſein, und das Reſultat iſt daher auch keiner Vergleichung fähig.

Das Gelbwerden der Bleiweißanſtriche zu verhüten.

Die Bleiweißanſtriche mit Mohnöl- oder Leinölfirniß werden häufig gelb. Einen ſchönen weißbleibenden Anſtrich kann man auf folgende Weiſe erhalten: Zum erſten Anſtrich nehme man Bleiweiß, das hinlänglich mit Oelfirniß abgerieben und verdünnt worden iſt, um damit einen haltbaren Grund zu legen. Zum zweiten und dritten Anſtrich nimmt man aber nicht mehr Firniß, als zum beſſern Abreiben des Bleiweißes nöthig iſt, und verdünnt damit die Farbe mit ſo viel Terpentinöl, als zum Anſtreichen nöthig iſt. Das Gelbwerden wird allein durch den Firniß verurſacht und erfolgt um ſo mehr, je weniger das direkte Sonnenlicht darauf einwirkt. Nach vollendetem Trocknen wird der farbige Bleiweißanſtrich zweimal mit Dammarlack überzogen und man hat ſo einen Jahre lang ſchönen und glänzend bleibenden Anſtrich.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Königl. Sächs. confirmirte

Lebensversicherungs-Gesellschaft

zu

LEIPZIG

errichtet 1831.

Agenturen sind in ganz Deutschland und der deutschen Schweiz errichtet.

Verwaltung.

DIRECTOREN:

Herr Dr. *J. L. W. Beck*, K. S. Appellationsger.-Präsident, Ritter des C. V. Ordens.
„ *J. C. Dürbig*, Handels-Dep. Firma: *Merck, Dürbig* et Comp.
„ Adv. *W. Einert*, Handels-Consulent.
Herr *C. G. Frege*, auf Abtnaundorf, K. S. Kammerrath, Ritter m. Orden, Firma: *Frege* et Cp.
„ *L. C. W. Gelbke*, auf Güntheritz u. Podelwitz.
„ *G. Harkort*, Handelsger.-Beis. u. Hand.-Dep., Ritter d. C. V. Ord., Firma: *C.* et *G. Harkort*.

Herr *A. Olearius*, fungirender Director.

AERZTE:

Herr Prof. Dr. *F. P. L. Cerutti*.
Herr Prof. Dr. *A. Braune*.

Controle der Verwaltung.

Der Magistrat zu Leipzig, durch den derzeitigen Deputirten Herrn Stadtrath *Söhlmann*.
Der Gesellschafts-Ausschuss von sieben Versicherten und deren Stellvertretern.
Der vereidete, vom Magistrat u. Ausschuss bestellte Revisor Hr. *C. F. Sorge*, Raths Schoss-Schreiber.

Bürgschaft.

Vollkommene Gegenseitigkeit durch den Verband der Mitglieder; Oeffentlichkeit der Verwaltung unter fortwährender Controle; entsprechender Reservefonds.

Zweck.

Jedem Mitgliede wird ein zwischen 300—5000 Thlr. freizuwählendes Capital zugesichert und nach dessen Tode an den Besitzer des Versicherungs-Scheines baar ausgezahlt.

Bedingungen.

Gute Gesundheit zur Zeit der Aufnahme; Entrichtung eines aus der angehängten Tabelle ersichtlichen jährl. Beitrags — gleichsam die Verzinsung des versicherten Capitals. —

Besondere Vortheile.

Die dem Publikum bereitete Erleichterung, vermittelst der überall angestellten Agenten, ohne Mühe und Kosten, Auskünfte, Statuten und Attest-Formulare erlangen, Versicherungs-Anträge stellen und die Beiträge an jene zahlen zu können.

Jeder Agent ist zu strengster Verschwiegenheit über die Versicherungen verpflichtet.

Der beim Eintritt festgesetzte Beitrag steigt niemals, hört gegentheils mit vollendetem 85sten Lebensjahre auf.

Vollständige Vergütung der jährlichen Ueberschüsse an alle auf Lebenszeit versicherte Mitglieder (zeither durchschnittlich 20 pro Cent betragend), weil diese allein an dem ganzen erlangten Gewinne Antheil haben.

Auszahlung des versicherten Capitals auch dann, wenn der Tod unmittelbar nach Abschluss der Versicherung erfolgt.

Die Versicherungs-Scheine lauten auf den Inhaber, gestatten daher, ohne Einmischung des Directorium, jede beliebige Verfügung darüber.

Die Befugniss des Directorium, auf Lebenszeit lautende Versicherungs-Scheine nach Verhältniss der Einlagen zurückkaufen oder Vorschüsse darauf leisten zu können.

Befreiung der einzelnen Mitglieder von Porto und sonstigen Kosten während der Versicherungszeit.

Jährlicher öffentlicher Bericht über den Stand der Gesellschaft und Rechnungsablage an die Mitglieder.

Was der Einzelne, so sehr er es auch wünschen mag, nicht erreichen kann, wird durch Vereinigung vieler Kräfte mittelst der vorstehend gedachten Anstalt möglich: die Gewissheit nach dem Tode ein bestimmtes Capital zu hinterlassen.

Wie sehr diese Gewissheit dem um die Seinigen besorgten Familienvater zur Beruhigung, dem Geschäftsmanne, dem Gläubiger u. s. w. bei seinen Unternehmungen zur Sicherheit dient, möge, sowie die segenbringende Anwendbarkeit der Lebensversicherung in den mannichfachsten Verhältnissen überhaupt, der Beurtheilung jedes in die Zukunft blickenden Menschen überlassen bleiben.

Jährliche Beiträge

für 100 Thaler Versicherungssumme.

im 14 Thlr.-Fusse, den Thlr. zu 30 Ngr. à 10 Pf. 1 Thlr. = 1¼ Fl. im 24½ Fl.-Fusse.

Alter.	Auf Lebenszeit.			Auf 5 Jahre.			Auf 1 Jahr.		
Jahre.	Thlr.	Ngr.	Pf.	Thlr.	Ngr.	Pf.	Thlr.	Ngr.	Pf.
15	1	25	5	—	25	9	—	24	3
16	1	26	9	—	26	8	—	25	2
17	1	28	5	—	27	6	—	26	—
18	2	—	—	—	28	5	—	26	9
19	2	1	4	—	29	6	—	27	6
20	2	2	9	1	—	8	—	28	4
21	2	4	4	1	2	2	—	29	2
22	2	6	—	1	3	8	1	—	7
23	2	7	5	1	5	2	1	2	3
24	2	9	—	1	6	7	1	3	8
25	2	10	6	1	8	—	1	5	3
26	2	12	3	1	9	2	1	6	9
27	2	13	9	1	10	2	1	8	5
28	2	15	5	1	11	—	1	9	4
29	2	17	2	1	12	2	1	10	2
30	2	19	—	1	13	4	1	11	—
31	2	20	9	1	14	7	1	12	1
32	2	22	9	1	16	—	1	13	—
33	2	24	9	1	17	3	1	14	8
34	2	26	9	1	18	3	1	16	5
35	2	29	1	1	19	2	1	17	5
36	3	1	4	1	19	8	1	18	5
37	3	3	6	1	20	3	1	19	6
38	3	6	1	1	20	6	1	20	—
39	3	8	8	1	21	—	1	20	3
40	3	11	6	1	21	5	1	20	6
41	3	14	6	1	22	3	1	21	—
42	3	17	8	1	23	5	1	21	5
43	3	21	3	1	25	2	1	21	8
44	3	24	8	1	27	7	1	23	—
45	3	28	9	2	—	6	1	24	4
46	4	3	—	2	4	2	1	27	4
47	4	7	4	2	7	6	2	—	5
48	4	12	—	2	11	3	2	3	9
49	4	16	9	2	15	—	2	8	1
50	4	22	—	2	18	6	2	11	8
51	4	27	2	2	22	5	2	14	7
52	5	2	9	2	26	8	2	18	6
53	5	9	—	3	1	—	2	22	8
54	5	15	4	3	5	6	2	26	4
55	5	22	3	3	10	6	3	1	—
56	5	29	5	3	15	4	3	6	—
57	6	7	3	3	20	5	3	10	3
58	6	15	7	3	26	4	3	15	8
59	6	24	9	4	2	6	3	21	—
60	7	4	8	4	9	5	3	25	3

Ueberdem werden, zu besonderen Prämiensätzen, Versicherungen auf das Leben zweier Personen

Deutsches Volksbüchlein

für

Jung und Alt.

Herausgegeben von

Gustav Nieritz.

Jahrgang 1844.

Mit mehr als 80 Holzschnitten
und einem Stahlstiche.

Berlin,
Verlag von Carl J. Klemann.

C.J.U. KLEMANN BERLIN

Deutsches Volksbüchlein

für

Jung und Alt.

Herausgegeben von

Gustav Nieritz.

Jahrgang 1844.

Mit mehr als 80 Holzschnitten

und

einem Stahlstiche

gezeichnet von **Th. Hosemann**, gestochen von **A. Teichel**,

erklärt von **H. Klette.**

Der Inhalt dieses Volksbüchleins ist gleichlautend mit dem für dieses Jahr erschienenen Volkskalender.

Berlin,

Verlag von Carl J. Klemann.

KÖNIGLICHE UNIVERSITÄTS
BERLINER

Inhalt.

Die Jahreszeiten. Eine Vorlesung nach einem Bilde von Hosemann. (H. Kletke) . . . . . Seite V
Gruß an die Leser . . . . . – 1
Janus. (Erster Rückblick) . . . . . – 2
Die Lerche . . . . . – 6
Der Soldat. Eine Erzählung aus dem siebenjährigen Kriege . – 8
Das Brandenburger Thor zu Berlin . . . . . – 11
Ansicht von Strasburg . . . . . – 12
Der königlich preußische Staatsminister und Oberpräsident von Schön . . . . . – 14
Friedrich der Große und das Spottbild . . . . . – 17
Die Synagoge zu Dresden . . . . . – 19
Unergründliches (Ernst Fischer) . . . . . – 20
Emancipation der Frauen (Von einer jungen Dame) . . . – 21
Der Invalide und sein Hund . . . . . – 25
Der Nasenhandel . . . . . – 35
Köpfe von Lappländern. Nach der Natur gezeichnet von M. Biard – 38
Joachim Heinrich Campe . . . . . – 40
Der Dom zu Magdeburg . . . . . – 42
Janus (Zweiter Rückblick) . . . . . – 43
Die Kunstwerkstätte der Prinzessin Marie von Orleans . . . – 54
Denkmal Kaiser Otto's des Großen zu Magdeburg . . . . – 56
Des Wassers Kraft . . . . . – 57
Bücher-Vogel . . . . . – 59

Das Wiener Chocoladenmädchen . . . . . Seite 95
Der kleine Tambour . . . . . – 99
Der jugendliche Borger . . . . . – 101
Sprachweiſe . . . . . – 103
Günther, Fürſt von Schwarzburg-Rudolſtadt . . . . . – 104
Die Lebensmüde . . . . . – 106
Stadt und Land . . . . . – 111
Das neue Schauſpielhaus zu Dresden . . . . . – 115
Der Maler Leſſing . . . . . – 118
Die Bürgerſchule zu Leipzig . . . . . – 120
Joſeph, Herzog zu Sachſen-Altenburg . . . . . – 122
Neue Entdeckungen und Erfindungen in der Landwirthſchaft und in den Gewerben . . . . . – 123
Bücher- und Kunſt-Anzeigen . . . . . – 129

Die Jahreszeiten.

Eine Vorlesung nach einem Bilde von Hosemann.

Vor allen Dingen werden Sie mich fragen, wer der alte häßliche Mann sei, eine Gießkanne in der Rechten, einen Blasebalg in der Linken, den Kopf mit allerhand Insecten, Käfern, Schmetterlingen, Raupen bespickt. Ei, Sie werden ja den Mann kennen, der Ihnen alljährlich so viel Wind und Regen vormacht, der die Raupen nicht blos auf, sondern auch in dem Kopf zu Dutzenden hat — es ist ja Ihr alter Freund, der hundertjährige Kalendermann. Ihr Freund, Ihr Rathgeber, der Ihnen auf 100 Jahre voraussagt, wie das Wetter täglich sein könnte, der, wenn er sich ja einmal im Sonnenschein irren sollte, in allen Windsorten dagegen wie zu Hause ist. Ein böser Mensch sagte von ihm: 100 Jahr alt und noch nicht klüger! Das heißt aber selbst mit wenig Verstand gesprochen, denn es ist wohl eine bekannte Sache, daß ein Alter von 100 Jahren dem Verstande nicht gerade zuträglich ist. —

Die schöne Arabeskentafel, welche der Kalendermann vor sich ausgebreitet hält, stellt die vier Jahreszeiten vor.

Oben zur linken Hand sehen Sie den Frühling. Ach die schöne Frühlingszeit, der Lenz mit seinen Nachtigallen, der Mai, der Wonnemond — süße Schwärmerei! Eine Landparthie im Frühling, himmlisch! Ob es regnen könnte? Der Kalender prophezeit: nein, und der Kalender muß das wissen. Böse Leute behaupten allerdings, er lüge zuweilen wie ein Zeitungsschreiber. Aber wann hat ein Zeitungs-

schreiber je gelogen? Wahrhaftig nicht öfter als ein Kalender, und weiter läßt sich ihnen nichts nachsagen. Sollte indeß ja einmal das trockene Kalender-Maiwetter ein wenig am Schnupfen leiden, weil es sich die Füße beim anhaltenden Regen naß gemacht, so ist das einzig und allein die Schuld des himmlischen Hofastronomen, welcher, der Himmel weiß warum, gegen die Wettermacher hier unten eine ganz erschreckliche Malice hat und ihnen oft bei dem allerschönsten Wetter mit groben Schlossen auf die Schreibefinger hagelt. Indeß wer kehrt sich an den unhöflichen Mann? Der Kalendermann nicht, und wer eine Lenz- und Landpartie vor hat, gewiß auch nicht. Macht einem nicht das anmuthige reisefertige Paar, welches wir da oben in der linken Arabeske erblicken, die größte Lust dazu?

Es ist Herr Regenschirm, und das feine niedliche Persönchen mit der wunderschlanken Taille ist Fräulein Knicker. Herr Regenschirm bietet ihr mit galanter Manier die Hand, und obgleich er ein wenig schwerfällig ist, geht Fräulein Knicker doch mit Keinem lieber, denn auf Landpartieen ist er ein vortrefflicher Begleiter. Ach die Mücken, seufzt Fräulein Knicker. — Das thut nichts, versetzt Herr Regenschirm, ich werde mir gleich eine Pfeife anmachen. — Es wird aber regnen, fährt sie fort, da ihr gerade einige Tropfen aus der Gießkanne des Kalendermachers auf die Nase fallen. — So spann ich mich auf, sagt Regenschirm, und Gummischuh hab' ich 'auch, ich werde nicht naß. Bei einer Landpartie muß man etwas ertragen können. —

Aus der süßen Schwärmerei des Frühlings führt uns das zweite Bildchen in den Sommer. Der Sommer wird

nicht so wie der Lenz von den Dichtern gepriesen, und das mit Recht. Er macht die Leute begehrlicher und eigennütziger. Die Blüthenzeit ist vorüber, man will haben und genießen. Sehen wir auf das Bildchen, so ist uns das Exempel an die Hand gegeben. Da ist ein wohlbeleibter Herr in seinen besten Jahren, elegant modern, französisch frisirt: er küßt die Hand des artigen Röschens wunder wie ehrfurchtsvoll! Aber sehen Sie nur ein wenig näher, dieser kurz frisirte Herr ist bei Licht besehen eine nichtsnutzige Hummel, welche dem hübschen Kinde die zarten Rosenfingerchen behaglich aussaugt. Und das kleine Persönchen, welches sich gar so bückt, um dem gnädigen Fräulein den Rock zu küssen, ist eine ganz unverschämte Fliegenkreatur, die ihrem genäschigen Rüssel, wo sie kann, einen Schmaus giebt. Da darf denn auf der andern Seite die Mücke auch nicht fehlen, denn sie ist gerade so frech wie die Fliege. Was für ein schändliches selbstsüchtiges Gesindel um das blühende Röschen! Und so mögen sich denn alle Rosen- und andere Mädchen vor den Complimenten der Hummeln, Fliegen und Mücken hübsch in Acht nehmen.

Das dritte Bildchen welches den Herbst darstellt, zeigt uns zugleich das Jagd- und Naturrecht, welches in der Welt gilt; das Recht nämlich, welches der Stärkere, kraft seiner Natur, zur Jagd auf den Schwächeren hat. Wenn so ein armer Hase von Handwerksburschen nur ein kleinwenig auf unrechtes Gebiet gekommen, gleich hält ihm auch ein Jäger-Hund die Flinte gegen den Bauch und schnaubt ihn an mit lechzender Zunge. Der arme Haase gebehrdet sich demüthig genug, es wird ihm aber doch nichts helfen,

denn er trägt da ein appetitliches Ränzel auf dem Rücken. Er ist freilich zum Hasen geboren, „und es ist sein Schicksal," würde der Türke sagen: demungeachtet ist es doch ein böses Ding, als Hase durch die Welt zu trotten und sich von jedem Hunde so übel mitspielen lassen zu müssen.

Das vierte Bildchen endlich, der gesellige Winter, führt uns zwei der respektabelsten Nationen der ganzen Welt vor. Sehen Sie da den ernsten, Pudding essenden, Beefsteak kauenden Engländer, und solcher Nahrung ungeachtet ist er dennoch vor lauter Milzsucht und Spleen ganz entsetzlich abgemagert. Was für melankolische Beine, dürr wie zwei Stecken — hilf Himmel! der Mann ist ja zu einer lebendigen Feuerzange geworden, trägt sich mit einem Anstande, als gehörte er zur Familie der Lords Nußknacker! Er sticht schlecht ab gegen den wohlhäbigen gemüthlichen Geheimen Commerzienrath Filzschuh, welcher der deutschen Nation meiner Treu keine Schande macht! Das nenn' ich Anstand, Würde, Behaglichkeit! Er trägt seinen Grund und Boden, seine Sohle so zu sagen, ansehnlich vorn weg, damit das niedere Volk daran glatt ablaufen möge, während er selbst in den Fil seiner Wohlthätigkeit anmuthig verhüllt ist. Vom Kopf sehe Sie wenig, aber da ist er, wenigstens Mund und Nase, da beweist ja die brennende Cigarre; zu dem übrigen ist zwische Hut und Vatermörder noch Raum genug.

H. Kletke.

1844.

Gruß an die Leser.

Was wollen wir, o theure Leser, alle,
von neuer Zeit, von diesem neuen Jahr?
Ei nun zunächst, daß es uns wohlgefalle!
Bald sei der Himmel rein und sonnenklar,
bald trüb' er sich, daß Regen niederfalle,
und Ceres biet' ein reiches Füllhorn dar;
Pomona mag mit saft'gen, bunten Gaben
in voller Spende uns erfreun und laben.

Dem deutschen Vaterland sei stets das Beste
vom Himmel gnädiglich und reich gewährt.
Das gute Neue werd' zur starken Feste,
das gute Alte werde nicht zerstört!
Vor allem Glück ist Deutschland wohl das größte:
wenn nie der Krieg sein stilles Glück verheert.
Von Innen einig und nach Außen mächtig,
erstrahl' sein Ruhm noch lange hehr und prächtig.

Nun rausche auf und rausche kräftig nieder,
du Strom der Zeit; wirf an des Ufers Rand
der Menschheit tausend schöne Gaben nieder
und laß' sie nicht verwühlen in den Sand.
Bring' neue Weisheit, neue schöne Lieder,
verschone uns mit falscher Lehren Tand;
ach, diese führe auf den raschen Wellen
dahin, wo sie am nackten Fels zerschellen!

Erhalte uns, was wir als Christen glauben!
Das Recht — es bleib' in jeden Formen recht.
Du magst uns Wahrheit senden und nicht rauben, —
wir bitten für das kommende Geschlecht.
Ja, send' uns Gottes heil'ge Friedenstauben,
auf daß sie enden Wahn und Wortgefecht.
Und laß uns vorwärts nach dem Guten streben,
das ist allein das Ziel von unserm Leben.

M—l.

Janus. (Erſter Rückblick.)

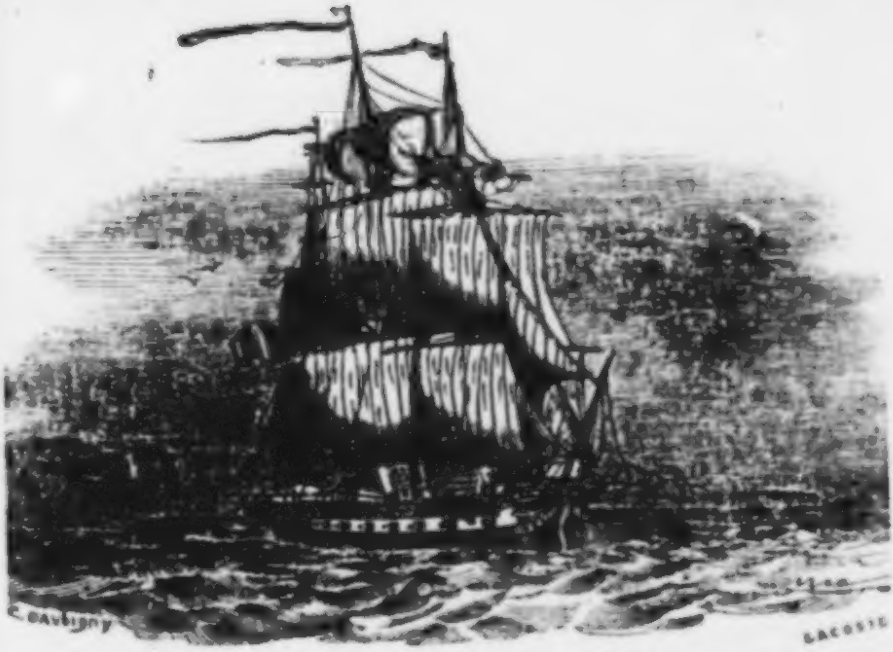
Mit Gott in's neue Jahr! heißt es immer. Aber mit welchem Gotte beginnen wir das neue Jahr? Mit dem heidniſchen Gotte Janus, von welchem der Januar ſeinen Namen erhalten hat. Nun, es mag ſein, wenn wir nur der That nach mit unſerm Gotte — dem einigen, wahren — in's neue Jahr treten. Die heidniſchen Götter haben gegenwärtig alle Geltung verloren, ſind mit Recht als abgeſetzt zu betrachten. Selbſt ihre berühmteſten und beliebteſten: Amor, Pſyche, Cupido, Hymen, kommen nur zuweilen noch dem Namen nach unter uns vor, und glänzte Venus nicht am Sternenhimmel — ſie würde gar bald vergeſſen ſein. Nur Janus hält ſich feſt im Beſitze ſeines Ehrenpoſtens und, als Sinnbild genommen, verdient er auch denſelben. Unter ſeiner Regierung waren die goldenen Zeiten — ein gewichtiger Grund für uns, ihn an die Spitze unſers Jahres zu ſtellen. Er hatte zwei Geſichter: dasjenige eines alten Mannes und eines Jünglings. Mit jenem, dem erfahrenen, blickte er auf das alte Jahr zurück; mit dieſem in das neue hinein. Ein lehrreicher Fingerzeig! Jeder Kalenderſchreiber ſollte eigentlich ein Janus ſein — ſo will es wenigſtens das Volk. Er ſoll vorausſagen können, wie die Witterung beſchaffen ſein wird; welche Tage gut zum Säen, Schröpfen, Aderlaſſen und Purgiren ſind; ob die Actien ſteigen oder fallen werden und welche? und hundert andere zukünftige Dinge mehr. Ich aber, als ein aufrichtiger Kalendermann, bekenne offen und ehrlich heraus, daß mir nur *ein* Geſicht vom Schöpfer verliehen worden iſt, mit welchem ich blos auf das verwichene Jahr zurückſchauen kann. Zwar, genauer betrachtet, habe ich doch ein zweites Geſicht, ein ganz jugendliches — es iſt — dieſer Kalender! Lange zuvor, ehe wir noch 1844 ſchreiben, ſieht

er schon recht keck in dasselbe hinein, aber freilich dafür auch in's — Blaue! Die Erde bewegt sich so schnell, daß sie in einer Minute 18 Mal von Dresden nach Leipzig laufen kann. Der Kalendermann ist aber noch viel flinker auf den Füßen. Er braucht, um den Weg um die Sonne zurückzulegen, statt 365 Tage, kaum das Viertel davon. Er ist schon im ersten Vierteljahre 1843 mit seinem Kalender für 1844 fertig. Wenn er demnach von dem zurückgelegten Jahre spricht, so meint er, wenn er nicht anders ein Lügenkind sein will, das Jahr 1842 und höchstens ein Stück von 1843. Dieß zu erwähnen, hielt sich der aufrichtige Kalendermann für verbunden. Gleichwie aber der Rechnenkundige aus drei gegebenen Sätzen oder Größen ein vorher unbekanntes Facit zu Tage fördert, kann man auch aus vergangenen Dingen manches Ersprießliche für die Zukunft erforschen — kann sonach wenigstens ein halber Janus sein. Aus diesem Grunde beginnt der liebe Leser eine Rückschau, und nur dabei behilflich zu sein, ist des Kalendermannes Absicht.

Das vergangene Jahr zeichnete sich durch eine beispiellose Trockenheit aus. Der Himmel war und blieb ehern und verschlossen; die Quellen versiegten, die Bäche schrumpften zusammen, die Flüsse wurden zu Bächen, die Schiffe saßen fest und die Mühlen feierten. Die Pflanzen verdorrten und das Land glich einer gebräunten Wüste, über welche der giftige Samum glühend hinweggezogen war. Die Krautpflanzen hatten den Kopf verloren oder vielmehr gar keinen gewachsen bekommen. Die Möhren und andere Wurzelgewächse blieben zum Verdrusse ihrer Erbauer ewig jung; die Hausfrauen verzweifelten und die Ehemänner konnten nicht genug Geld in die Wirthschaft hergeben. Die Müller avancirten zu gnädigen Herren und die Bäcker sahen sich abwechselnd stattirt und schimpfirt, weil auch das Brot zusammenschrumpfte oder gar mangelte. Doch kein Uebel, das nicht sein Gutes hätte. Haben wir eine Reihe gesegneter Jahre gehabt, können wir auch einmal ein minder ergiebiges uns gefallen lassen. Einem König Pharao mußte einst träumen und einen Joseph es geben, der die Träume deutete, um die Aegypter zum Aufsammeln und Eintheilen des Feldersegens zu bewegen. Uns hat das Jahr 1842 zur weisen Sparsamkeit geführt und dieselbe ist stets ein Nutzen. Aber auch erfinderisch macht die Noth. Wie viele Dampfmühlen, wie viele Ersatzmittel des Futterbedarfs hatte die große Dürre hervorgebracht! Wie sehr ist unsere Arbeitsamkeit und Betriebsamkeit dadurch erhöhet worden! Der Träge war gezwungen, durch die Kraft seiner Hände wenigstens theilweise den mangelnden Regen zu ersetzen. Und wie dankbar schlug unser Herz, als endlich der Himmel mit Wolken sich bedeckte und diese Schläuche ihr heiß ersehntes Wasser herabströmen ließen! Wie dankbar werden wir nicht all' die Gaben erkennen, welche uns dieses Jahr der Himmel schenken wird! Aber

die Noth bessert uns auch; sie macht uns theilnehmend und be-
fördert die Nächstenliebe. Welche Liebesgaben sind nicht den noth-
leidenden Hamburgern, den darbenden Bewohnern des Erzgebirges
und anderer stiefmütterlich ausgestatteter Gegenden zugeflossen! Ist
dieß nicht Alles ein großer Gewinn — ein bleibender, edlerer als
gefüllte Scheuern und Vorrathskammern? Ich getraue mich zu
behaupten, daß die anhaltende Dürre weniger Menschenleben ge-
kostet hat, als eine einzige Schlacht, veranlaßt durch sterbliche Men-
schen. Doch wie, wenn dem Hungerjahre noch eins, wenn gar
mehrere ihm nachfolgten? Dann wehe uns! wehe den Thieren!
Aber, halt! diese Sorge ist eine solche, von welcher Christus spricht,
daß wir damit unsrer Länge keine Elle zusetzen, kein Haar weiß
oder schwarz machen können, sie daher auf den Herrn werfen sol-
len, der für uns sorgt. Befällt euch, liebe Mitmenschen, eine
solche Angst, so sehet die Vögel unter dem Himmel an, die nicht
säen, nicht ärndten oder in die Scheuern sammeln und dennoch
ernährt werden. Dann werfet diese Sorge in's Meer, wo es am
tiefsten ist.

Vor Zeiten gab es einen heidnischen Priester, dessen zwei Töch-
ter an einen Gärtner und an einen Töpfer verheirathet waren.
Die Gärtnersfrau lag ihrem Vater beständig in den Ohren, da
er von den Göttern Regen, die Töpfersfrau hingegen, daß er Son-
nenschein zum Trocknen der Thongefäße erflehen sollte. Also er-
geht es noch heute. Der liebe Gott kann es niemals einem Jede
recht machen. Da baten wir ihn um Aufhören der großen Dürr
und Gott erhörte gnädig unser Gebet. Er gebot seinen Winden
daß diese mit großer Gewalt ausfuhren, und die über dem Wel
meere aufgestiegenen Wasserdünste Hunderte von Meilen vor sic
herpeitschten und unsern Gegenden zuführten. Ha, welch' ein Z
tergeschrei erhob sich darob! Wie Spreu zerstoben die Schiffe unt
Gottes allmächtigem Hauche, und siehe, dort zerschellen sie a
Felsengestade; — ihre Mannschaft kämpft vergebens gegen d



wüthige Brandung und nur ihre Leichen speien die gewaltigen Wogen an's Land. Das Ende des Jahres 1842 und der Anfang von 1843 haben mehreren Hunderten von Seeschiffen den Untergang gebracht, und wer mag die Menschenopfer dabei alle zählen? Warum aber, ihr Herren Seefahrer, bleibet ihr nicht fein im sichern Port liegen, da ihr doch die Zeit der Stürme kennet? Ist es nicht unersättliche Gewinnsucht, die euch unaufhörlich in die tobende See hinaustreibt und das Leben eurer Mitmenschen auf's Spiel setzen läßt? Kein Arzt darf einen Menschen, ja nicht einmal ein Thier heilen — kein Schulmeister lehren — keine Hebamme Beistand leisten, sie seien denn erst zuvor von Obrigkeits- und Rechtswegen geprüft worden. Und sonderbar: bisher konnte jeder Schiffskapitain nach seinem Belieben mit seiner Mannschaft und seinen Passagieren in See stechen, ohne seine Befähigung zum Schiffsführen dargelegt zu haben. Diesem großen Uebelstande haben die vorjährigen Unglücksfälle zur See, wenigstens in England, gesteuert. Man wird künftig die Schiffskapitaine und Steuerleute einer gewissenhaften Prüfung unterwerfen und auch anderorts diese gute Einrichtung nachahmen.

Unser Gott wohnet nicht in Tempeln, von Menschenhänden erbauet. Der Himmel ist sein Thron, die Erde seiner Füße Schemmel. Damit wir den Herrn suchen, fühlen und finden möchten, hat er sich selbst auf der Erde einige Altäre, bis zu den Wolken reichend, errichtet, die, anstatt uns blos ein Schauspiel der Neugier zu geben, unsern Gottesglauben erwecken oder erhöhen sollen.

Zwei dieser Altäre haben in dem vergangenen Jahre nicht blos, wie sie immer zu thun pflegen, geraucht, sondern auch geflammt in überschwenglicher Pracht. Man denke sich einen Altar, beinahe 11,000 Fuß hoch, von Stein erbaut, das Haupt in die smaragdblaue Luft emporstreckend und mit einem blendend weißen Altartuche umgeben. Aetna heißt dieser Altar. Und aus dem eis- und schneegekrönten Gipfel steigt unter majestätischem Rollen vieler tausend Donner eine glühendrothe Feuersäule, von ungemessener Höhe, Breite und Dicke empor. Schnee und Feuer! Wer anders als nur Gott vermag diese beiden Antipoden neben einander zu stellen? Und an dem Fuße dieses Altars und weit umher, blühen Mandelbäume und Pfirsichen, sproßt die Myrthe und der Lorbeer, singt die Lerche, zirpt die Grille — im Januar — zur Ehre Gottes! Und wann auf Sicilien der Aetna feierte, zündete der Vesuv bei Neapel sein großes Opferfeuer an, das zum segensvollen Regenbogen wurde, indem es die Bewohner Italiens mit Erdbeben zu verschonen versprach.

So hat denn der Herr durch Feuer, Wasser, Luft und Erde laut zu uns gesprochen in der jüngst verwichenen Zeit! Wohl dem, der diese gewaltigen Stimmen nicht überhört hat!

Die Lerche.

Wer kennte und liebte nicht diesen Frühlingsboten mit seinem graubraunen Röcklein und seinem lieblichen Gesange? Wer im Frühjahre die erste Lerche singen hört, rühmt sich dessen mit Freuden. Sie ist's, welche oft von schneebedeckten Feldern emporsteigt in die Lüfte und dem Herrn des Himmels ihren Dank absingt. Die Lerche ist ein Zugvogel, doch überwintern die Haubenlerchen bei uns und suchen sich mühsam ihr Futter auf dem Schnee, der das Land deckt. Man kennt in Europa verschiedene Arten von Lerchen, und zwar, außer der gemeinen, noch die Baum-, Wald-, Haide- oder Lull-Lerche; die Hauben-, Zopf-, Koth- oder Wege-Lerche; die Kalander- oder Ring-Lerche. Sie baut ihr kunstloses Nest aus dünnen Grashalmen und Haaren in einem runden Loche hinter eine Erdscholle oder in den Fußtritten des Viehes, legt drei bis sechs längliche, graue und dunkel punctirte Eier hinein und brütet solche in 14 Tagen aus. Die Bibel erzählt uns, daß die Kinder Israel in der Wüste sich an Wachteln krank gegessen haben, weil sie dieselben im Uebermaaße genossen. Ellenhoch sollen diese Vögel das israelitische Lager umgeben haben. Daß dieß keine Uebertreibung sei, geht daraus hervor, daß noch jetzt, wo doch die Lerchen ungleich mehr Nachstellungen zu erleiden haben als in der grauen Vorzeit, ganze Wolken dieser Thiere über die Getreidefelder Afrika's herziehen und verwüsten. Diese Lerche, welche sich von der gemeinen blos durch eine verschiedene Schnabelbildung unterscheidet, heißt

nach dem von ihr am öfterſten vernommenen Laute, Sirli, und iſt hier abgebildet. Die Leipziger Lerchen ſind wegen ihrer Schmackhaftigkeit den reichen Feinſchmeckern gar wohl bekannt und machen einen nicht unbedeutenden Handelsartikel aus. Man verſendet die gerupften Vögel entweder ſo, daß man jeden einzeln in Papier wickelt und in Schachteln ſchichtet, oder im Fall, daß ſie weit gehen ſollen, halb angebraten in Töpfen und mit Fett übergoſſen.

Vernimmt man in Dresdens Altſtadt Grabgeläute, was daſelbſt mit 50 Thalern bezahlt werden muß, und befragt man einen Vorübergehenden um den Todten, ſo erhält man die ſarkaſtiſche Antwort; „Ein Lerchenfreſſer iſt geſtorben!“ Damit will der Ant-

wortende theils seine Unwissenheit über den Namen und Stand theils aber auch die günstigen Vermögensverhältnisse des Gestorbenen bezeichnen.

Der Soldat.

Eine Erzählung aus dem siebenjährigen Kriege.

Mein Nebenmann in der Compagnie war mit mir aus einem Orte — einem Dörfchen Brandenburgs. Wir waren beide lang von Gestalt und daher unter die Grenadiere gesteckt worden, doch nicht von einerlei Gemüth. Denn er war viel besser als ich; dieß muß ich zu meiner Schande und zu seiner Ehre gestehen. Also erkannte es schon unser Schulmeister, der uns anderen wilden Buben den sanftmüthigen Fritz Feldner zum Muster vorhielt. Und er würde ihn noch weit mehr gelobt haben, hätte nicht Fritz, um namentlich mir eine Tracht Prügel zu ersparen, manchen unsrer dummen Streiche auf sein Kerbholz hingenommen. Aber so sanftmüthig mein

Freund auch gegen Jedermann war, zeigte er sich doch als den tapfersten Soldaten, und darum schätzten ihn auch die Oberen wie die Unteren. Es geschah aber einmal, daß wir am Vorabende einer muthmaßlichen Schlacht unserm Geburtsdorfe nicht fern standen, welches wir seit Ausbruch des Krieges, also in 3 langen Jahren, nicht wieder betreten hatten. Wären wir nun nicht Soldaten gewesen, so würde es uns niemand haben verwehren können, unsre Heimath und unsre Lieben zu besuchen. Aber so war es streng untersagt, das Lager ohne Erlaubniß zu verlassen. Und darum ist der Soldatenstand ein gar schwerer, indem er die Menschen zwingt, den Menschen in sich zu verleugnen. Zwischen uns und dem Feinde, welches obendrein die entsetzlichen Russen waren, lag unser Geburtsort in einem kleinen Thale, so unschuldig und nichts Böses ahnend, wie ein Kind im Grase neben der giftigen Otter. Von unsrer Anhöhe herab erblickten wir den Kirchthurm, in welchem wir oft als Jungen selbander den Abend eingelauten hatten und wahrlich — wir vernahmen die traurigen Klänge der Abendglocke wieder, die uns wie Sterbegeläute dünkten. Und als die Nacht kam, wo ich neben der Signalkanone Schildwache stehen mußte, sah ich die Lichterchen unten eben so heimlich in den Bauerhäusern flimmern, wie um die Zeit des Kirchweihfestes. Um Mitternacht löfete mich mein Kamerad, eben der Fritz Feldner, ab, und wir sprachen noch ein paar Worte von dem, was unser Herz und vorzüglich das seine so bewegte. „Conrad —" sprach er endlich mit entschlossenem Tone zu mir — „dir will ich's vertrauen, daß ich gesonnen bin, auf ein halbes Stündchen oder drüber zu desertiren. Du weißt schon, warum und wohin. Rede mir nicht ab, denn ich bin fest wie dieses Kanonenrohr. Ich will unsre Leute warnen und nebenbei sehen, wie es ihnen ergeht. Hast du etwas an deine Mutter zu bestellen, so trage mir es auf." „Herzensfritze —" entgegnete ich — „du hast vielmals ausgegessen, was ich eingebrockt habe — laß mich an deiner Statt hinunter schlüpfen. Ich habe niemand als eine Mutter, die eben keine große Freude oder Stütze an mir hat. Drum ist auch nicht viel an mir verloren, wenn sie mich erwischen sollten. Du aber hast noch Aeltern, Geschwister und eine schmucke Braut —" „Eben deshalb —" unterbrach er mich schnell — „wenn es nun einem oder dem andern Russen beifiele, meiner Braut einen Besuch abstatten zu wollen? Ha, wie wollte ich die Kerle zusammenhauen." — „So will ich wenigstens —" versetzte ich — „deine Stelle indeß bei der Kanone einnehmen, damit man die Schildwache nicht vermisse. Und entdeckt man ja den unrechten Mann in mir, nun, so weiß ich schon, wie ich mich herauslügen kann." Dieß ging er endlich ein, da ich ihm aus einander setzte, wie ich gar keine Gefahr dabei laufen könnte. Aber der Mensch denkt und Gott lenkt. Eigentlich aber war's mein Hauptmann, der mein Vorhaben vereitelte, indem er mich zu sich rufen ließ und mich fast eine ganze

Stunde mit unbedeutenden Dingen beschäftigte, so daß ich nicht von der Stelle konnte, obgleich der Boden unter mir brannte. Es war beinahe 2 Uhr Nachts, als ich endlich loskam und nach der Signalkanone hinrannte. Wie ich gefürchtet hatte, so war es auch gekommen: mein Freund verschwunden! Die Flinte lag im Kanonenrohre und die hohe Blechmütze des Grenadiers steckte auch darin, so weit dieß möglich war. Im Begriff, mich als Schildwache aufzustellen, erschallt des Majors Stimme: „He, Grenadier, weißt du nicht, wo die Schildwache, der Fritz Feldner, hingekommen ist?" — Ich blieb ihm vor Schreck die Antwort schuldig; nicht so mein Kamerad, welcher eben die Schlucht, die ihn nach dem Dörfchen geführt hatte, wieder heraufklimmte. Er gestand die volle Wahrheit. Und der Major? Vergebens bat ich für meinen Freund, vorstellend, wie die Kanone zu nichts weiter aufgestellt sei, als um früh und abends einen blinden Schuß zu thun; wie darum auch der Kanonier nicht einmal bei seinem Stiefkinde zu verweilen habe; wie ein einzelner Feind nicht im Stande sei, das schwere Geschütz fortzuschaffen und wie bei dem Erscheinen Vieler mein Freund nichts würde haben ausrichten können. Wäre es unser Hauptmann gewesen: hätte ich die Hoffnung nicht aufgegeben. Allein der griesgrämige Major — er machte Lärm, und mein Freund wurde gefangen gesetzt. Worauf ich nun meine letzte Hoffnung baute — die nahe Schlacht, die Alles vergessen gemacht oder durch den Tod beseitigt hätte — sie unterblieb, indem die Russen in derselben Nacht noch das Weite gesucht hatten. Darauf wurde in aller Frühe Kriegsgericht gehalten und mein Freund zum Tode durch die Kugel verurtheilt. Mich hatte derselbe von aller Mitwissenschaft frei gesprochen; aber der argwöhnische Major, der mir nicht traute, brachte es dahin, daß ich gleichsam zur Strafe zu der Schaar befehligt wurde, die Feldnern erschießen sollte. O wie schwer wird in solchen Fällen der Gehorsam! Mein Freund aber nahm diese Nachricht mit Freuden auf. In der letzten Unterredung, die er, mit mir zu halten, sich ausgebeten, sagte er mir, daß er sich freue, durch meine Hand sterben zu dürfen; daß ich ihn nicht martern und darum sein Herz — o Gott! richtig auf's Korn nehmen solle; daß er die Seinen nebst der Braut gesund getroffen und sie vor der bevorstehenden Gefahr gewarnt, auch gleichsam in der Vorahnung seines Todes Abschied von ihnen Allen genommen habe. Endlich trug er mir noch auf, daß, wenn der Krieg beendigt sein und ich den Abschied erhalten haben würde, ich — seine Braut — heirathen — möchte, indem er sie außerdem keinem Anderen gönne. Du lieber Gott! als wenn ein Mädchen nach Feldnern noch irgend Jemandem hätte gut sein können! Am nächsten Vormittage — die Sonne stand am blauen Himmel freundlich und hell — marschirten wir — den Delinquenten in unsrer Mitte, bei gedämpfter Trommel Klang, hinaus vor das Lager. Ihr Wirbel zerschlug vollends mein gebrochenes Herz. Au

seinem Sandhäufchen, das hinter sich zugleich das Grab verbarg, knieete er nieder. Noch einmal schaute er sich um nach der lieben Sonne, nach uns, seinen trauernden Kameraden, nach seinem Dörfchen, wo die Seinen nichts Böses ahnten, wo vielmehr die Glocken über der Russen Abzug festlich zu läuten begannen. Dann legte sich die Binde über die treuen Augen, die der kalte Tod in der nächsten Minute schon brechen sollte. „Lebt wohl, Kameraden!" waren seine letzten Worte. Und nun —:

Es haben die Neun wohl angelegt,
acht Kugeln haben vorbeigefegt;
sie zitterten Alle vor Jammer und Schmerz, —
ich aber, ich traf ihn mitten in's Herz!

Ein Kreuz, einfach und schlicht, wie die Soldatenliebe, setzten wir dem braven Kameraden auf sein Grab. Des Geliebten Wunsch ward für Röschen ein heiliges Gebot. Sie ist mein treues Weib geworden, doch hat sie ihrem Fritz die alte Liebe bewahrt. Kein Abend, wo wir nicht die Stätte seines Todes besucht hätten!

Das Brandenburger Thor zu Berlin.

Ein schönes oder wenigstens hübsches Stadtthor kommt mir vor wie ein blank gewichster Stiefel oder wie ein neuer Hut, welche beide ihren Träger zieren und über dessen geringere Kleidung hinwegsehen lassen. Dagegen kann ein Mensch einen schönen, neuen Rock von dem feinsten Tuche und diesem angemessene Beinkleider, Weste und Halstuch tragen — sind die Stiefeln beschmuzt oder zerrissen, der Hut bestoßen oder vergraut: er wird nimmer Ehre mit seinem Anputze einlegen. Die Thore einer Stadt sind eben das, was bei dem Menschen die Stiefeln und der Hut sind: der Anfang und das Ende. Und sagt man nicht: Ende gut, Alles gut? Ich kenne drei schöne Thore, die mir eben einfallen: den Triumphbogen zu Paris, das kaiserliche Burgthor zu Wien und das Brandenburger Thor zu Berlin.

Das letztere, hier bildlich dargestellt, ist unter Friedrich Wilhelm
durch Langhans in den Jahren 1789—93 erbaut worden, hält
Fuß in der Höhe und 195 Fuß in der Breite, bildet 5 Portale u
ist der Form des Propyläums zu Athen nachgebildet. Seine Zin
ziert eine bronzene Victoria oder Siegesgöttin mit einem Vier
spann von demselben Metalle. Dieses berühmte Kunstwerk erre
in Napoleon, nachdem er im Jahre 1806 als Preußens Sieger
Berlin eingezogen war, den Wunsch, es sein zu nennen. Da d
ser Wunsch durch einige hundert tausend französische Krieger bev
wortet und unterstützt wurde, so versagte sich auch Napoleon de
selben nicht, sondern ließ die Siegesgöttin 1807 von ihrem Thro
herabnehmen und nach Paris schaffen. Als aber Napoleons S
gestern erbleichte und derjenige Preußens wieder heller als je
strahlte, wanderte Madame Victoria aus dem eroberten Paris n
Berlin zurück, um ihren alten Platz wieder in Besitz zu nehm
Und sie wird ihn fortan behalten, so lange Deutschland einig blei
oder bis mit dem Himmel einst das Brandenburger Thor zugle
einfallen wird.

Ansicht von Strasburg.

Diese ehemalige, deutsche Reichsstadt ließ Ludwig XIV. mit
im Frieden durch seine Krieger besetzen. Dieß geschah 1681 und s
dem ist sie auch an Frankreich verblieben. Sie liegt eine Stu
weit vom Rheine, hat als eine alte Stadt unregelmäßige Stra
und eben keine schönen Häuser. Beträchtlich sind ihre Festun
werke bis zu der fast an den Rhein reichenden Citadelle, welche v
dem großen Befestigungsmeister Vauban 1684 angelegt wurde u
ein regelmäßiges Fünfeck bildet. Die Zahl ihrer Einwohner betr
einige 50,000, von welchen die größere Hälfte zur katholischen,
kleinere zur protestantischen Kirche sich bekennt. 1687 gab es ka
zwei katholische Familien daselbst. Wer hätte nicht schon etw
von dem Strasburger Münster gehört? Den Grund zu dieser
wundernswürdigen Kirche legte der Bischof Werner von Habsb
im Jahre 1015. Das ganze Elsaß trug zum Baue bei, welcher
Jahre währte, bevor der Bau des sogenannten neuen Thurmes
hob, den Erwin von Steinbach begann, und dessen Sohn u
Mithülfe seiner baukundigen Schwester Sabine fortsetzte, jed
nicht vollendete, was erst durch den Baumeister Joh. Hiltzen v
Köln, und noch einen andern Meister aus Schwaben 1365 gesch
Zu der Thurmkrone steigt man auf 725 Stufen empor, wel
außen rings um den Thurm herumlaufen und daher von schwin
ligen Personen gemieden werden müssen. Die protestantische T
maskirche enthält das Grabmal des berühmten Marschalls, M
von Sachsen, natürlicher Sohn Augusts des Starken und der G
fin Königsmark. Auf dem großen Paradeplatze stand einst der F

heitsbaum, dessen Früchte meist blutige für seine Zeitgenossen waren. Die hiesigen Wagenfabriken sind berühmt, und Strasburg ist der ausschließliche Ort, wo ein Haupterzeugniß des Landes — der Tabak — verarbeitet wird. Strasburg wird als die Wiege der Buchdruckerkunst betrachtet, indem hier Gutenberg dieselbe erfunden haben soll, was die Veranlassung zu dem großen Jubelfeste 1836 gab. Auch war sie eine der ersten Städte, welche sich für den von Elba nach Frankreich zurückgekehrten Napoleon erklärte. Daher erkor sie dessen kopfloser Neffe vor einigen Jahren zum Heerde einer neuen Revolution gegen Ludwig Philipp, welche ihm jedoch für einen geträumten Thron, die noch jetzt dauernde Gefangenschaft zu Ham einbrachte. Noch ist Strasburg den Feinschmeckern wegen der Vortrefflichkeit seiner Trüffel-Gänseleberpasteten bekannt, und hat in dieser Beziehung schon manchen deutschen Magen verdorben.

Der königlich preußische Staatsminister und Oberpräsident von Schön.

Diese Erde ist eine Schaubühne, auf welcher die Menschen eine größere oder kleinere Rolle zu spielen haben und nach einem flüchtigen Abende wieder abtreten müssen und zwar auf immer. Nun kommt es nicht darauf an, welch' eine Rolle man hier spielt, sondern *wie* man sie spielt. In der Regel werden die Rollen der Kaiser und Könige im Theater weniger beklatscht als diejenigen von untergeordneten Personen. Je tragischer die Rolle, desto mehr kann der Schauspieler seine Kunst zeigen. Je tragischer die Zeit: desto hervorragender die Helden, welche in derselben auftreten. Wir haben eine sehr tragische Zeit verlebt — eine gar schwere, trübe Zeit, wo wir Deutsche — gleich den Kindern Israels — unter der Zuchtruthe eines Pharao schmachteten, der nicht die neugebornen Knäblein, sondern die bereits erwachsenen dem Tode überlieferte; der unser Schreien um Linderung mit Auflegen noch härterer Lasten beantwortete. Als aber Gott der Herr das große Heer dieses Pharao, nicht im rothen Meere, sondern in Rußlands unermeßlichen Ebenen hatte umkommen lassen, da erhob Deutschland das in den Staub getretene Haupt — es erlangte sein Selbstbewußtsein wieder und begehrte, sein drückendes Joch, seine ehernen Ketten abzuschütteln. Und gleichwie einst Moses, Josua und andere große Männer das israelitische Volk: so leiteten auch in jener schweren Zeit muthige und erleuchtete Geister durch Wort und That den Durst nach Freiheit, daß derselbe befriedigt werden konnte. Während die deutschen Helden in den Jahren 1813—1815 mit ihrem tapfern Schwerdte Deutschlands Feinde zurückschlugen, waren nicht minder kühne Männer bemüht, durch die Macht des Gänsekieles Deutschland zu befreien. Und was derselbe vermag, haben wir sattsam an Napoleons Armeebülletins gesehen. Unter den Männern, welche

für Deutschlands Freiheit und Selbstständigkeit ausgezeichnet wirkten, nimmt von Schön einen ehrenvollen Platz ein und darum gebührt ihm die Achtung jedes Deutschen, er gehöre einem deutschen Lande an, welches es auch sei.

Heinrich Theodor von Schön wurde am 20. Januar 1773 auf dem Gute seines Vaters in Litthauen geboren. Sein Vater war ein Gutsbesitzer und Domainen-Beamter, der seinen alten Adel deshalb wieder erneuen ließ, um vier seiner Söhne in den Militairstand treten lassen zu können. Unser von Schön bezog mit dem 20. Jahre die Universität zu Königsberg, nachdem er von Hauslehrern die dazu nöthige Bildung erhalten hatte. Nach Beendigung seiner Studien unternahm er eine Reise nach England, dessen freisinnige Einrichtungen auf ihn einen großen Einfluß ausübten und sein Wirken später leiteten. Vom einfachen Regierungsbeamten zu Königsberg stieg er bald zum Kriegs- und Domainenrathe an der Regierung zu Bialystok und, nachdem er sich 1802 mit der Tochter des Präsidenten von dem damaligen Neu-Ostpreußen, Lydia von Auerswald, vermählt hatte, zum geheimen Finanzrathe in dem General-Directorium zu Berlin empor. Preußens Fall entwickelte alle in demselben liegenden Kräfte. Was dasselbe nach Außen verloren hatte, mußte man nach Innen zu ersetzen streben. Hier galt

ein festes, kühnes und beharrliches Auftreten, um die Würde de
verkleinerten Staates zu bewahren in den Augen des stolzen Erob
rers. Damals waren es der Staatsminister von Stein und d
zum Regierungspräsidenten von Gumbinnen ernannte von Schön
welche gemeinschaftlich mit sichrer Hand Preußens Schifflein dur
alle Klippen und Untiefen leiteten. Frankreich erzwang von Stein
Entfernung; sein nicht minder gefährlicher Widersacher, von Schön
entging ihm glücklich. Preußens größter Staatsmann der neuer
Zeit, von Hardenberg, wurde zum Staatskanzler ernannt und sei
Scharfblick erkannte schnell in von Schön den geistig nahe Ve
wandten. Alles, was die verschiedenen Stände des preußische
Volkes von einander trennte: die übergroßen Vorzüge des Adel
die verknöcherten Formen des Bürgerstandes, die Bedrückungen d
Bauernstandes, wurde beseitigt und das Volk in ein Herz und ei
Seele zusammengeschmolzen. Und als dieses einig gesinnte Vo
das aufgedrungene Joch der Fremdlinge abzuschütteln begehrte,
waren es von Hardenberg und von Schön, welche mit andern tü
nen, freiheitdurstenden Männern die kleinlichen Bedenklichkeit
einer leise auftretenden Gegenparthei überstimmten und somit de
ritterlichen Könige Friedrich Wilhelm III. beitraten, daß derselbe
jegliche engherzige Rücksicht bei Seite setzend — das Banner d
Freiheit erheben ließ. Als dieselbe durch viel blutige Opfer glückl
errungen worden war, benutzte von Schön die Zeit des Frieden
um die seiner Leitung anvertraute Provinz Preußen mit allen Se
nungen desselben zu beglücken. Unter Gottes Beistande ist ihm di
auch gelungen und darum von Schön's Andenken in jedem preu
schen Herzen gesichert. Wofür aber von Schön mit Leib und Se
gedacht, gelebt und gewirkt hat: für eine gesetzliche Freiheit, wel
gern gehorcht, weil sie es als nothwendig anerkennt — diese Ge
nung hat sich bei ihm nicht verleugnet, selbst da die Zeit der A
regung und des Kampfes vorüber war. Er mochte nicht das Mi
von sich werfen, nachdem es seine Absicht erreicht — den Feind
demüthigt hatte. So mag auch ein Strom nicht sogleich wie
sanft dahinfließen, nachdem er sich über ein felsiges Bette gestü
hat. Als aber von Schön erkannte, daß seine Gedanken nicht
Gedanken Anderer waren, so zog er sich, die Ueberzeugung ei
Jeglichen ehrend, von seinem hohen Posten zurück. Wer mö
ihn darum nicht hochschätzen? Außerdem wäret ihr ja hinaus
gangen, ein Rohr zu sehen, das der Wind hin und her wehet. O
wolltet ihr einen Menschen in weichen Kleidern sehen? Siehe,
da weiche Kleider tragen, sind in der Könige Häusern. Man
sich über von Schön's Rücktritt aus dem Staatsdienste, welcher
3. Juni 1842 genehmigt wurde, viel gewundert und denselben ei
gezwungenen oder mindestens veranlaßten genannt. Dieß ist Fa
Nur engherzige Menschen mögen nicht begreifen, daß man frei
lig einen hohen, reich dotirten Ehrenposten aufgeben kann. Pr

sens jetziger König war selbst Augenzeuge des einstigen Ringens seines Volkes um die Freiheit. Deren Helden im Felde und im Kabinete sind ihm lieb und theuer gewesen und sind es noch. Friedrich Wilhelm III. hat von Schön's Brust mit dem Großkreuze des höchsten preußischen Ordens geschmückt, sein erhabener Nachfolger ihm bei Gelegenheit seiner Verabschiedung den Titel eines Burggrafen von Marienberg beigelegt, den Character eines Staatsministers belassen und persönlich den Veteranen hoch geehrt, als der Monarch im Herbste 1842 die Provinz Preußen bereisete. Umsichtiger und darum auch gerechter vermag die Nachwelt über große Männer zu urtheilen, und dann wird auch von Schön's Stern um so heller am Himmel des 19. Jahrhunderts flimmern.

Friedrich der Große und das Spottbild.

Irren ist menschlich und selbst der größte menschliche Geist ist nicht ganz frei von Irrthümern. Ferner soll derjenige noch geboren werden, welcher es allen Menschen recht macht. — Friedrich, der wahrhaft Große — der Held und Abgott des vorigen Jahrhunderts — der das Wohl seines Volkes zum Ziele seines höchsten Strebens erwählt hatte, — er genehmigte, nach dem Beispiele der damals gepriesenen, französischen Finanzverwaltung, auch in seinem Reiche ähnliche Einrichtungen. Wie man noch jetzt in der östreichischen Monarchie keinen andern Tabak rauchen und schnu-

pfen darf, als der Tabaks-Generalpachter zu verabfolgen für gut befindet: eben so gab es unter Friedrichs des Großen Regierung eine Zeit, wo der Handel mit Kaffee das ausschließende Vorrecht der Krone war. Und wie noch heute geheime Spione des östreichischen Tabakspachters absonderlich den rauchenden Fremden nachschleichen, um zu erkunden, ob dieselben auch wirklich den lungenquälenden und zungenschälenden Tabak ihres Herrn rauchen oder nicht: also gab es zur Zeit der preußischen Kaffeeregie Leute, welche von dem Volke mit dem Namen „französische Kaffeeriecher" beehrt wurden und überall den eingeschmuggelten Kaffee aufzuspüren berufen waren. Ungeachtet dieser, dem Volke höchst mißfälligen, Einrichtung blieb der große Friedrich in dessen unveränderter Verehrung und nur den Rathgebern desselben widmete man seinen ganzen Haß. Um diese Zeit geschah es, daß der große König eines Tages die Jägerstraße von Berlin heraufgeritten kam und in der Nähe des sogenannten Fürstenhauses einen großen Volksauflauf gewahrte. Er schickte seinen einzigen Begleiter, einen Heiducken, ab, um zu erfahren, was es gäbe. „Sie haben etwas auf Ew. Majestät angeschlagen —" war des Boten Antwort, und Friedrich, als er näher geritten war, sah sich selbst auf einem Bilde, wie er in höchst kläglicher Gestalt auf einem Fußschemmel saß und, eine Kaffeemühle zwischen den Beinen, emsig mit der einen Hand malte, während er mit der andern jede herausgefallene Bohne auflas. Sobald der König dieß gesehen, winkte er mit der Hand und rief: „Hängt es doch niedriger, daß sich die Leute den Hals nicht so ausrecken müssen!" Kaum aber hatte er diese Worte gesprochen, als ein allgemeiner Jubel ausbrach. Man riß das Bild in tausend Stücken und ein lautes Lebehoch begleitete den König, als er langsam seines Weges weiter ritt.

Diesen köstlichen Zug eines wahrhaft großen Geistes erzählt die Geschichte Friedrichs des Großen, trefflich geschrieben von Franz Kugler (Verlag von Weber in Leipzig 1842), und mit vielen Bildern geschmückt von Adolph Menzel, ein Werk, das seinen Autoren, so wie dem deutschen Buchhandel alle Ehre macht.

Mit nicht minder glücklichem Erfolge und ganz in derselben Weise wie der große König, handelte der jetzige sächsische Finanzminister von Z., als zur Zeit des Abschlusses über den Zollverband zwischen Preußen und Sachsen eine Schmähschrift auf den Finanzminister, den man hauptsächlich als die Triebfeder der jetzt so gesegneten Vereinigung bezeichnete, an einer Straßenecke Dresdens angeheftet worden war. Diese Schrift, in welcher man den Minister einen ehemaligen preußischen Landrath nannte, der sein Vaterland an Preußen verkauft habe, wurde, bevor sie zur allgemeineren Kenntniß gelangte, sofort von Seiten der Polizei entfernt; allein der sich seines guten Rechts bewußte Finanzminister ließ den Inhalt der gedachten Schrift wörtlich in das Dresdener Tageblatt

und mit seiner Namenschiffre einrücken, wodurch er mit einem Schlage seine verblendeten oder boshaften Gegner zum Schweigen und die besser Gesinnten sämmtlich auf seine Seite brachte. Schon dieser Zug allein sichert dem hoch erleuchteten Staatsmanne die Achtung der Jetzt- und Nachwelt.

Die Synagoge zu Dresden.

Seit einigen Jahren erblickt man von der östlichen Seite der brühlschen Terrasse in Dresden aus ein ansehnliches Gebäude von eigenthümlich fremder Bauart. Es ist dasselbe die Synagoge, erbauet durch die aufopferndste Mitleidenschaft der dasigen Israeliten, so wie durch die thätige Beihülfe der sächsischen Regierung. Erwägt man, daß die ganze jüdische Gemeinde Dresdens etwa 600 Mitglieder zählt, unter denen die Mehrzahl nicht zu den Wohlhabenden gehört, so muß man mit Recht den Gemeingeist bewundern, der, zur Beschämung mancher reichen, christlichen Gemeinde, ein so umfängliches und kostspieliges Werk zu Stande bringen konnte. An der Feierlichkeit des Grundsteinlegens nahmen vorur-

theilsfreie Glieder aus allen christlichen Ständen Antheil. Ma
erblickte in dem langen Zuge Minister, Räthe, Geistliche, Off
ciere, Künstler und Handwerker. Das Gebäude, zu welchem d
umsichtige und ausgezeichnete Baukünstler, Professor Semper i
Dresden, den Riß gefertigt hatte, wuchs schnell empor; jedo
verhinderten den inneren Ausbau theils eingetretener Geldmange
theils eine, zu ängstlichen Besorgnissen veranlassende Senkung d
Grundmauern. Beides wurde aber glücklich überwunden und d
Bau vollendet, dessen Einweihung abermals eine Vereinigung u
terschiedlicher Glaubensbekenner zuwege brachte. Unter dem B
griffe einer Judenschule dachte man sich sonst und nicht mit U
recht eine lärmende, aus feineren und gröberen Stimmen zusam
mengesetzte Versammlung, in welcher Alles bunt durch einand
schrie. Welch' ein angenehmes Gegenstück ist der gegenwärtige Go
tesdienst in der neuen Synagoge zu dem früheren Verfahre
Sähe man nicht die Männer mit bedecktem Haupte in dem Go
teshause stehen, würde man dasselbe für ein christliches zu halt
versucht sein. Eben so liebliche als feierliche Gesänge vernimm
man darin; gediegene Predigten, gehalten von dem Oberrabbin
Dr. Frankel, ziehen nicht blos Israeliten als Zuhörer herbei, u
über das schöngeschmückte Innere des Hauses ist eine würdevo
Stille ausgegossen.

Unergründliches.

Quält dich die Wißbegier',
wie tief das Meer im Grunde?
Das Senkblei bringet dir
gar bald gewisse Kunde.

Miß' aus den Himmelsplan,
die Körper all' im Raume;
verfolg' der Sterne Bahn
am fernen Wolkensaume;

Erforsche Nacht und Licht,
des Stromes Quell' und Münden —
nur aber wolle nicht
ein Menschenherz ergründen!

Ernst Fischer

Emancipation der Frauen.

(Von einer jungen Dame.)

Meine lieben Mitſchweſtern! Wir leben in einer vereinswüthigen Zeit, wo ein Jegliches dem Andern nicht mehr untergeordnet

ſein will und darum ſich zu emancipiren ſtrebt. Man wirft uns die Nachahmungsſucht immer als einen unſrer Hauptfehler vor. Warum ſuchen wir uns daher nicht auch zu emancipiren — ſelbſtſtändig, unabhängig zu werden von den Launen und übeln Angewohnheiten des ſtärkeren Geſchlechts? Doch zur Sache, die ich im Sinne habe! Wie viel und oft iſt nicht ſchon über uns, des Schnürens wegen, geſpöttelt und geſchrieben worden! Ganze Bücher handeln lediglich davon. Wie undankbar verfährt hierin das Männergeſchlecht! Für wen anders, als für die Männer, ſchnüren, putzen, ſchminken wir uns, ſchmachten, ſeufzen wir? Hingegen, warum rauchen — ſchnupfen die Männer? Um uns zu gefallen? Bewahre, um uns zu ärgern, zu quälen, in Verzweiflung zu bringen. Hören Sie, theure Mitſchweſtern, mein Schickſal. Ich habe das Glück, einen recht lieben Vater zu beſitzen. Was thut dieſer liebe Vater, wann er früh erwacht? Dankt er dem Höchſten für die genoſſene Ruhe? Wünſcht er den Seinen einen guten Morgen? Feuer! ſchreit er und langt dabei mit der Hand aus dem Bette nach dem Nachttiſche, wo eine Batterie Tabakspfeifen (die ich des Tages mehrmals zu ſtopfen habe) aufgepflanzt iſt. Bevor mein Vater noch aus dem Bette ſteigt oder ſich ankleidet, dampft bereits die Pfeife. Rauchend ſetzt er ſich an den Kaffee-, rauchend an den Arbeitstiſch (er iſt Advocat) und bald iſt der liebe Vater in eine dicke Wolke eingehüllt, die wir, wollen wir mit ihm ſprechen, auf Koſten unſrer Lungen durchbrechen müſſen. So geht es den ganzen Tag und ſein Letztes iſt wiederum die Tabakspfeife, über welcher er einſchläft. Wir müſſen fürchten, daß er ſich, uns und das ganze Haus noch einmal verbrennen wird. Alle wohlriechende Wäſſer vermögen den abſcheulichen Tabaksgeſtank nicht aus unſern Sachen zu beſeitigen und ſelbſt bis in die geheimſten Kommodenfächer bringt derſelbe. Neulich gingen wir aus. Wir waren ſchon bis zur langen Brücke gekommen, als mein Vater gewahrte, daß er ſeine Pfeife einzuſtecken vergeſſen hatte. Ich mußte wirklich die halbe Stunde Wegs zurücklaufen und die Pfeife herbeiholen, indeß die Andern ſo lange zu warten hatten. Ein andermal ſpatzierten wir nach dem Thiergarten. Mein Vater war unausſtehlich, mürriſch, wortkarg, und warum? Er hatte das Feuerzeug zu Hauſe gelaſſen. Nicht eher wurde er heiter, als bis ihm ein uns begegnender Landmann von ſeinem Feuer mitgetheilt hatte. Durch das unaufhörliche Rauchen ſind ihm die Zähne ſchwarz geworden und abgebrochen; er klagt über Trockenheit und Brennen im Halſe, ſpuckt den Speichel, der zur Verdauung dienen ſoll, übermäßig weg, und unſer Arzt fürchtet für die Zukunft eine Magenerweichung oder eine ähnliche tödtliche Krankheit. Dieß weiß mein Vater und dennoch raucht er! Und man erhebt ſolchen Lärmen über unſere ſchädlichen Schnürbrüſte? Ich habe noch einen Bruder. Der Junge iſt kaum 15 Jahre alt und wahrlich! er raucht ſchon ſeine Cigarre! Er unterſteht ſich,

mir den beißenden Rauch in's Geſicht zu blaſen, legt den brennenden Glimmſtengel auf meine Arbeit, ſengt Löcher hinein, verunreinigt ſie mit Aſche oder wirft den Stummel in die Stube, ohne ihn zuvor ausgelöſcht zu haben. Wie viele Feuersbrünſte mögen ſchon durch weggeworfene Cigarrenſtumpfe und durch brennende Tabakspfeifen entſtanden ſein! Wer weiß, iſt nicht Hamburgs entſetzliches Brandunglück auf ſolche Weiſe hervorgerufen worden! Welch' ein Tadel, liebe Mitſchweſtern, trifft uns, wenn wir uns einmal beim Bäcker ein Stückchen Kuchen oder beim Conditor einige Zuckerplätzchen kaufen! Ei ſeht die Naſchkatzen! heißt es. Wenn aber die Herren für Tabak, Cigarren, Tabakspfeifen, Tabaksbeutel, Feuerzeuge, Etui's u. ſ. w. alle Tage der Groſchen mehrere ausgeben, ſoll kein Hahn darüber krähen. Himmel, welch' ein Berg von Putz- und Modeſachen könnte für die Millionen aufgehäuft werden, welche alljährlich nutz- und ſpurlos in die Luft verdampft werden! Es ſchmecke die Pfeife gut — behaupten die Männer. Nicht ſchlechter bekommt uns die Schnürbruſt und die Schminke, als den Männern der Tabak, gegen den ſich der ganze Körper auf's Heftigſte ſträubt, wie ich deutlich an meinem Schlingel von Bruder geſehen habe. Dem Jungen ſpielten die erſten Cigarren grauſam mit; allein er ſuchte einen Ehrenpunct darin und bewältigte die warnende Stimme der Natur. Später können ſie, nach ihrer Behauptung, von dieſer aufgezwungenen Gewohnheit nicht wieder laſſen. Und das wollen ſtarke Männer ſein? O pfui! — Dido ſchnitt eine Kuhhaut in ſo ſchmale Riemchen, daß ſie den Platz zu der großen Stadt Karthago damit umziehen konnte. Ich aber getraue mir mit den Tabaksrollen, die alljährlich verraucht werden, die ganze Erdenrunde zu umgeben und den Mond obendrein, wenn ich hinauf könnte. Wie viel hunderttauſend Aecker mehr könnten mit dem nützlichen Getreide bebaut werden, wenn man die unnütze, ſtinkende Tabakspflanze entfernte! Muß denn geraucht werden, he? Was machten die Männer, als die Inſel Tabago mit ihrer narkotiſchen Pflanze noch gar nicht entdeckt worden war? Lebten ſie nicht auch, und geſünder als jetzt? Hat nicht das verwünſchte Rauchen einen blutigen Krieg erſt kürzlich zwiſchen den Engländern und Chineſen verurſacht? Und geht in Folge deſſen das himmliſche Reich zu Grunde, .oas anders trägt die Schuld davon, als eine mit Opium geſtopfte Pfeife? — Von dem Tabakſchnupfen will ich hier gar nicht anfangen, aus Furcht, meine lieben Leſerinnen zu ſehr zu ermüden. Nur ſo viel ſage ich, daß dieſe Gewohnheit noch abſcheulicher iſt als jene. Auch die Naſe ſträubt ſich auf das Heftigſte gegen die Aufnahme des beißigen Staubes. Sie nieſ't ihn wiederholt hinaus und beruhigt ſich dann erſt nothgedrungen, wenn alle ihre Geruchsnerven todt gebeizt ſind. Wie ekelhaft iſt eine Tabaksnaſe! Wer von uns möchte einem Munde, über welchem eine ſolche thront und — thränt, einen Kuß geben? Vor kurzem kam

ich in das Haus eines Kaufmanns und fand daſſelbe von unten bis oben an mit Fäſſern angefüllt, welche alle von gleicher Größe und gleichem Ausſehen waren. Schnupftabak ſei darin — erhielt ich auf meine Frage zur Antwort. Der Inhalt all dieſer Fäſſer war demnach beſtimmt, in die kleinen Löcher der kleinen menſchlichen Naſe zu wandern! Und das war erſt ein einziger Kaufmann, der ſo viel Fäſſer voll Schnupftabak verhandelte! — In dem Volksliedchen: „Gott grüß euch, Alter, ſchmeckt das Pfeifchen? —“ ſagt der alte Huſar ganz treffend, daß, als ihm in der Bataille eine Kanonenkugel das Bein weggeſchoſſen habe, er erſt nach der im Stiefel ſteckenden Pfeife, dann erſt nach ſeinem Fuße gegriffen habe. Und was gilt's? Setzen Sie, theure Mitſchweſtern, den Fall, daß wir des Nachts durch Feuer oder Erdbeben erſchreckt würden. Was würden die Männer in der dringenden Gefahr thun? Vor allen Dingen Weib, Kind oder Geliebte in Sicherheit zu bringen ſuchen? O nein! nach Tabakspfeife und Doſe zuerſt greifen! Und dieß ſoll uns nicht in Harniſch jagen? Wenn Aaron, anſtatt den armen Weibern die Ohrringe, Armbänder und ſonſtigen goldenen Schmuckſachen abzunehmen, den Männern die goldenen Tabaksdoſen (vorausgeſetzt, daß die Iſraeliten ſchon geſchnupft hätten) abverlangt hätte: gewiß, er würde nicht blos ein goldenes Kalb, ſondern einen ſtattlichen Ochſen — einen Apis wie die Aegypter beſaßen — haben gießen können. — Nun hören Sie noch in der Kürze, wie wir uns hinſichtlich des Rauchens und Schnupfens emancipiren wollen. Zuerſt geben wir unſern rauchenden oder ſchnupfenden Liebhabern durch finſtere Mienen und Blicke unſer Mißfallen zu erkennen. Hilft das nichts, ſo verweigern wir dem Tabaksmunde den Kuß. Wir ſträuben uns ferner beharrlich, in öffentliche Concertſäle zu gehen, wo ein dicker Tabaksqualm uns faſt erſticken und zu Schinken räuchern will. Das Mittel jedoch, von welchem ich mir die meiſte Wirkung verſpreche, iſt und bleibt — die Schnürbruſt, die den Männern ſo verhaßte! Schnüren Sie ſich, theuerſte Mitſchweſtern, daß Ihnen die Rippen knacken und das Herz zum Schlagen kaum Raum behält. Dann werden unſre Verehrer zu capituliren anfangen. Für jedes Dutzend Priſen — für jede Tabakspfeife oder Cigarre täglich weniger, laſſen wir auch ein Schnürloch offen. Das wird — das muß helfen! Kehren Sie ſich nicht daran, daß Pfeifendreher und Doſenfabrikanten, Kaufleute, Tabaksbauer und wer ſonſt noch mit dem hölliſchen Kraute zu thun hat, ach und weh über Sie ſchreien. Das giebt ſich Alles und bald, wie die Klagen der Lohnkutſcher und Gaſtwirthe, als die Eiſenbahnen ihnen den Verdienſt entriſſen. Aber einig müſſen wir ſein und feſt, ſonſt bleiben alle unſre Anſtrengungen vergeblich!

Der Invalide und sein Hund.

„Einen Nutzen habt Ihr doch davon, Nachbar —" sagte der Schuhflicker Arndt, indem er mit einem neubesohlten Stolpenstiefel in der Hand bei seinem Nachbar eintrat — „daß Ihr einbeinig seid. Ihr braucht nur die Hälfte an Geschühe! Ich wette, daß Euer Stelzfuß das ganze Jahr nicht so viel an Eisen abläuft, als eine einzige Ledersohle kostet. Pst! Mohr! was knurrst du mich an? Kennst du mich etwa nicht mehr? Aber Nachbar, was habt Ihr denn vor? Ihr geht ja geputzt wie ein liebenswürdiger Tausendschwerenöther! Wollet Ihr Euch auf Eure alten Tage noch eine Braut holen?"

„Braut?" versetzte der Invalide — „Wie kann man an eine Braut denken, wenn man bereits eine Frau besitzt? Hier meine Frau —" er schlug mit der Hand an sein Seitengewehr, — „mit welcher ich seit 37 Jahren getraut bin und die mit mir zugleich begraben werden soll. Aber die Fourage ist aufgezehrt und meine Pension dazu. Darum will ich mit meinem Mohr feuragiren gehen. In Jarthausen giebt's heute Kirchweihfest und —"

„Und da wollt Ihr fechten gehen, nicht wahr?" fiel der Schuhflicker lachend ein.

„Fechten? Donner und Dintefaß! wie meint Ihr das? Gefochten, ja, das habe ich in meinem Soldatenleben genug, und zwar ehrlich gefochten mit diesem meinem Pallasch. Aber fechten mit der Zunge, wie die Stromer und faulen Handwerksbursche thun

— Nachbar! wenn Ihr dieß im Sinne habt, sollen Euch Eure Leisten insgesammt in den Magen fahren und meines Mohrs Zähne sie dann wieder herausbeißen.“

„Bewahre!“ lenkte der Schuhflicker ein. „Man sagt nur so ohne alle böse Absicht. Auch geht Ihr zum Fechten viel zu schön gekleidet. Bei meiner spitzesten Schuhahle! Ihr ähnelt an Sauberkeit heute einem Officier von der Nobelgarde. Euern Hut hat das Braunbier wie Speck so glänzend gemacht. Die Montur zeigt kein Fleckchen, kein Stäubchen, ja kaum eine Nath. Die Knöpfe blitzen wie Gold in der Sonne und der Pallaschriemen wetteifert an Kreideweiße mit dem frisch gefallenen Schnee. Ja, was sehen meine Augen sogar? Ein Uhrband mit goldener Perloque! Oder wäre es blos Tomback und vergoldet? Ei, Nachbar, laßt mich doch sehen, welch' Zeit es ist. Um 8 Uhr soll ich zur verwittweten Frau Kriegsräthin Schönert kommen —“ Dieß sagte der Schuhflicker mit spöttischem Tone und ungläubiger Miene.

„Allerdings ist die Perloque von gutem, ächtem Golde, —“ erwiederte Rau, der Invalide — „auch besitze ich wirklich einen Zeitmesser oder eine Uhr, aber nicht von Gold, Silber oder Tomback, sondern von — Eisen!“ Er zog an dem Uhrbande und hielt den daran hangenden Gegenstand — eine Kartätschenkugel — vor des Schuhflickers Augen. „Diese Uhr —“ sprach er feierlich — „schlägt, weckt und repetirt. Sie hat mir mein Bein in der Bataille bei Prag abgeschlagen und schlägt mich noch, wann ich einmal über die Schnure hauen möchte. Sie weckt mich ferner aus meinem Sündenschlafe und repetirt mir unaufhörlich den Spruch vor die Ohren: „Gedenk', o Mensch! an's Ende! Deshalb halte ich dieses Stück Rundeisen höher als eine mit Brillanten besetzte goldene Uhr, und habe es deshalb mit Gold eingefaßt, wie man mit dem Bilde einer Geliebten zu thun pflegt. Morgen Abend sollt Ihr die sechs Groschen für Eure Stiefelsohle haben oder ich will nicht mehr Rau heißen, sondern Faulfisch. Traut Ihr meinem Worte nicht, so nehmt hier meinen ehrenvoll ausgestellten Abschied einstweilen zum Unterpfande. Bevor ich diesen im Stiche lasse, soll man mich eher in Kochstücke hauen und in den Rauch hängen. Und nun, Gott befohlen! Komm' Mohr!“

Der Hund sprang fröhlich voraus und der Invalide stampfte die Holztreppe hinab.

Während Rau, der Invalide, in Gesellschaft seines treuen Mohrs dem Flecken Jarthausen zuhinkte, nahte sich demselben Orte von einer anderen Seite gleichfalls ein Paar, das beinahe in derselben Absicht wie Rau dem Kirchweihfeste beiwohnen wollte. Der einzige Unterschied war der, daß der Invalide und sein Hund auf ehrliche, jenes Paar, aus Vater und Sohn bestehend, aber auf un-

ehrliche Weiſe zu Gelde kommen wollte. Raps, dem das Geſchick gleich einen bezeichnenden Namen, die Natur ein Paar nicht zu verbergende Diebesaugen und ſeine Frau ein Früchtchen gegeben hatte, das nicht weit vom Stamme gefallen war, wendete die Zeit unterwegs dazu an, ſeinem Sohne Anweiſung in der langfingerigen Kunſt zu ertheilen. Abſonderlich lehrte er ihm die Hauptgrundzüge der Taſchenphiloſophie und deren geſchickte Anwendung. Sodann bedrohte er ihn für den Fall, daß, wenn er an dem heutigen, günſtigen Aerndtetage der Schelmerei als ein fauler Arbeiter erfunden werden würde, er kein Eſſen, wohl aber deſto mehr Prügel zu verhoffen habe. Dagegen verſprach er ihm goldene Berge, ſo wie er ſeinen Erwartungen entſprechen würde, und fügte zur Aufmunterung und gleichſam als Handgeld einen blanken Silbergroſchen hinzu, der, unter den beſten Verſprechungen von Seiten des jungen Raps, alsbald in deſſen weite Taſche wanderte. Vor dem Flecken trennte ſich das liebe Paar, um ſich ſcheinbar in demſelben ganz fremd zu ſein — ein Kunſtgriff, der gleichfalls zur Diebsgelehrſamkeit gehört. Beim Eintritte in den Marktflecken geſellte ſich zu Raps junior ein jüngerer Knabe, welcher in geiſtiger Beziehung noch weit hinter jenem zurückſtand und es daher erſt blos bis zum öfteren Hinterdieſchulelaufen gebracht hatte, nichts deſto weniger aber ein guter Freund von dem jungen Raps war. Er hatte nichts Eiligeres zu thun, als ſeinen aufgefundenen Kameraden ſofort zu einem Tiſche hinzuführen, auf welchem eine Art von Glücksſpiel errichtet

war, das in einer drehbaren und mit Nummern versehenen Scheib bestand. Hier konnte man für den Einsatz weniger Pfennige aller hand Naschwaaren oder Geldstücke gewinnen, die als Lockvögel in ziemlicher Anzahl zur Schau ausgelegt waren. Nun zeigte zwar der Eigenthümer des Spieltisches äußerlich eine etwas alberne und gutmüthige Physiognomie, was jedoch nur ein neuer Lockvogel war und ein desto verschmitzteres Innere verdeckte. Genug, die treuherzige Miene des Mannes betrog den angehenden jungen Gauner und bewog ihn, seinen eben erst erhaltenen Silbergroschen in verkleinerten Portionen der Drehscheibe anzuvertrauen. Schon die stillvergnügte Miene des Mannes, die ernste des kleineren Knaben und das verlegene Beiseiteschieben des Hutes, um sich verdrießlich hinter den Ohren zu kratzen, das man bei Raps junior auf dem Bildchen wahrnimmt, — dieß Alles zeigt sattsam an, daß der Silbergroschen verloren gegangen ist. Vergebens ließ hierauf der kleine Taschendieb seine begehrlichen, den väterlichen ähnelnden Augen umherwandern, um sich auf irgend eine andere Weise an dem Eigenthume des Spielmannes zu entschädigen; denn dessen Blicke ruhten wie ein glühendes, eisernes Lineal auf den Fingern der beiden Knaben, die daher endlich nothgedrungen ihrer Wege gehen mußten. Die einzige Folge war die, daß der junge Raps unter vielen Schmähworten sich von seinem Begleiter trennte, dem er die Schuld seines gehabten Verlustes beimaß. Ein warnender Fingerzeig für alle Verführer.

Der Hauptzusammenfluß der Vergnügungen, so wie der Menschen, war zu Jarthausen vor der Kirche; denn gewöhnlich pflegt der Teufel neben der Kirche seine Kapelle zu erbauen. Wein-, Bier- und Branntweinzelte, Pfefferkuchen- und Bratwurstbuden, Schaustellungen und andere Gelegenheiten, sein Geld mit Freuden los zu werden, waren hier in Menge vorhanden; Essen, Trinken, Schauen und Spielen daher die Haupt- und der Gottesdienst die Nebensache, wie es auf allen Kirchweihfesten der Fall zu sein pflegt. Ein Schreihals, welcher mehrere, auf einer Leinwand malerisch dargestellte Mordthaten erzählte, hatte mehr andächtige Zu-

hörer, als der Prediger bei Gelegenheit seiner Kirchweihpredigt. Zu dieser Menschenmenge kam Rau, der Invalide, angehumpelt. Sein Hund voran, der einen weiß überzogenen Pappbogen in dem Maule trug, auf welchem mit großen Buchstaben geschrieben stand: „Mohr, der wunderbare Hund, bittet um geneigtes Gehör!“

Es konnte nicht fehlen, daß der Anblick dieses Hundes so wie derjenige seines einbeinigen Herrn einige Aufmerksamkeit erregte, und die Augen der Zuschauer von dem Bilde ab- und auf Mohr hinlenkte. Diesen günstigen Augenblick benutzte Rau. Grüßend nahm er seinen Hut vom Haupte, das außerdem noch eine Zipfelmütze deckte; dann warf er sich in die Brust, streckte den Stelzfuß vor und stieß mit dem Krückenstocke in den Erdboden, um recht fest zu stehen. Nachdem er noch mit der Linken den ergrauten Schnurrbart gestrichen, hob er mit einer wohllautenden Baßstimme folgendermaßen an: „Meine Herren! Als ich vor 15 Jahren das Unglück hatte, in der Schlacht von Prag und für mein Vaterland das rechte Bein zu verlieren, und ich unverbunden, von Todten und Sterbenden umgeben, hülflos auf dem Schlachtfelde jammerte: da war es die Mutter dieses wunderbaren Hundes, welche kam und mir — wie in dem Evangelio von dem reichen Manne und dem armen Lazarus beschrieben steht — meine Wunde leckte. Sie hieß Mohr wie dieser ihr Sohn und war das Eigenthum einer unsrer Marketenderinnen, welche ebenfalls in der Prager Schlacht ihr Leben verlor. Ich hatte mit dem Hunde zuweilen meine Mahlzeit getheilt und daher rührte auch seine Treue, die ihn mich aufsuchen ließ, nachdem er die Herrin eingebüßt hatte. Denn der Hund ist in der Regel dankbarer als der Mensch und willig, die kleinste genossene Wohlthat zu vergelten. Ich wurde endlich in's Lazareth gebracht, amputirt, verabschiedet und mit Pension begnadigt. Mein Mohr theilte sie und die Gaben, die gute Menschen dem Krüppel schenkten. Als sie endlich starb, hinterließ sie mir in diesem ihrem Sohne einen Schatz, der mich vor der Schande des Bettelns bewahrt und mein bester Freund im Leben ist. Lassen Sie sich gefälligst die wunderbaren Künste meines Mohrs jetzt produciren und Sie werden darüber erstaunen.“

Nach diesem Eingange begann die Kunstvorstellung Mohrs. Der Hund machte die gewöhnlichen Hundekünste: er tanzte, nachdem der Invalid ihm seinen Hut auf den Kopf gedrückt hatte, am Stocke; stand Schildwache mit dessen blankem Pallasche, wartete auf, apportirte, sprang über den vorgehaltenen Krückenstock und ließ auf Kommando seine Stimme erschallen. Wie jeder Künstler aber zu thun pflegt, versparte Rau das Hauptstück bis zum Schlusse der Vorstellung. In den Kreis, von den Zuschauern frei gelassen, warf er sein Taschentuch hin, wendete hierauf des Hundes Antlitz abwärts und forderte irgend Einen aus der Menge auf, das Taschentuch an sich zu nehmen und dann unter dem Menschenhaufen

sich zu verbergen. Dieß geschah. Hierauf machte Rau seinen Mohr auf den Verlust des Tuches aufmerksam, indem er ihm die leere Tasche vorzeigte, „such', verloren!" sprach und den Hund dann an die Zuschauer wies. Sofort begann Mohr seinen Geruchsinn in alle Thätigkeit zu setzen. Nicht lange währte es, so hatte er zur großen Ergötzlichkeit der Zuschauer den dermaligen Besitzer des Taschentuchs ausgespürt und Solches durch die deutlichsten Zeichen zu erkennen gegeben. Aehnliche Beweise seines Scharfsinns gab er noch durch das Auffinden anderer kleinerer und geruchloser Gegenstände, die sein Herr unter die Anwesenden vertheilt hatte. Als der Invalide zuletzt mit vorgehaltenem Hute einsammeln ging, hatte er sich ziemlich reichlicher Gaben zu erfreuen, die theils auf Rechnung Mohrs, theils des fehlenden Beines zu setzen waren. Es geschah aber bei dem Einsammeln, daß, als Rau gerade in dem dichtesten Gedränge sich befand, er auf den jungen Raps stieß, welcher sein begehrliches Augenpaar auf des Stelzfußes vermeintliche Uhr und deren goldblinkende Perloque geheftet hielt. Ein dunkles, instinktartiges Gefühl ließ bei diesem flüchtigen Anblicke Rau's Hand auf das fragliche Uhrband legen. Als aber der Junge seinen Mund zum lauten Gähnen weit aufriß, mußte es ihm der dadurch angesteckte Invalide nachthun. Höflicher jedoch als der rohe Bube, hielt er die Rechte auf den gähnenden Mund. Im Nu war auch nun das freigegebene Band mit seinem Anhängsel aus der Tasche entwendet, ohne daß es der arme Rau gewahrt hätte. Die Freude über die reiche Einnahme ließ ihn die Sorge um seine Kugel vergessen und erst, als er sich im Wirthshause bei einem Glase Bieres gütlich that, entdeckte er mit großem Schrecken seinen unersetzlichen Verlust.

Bald darauf sehen wir den geschlagenen Invaliden mit großer Hast nach der Wohnung des Dorfoberhauptes hinhumpeln, welches Gemeindevorstand, Richter, Accis-Einnehmer und Polizeibeamten in einer Person vereinigte. Nicht lange erst war Herr Schrot von einer Rundschau der kirchweihlichen Vergnügungen nach Hause gekehrt; doch hatte er bereits seine Alltagskleidung angelegt und seinen Großvaterstuhl in Besitz genommen, vor welchem der mit Büchern und Schreibgeräthschaften bedeckte Tisch sich befand. Polizeiliche Anschläge nahmen die nahe Zimmerwand ein. Herr Schrot, der seines beträchtlichen Leibesumfanges wegen eher hätte Centner heißen können, besaß noch sehr scharfsehende Augen; allein um sich ein gelehrteres Ansehen zu geben, hatte er sich eine Brille zugelegt, die er, um besser sehen zu können, gewöhnlich auf die Stirne hinausschob. Zu diesem Organe der öffentlichen Sicherheit nahm jetzt Rau seine Zuflucht. Wäre er weniger befangen gewesen, hätte er den Dieb seines Kleinodes noch glücklich erwischen können. Der junge Raps befand sich nehmlich gerade in dem menschenleeren, großen Hofe des Gemeindevorstands und sah sich nach irgend einer Gelegenheit, seine

Fingerfertigkeit zu erweitern, aufmerksam um, als ihn der jähe Anblick des von ihm Bestohlenen in große Angst versetzte. Den Invaliden fürchtete er zwar weniger als dessen wundersamen Hund, der ja das Corpus delicti in seiner Hosentasche ausfindig machen und sein Vergehen an den Tag bringen konnte. Mit Hinterlassung seines Hutes erkletterte er ein mächtiges Schlagfaß, das in

einem Winkel des Hofes vergessen stand, und, mit Wirrstroh angefüllt, einer Henne zum Neste diente. Noch war das rapsische Hinterkastel mit den emporgestreckten Beinen sichtbar, als Rau nach der Hausthüre hinmarschirte, und Mohr machte bereits Anstalt, den jungen Dieb anzugreifen, da rief ihn ein Pfiff seines Herrn noch hinweg und jener gelangte glücklich in Sicherheit.

Die eine Hand in der Tasche seines Hausrockes, die andere auf den Tisch gedrückt, hörte Herr Schrot mit strenger Amtsmiene den Bericht des Invaliden an. Es war schon viel, daß er sich von seinem Sitze erhoben hatte, woran wahrscheinlich der Anstand und die ordentliche Kleidung des Stelzfußes schuld waren.

„Aber —" versetzte er nach beendigtem Vortrage Rau's — „wenn ich einen werthvollen Gegenstand bei mir trage, so habe ich Acht auf denselben; absonderlich bei Kirchweihfesten, Jahrmärkten und dergleichen Volksvergnügungen, wo die meisten Gauner sich einzustellen pflegen."

„Das habe ich ja gethan —" betheuerte Rau.

„Dann fühle ich bei dergleichen Gelegenheiten fleißig nach Uhr und Geldbeutel —" fuhr Herr Schrot fort — „oder halte wohl gar immer die Hand darüber."

„Auch das habe ich gethan!" — rief der Stelzfuß — „und nur in der Secunde, wo —"

„Ich bin auch vorhin in dem dichtesten Gedränge gewesen —" unterbrach ihn der Polizeibeamte — „und ich hätte es Keinem rathen wollen, auf meine goldene Repetiruhr Jagd zu machen. Nicht die Hand habe ich davon weggebracht.

„Ich auch nicht —" klagte Rau — „und nur in der Secunde, wo der Junge vor mir gähnte und ich, weil mir das Gähnen auch ankam, die Hand vor den Mund hielt, kann der Diebstahl geschehen sein. Und gewiß ist der gähnende Bube der Dieb selbst und sein Gähnen ein absichtliches gewesen."

„Auch vor mir riß ein grober Kerl sein großes Maul zum Gähnen auf, —" sprach Herr Schrot — „doch kann ich mich nicht entsinnen, daß ich meine Hand — heiliger Gott! meine Uhr — nein, ich habe sie wohl nur abgelegt? — nein, nicht doch! o so schlage Pulver und Blei hinein — sie ist weg! gestohlen von dem gähnenden Schurken!"

„Dann muß es Vater und Sohn gewesen sein —" bemerkte der Stelzfuß trocken. „Was nun anfangen?"

Daß Anderen leicht zu rathen sei, bewies der nun selbst rath

lose Herr Schrot. Endlich mengte sich ein herzugekommener Dritter ein, welcher, ein gewesener Zeuge von Mohrs Künsten, zum Stelzfuße sagte: „Ei, Ihr habt ja Euern wundersamen Hund! Schickt denselben doch nach Euerm entwendeten Eigenthum aus.“

„Was würde mir das helfen?“ versetzte Rau — „Gesetzt, Mohr fände den Dieb irgendwo: wird derselbe seinen Raub dem Hunde gutwillig einhändigen, wie vorhin meine Zuschauer thaten?“

„Versuchts, lieber Mann!“ redete Herr Schrot ihm zu — „vielleicht könnte Euer Hund auch meine Uhr verschaffen.“

„Das gehört zu dem Unmöglichen!“ betheuerte Rau. „Nur meine Witterung hat der Hund und keine andere.“

„Zehn Thaler Belohnung und 3 Maaß Bier sollt Ihr haben und Euer Hund eine ganze Wurst, schafft er mir die Uhr wieder —“ versprach Herr Schrot.

„Nun, ich will's versuchen. Wer meine Kugel hat, besitzt auch Ihre Uhr, glaube ich, und ist der Dieb noch im Orte, so stehe ich fast für den glücklichen Erfolg ein.“

Diese Verhandlungen hatten wohl eine halbe Stunde Zeit hinweggenommen. Als daher Rau seinem Mohr das Verlorene zu suchen befahl, rannte dieser, nachdem er alle Fährten verfolgt hatte, mit auf die Erde gehaltener Nase aus dem Orte und sein Herr sah sich genöthigt, von seinem Vorhaben, ihm zu folgen, abzustehen. Traurig kehrte er in seinen Wohnort heim.

Die beiden Rapse waren, nachdem sie in Jarthausen reiche Aerndte gehalten hatten, am Abende desselbigen Tages in einem Wirthshause eingekehrt, das etwa anderthalb Stunden weit von dem Schauplatze ihrer heutigen Thaten entfernt lag. Glück macht Muth, oft auch Uebermuth, und um sich angeblich gute Tage zu verschaffen, stiehlt ja nur der Dieb. Deshalb ließ auch Raps auftragen, was Küch' und Keller vermochte. Das Rapschen erhielt dabei seinen vollkommenen Antheil, denn der Vater war mit des hoffnungsvollen Söhnleins Griffen heute recht zufrieden gewesen. Zwar hatte an der goldenen Perloque, statt der vermutheten Uhr, nur eine werthlose Kartätschenkugel gehangen; doch was konnte der kleine Raps für diese Sonderbarkeit des alten Stelzfußes? Da an Herrn Schrots Repetiruhr nur ein gewöhnliches Band nebst einem messingenen Uhrschlüssel hing, so hatte der alte Raps des Invaliden Uhrband nebst Perloque an jene geknüpft und seinem Sohne blos die Kartätschenkugel als Sündenlohn gelassen. Weil das Gaunerpaar seit längerer Zeit schon auf Strohlagern zu übernachten gezwungen gewesen war, so hatte Vater Raps, um dem heutigen Tage die Krone aufzusetzen, ein besonderes Zimmer nebst zwei Betten sich geben lassen. Vor dem Niederlegen sein heute erbeutetes Geld und Gut überzählend, hob er zufrieden an: „Diesen Tag

lasse ich mir gefallen. Eine goldene Uhr und zwei silberne; vier Geldbeutel und 5 Frauentaschen mit klingendem Inhalte; ein wunderbarer Hund, mit welchem wir im Nothfalle unsern Unterhalt erwerben können — ich möchte doch wissen, was sein einbeiniger Herr jetzt sagen wird, da ihn sein gerühmtes, treues Thier im Stiche gelassen hat, um uns nachzulaufen? Wahrscheinlich mochte ihm die schmale Kost des Stelzfußes nicht länger anstehen. Wie hieb er in das Wurstlieder und den Kalbsbraten ein, den du nicht aufessen mochtest! Nun, mein lieber Mohr, nach jeder Aerndte wie die heutige sollst du bei uns die fettesten Bissen erhalten."

Nach dieser Rede, welche Mohr blos durch das Wedeln seines Schwanzes beantwortete, bestiegen die beiden Rapse ihre Lager. Der im Ueberflusse genossene Branntwein versenkte sie bald in tiefen Schlaf. Mohr nahm nun auch seine Schlafstelle ein und zwar auf dem Stuhle, wo Rapsens seniors Beinkleider lagen. Die Nacht verstrich ohne Störung; doch kaum daß der Morgen zu grauen begann, erwachte der jüngere Raps durch ein schmerzliches Leibweh, das, jedenfalls durch den gestern zu reichlich genossenen Pfefferkuchen erzeugt, ihn schnell aus dem Bette und hinaustrieb. Seine Flucht war so eilig, daß er sich weder Zeit nahm, die Beinkleider erst anzulegen, noch die Stubenthüre hinter sich zu verschließen. Mohr, der Hund, hatte die Nacht fast schlaflos hingebracht und das hastige Treiben des kleinen Raps zwar in unverändert stiller Lage, jedoch mit desto schärferen Blicken beobachtet. Kaum aber, daß dieser hinausgeeilt war, so sprang auch Mohr auf, erfaßte mit seinen Zähnen erst des älteren, dann des jüngeren Raps Beinkleider und verschwand augenblicklich durch die offen gelassene Thüre, ohne daß dieß der fest schlafende alte Gauner bemerkte. Ein Frachtfuhrmann, welcher so früh schon anspannte und welchem der Hausknecht unten Thüre und Thor geöffnet hatte, ward Ursache, daß der Flucht Mohrs kein weiteres Hinderniß entgegentrat. Das Hosendoppelpaar nach sich schleifend, prellte Letzterer bei dem hierüber betroffenen Hausknechte vorbei und war bald, trotz des ihm nachgeschickten Schreiens von Seiten des Hausknechts, aus dessen Gesichtskreise verschwunden.

Rau, der Invalide, hatte sich noch nicht von seinem einsamen Lager erhoben, doch war er munter und gedachte voll Kummer seines doppelten Verlustes, von welchem er nicht wußte, welche Halbschied er am meisten betrauern sollte, ob die Kugel nebst Perloque oder den wunderbaren Hund? Siehe, da kratzt es in diesem Augenblicke an des Bodenstübchens leichtverschlossene Thüre. Ein Schauer freudiger Ahnung überrieselt den Invaliden, der, so schnell es ihm sein Stelzfuß erlaubte, das Bette verließ und öffnete. Und was er geahnet — es ist erfüllt vor seinen staunenden Blicken: Mohr ist's, der wedelnde, der die zwei Hosenpaare vor seines Herrn Füßen nie-

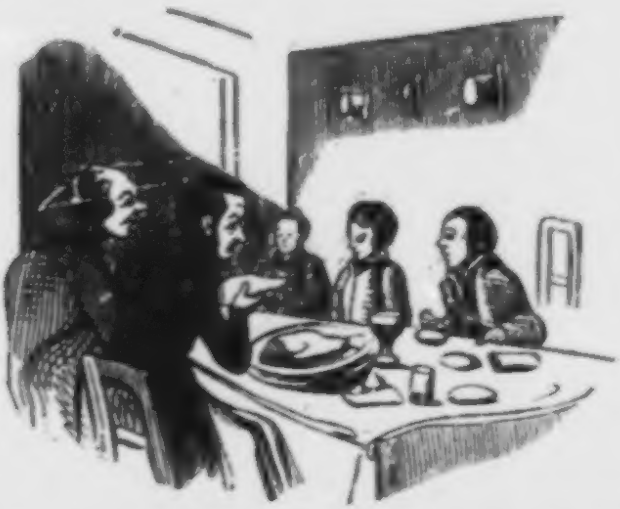
verlegt und freudig heulend dann an ihm emporſpringt. Und bevor der Stelzfuß das ſonderbare Angebinde einer näheren Unterſuchung unterwirft, liebkoſet er erſt das treue Thier, ſomit zu erkennen gebend, daß ihm daſſelbe noch über die merkwürdige Kugel und deren goldene Perloque gehe. Dann fördert er den Inhalt der Hoſentaſchen von dem älteren Raps zu Tage. Ha, da iſt das Band und die Perloque; aber o weh! ja wirklich „o weh!" ſprach der Invalide, als er ſeine eiſerne Kartätſchenkugel in eine goldene Repetiruhr — in die des Polizeibeamten von Jarthauſen — verwandelt ſahe. Er achtete nicht des weiteren, anſehnlichen Fundes an Geld und Geldeswerth, ſondern forſchte in dem anderen Hoſenpaare nach ſeiner Kugel. Und ſiehe, unter Pfefferkuchenbrocken und Kupferpfennigen vergraben, ruht die Vermißte mit der Oeſe, an welche der entzückte Rau ſofort das Band nebſt der Perloque zurück verſetzt. Sodann friſch vorwärts auf den Weg nach Jarthauſen, deſſen Ortsvorſtand ſeinem gegebenen Verſprechen treulich nachkam, die zehn Thaler auszahlte, und die 3 Maaß Bier, ſo wie die Wurſt dem Ein- und Vierbeine verabreichte. Uebrigens wurden die fehlenden Hoſenpaare für Raps ſenior und junior zu Steckbriefen, welche gar bald die Verhaftung der beiden Gauner herbeiführten. Raps, der Vater, bekam im Zuchthauſe Muße zum Spinnen, und Raps der Sohn in der Kinderbeſſerungsanſtalt Gelegenheit, ein anderer Menſch zu werden. Mohr, der wunderbare Hund, ärndete von nun an doppelte Ehre, ſein Herr dagegen doppelte Gaben von den Bewunderern deſſelben ein.

Der Naſenhandel.

Die Reiſegeſellſchaft eines Poſtwagens ſitzt an der Mittagstafel eines Gaſthofes und wird während der Mahlzeit durch einen der Reiſenden unterhalten, welcher zum Gegenſtande ſeines Geſprächs die Reiſediener gewählt hat.

„Der Reiſediener, meine Herren und Damen," — ſpricht er — „hat ein ſo feines Gefühl, ſolche ausgebildete Sinne, daß er, ohne jemals den Fuß in irgend eine Oertlichkeit geſetzt zu haben, wie durch eine übermenſchliche Offenbarung ſogleich den Weg zum Speiſezimmer zu finden weiß. Er kennt die geheimſten Zu- und Ausgänge, und bevor Sie ſich den Staub von den Stiefeln oder Strümpfen geſchlagen haben, ſitzt er bereits an der Tafel, hat er die Suppe verſchlungen und das Geflügel zerlegt. Der Reiſediener iſt der Schrecken an der Table d'hote der Reiſenden. Unter dem Vorwande, preſſirt zu ſein und während des Umſpannens einige Zeit zu gewinnen, um ein Geſchäfte abzuſchließen, verwüſtet er alle Schüſſeln, zerſchneidet oder vielmehr ſecirt er die Gerichte, ohne gerade eine außerordentliche Bekanntſchaft mit der Anatomie zu beſitzen. Die einzige Gerechtigkeit muß man dem Reiſe-

diener widerfahren laſſen, daß er ein unerbittlicher Splitterrichter aller Nachläſſigkeiten und Vergeßlichkeiten von Seiten des Wirths iſt. Er führt eine ſtrenge Aufſicht über alle Lebensmittel und er giebt nicht zu, daß ein von den Gäſten am vorigen Abende zurückgewieſenes Huhn ſich am andern Tage unverſchämter Weiſe nochmals zeige. Laſſen Sie mich die Perſon-Beſchreibung eines Reiſedieners, wie ſolche in ſeinem Paſſe angegeben ſein ſollte, Ihnen vor die Augen führen. Religion: keine. Alter: zwiſchen 25 bis 35 Jahren. Größe: mittel, mit Anſatz zur Wohlbeleibtheit. Stirn: heiter. Augen: umherſchweifend. Naſe: ſpürend. Mund: ſtets zum Eſſen, Trinken und Sprechen geöffnet. Sprache: ſchnell, fließend und mit allen Ueberredungskünſten ausgeſtattet. Geſichtsfarbe: geſund, mit einer Weinröthe gefärbt. Benehmen: überaus aufdringlich. Beſondere Zeichen: große Aufmerkſamkeit gegen das ſchöne Geſchlecht —"



Hier erhebt ſich einer der jüngeren Mitreiſenden und ſagt zu dem, ihm gegenüber ſitzenden Erzähler: „Mein Herr, Sie können ſich aller weiteren Beſchreibungen der Reiſediener überheben, indem Sie in mir ein dergleichen Subject längſt ſchon durch Ihren Scharfſinn entdeckt haben werden."

„Wie? der Herr wäre ein Reiſediener?"

„Ja, mein Herr!"

„Und in was für einem Geſchäfte, wenn ich fragen darf?"

„Ich reiſe in Naſen-Angelegenheiten."

„In Naſen von Pappe — in Carnevals-Masken unſtreitig?"

„Nein, mein Herr, ich reiſe für fleiſcherne Naſen — mit einem Worte: für menſchliche Naſen."

Hier brechen die übrigen Reiſenden in ein gemeinſames Lachen aus. Der Reiſediener hingegen wendet ſich mit der ernſthafteſten

Miene von der Welt zu seinem Gegner, dessen Antlitz eine Mißgeburt von Nase verunziert und spricht: „Mein Herr, wenn Sie wollen, gehe ich mit Ihnen ein Geschäfte ein. Obgleich Ihre Nase nicht von der ersten Qualität und einer wenig gesuchten Varietät ist, so kaufe ich sie Ihnen dennoch ab."

„Meine Nase?"

„Ja, mein Herr, Ihre Nase."

„Die Zeit der Ablieferung?"

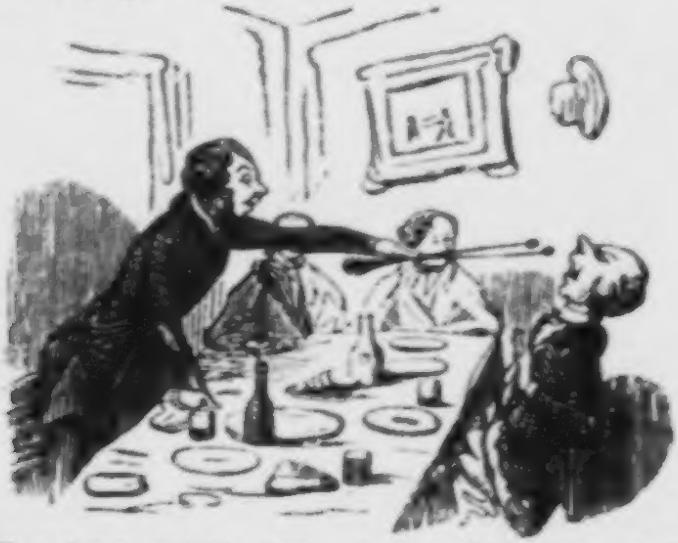
„Nach Ihrem Tode."

„Das ließe sich hören. Und wann bezahlbar?"

„Bei Ihren Lebzeiten."

„Noch besser! Nun, und der Preis?" fragte der Nasenbesitzer spöttisch.

Der Reisediener rechnete, nachdem er die fragliche Nase gemessen hatte, in seiner Brieftasche und machte hierauf das Gebot von funfzig Thalern, zahlbar am andern Tage. Der Kauf wurde abgeschlossen, nachdem von Seiten des Käufers eine Strafe von 10 Flaschen Champagner für den Fall des Reukaufes bestimmt worden war und der Verkäufer sich den ungestörten Besitz seiner Nase auf die ganze Lebensdauer ausbedungen hatte. Hierauf flüsterte der Reisediener der aufwartenden Kellnerin einige leise Worte zu, welche alsbald das Zimmer verließ und nach einer kleinen Weile in dasselbe mit einer Feuerzange in der Hand zurückkehrte, deren Enden roth glühten und Funken sprühten. „Gieb her, Christel," spricht der Reisediener, erfaßt die Feuerzange, erhebt sich dann von seinem Sitze und fährt mit dem ausgespreizten Instrumente auf die erhandelte Nase zu.



„Was soll das heißen?" ruft der Verkaufer und fährt erschrocken zurück.

„Es iſt, wie Sie ſehen, eine glühende Feuerzange —“ antwortet der Reiſediener. „Jedesmal, wenn ich etwas kaufe, zeichne ich meine Waare, damit man ſie mir nicht austauſchen kann. Ich habe Ihre Naſe erhandelt, folglich muß ich ſie ſtempeln.“

„Aber das leide ich nicht —“

„Dann brechen Sie den Handel, indem Sie ſich gegen die üblichen Handelsgebräuche ſträuben.“

„Ei, ich möchte Sie einmal an meine Stelle ſetzen —“

„Mich? ich habe nicht verhandelt, ſondern gekauft. Zahlen Sie den Reukauf — ich rufe die Anweſenden zu Schiedsrichtern auf.“

Und der Verkäufer wurde einſtimmig verurtheilt.

Köpfe von Lappländern.

Nach der Natur gezeichnet von M. Biard.

Der franzöſiſche Maler Biard iſt auch in unſerm Deutſchland bekannt und berühmt geworden durch ſeine naturgetreuen und effectvollen Gemälde, von denen mehrere vor wenig Jahren die Dresdener Gemäldeausſtellung zierten und hier zur allgemeinen Bewunderung hinriſſen. Der Künſtler hatte ſich die ſchwierige Aufgabe geſtellt, die verſchiedenen Leidenſchaften des Menſchen in ihren höchſten Graden darzuſtellen und wahrlich — es war ihm nur zu ſehr gelungen. Auf dem einen Bilde ſahen wir den ſtillen Wahnſinn in dem Antlitze eines franzöſiſchen Königs mit unverkennbaren Zügen ausgedrückt. Schreck, Entſetzen und Verzweiflung malten ſich auf einem anderen Bilde in den Zügen und Bewegungen einer Negerin, deren im Fluſſe ſpielende Kinder durch ein herzuſchießendes Krokodil gefährdet wurden. Der Kampf einiger Schiffer in einem leichten Boote gegen angreifende Eisbären erfüllte des Beſchauers Gemüth mit der lebhafteſten Theilnahme und machte ihn mit dem verwundeten Matroſen zugleich leiden. Biard hat, ſeine Kunſt zu ſtudiren, den äußerſten Norden bereiſet, und ein Ergebniß dieſer mit Entbehrungen aller Art verknüpften Kunſtreiſe ſind die oben dargeſtellten Köpfe von Lappländern, deren ſchmerzliche und traurige Züge uns zugleich ein Bild von der Beſchaffenheit des dortigen Landes darſtellen. Wo Wärme — da Leben und Fröhlichkeit. Wo Kälte und Nacht — da Kummer und Tod! Siehſt du, lieber Leſer, einen Neapolitaner oder eine Sicilianerin abgebildet: was gilt's, jener wird den heiter lächelnden Mund zum frohen Geſange geöffnet halten, dieſe dagegen das Tambourin und die Füße zugleich zum Tanzen ſchwingen? Und nun betrachte dagegen dieſe armen Lappen, welche die Freude gar nicht zu kennen ſcheinen. Die Jugend wird dort gleich mit alten Geſichtern geboren und ſelbſt die Neugierde, womit die Lappen auf den, ſie abzeichnenden Fremd-

ling hinschauen, hat einen schwermüthigen Anstrich. Und wie könnt' es auch anders sein? Ein Land, in dessen nördlichstem Theile der Winter drei Vierteljahre und die längste Nacht drei ganze Monate hindurch dauert — ein Land, dessen Bewohner zum Theil das Holz kaum dem Namen nach kennen, geschweige denn lustig im Ofen brennen lassen, — ein Land, wo man die lange Nacht und den noch längeren Winter nicht durch geistige Freuden zu versüßen weiß, muß seinen Bewohnern den Stempel der Traurigkeit

aufprägen, obschon sie sich in ihrer Art immer noch glücklich fühlen und mit ihrem Loose zufrieden sind. Wie die Natur, so sind auch die Menschen dort in der Molltonart gestimmt, während bei den Südländer meist das Gegentheil stattfindet.

Die Lappen sind ein finnisches Volk, etwa 8000 an der Zahl und stehen theils unter schwedischer, theils unter russischer Herrschaft. Die Kälte ihres eisigen Landes läßt sie kaum 4 — 5 Fuß hoch wachsen; eben so drückt dieselbe den Geist dergestalt darnieder, daß die Lappen fast keine Leidenschaften kennen und gegen Alles eine stumpfe Gleichgültigkeit bezeigen. Ihre Gesichtsfarbe ist braun und ihr Haar rabenschwarz. Sie theilen sich in Rennthier- oder Berglappen und in Fischerlappen, je nachdem sie von dem einen oder dem anderen Nahrungszweige ihr Dasein fristen. Das südliche Lappland hat Waldungen von Tannen, Erlen, Birken und Weiden; das nördliche dagegen bringt blos Moos- und Flechtenarten und einige eßbare Beeren hervor. Unsere elendeste Hütte würde in Lappland als ein Palast angestaunt werden. Ei, wer wollte daher sich nicht glücklich preisen, wenn er sein Schicksal mit demjenigen der Lappen vergleicht?

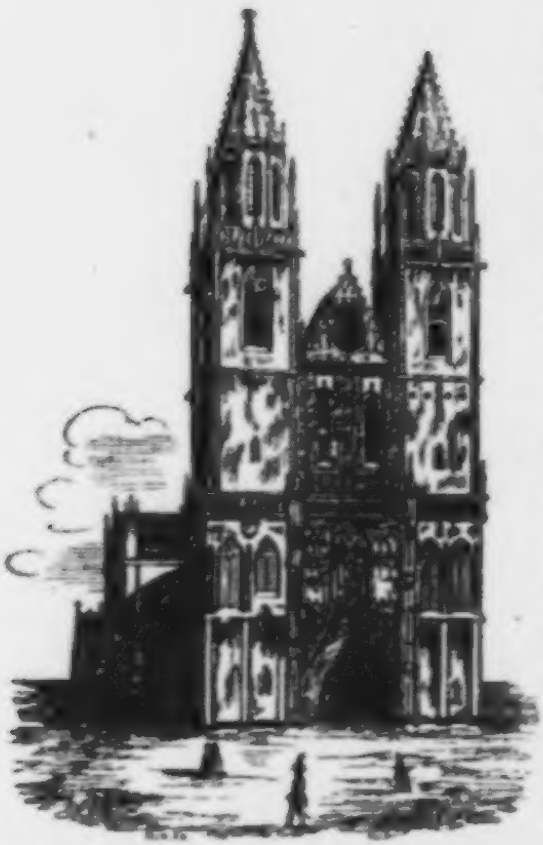
Joachim Heinrich Campe.

Viele Männer hat es gegeben, welche weit gelehrtere Forscher und tiefere Denker waren als der allgemein und mit Recht beliebte

Campe. Und beliebt zu ſein bei guten Menſchen iſt mehr werth als Berühmtheit. Denn vermöchteſt du mit Menſchen- und Engelzungen zu reden und hätteſt der Liebe nicht, ſo wäreſt du ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Campe war mit Liebe erfüllt, namentlich für das aufwachſende, noch unverdorbene Geſchlecht, und darum liebte daſſelbe ihn wieder. Und da er die Kinder liebte, ſo liebten ihn auch deren Aeltern, indem dieſe ja alles Gute, das man ihren Lieblingen erzeigt, als ihnen ſelbſt erwieſen anzuſehen pflegen. Campe verſtand die nicht ganz leichte Kunſt, zu den Kindern kindlich zu ſprechen; eine Kunſt, die man nur unter den Kindern und von denſelben erlernen kann. Wer dieß außer Acht läßt, wird entweder ſteif und hochtrabend, oder gar kindiſch zu der Jugend ſprechen. In erſterem Falle bleibt dieſe ungerührt und verſteht den Sprecher nicht, in letzterem wird derſelbe ihr lächerlich und verächtlich. Schon aus Campe's kindlicher, das jugendliche Herz erwärmender und für das Gute begeiſternder Schreibweiſe läßt ſich's errathen, daß er Lehrer und Erzieher ſein mußte, was er auch in der That war. In zwei Jahren, alſo 1846 wird es hundert Jahr, daß Joachim Heinrich Campe das Licht dieſer Welt erblickte. Sein Geburtsort war Deenſen im Braunſchweigiſchen. Zu Holzminden beſuchte er die Schule und zu Helmſtedt und Halle die Univerſität, wo er Theologie ſtudirte. Im Jahre 1773 ward er Feldprediger bei dem Regimente des Prinzen Friedrich Wilhelm zu Preußen, widmete ſich jedoch ſpäter dem Erziehungsfache und übernahm auf kurze Zeit das Vorſteheramt des Philanthropins zu Deſſau. Hierauf begründete er eine Privaterziehungsanſtalt in der Nähe von Hamburg, legte dieſes Amt aber wegen geſchwächter Geſundheit nieder, ward 1787 braunſchweigiſcher Schulrath und zugleich Eigenthümer einer bis dahin mit dem Waiſenhauſe in Braunſchweig verbunden geweſenen Buchhandlung, die von nun an den Namen Schulbuchhandlung ſich beilegte und vornehmlich durch den Verlag der Campeſchen Jugendſchriften zu einer der erſten in Deutſchland ſich aufſchwang. Noch jetzt beſteht dieſelbe rühmlich unter der Leitung Viewegs, des Gemahls der einzigen Tochter Campe's. Campe ſtarb am 22. Oct. 1818 zu Braunſchweig, nachdem er ſeit 1805 Dechant des Stifts St. Cyriaci und 1809 Doctor der Theologie geworden war. Er ruht in ſeinem Garten, wo ihm vom Herzoge eine Familiengrabſtätte bewilligt worden war. Wer kennte nicht Campe's kleine Reiſebeſchreibungen, ſeinen Theophron, vor allen aber ſeinen Robinſon den Jüngern, der die Jugend wie das Alter begeiſterte und erfreute? Seine ſämmtlichen Jugend- und Kinderſchriften umfaſſen 37 Bände und ſind fortwährend neu aufgelegt worden — ein Zeichen, daß Campe nicht alt wird. Und in der That werden alle Kinder, die durch Campe's Schriften erbaut worden ſind, auch als Männer und Greiſe ihren einſtigen Liebling hochſchätzen und ihn ihren Kindern und Enkeln wieder empfehlen; denn der jugendliche,

erſte Eindruck pflegt ja in der Regel ein bleibender zu ſein. Außer ſeinen Bemühungen um die Jugend hat ſich auch Campe um die deutſche Sprache ein großes und dauerndes Verdienſt erworben.

Der Dom zu Magdeburg.



Die neueren Kirchen zeigen in der Regel mit einem Finger — ihrem Thurme — mahnend zum Himmel und zu Gott empor, die älteren und zwar die gothiſchen Gotteshäuſer dagegen mit zwei Fingern, als wollten ſie damit zugleich dem Höchſten ihre Treue beſchwören. Ein ſolcher doppelter Fingerzeiger und Gelobender iſt der alte, ehrwürdige und kunſtvolle Dom zu Magdeburg, welcher mit nur wenigen Gebäuden der gräßlichen Zerſtörung unter Tilly entging. Bereits war vom Kaiſer Otto I. eine Domkirche erbaut worden, dieſelbe hatte aber an einem ganz anderen Platze geſtanden und war ſchon 1208 wieder von Grund aus niedergebrannt. Die gegenwärtige, urſprünglich dem St. Moritz gewidmete hat der Erzbiſchof Albrecht 1211 angefangen zu erbauen. Sie iſt von lauter Quaderſtücken ſo regelmäßig aufgeführt, daß die Höhe des Mittelgewölbes von 55 Ellen mit der Breite der Kirche, die Länge derſelben aber von 208 Ellen mit der Höhe der Thürme übereinkommt. Sie zählt 92 große und kleine Fenſter. Erſt im Jahre 1363 konnte ſie von dem Erzbiſchof Theodor eingeweiht werden, daher man volle 152 Jahre daran gebauet hatte. Die Kanzel dieſer Kirche iſt ganz aus Alabaſter gehauen und der Taufſtein ein köſtlich ausgearbeiteter Porphir. Zwei ſchöne Orgeln, 48 Altäre, darunter der Hauptaltar (nach einer älteren Beſchreibung) ein einziger Jaſpis iſt und 2 Tonnen Goldes Werth haben ſoll; die marmornen Grabmähler Otto's I. und ſeiner Gemahlin Editha, das meſſingene Monument des Erzbiſchofs Ernſt, aus dem Hauſe Sachſen, und vieler anderer fürſt-

licher und erzbischöflicher Personen, sind sehenswürdig. Eine Reliquie eigener Art ist Johann Tezels Ablaßkasten. Die beiden Thürme des Doms zählen 427 steinerne Stufen und jeder hat oben über dem Kirchendache zwei durchbrochene Rundgänge. Unter den schönen Glocken wiegt die größeste 266 Centner und hat 13 Ellen im Umkreise. Sie ist erst im Jahre 1720 wieder umgegossen worden. Die Halle dieser Kirche nennt man das Paradies. In Magdeburgs Dome war es, wo zur Zeit der Tilly'schen Belagerung an 3000 Einwohner, namentlich Weiber und Kinder, sich eingeschlossen hatten, um dem allgemeinen Würgen der Feinde zu entrinnen. Erst am dritten Tage wurde den fast Verschmachteten Gnade verkündiget und Speise und Trank gereicht. Wer vermöchte daher dieses ehrwürdige Gebäude ohne geheime Schauer zu betreten?

Janus. (Zweiter Rückblick.)

Bereits hat Janus berichtet, was des lieben Gottes allgewaltige Hand in den letztvergangenen Zeiten auf Erden ausgerichtet hat. Jetzt hat er sich vorgenommen, der Menschen Thun und Treiben seiner Umschau zu unterwerfen. Da er ein deutscher Janus sein will, so beginnt er billig mit Deutschland und zwar mit Osten, weil dort alltäglich das Licht der schönen Sonne seinen Anfang nimmt. Da nun jedoch der Stand der Sonne und mithin auch ihr Aufgang nicht immer derselbe ist, so könnte man zweifelhaft sein, ob Preußen oder Oestreich (das ja auch seinen Namen von Osten herleitet,) dasjenige Land sei, von woher das Licht zuerst komme? Aber, haben wir nicht in Deutschland eine Ostsee und grenzt an dieselbe nicht der preußische Staat? Also Preußen zuerst. Wie sieht's aus daselbst? Was machen dort die Menschen? Antwort: Sie leben schlecht und recht, meiden — wenn auch nicht Alle — das Böse, fürchten Gott und ehren ihren König, der seine 15 Millionen Kinder nach Möglichkeit glücklich zu machen strebt. Ein wichtiger Gegenstand ist's, was man daselbst in lange und ernste Berathung genommen hat: der Ehegesetzentwurf. Wenn die Menschen immer Mosen und die Propheten, das soll heißen: Christum und die Apostel hörten, so wäre ein solches Gesetz, wie das gedachte, unnöthig. Und wenn nicht Sinnenreiz und Sinnenrausch, nicht Eigennutz, Ehrgeiz, Leichtsinn und ähnliche Beweggründe, sondern Gott die Ehen zusammenfügte: so würden sie nicht erst eines künstlichen Bindemittels bedürfen. Aber wenn! ja darin liegt eben der Haken! Ein Gesetz zu tadeln, ist leichter als ein passendes zu erdenken. Dieß mögen die Tadler wohl bedenken. — Die Reise des, für Gott, die Poesie und Kunst entflammten Königs von Preußen nach Köln und die durch ihn bewirkte Grundsteinlegung zum Ausbaue des dortigen Domes — dieses Bauwunder-

werkes — hatten die gute Folge, daß mancher harte Thaler aus dem wohlverwahrten Seckel unter die Leute wanderte, der Nationalgeist angefeuert und das einige Deutschland in dem Herzen seiner Bewohner befestigt wurde. Zugleich wurden dadurch Festlichkeiten hervorgerufen, wie sie nur die Liebe für einen guten Monarchen und vereinte Kraft zu erschaffen vermögen. Was war natürlicher, als daß bei gedachter Feierlichkeit in Köln auch kölner Wasser in einem Springbrunnen niederplätscherte? Ja! aber — kölner Wasser und das Wasser aller anderen deutschen Städte ist auch zweierlei! Jenes riecht gut und wenn es noch so lange steht; dieses hingegen — stinkt in demselben Falle. Obschon Gott nicht in Tempeln von Menschenhänden wohnet, so wäre es doch recht hübsch, wenn der schönste Tempel in Deutschland nicht ferner bloße Ruine oder Stückwerk bliebe. Als die russische Kaiserin Katharina, bei Gelegenheit der Anwesenheit Kaiser Josephs in der Krimm, dort den Grundstein zu mehrern neuen Städten legte, sagte Joseph eben so treffend als witzig: „Katharina legte den ersten und ich den letzten Stein —" denn es bewendete gewöhnlich bei dem bloßen Grundsteinlegen. Also aber wird es nicht bei dem kölner Dome gehen, denn derselbe steht nicht in Ruß-, sondern in Deutschland.

Oestreich. Je weniger man von Jemandem zu erzählen weiß, desto glücklicher pflegt derselbe zu sein. Ein solcher Jemand ist auch Oestreich, das ruhig und geräuschlos seinen Weg zum Ziele verfolgt und zwar auch mit Erfolg. Oestreich hat es ziemlich dahin gebracht, wohin Heinrich IV. sein Frankreich haben wollte: daß jeder Bauer des Sonntags sein Huhn im Topfe habe. Darum auch die Legionen lebender und gebackener Hühndl in ganz Oestreich! Daß der östreichische Staat gut regiert werde, erkennt man schon aus der Sicherheit, womit man in demselben herumreisen kann.

Den überwieſenen Verbrecher trifft ein ſchneller und kräftiger Spruch, was eine recht heilſame Furcht vor dem Geſetze einflößt. Haſt du, lieber Leſer, auch ſchon aus Oeſtreich ſo viele Tauſende nach Amerika auswandern ſehen, wie aus andern deutſchen Ländern? Von dem Abſperrungsſyſtem kommt man ſogar in Oeſtreich mehr und mehr zurück. Würde es außerdem zugeben, daß ſeine Eiſenarme — die Eiſenbahnen — ſich bis zu den Nachbarländern ausſtrecken dürften? Vielleicht iſt auch die Zeit nicht mehr ſo fern, wo kein Heer von Grenzbeamten Deutſchland von Deutſchland abſchneidet, ſondern ein einziger Verband die deutſchen Brüder eint.

Sachſen. Sein oder nicht ſein? Mündlich oder ſchriftlich? Oeffentlich oder heimlich? Dieß die große Frage, welche das kleine Sachſenland in neuerer Zeit in ſtarke Bewegung ſetzte. Sachſen iſt klein, aber glücklich unter einem Regenten, welcher ſeinem Lande eine Verfaſſung nicht nur gegeben hat, ſondern dieſelbe auch treulich hält. Und die letzte Ständeverſammlung hat gezeigt, wie die ſächſiſchen Volksvertreter gar ſchnell in das parlamentariſche Leben ſich gefunden haben. Die Frage, ob das peinliche Gerichtsverfahren noch ferner ſchriftlich und geheim, oder mündlich und öffentlich ſtatt finden ſolle, hat durch ihre gediegenen Verhandlungen die Theilnahme aller deutſchen Staaten, ja deren Bewunderung erregt. Janus kann und will nicht entſcheiden, auf weſſen Seite das Recht geblieben ſei, ob auf Seite der II. Kammer oder der Regierung, jedoch erlaubt er ſich einen weiteren Rückblick auf die Vorzeit zu thun und zu berichten, was er dort geſehen hat. Es gab einſt eine Zeit, wo ein Bund von Männern zuſammentrat, um die Thaten der Menſchen zu richten nach Urthel uud Recht, ohne Anſehen der Perſon und deren Standes. Dieſer Bund nannte ſich die heimliche Vehm, und anfangs mochte er auch wirklich richten, wie er ſich in guter Abſicht vorgenommen. Aber ſpäter ſchlich ſich unter dem Gewande der Heimlichkeit der Eigennutz, der Stolz, die Rachſucht und andere unrichterliche Leidenſchaften in den Bund ein und mit Recht wurde die heimliche Vehm geächtet und aufgehoben. Ein anderes Gericht, das noch heimlicher geführt und darum noch mehr gefürchtet und verabſcheut wurde, war das der heiligen Inquiſition — ein Gericht, deſſen zahllos hingemordete Opfer am jüngſten Gerichte öffentlich gegen ihre heimlichen Richter auftreten werden. Fern iſt die Abſicht, unſer gegenwärtiges Gerichtsverfahren dem der Vehm und der Inquiſition zur Seite ſtellen zu wollen; allein

eine zu große Geheimhaltung auch des jetzigen Verfahrens wirk
ſchädlich ein auf das tief in dem Menſchen begründete Gerechtig
keitsgefühl. Es iſt z. B. eine öffentliche, zu Jedermanns Kennt

niß gebrachte That, wie ein Mord oder Raubanfall, geſchehen. D
Verbrecher wird entdeckt und gefangen geſetzt. Dieß gelangt z
unſern Ohren; etwas Weiteres aber nur dann, wenn der Verbr
cher wirklich hingerichtet wird. Dadurch bildet ſich der irrige Glau
unter dem Volke aus, daß es dem Verbrecher gelungen ſei, ſi
dem Arme der Gerechtigkeit auf dieſe oder jene Weiſe zu entziehe
wenn nichts mehr von ihm verlautet. Vor einigen Jahren wur
in Dresden ein Aelternpaar gefänglich eingezogen, das ſein Kin
ermordet und in dem großen Gehege vergraben hatte. Ein Gle
ches geſchah mit einer Dirne, die ihr heimlich geborenes Kind dur
das heimliche Gemach in die Düngergrube hatte fallen laſſen, d
mit es getödtet würde. Dieſe Verbrechen waren zur Kenntniß d
ganzen Publikum gelangt, deren Beſtrafung aber verſchwiegen g
blieben. So etwas macht eben auf das Volk einen nachtheilig
Eindruck. Wäre aber bei dem peinlichen Gerichtsverfahren ei
Umänderung wünſchenswerth, ſo iſt's dieſelbe noch weit mehr
den nicht peinlichen Prozeſſen. Was ſoll man dazu ſagen, wen
wie erſt kürzlich geſchah, die Gläubiger eines vor 99 Jahren
Zahlungsunfähigkeit verfallenen Schuldners durch öffentliche Blä
ter aufgefordert werden, den auf ſie kommenden Antheil ihrer Fo
derung in Empfang zu nehmen? Welche Unzahl von größeren un

kleineren Geldsummen liegen nicht in dem Deposito der Gerichtsämter vergraben, welche die rechtmäßigen Erben oft aus der drückendsten Lage würden gerissen haben, wenn sie nicht erst lange nach ihrem Tode zur Auszahlung gelangten! Bei den peinlichen Fällen handelt sich's doch in der Regel um wirkliche Verbrecher; in den civilrechtlichen hingegen oft um verarmte Wittwen und Waisen, um redliche Familienväter, die viele Jahrzehnde hindurch den Rechtsstreit über ihr Eigenthum fortziehen sehen müssen und dessen Ende mehrmals gar nicht erleben. Hoffen wir, daß auch hierin eine bessere Zeit nech kommen wird.

Baiern. Während ein Riesenwerk — eine Wasserstraße, die zwei deutsche Ströme verbinden soll — seiner nahen Vollendung entgegengeht, bereitet man ein nicht minder großartiges Werk vor, das uns im Fluge aus Dresden oder Leipzig bis nach München bringen soll. Jede Eisenbahn ist uns ein Unterpfand des goldenen Friedens, so wie der brüderlichen Annäherung der Deutschen gegen einander mehr. Um den Zustand der Länder kennen zu lernen, darf man nicht immer nach den Zeitungsnachrichten urtheilen. Janus überzeugt sich durch eigenes Schauen und da erblickt er denn in Baierns Hütten und Palästen das Bildniß des Königs Ludwig und seiner hohen Gemahlin, auch Luthern oft friedlich neben der Mutter Maria mit dem Christkinde hangen. Das Volk sitzt und ist

fröhlich bei seinem Krügel guten Bieres und läßt Politik Politik sein. Dagegen sind die Volksvertreter auf dem eben stattfindenden Landtage um so eifriger bemüht, ihrem hochwichtigen Berufe mit Umsicht und Gewissenhaftigkeit nachzukommen.

Hessen-Kassel. Dieses Land muß ein steinreiches sein; denn, wie die Zeitungen melden, hat die mit dem Kurfürsten durch eine morganatische Ehe verbunden gewesene Gräfin von Reichenbach-Lessonitz, die im Februar 1843 verschieden war, ein Vermögen

von 3 Millionen ihren Kindern hinterlassen. Zur würdigen Fei
ihres Begräbnisses waren allein 40,000 Gulden bestimmt worden
So meldet wenigstens Fama.

Sachsen-Weimar-Eisenach. In diesem Ländchen, rühm
lichst bekannt als die Wiege der Wissenschaften, gab es große Freud
und glänzende Festlichkeiten, denn der Erbgroßherzog hatte sich au
den Niederlanden eine geliebte Gemahlin geholt und somit seinem
Lande eine zweite Landesmutter gegeben.

Hessen-Darmstadt, Baden, Würtemberg — we
wollte dort nicht zufrieden und fröhlich sein, wo ein Jeglicher un
ter seinem Apfel-, Birnen- oder Pflaumenbaume und unter seinem
Weinstocke wohnt? Sehen wir doch auch keine langen Schaaren
mehr von dort aus nach Rußlands und Polens weiten Ebenen
wandern.

Noch sieht Janus auf ein deutsches Land im Norden hin, über
welches sich ein trüber Nebel gelegt hat, so daß er die Gegenstände
nicht deutlich zu unterscheiden vermag. Allein aus dem Nebel leuch-
tet hell eine hochzeitliche Fackel als ein tröstlicher, eine frohe Zu-
kunft verheißender Stern hervor. Und Janus erblickt in dessen
Glanze ein Engelspaar, das ausgeht, von ihrem Hirten zurückge-

scheuchte Schaafe aufzusuchen und zurückzubringen. Möge ihm dieses gute Werk gelingen!

Glaubt man den Zeitungsnachrichten, so hören wir nur immer von Zank und Streit, von Mord und Todschlag, von Volkserhebungen, drohenden Bannbullen und kleinen Revolutiönchen in — der Schweiz! — dem Lande der Freiheit und Biederkeit! Fragt ihr aber Reisende, — und deren giebt es Legion — welche Tells und Winkelrieds Geburtsland besucht haben, so verlautet das Gegentheil davon. Die wackern Helvetier leben noch immer friedlich und still zwischen ihren Alpen, lassen Jeden ungestört seiner Wege gehen und mögen ihr Vaterland mit keinem anderen vertauschen. Und wenn die Städtebewohner zur Winterzeit, wo die Fremden fehlen und die Langeweile plagt, sich auf ihre eigene Faust erlustiren und einigen zu Häupten gewachsenen Aristocraten auf den Leib rücken: was haben wir uns hinein zu mengen? Das Wilhelm Tell'sche Blut rollt noch immer in den Schweizer-Adern und der Haß gegen Geßlers Mütze ist noch nicht erloschen.

Durch die Verleihung des goldenen Apfels erkannte einst Paris die Venus als die schönste der Göttinnen an. Eben so die Natur, welche durch die Gabe der Goldorange diejenigen Länder als die schönsten bezeichnet hat, in welchen diese Goldfrucht gedeiht. Allein wie bei den Göttinnen, ist auch hier der goldene Apfel zum Zankapfel geworden; denn wo giebt es mehr Zank, Aufruhr, Mordthaten, Räubereien als in Portugal, Spanien und Italien, diesen herrlichsten Ländern Europa's? In den zwei erstgenannten Ländern,

so wie in Großbritannien befehlen holde Frauen, aber sie regieren nicht. Das Letztere thun die Minister für ihre Gebieterinnen. Und da trifft es denn oftmals, daß die Minister, welche, wie jede Sterbliche, es nicht Allen recht machen können, ihren Platz einem Andern abtreten müssen, dem es jedoch auch nicht besser ergeht. So ist es auch in Frankreich der Fall, das mit einer eisernen Faust im Sammethandschuhe regiert sein will.

Jetzt sitzt Guizot auf dem dornenvollen Regierungsstuhle Frankreichs, und seine Herren Collegen halten ihn hinten bei den Rockschößeln fest; denn der vormalige Ministerpräsident Thiers möchte gern selbst wieder auf den Stuhl und ist darum bemüht, seinen Nebenbuhler herab zu zerren, wobei ihm seine Freunde gleichfalls in der Weise beistehen, wie die Minister dem Guizot. Die Folge wird nun lehren, ob die Angreifenden oder die Vertheidiger mehr Kräfte besitzen, und welche Rockschößel von festerem Tuch sein werden. Noch immer erhält sich der wahrhaft weise, aber auch geplagte König Ludwig Philipp auf seinem Throne. Jeden Tag hängt des Damocles Schwerdt an einem Pferdehaare über seinem Haupte. Aber dieses Pferdehaar reißt nicht, wenn es im Rathe der Vorsehung nicht beschlossen, man mag auch noch so sehr daran zerren. König Ludwig Philipp scheint bestimmt zu sein, das aufgeregte Frankreich zur Ruhe zu bringen und durch diese Bestrebungen hat er den größern und gebildetern Theil des französischen Volkes für sich gewonnen.

Als vor Zeiten bei einer Kaiserkrönung in Frankfurt am Main das in den Straßen, durch welche der Krönungszug ging, unter gebreitete Tuch dem Volke preisgegeben wurde, war unter Anderen ein Mönch sehr eifrig beschäftigt, mit seiner Scheere möglichst viel Tuch für sich abzuschneiden. Dieser Eifer ließ ihn nicht gewahren, daß, während er sich bückte, ein Dieb hinter ihm einen Theil seiner Kutte lostrennte. Ein Spasvogel, der dieß bemerkte, rief dem Mönche hierauf zu: „Ehrwürdiger Herr, was Ihr vorn gewinnt, verliert Ihr hinten wieder.“ Also ist es Großbritannien ergangen.

Was es vorn in China erobert hatte, verlor es hinten in Afghanistan wieder. Jedoch scheint der Gewinn weit bedeutender als der Verlust zu sein. Ja, das sogenannte himmlische Reich hat durch die rothhaarigen, blauäugigen Barbaren einen großen Riß bekommen. Wie die Blasenwürmer in den Köpfen der Schaafe, werden sich die Engländer bei den Chinesen festsetzen und sie zum Drehen bringen. Die Folgen dieses Sieges über China sind eben so unermeßlich als die Grenzen dieses Reiches. Ihr stolzen, aufgeblasenen, ceremoniellen, zopfbewirbelten Chinesen mit den breit liegenden Augen — welch' eine gänzliche Umwandelung steht euch bevor! Ha, bevor ein halbes Jahrhundert vergehen wird, werden sich eure Frauen die Füße nicht mehr in kupferne Schuhe einzwängen lassen; sie werden selbst auftreten lernen, euch selbst unter den Pantoffel bringen, wie es die europäischen Weiber — mit alleiniger Ausnahme der Türkinnen — mit ihren Männern thun. Nicht lange wird es dauern, so wird man auch eure Künste und Geheimnisse abgelernt haben; euer Porzelan, eure Tuschen, Farben, Malereien und sonstigen Erzeugnisse eben so gut herstellen wie ihr. Dafür wird man mit Baumwollenstoffen euch überschwemmen, die europäischen Genüsse und — Laster euch lehren, euch civilisiren. Nächstens wird Mylord, statt nach der Schweiz oder Italien, eine Lustreise nach Canton machen, den Porzelanthurm besteigen und mit einem kleinen, niedlichen, chinesischen Jokei zurückkehren. Damit ihr ohnehin schon stolzen Engländer jedoch nicht noch stolzer werdet über eurer neuen Eroberung: so blicket, wie der radschlagende Pfau, nur auf eure Füße, und euer Stolz wird sinken. Auf die nackten, schmuzigen Füße, auf die frierenden, hungernden, entblößten Gestalten eurer zahllosen Armen, Fabrikarbeiter, Kohlenleute und Irländer. Ja, England stellt so recht eigentlich das Evangelium von dem reichen Manne und dem armen Lazarus dar. Jener kleidet sich in Purpur und köstliche Leinwand, lebet alle Tage herrlich und in Freuden, schmauset Austern und Schildkrötensuppe, trinkt Port- und Capwein, indeß der Arme draußen vor seiner Thüre auf kaltem Gesteine liegt. Und Mylord meint Alles gethan zu haben, wenn er sein Tischtuch draußen vor den Armen ausschütteln und ihm einige Brosamlein von seinem Ueberfluſſe zukommen läßt.

In Belgien wie in Dänemark giebt es Sprachverwirrung. Es handelt sich darum, ob man plattdeutsch, flämisch, französisch, dänisch oder hochdeutsch reden soll. Nun, so lange der Streit blos auf's Sprechen sich beschränkt und nicht in Losschlagen ausartet, mag es gehen. Holland oder die Niederlande schütteln und schütteln sich, um etwas von der sie erdrückenden Schuldenlast und den dadurch verursachten, fast unerschwinglichen Abgaben los zu werden; doch bis jetzt ohne Erfolg. Der einzige, großgebliebene Napoleonide, König Karl Johann von Schweden, ein würdiges Seitenstück zu König Ludwig Philipp, hat 1843 sein 25jähriges Regierungs-

jubiläum gefeiert. Dieſer durch ſein eignes Verdienſt groß gewo
dene Monarch iſt ein freundlicher Gönner des kleinen Sachſenla
des, was er mehrfach und namentlich durch die großmüthige Unt
ſtützung der Guſtav Adolph-Stiftung und durch die Verleihu
einer neuen Fahne an die Bäckerinnung Leipzigs bethätigt hat.

In Rußlands unermeßlichem Reiche fährt Kaiſer Nicola
fort, mit kräftiger Hand ſein Volk zu regieren. Er hat vieler
Völker unter einen Hut zu bringen und dieß iſt gar nicht leic
Darum dürfen wir auch nicht allemal unſern Maaßſtab mit de
ruſſiſchen vergleichen. Ein Purgirmittel, deſſen Stärke einen deu
ſchen Magen zu Grunde richten würde, wirkt auf einen ruſſiſch
nur unmerklich. Andere Länder, andere Sitten!

Vergleicht man Europa mit einem Kriegsſchiffe, ſo ſtellt
Türkei den Ballaſt deſſelben vor. An ſich unnütz, dient er doch da
das Gleichgewicht im Schiffe zu erhalten. So ſagen wenigſte
die Diplomaten. Die Wahrheit aber iſt, daß Rußland, Oeſtrei
England und Frankreich das Liedlein vierſtimmig ſingen: „S
ſollen ſie nicht haben —" nämlich die ſchöne Türkei. Singen
aber solo, ſo heißt's: „Ich möchte ſie gern haben —" wiederu
die Türkei. Dieſe gegenſeitige Eiferſucht iſt's, welche die Türk
noch ferner in dem geſegnetſten Theile von Europa hauſen lä
Die Türken — einſt der Schrecken Deutſchlands und der Popanz
den Kinderſtuben — was anders ſind ſie jetzt geworden als der Ba
mit welchem rührige Knaben Sautreiben ſpielen? wo einer um d
andern mit ſeinem Stocke dem Balle einen Schlag verſetzt, jede
dabei immer ſeines Loches wahrt, damit ihn der Sautreiber ni
daraus vertreibe.

Von Aſien iſt bereits unter Großbritannien Erwähnung geſchehen. Die Engländer haben ein Loch in dieſe große Theebüchſe gebohrt und ſomit die erfreulichſten Theeausſichten eröffnet. In Afghaniſtan haben ſie ſich als Barbiere gezeigt, Köpfe, Städte und Dörfer raſirt, auch zwei alte Thüren von einem Götzentempel als Trophäen davon getragen.

In Afrika ſpielt Abd-el-Kader noch immer den Alten überall und nirgends, hänſelt die Franzoſen in Algier und züchtigt die ihnen zugethanen Stämme. Der alte ägyptiſche Löwe in Cairo liegt jetzt ruhig und mit eingezogenen Krallen da, nachdem die guten Freunde der Türkei, nach welcher er die Klauen ausgeſtreckt hatte, etwas unſanft ihm darauf geklopft haben. Jedoch verräth das Glühen ſeiner Augen und das Wedeln ſeines Schweifes, daß er nur gezwungen jetzt der Ruhe pflegt.

Betrittſt du, lieber Leſer, Frankreichs oder Englands Gränzen, ſo wirſt du bis auf's Hemd' nach zollpflichtigen Dingen durchſucht. Gleichwohl weigert Frankreich ſich beharrlich, ſeine Schiffe nach menſchlicher Contrebande von den Engländern durchſuchen zu laſſen, was an den afrikaniſchen Küſten nach eingegangenen Verträgen ſtattfinden ſoll. Man ſollte aber doch meinen, das, was dem Einen billig, ſei dem Andern recht?

Die nordamerikaniſchen Freiſtaaten haben ſich neuerdings wieder frei gemacht und zwar von ihren in Europa eingegangenen Geldſchulden. Dieſe große Kunſt bewirkten ſie auf die einfachſte und gleichwohl ſchnellſte Art: ſie hörten auf, Intereſſen und Capital zu bezahlen, was man in der Kaufmannsſprache Bankerout nennt. Nun ſtehen ſie drüben an ihren Küſten, lachen ihre Gläubiger aus und rufen höhniſch: „He, kommt doch herüber und thut uns was!“ Ueberdieß weigern ſie ſich auch jetzt, ferner unſre Unruhſtifter, Faulenzer, Irregeleiteten, Eldorado-Träumer und dergleichen Ballaſt in ihr Land aufzunehmen, und meinen, daß daſſelbe lange genug unſer Zuchthaus, Sibirien und Zugpflaſter geweſen ſei. Die ſüdamerikaniſchen Freiſtaaten haben noch nicht ausgegohren, daher ſie noch immer ihre Unreinigkeiten abſetzen und ausſtoßen. Später kann ſich das große Faß noch recht wohl aufklären.

Von dem vielen Rückwärtsſchauen iſt dem Janus der Hals ganz ſteif geworden und am Ende darum auch ſein Bericht. Vieles hat er flüchtig, Manches gar nicht geſehen. Noch bleibt ihm Auſtralien

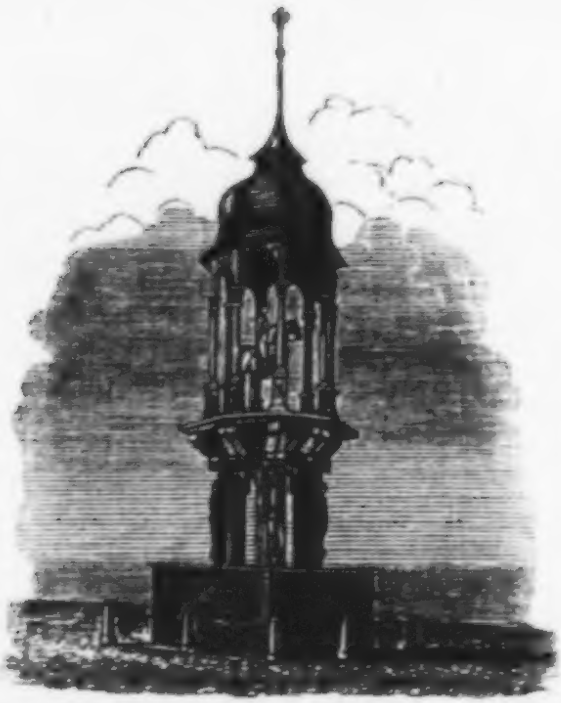
übrig. Doch, was läßt sich von dort her viel Neues berichten? Fa
dasselbe, was sich von Amerika sagen läßt. Die pomphaften Berich
von dem Erfolge stattgefundener Ansiedelungen sind zu Seifen
schaum geworden, nachdem die schillernde Seifenblase bei dem erste
Windhauche zerplatzt war. Australien ist das Geburts- und He
mathland der herrlichen Camellie. Ja, wohl ist diese eine Prach
blume, allein — sie riecht nicht, und darum lobe ich mir doch uns
Rose dafür.

Zuletzt erblickt Janus einen Phönix am Meeresstrande sitze
der neuverjüngt aus seiner Asche emporsteigt. Hamburg ist's, de
mehr als 23 Tonnen Goldes als milde Liebesgaben zugeflossen sin
Und was das Glockenspiel auf dem brennenden Petrithurme no
kurz vor dem Einsturze desselben ertönen ließ — es steigt wieder vo
den Lippen der getrösteten Hamburger empor, und beschämt en
weicht Janus, der heidnische Gott, denn es schallet: „Allein Go
in der Höh' sei Ehr!"

Die Kunstwerkstätte der Prinzessin Marie von Orlean

Nicht wenig Menschen sind in dem Irrthume befangen, da
die Kinder der Könige und Fürsten recht gute, das ist — faule Ze
haben müßten. Deshalb wünschen sich auch manche träge Kinde

Prinzen oder Prinzessinnen zu sein. Ja, vor alten Zeiten mochte es vielleicht also sein; allein in unseren ist es gerade umgekehrt und ein junger Prinz der geplagteste Knabe von der Welt. Von früh bis in die Nacht hinein muß ein solcher lernen und sich in vorgeschriebenen, engen und lästigen Formen bewegen. Nicht viel besser ergeht es auch den Prinzessinnen. Allein, wenn auch nicht die großen Anforderungen unsrer Zeit dergleichen Anstrengungen von den höchstgebornen Sprößlingen verlangten, so würden diese auch von selbst schon einer nützlichen und ehrenden Thätigkeit sich zuwenden. Denn nur diese ist geeignet, den Menschen glücklich und mit sich selbst zufrieden zu machen. Gutes Essen und Trinken, Schauspiele, Bälle und andere äußere Zerstreuungen übersättigen nur zu schnell, und allein die Arbeitsamkeit bewahrt vor Ekel und Ueberdruß. Der vorige Kaiser von Oestreich, Franz I., fertigte Siegellack, Friedrich August der Gerechte drechselte, sein erhabener Nachfolger botanisirt, dessen erleuchtete Schwester dichtet, ein anderer Monarch bindet Bücher ein, und welche Prinzessin gäbe es, welche nicht zu ihrem Vergnügen nähte, strickte, stickte, zeichnete oder malte? Ja, auch schon in der Vorzeit wurde die Spindel von hoher Hand gedreht und der Webersstuhl gerückt. Friedrich dem Großen blieb noch Zeit übrig zum Flötenblasen und ein sächsischer Herzog liebte das Baßgeigenspiel so sehr, daß er sich einige solcher Rumpelkästen überall, selbst auf der Jagd, nachfahren ließ. Unsere Zeit führte uns eine Königstochter vor die Augen, welche sogar — Bildhauerin war und zwar mit Glück und Geschick. Leider war sie dieß und ist's nicht mehr, indem der Tod ihr den Meisel niederzulegen gebot. Obiges Bild stellt die Kunstwerkstätte der Prinzessin Marie, Tochter Ludwig Philipps, Königs der Franzosen, vor. Marie von Orleans, geb. den 13. April 1813, vermählte sich mit dem Prinzen Alexander von Würtemberg. Nach noch nicht einjähriger Ehe entstand in ihrem Zimmer in dem Schlosse zu Gotha, wie man glaubt, durch ihre eigene Schuld, Feuer. Fast entkleidet wurde sie von ihrem Gemahl aus den Flammen gerettet. Schrecken und Erkältung wirkten so nachtheilig auf ihren zarten Körper, den wahrscheinlich die bildhauerische Beschäftigung durch das nicht ganz zu vermeidende Staubeinschlucken für die Brustkrankheit empfänglich gemacht hatte, daß sie nach langem Siechthum endlich in Nizza unterlag. Sie war das erste von den Kindern Ludwig Philipps, das seine hohen Aeltern durch einen frühen Tod in die tiefste Betrübniß versetzte. Ihre Kunstwerkstätte, die vorliegendes Bild zeigt, wird als theure Reliquie in unverändertem Zustande forterhalten.



Denkmal Kaiſer Otto's des Großen zu Magdebu

Otto I., römiſch-deutſcher Kaiſer, war ein Sohn Kaiſer richs I. und im Jahre 912 geboren. Achtzehn Jahre erſt alt mählte er ſich mit Editha, der Tochter König Eduards von En welche nach ſechszehnjähriger Ehe 946 ſtarb. Es iſt hier nic Ort, Otto's vielbewegtes Leben zu beſchreiben. Nur ſo viel Bezug auf obiges Denkmal geſagt, daß Otto, ſeiner Gem Editha zu Liebe, Magdeburg im Jahre 940 zum Range einer erhob, und es ſeiner Gemahlin zum Wittwenſitze beſtimmte, hin deren eigentlicher Begründer wurde. Darum iſt es nicht als billig, daß das dankbare Magdeburg ſeinem Erſteher ein mal ſetzte, welches auf dem Marktplatze und zwar vor dem hauſe befindlich und noch heute daſelbſt zu ſehen iſt. Es ha Stürme der Zeiten, die grauſame Belagerung Tilly's, ſo w der Franzoſen ausgehalten, und könnte deshalb auch viel erz Otto der Große ſelbſt verweilte gern in Magdeburg und als Memleben in Thüringen am 7. Mai 973 geſtorben war, beſt man, ſeinem Wunſche gemäß, ſeinen Leichnam in Magde Domkirche an der Seite ſeiner ihm lange vorausgegangenen Gattin Editha.

Des Waſſers Kraft.

„Das Waſſer iſt ſtärker als der Wein —“ ſagte immer mein Vater — „denn — es treibt Mühlen.“

Welch' eine ungeheure Kraft beſitzt nicht eine Woge des bewegten Weltmeeres! Dennoch bezwingt des Menſchen erfinderiſcher Geiſt die Macht auch dieſes furchtbaren Elementes und macht daſſelbe ſeinem Willen unterthan. Dieß bewirkte er lange zuvor, ehe die Homöopathie erfunden worden war, nach den Grundſätzen derſelben. Eine kleine Doſis Aufſchlagwaſſer ſetzt die mächtigſten Kunſtgezeuge in Bewegung und hebt durch ſie das hindernde Waſſer aus der Bergwerke Tiefen empor. Das in Dämpfe aufgelöſte Waſſer eines mäßigen Keſſels treibt das größte Seeſchiff mit all ſeinem gewichtigen Inhalte durch die widerſtrebenden Wogen und zwingt ſie, dem menſchlichen Geiſte dienſtbar zu ſein. Unſrer Zeit beſonders iſt es vorbehalten geweſen, die Kraft des Waſſers zu erkennen und benutzen zu lernen. Dieß iſt namentlich in Hinſicht der Heilkraft deſſelben der Fall. Zwar wußte man auch in der Vorzeit die Kraft der mineraliſchen Waſſer und Quellen zu ſchätzen, wie uns das Beiſpiel Kaiſer Karls des Großen an Karlsbads heißen Quellen lehrt. Aber die Heilkraft des gewöhnlichen Quellwaſſers hat erſt — Dank ſei dem Profeſſor Oertel und dem Landmanne Prießnitz — die neuere Zeit uns aufgeſchloſſen. Zwar iſt es kein Univerſal-Heilmittel für alle Krankheitsarten — dieß kann nur ein Marktſchreier behaupten wollen — auch thut es nicht das Waſſer allein, ſondern die vernünftige und nicht übermäßige Anwendung deſſelben. Doch laſſe man immerhin bleiche, hyſteriſche Damen, die ihr Leben hinter dem Stickrahmen und Nähtiſche verbracht und ihr Blut durch heißen, dünnen Kaffee verderbt haben, — hypochondriſche Männer,

wie sie die sitzende Lebensweise in unsern Collegien erzeugt, — und mäßige Esser, Wein- und Biertrinker mit dem Becher zum klaren Brunnenwasser pilgern und daselbst die verlorene Gesundheit wieder suchen. Man wehre es nicht, wenn man mit dem reinen, kalten Wasser nicht blos das Antlitz und die Hände, sondern den ganzen Körper täglich wäscht und ihn dadurch gegen die äußeren Eindrücke unsrer veränderlichen Witterung abhärtet. Man tadele nicht die mehr und mehr überhandnehmende Gewohnheit, statt der oft verfälschten, künstlichen Getränke, das einfachste derselben — das Wasser — zu Löschung des Durstes anzuwenden. Das Flußbaden wird gegenwärtig selbst von zartgewöhnten Damen angewendet und allerdings ist es ein wirksames Mittel, der übergroßen Verweichlichung der Nerven in unsern Zeiten in etwas vorzubeugen. Soll aber die Wasserkur allgemeiner werden, so ist nöthig, daß die Großen dieser Welt mit einem guten Beispiele vorangehen. Erst nachdem Fürsten und Grafen der Wasserkur des schlichen Landmannes Priesnitz sich unterworfen hatten, kam dessen Heilanstalt in Ruf. Und was war's, das die Heilquellen von Teplitz in so großem Ruf erhielt? Der alljährlich wiederkehrende Besuch des Preußenkönigs Friedrich Wilhelms III. Man höre, wie einst Peter der Große in

ähnlicher Beziehung handelte. Dieser Schöpfer des russischen Reiches, welcher das Handwerk eines Zimmermanns mit der Würde eines Kaisers aller Reußen vereinte, trank 1717 den Gesundbrunnen von Spaa und zwar mit dem besten Erfolge. Nach seiner erfolgten Genesung ließ er den Bürgermeister und die Schöffen von Spaa vor sich rufen und redete sie ungefähr folgendermaaßen an: „Meine Herren, ich befinde mich, Dank dem Gebrauche des hiesigen Wassers, vollkommen wohl und schulde euch daher viel." Hier fuhr der

Czaar mit der Hand nach seiner Seite, wo er nach Gewohnheit der Zimmerleute die Tasche hatte. Der Bürgermeister und die Schöffen verneigten sich und hielten die Hände zum Nehmen bereit. „Ich verdanke euch viel —" fuhr der Kaiser fort, ohne Miene zu machen, etwas in die begehrlichen Hände zu legen — „und ich will euch ein dauerndes Andenken meiner Erkenntlichkeit verehren. Ihr sollt dasselbe vor Ablauf von 48 Stunden erhalten."

Man kann sich denken, welchen chimärischen Hoffnungen sich der Bürgermeister und seine Beistände überließen. Endlich wurden sie benachrichtigt, daß der erhabene Genesene den Befehl ertheilt hatte, den härtesten Stein in der ganzen Umgegend aufzusuchen, und den folgenden Tag schleppten vier starke Russen einen Marmorstein herbei, auf welchem man die Worte eingegraben las:

„Hier habe ich getrunken und bin genesen.

Peter,

Kaiser aller Reußen."

„Setzet diesen Denkstein an oder auf eure Gesundheitsquelle —" sprach der große Monarch — „und ihr werdet mir in Zukunft das Weitere berichten."

Er hatte Recht; denn zwanzig Jahre nachher kannte ganz Europa die Wässer von Spaa. Der Absatz stieg so ungeheuer, daß man der Quellen mehrere noch aufzusuchen gezwungen war, um den verlangten Bedarf herbeizuschaffen.

Bücher-Vogel.

In einem Dachstübchen — doch, bevor ich die darin handelnden Personen vorführe, sei es mir vergönnt, dieses fragliche Dachstübchen erst etwas näher zu beschreiben; nicht, um diese Erzählung ohne Noth breiter zu machen, sondern nur des besseren Verständnisses wegen. Das Dachstübchen befand sich in einer lebhaften Straße der Residenz, demnach dem Himmel näher als der Erde, und obendrein in dem Hofe eines umfangreichen Hauses, das ähnliche Wohnungen in Menge enthielt. Das Haus war noch in der alten, guten Zeit gebaut worden, daher die Dachstuben auch weder schiefe Wände, noch Fenster besäßen, in welche man den Körper — gleich den Zwirnsfaden in das Nadelöhr — einfädeln muß, um hinausschauen zu können. Damals dachte die Baupolizei noch so billig, daß, da die armen, in den Dachstuben lebenden Leute ohnehin genug Schlagschatten in ihrem Leben besaßen, sie ihnen deren nicht noch mehr durch die langen Backen der gegenwärtigen Dachfenster hinzufügen mochte. Daher war das Stübchen hell und freundlich, hatte zwei Fenster, wenig, sehr wenig Hausgeräthe, viel Vogelgebauer und eine wunderliebliche Blume zur Bewohnerin. Mit der großen Nettigkeit und Reinlichkeit darin stach ein ziemlich ansehnlicher Haufen alter, unscheinbarer Bücher ab, welcher einen

Theil der weißgescheuerten Dielen bedeckte und keineswegs von Ord-
nung zeugte. Neben derjenigen Thüre, welche in die anstoßende
Schlafkammer führte, bewegte sich in gleich bleibenden Schlägen
der ächzende Perpendikel einer Schwarzwälder Wanduhr. Deren
Zeiger wies auf 10 Uhr Vormittags, als jene Wunderblume, die
tugendsame Jungfrau, Marianne Vogel, ihre Nätherei auf das
Tischchen vor sich hin legte, von ihrem strohreichen Stuhlsitze auf-
stand und das Fenster öffnete, an welchem sie seit Sonnenaufgang
mit eiserner Ausdauer gearbeitet hatte. Es war ganz in der Ord-

nung, daß ihr blaues, reines Augenpaar zuerst zum Himmel empor-
schaute, von dem ein Stück, ebenfalls blau und rein, über den
Hofe schwebte. Dann erst senkte sich der jungfräuliche Blick der
Erdentiefe zu, jedoch blieb er schon auf dem ihr gegenüber befind-
lichen, eine Treppe tiefer liegenden Stockwerke haften.

„Der arme Mensch! —" dachte sie bei sich selbst — „er be-
schämt mich wirklich durch seinen Fleiß! Sitzt er nicht ungleich em-
siger über seiner Kupferplatte als ich über meiner Nähterei? Und er
hat doch nur für sich allein zu sorgen, auch soll das Kupferstechen
ungleich lohnender sein als das Nähen."

Unter einem leisen Seufzer zog sich Marianne langsam zurück
und stieß dabei — ob zufällig oder geflissentlich — an den geöffneten

Fensterflügel, daß derselbe klirrte. Darauf überflog ein höherer Rosenschimmer der Jungfrau liebliches Gesicht, denn von dem Geräusche berührt, war der belobte, junge Nachbar gegenüber aufmerksam geworden. Sein Antlitz wendete sich von der Kupferplatte weg und kehrte, wie die Sonnenrose zur Sonne, dem schönen Gestirn sich zu, das ihm aus dem Dachfenster entgegenschimmerte. Ja, die Anziehungskraft desselben wirkte so mächtig, daß der Künstler seinen Sitz verließ, vor dem Gestirne tief sich verneigte und Anstalt machte, auch sein Fenster zu öffnen. Durfte da wohl die Jungfrau so unhöflich sein und das übrige verschließen, wie sie erst gewollt? Der eben so sittsame als bescheidene Hausgenosse konnte ja irgend etwas Wichtiges mitzutheilen haben! Sie zögerte demnach ein wenig.

„Ein sehr verführerischer Tag für uns arme Stubenhocker!" — rief der junge Künstler herüber. Marianne neigte sich bejahend.

„Ein wahrhaft italischer Himmel!" fuhr jener fort — „Ein Glück, daß wir im Hofe wohnen und deshalb nur ein kleines Stück davon zu sehen bekommen."

Der junge Mann log jetzt augenscheinlich; denn das ganz kleine Stück blauen Himmels, wie Mariannens blaue Augen umschlossen, war ihm jetzt lieber als der ganze Himmelsdom. Doch hielt er, die sittsame Jungfrau nicht zu verscheuchen, mit dieser seiner inneren Ueberzeugung weislich zurück.

„Werden Sie denn gar nicht an die Luft gehen?" fragte der Kupferstecher.

„Ach nein, ich habe keine Zeit —" antworte Marianne halblaut — „gar viel zu nähen."

In diesem Augenblicke trat Mariannens Vater in das Stübchen, — eine mehr kleine als große Gestalt, abgemagert, gebeugten Nackens, von gutmüthigem Aussehen und schneller Beweglichkeit, wie sie kleinen, fleischlosen Personen eigen zu sein pflegt. Er trug an sich einen braunen, reinlichen, jedoch wollarmen Oberrock, seine Rechte einen runden Hut und ein Rohr, seine Linke einige Bücher unter den Arm geklemmt.

„Mit wem sprichst du da?" hob er hastig an und sein Antlitz verfinsterte sich — „Mit dem Kupferstecher? dem jungen Gelbschnabel? Das leide ich nicht, sage ich dir wiederholt. Wer heißt ihn, sich über mich aufzuhalten? He? Mich wegen meiner Vorliebe für die Bücher zur Rede zu setzen sogar? Er, ein junger Mensch von kaum 25 Jahren, mich, einen angehenden Sechsziger! Mir rund heraus in's Gesicht zu sagen, daß durch meine Bücherwuth — wie er sich auszudrücken beliebte — ich mich und dich noch ganz unglücklich machen würde! Unglücklich! durch die Bücher! Du lieber Gott! Welch' Glück ist mir denn von meinem ganzen Reichthume geblieben als die Bücher und allenfalls noch ein paar Singvögel?"

„Mein Vater!" sagte Marianne mit leisem Vorwurfe — „bin ich Ihnen weniger als ein Buch oder Singvogel?"

„Ach, wer spricht denn von dir?!“ versetzte Vogel wie ärgerlich. „Du bist —“ fuhr er sanfter fort — „meine gute, liebe, fleißige, dich aufopfernde Tochter, aber ein Glück? Nein, das bist du mir nicht, vielmehr eine große Sorge. Ja, ja, sieh mich nur immer groß und trübe an! Es bleibt doch bei meiner Rede. Meine Bücher — sie quälen mich niemals um Geld zu Frühstück, zu Mittagsessen und Abendbrot, zu Licht und Seife, zu Wäsche, Kleidung und Miethzins, zu tausend anderen Dingen —“

„Sie haben das Vogelfutter vergessen zu erwähnen —“ bemerkte Marianne.

„Auch das noch, richtig! Meine Bücher bedürfen keines Futters und begnügen sich mit einem harten Lager auf den Dielen.“

„Ja, das ist wahr —“ sprach Marianne — „wie Kraut und Rüben liegen sie untereinander. Wenn Sie mir nur wenigstens erlaubten, daß ich sie in Ordnung bringen dürfte.“

„Nichts da! Dieser Bücherhaufen — er gleicht einem Haufen edlen Goldes, in welchem ich mit Wollust herumwühle, die schönsten Stücke mir auswähle und betrachte. Ständen sie in Reih' und Glied in einem Bücherschranke vor mir, wie die Soldaten auf der Parade — ach, da fallen mir unsre Soldaten in der Kaserne ein, an welcher ich so eben vorbei ging. Das ist ja gottloses Volk! Sie

scheinen sich sämmtlich verschworen zu haben, mich zu beschimpfen. Aus allen Fenstern, Räumen und Winkeln der weiten Kaserne riefen sie mich an: „Büchervogel! — Büchervogel!“ tönte es im Baß, Tenor und in der Fistel — Büchervogel! hohl wie aus einem Sprachrohre oder einem Grabe — Büchervogel! quäkte selbst die junge Soldatenbrut. Ich glaube, daß sogar die Officiere mitgeschrieen haben. Und was der Kriegerstand begonnen, das setzte der Pöbelstand auf der Straße fort. Feuerrüpel und Brezeljungen — Obsthöckerinnen und Lampenputzer — Dienstmädchen und Schulkinder — sie Alle verfolgten mich mit dem gemeinsamen Geschrei: Büchervogel! Den Sturm zu beschwören mußte ich mich hinter eine Hausthüre flüchten. Dort fand ich Ruh — nicht blos Ruhe: Trost, Entzücken sogar! Und wo? hier in diesen Büchern, die ich erst kurz zuvor um einen Spottpreis erhan

delt hatte. Schau her, Marianne! Stephans Predigten, in zwei noch recht leidlichen Pappbänden; die Statuten des Mäßigkeitvereins; die Akten der Bundesversammlung in Frankfurt am M.; Claurens Mimili und — denke dir nur: das Nibelungenlied! Und nun rathe, wie viel ich für Alles bezahlt habe? Ha, vor Anno 1830 hätten allein Stephans Predigten auf 2 Thaler gekostet."

„Ach, Vater! —" versetzte Marianne mit thränenden Augen — „ich kann nicht rathen. Das Herz bricht mir, wenn ich bedenke, wie man Sie auf öffentlicher Straße beschimpfen konnte. Darum hat auch Herr Bergmuth drüben mit Ihnen so ernstlich über Ihre große Bücherlust gesprochen, die Sie noch zum Gespött der ganzen Stadt machen wird."

„Wer anders ist daran schuld, als die nichtsnutzigen Soldaten? —" fuhr Vogel zornig auf. „Sie wissen ja vor langer Weile nicht, was sie den lieben ganzen Tag in ihrer Kaserne anfangen sollen! Was kümmert sie mein unschuldiges Steckenpferd? Sie reiten deren viel schlimmere! Was für gottlose Vögel könnte ich ihnen nicht wiederum an den Hals werfen! Sind sie nicht fast insgesammt Spiel-, Freß-, Sauf-, Pferde-, Hunde-, Mädel-, Weiber-, Borge- und andere böse Vögel? Doch, was errege ich meine Galle nochmals über diese Martissöhne? Sprechen wir von etwas Erfreulicherem! Ja, Marianne! nur 7 Groschen 9 Pfennige habe ich für alle diese kostbaren Bücher bezahlt. Da blieb mir noch ein Dreier übrig, für welchen ich mir sofort ein Weißbrotchen erkaufte."

Er näherte sich dem Bücherhaufen, warf die neuerhandelten Schriften darauf, kauerte nieder und beschäftigte sich — das Dreierbrot aus der Tasche verzehrend — mit Durchsehen der Bücher.

Marianne stand eine Weile unentschlossen und mit sich selbst kämpfend da. Dann näherte sie sich ihrem Vater, legte ihre Rechte auf dessen Achsel und sagte: „Vater, was werden wir denn diesen Mittag essen? Sie versprachen ja, Nahrungsmittel für die 8 Groschen einzukaufen, die ich Ihnen deshalb mitgab. Es war mein letztes Verdienstgeld und keinen Pfennig habe ich mehr."

„Schon wieder die Rede vom Essen?" fuhr Vogel auf — „Ich denke nicht daran — bin gar nicht hungrig —" Er steckte, ohne daß er es zu wissen schien, Stück auf Stück von dem Weißbrote in den sprechenden Mund — „bin satt durch meine Bücher."

„Aber ich nicht, lieber Vater!" klagte Marianne.

„Mach's wie ich —" erwiederte Vogel — „vertreibe den Hunger durch Lesen. Hier, hast du Bickelmanns Kochbuch — wähle dir die schönsten Gerichte aus und laß dir sie im Geiste schmecken."

„Kennte ich ihn nicht besser —" sprach Marianne vor sich hin — „man sollte meinen, er spotte noch grausam meines Hungers." Sie sprach laut: „Vater, auch das Vogelfutter haben Sie vergessen? Und ich habe gestern Abend mein letztes Stückchen Brot mit den armen Thieren theilen — sie mit bloßen Brotkrumen ab-

ſpeißen müſſen. Sehen Sie nur, wie unruhig ſie in ihren G
bauern herumflattern. Dieß thun ſie allein aus Hunger."

„Hm! ſie dauern mich wirklich! Ich muß ſehen, wie ich V
gelfutter herbeiſchaffen kann. Indeß, da nimm dieſes Stück Drei
brot — brocke es ihnen vor, damit ſie vor der Hand wenigſte
etwas haben."

Marianne nahm mechaniſch hin, was der Vater ihr gab. Da
legte ſie ihr Haupt auf ſeine Schulter und ſagte ſchmerzlich lei
„Vater! — ich bin auch ein Vogel —"

„Eine Vogelin! —" fiel er ein.

„Aber, —" fuhr ſie, den Einwurf unbeachtet laſſend, fort
„ich flattere nicht in meinem Gebauer umher, ſondern ſitze ſtill
ganz ſtill auf meinem Stuhle da, denn —" ſie brach in ein hefti
Weinen aus — „geſtern ſchon habe ich mich nicht ſatt, und heute
noch gar nichts gegeſſen! Und übermorgen erſt bekomme ich wie
Geld für genähte Hemden."

Sie drückte die weinenden Augen feſt auf des Vaters br
nen Rock.

Vogel ſtand wie vom Donner gerührt. Mit der geballten Fa
ſchlug er ſich vor die Stirne. „Weh' mir —" ſprach er hohl
„über die Bücher habe ich meines einzigen Kindes vergeſſen! W
nes Kindes, das mir zu Liebe ſeine friſche, fröhliche Jugendzeit
näht und verſtrickt! Oh! ich Elender! in der That ein Büch
Vogel, anſtatt ein Vater! Laſſ' ab, Kind! deine Thränen —
träufeln wie glühendes Oel auf meine Achſel!"

Er drückte ſeine Tochter mit ſanfter Gewalt von ſich, ergriff
Rohr und klopfte damit dreimal an die eine Wand des Stübch
„Herbei, du mein dienſtbarer Quälgeiſt!" ſprach er dabei
beſchwörender Stimme.

Bevor eine Minute verſtrich, that ſich die Thüre auf und
Burſche von etwa vierzehn Jahren trat herein, welchem Vogel
raſchen Schritten entgegen ging. Ihn bei den Klappen ſeiner W
faſſend und derb abſchüttelnd, begann Vogel mit verbiſſenem
grimm: „Höre, Samiel, ich erdroſſele dich! denn du mußt
wieder Bücher verkeilen — — verkaufen darf ich von deinen nic
würdigen Händen nicht ſagen. Sprich, nimmerſatter Drache,
raubluſtiger Korſar — Alles verſchlingender Strudel meiner ge
ten Bücher —: wie viel bedarfſt du des papiernen Fraßes, um
Jungfrau da auf einen Tag nur zu ſättigen?"

„Ein Zweigroſchenbrot, lieber Samuel, —" ſagte, ſich
Thränen abtrocknend, Marianne — „um 6 Pfennige Brennöl.
drei Pfennige Kien, ein Loth Kaffee, ein Stückchen Waſchſ
einen Beſen —"

„Hör' auf, Kind, mir das Herz zu zerreißen!" bat V
„Ha, ſind denn Beſen, Waſchſeife, Kien und Brennöl a
Nahrungsmittel?"

„Aber sie sind eben so nöthig wie das liebe Brot —" versetzte Marianne fest.

„Nun, so sei es denn!" sprach Vogel mit Ergebung — „Samiel, beginne dein schwarzes Werk; doch mach' es nicht zu arg, sonst fürchte meinen Zorn und — diesen Stock!" Er wendete sich von dem Jungen, welcher auf den Bücherhaufen losschritt, ab und verdeckte mit beiden Händen sein Antlitz.

Der Bursche ließ sich auf seine Kniee nieder, breitete seine blauleinene Schürze auf die Dielen und begann, ohne alle Auswahl, eine so große Menge von den Büchern einzupacken, als die Schürze umfaßte.

„Bist du noch nicht fertig?" unterbrach Vogel die lautlose Stille.

„Gleich, Herr Bücher-Vogel!" antwortete der Junge — „so! nun!"

Vogel, den Schimpfnamen überhörend, ließ die Hände sinken und drehte sich hastig um.

„Wie?" rief er zornig aus — „die ganze Schürze voll? Bist du rasend? toll? von Sinnen? Willst du mich zum armen Manne noch machen?"

„Das sind Sie ja schon —" erwiederte der Junge trocken. „Sonst würden Sie ja die Bücher nicht in's Büdchen schicken."

„Büdchen! — sprich lieber: Höllenrachen! —" schalt Vogel — „Aber, Junge, ich schlage dich mit meinem Rohre windelweich, wenn du diese Schürze voll Bücher wegen einiger Groschen verkaufen willst. Ein einziges von ihnen hat wohl eben so viele Thaler gekostet."

„Thun Sie nur nicht immer so bärbeißig —" entgegnete Samuel — „Sie schlagen mich doch nicht, wenn Sie gleich drohen. Nicht wahr, Mamsell Mariannel? Hä! hä! Das müssen wir beide besser wissen. Prügeln Sie lieber die Leute, welche Sie auf der Gasse „Bücher-Vogel" anschreien. Und zuviel Bücher sollten dieß sein? Stück für Stück einen Dreier, thut für 32 acht gute Groschen. Oder brauchen Sie etwa weniger Geld? Nun, so nehmen Sie davon weg, was Ihnen beliebt. Aber, ich weiß schon, wenn Sie einmal anfangen, wegzunehmen, so muß ich leer von dannen gehen."

„Laß mich wenigstens sehen, was du eingepackt hast —" sprach Vogel seufzend. Er untersuchte der Schürze Inhalt.

„Die Statuten des Mäßigkeitvereins — nimm sie hin! denn hierher hat sich die Unmäßigkeit noch nicht verirrt. Das Nibelungen-Lied — o große Ueberwindung! kaum erkauft, sollst du schon mich wieder verlassen? Nimm sie hin! die Nibelungen müssen vor den Hungerlungen die Segel streichen. Westöstlicher Divan von Göthe — wie, Bube! drei Pfennige nur schlägst du den Werth eines solchen Bandes an? Habe ich nicht gestern erst das Dreißigfache dafür bezahlt?"

„Das kann Alles sein —“ antwortete Samuel trocken — „aber die Büdchensfrau giebt nun einmal nicht mehr als einen Dreier für ein solches Buch. Sie könne, behauptet sie — in so kleine Mackeldurblätter höchstens einen Quargkäse oder ein Dreierstückchen Butter einwickeln.“

„O, höllisches Gezücht! Entsetzlicher Gedanke: Göthe's erhabene Schöpfungen nach dem Quadratzolle Papieres bemessen zu wollen, um Käse hineinzuwickeln! Geschähe dieß wirklich: der erhabene Dichterfürst müßte sich noch im Grabe umwenden und ein Geschlecht verwünschen, das so undankbar handeln könnte. — Durch mich jedoch soll es nicht geschehen. Darum her damit, du Bücher-Charybdis! — Sechsfacher Küchenzeddel auf alle Tage im Jahre — den brauchen wir vor der Hand nicht; nicht wahr Marianne? Doch, was sehe ich? meinen geliebten Martin Speelhoven in der verhängnißvollen Schürze! An mein, dir geistigverwandtes Herz komm, liebes Buch! Martin Speelhoven! einzige Robinsonade! erfunden und aufgeschrieben auf des Kreuzthurms schwindelnder Höhe; in einem Thurmstübchen, ungleich kleiner als das meine — erhaben über alle Häuser der Residenz und darum auch erhaben über alle andere Dichtungen. — Im Geiste sehe ich dich sitzen, armer, unbekannter Dichter! jetzt umsäuselt von mildem Frühlingswehen, dann umbrauset von des wüthigen Sturmes Geheule. Durch das kleine Thurmfenster schweift dein sinnendes Auge hinaus in die Weite; dem nahen Himmel über dir — der heraufdämmernden Erde unter dir entnimmst du die Materialien zu deinem dichterischen Gebäu, das du, ein schlichter Thürmer, kunstreich genug zusammenzusetzen verstehst. Du führst den Leser ein in Indiens zauberische Eilande, — den Sohn an des längst verschwundenen Vaters Sterbestätte — da schlägt die Wanduhr neben dir — hin fliegt die schaffende Feder — der Glockenstrang dafür in deine Faust und — donnernd verkündet die große

Uhrschelle der stillruhenden Stadt den Gang der Zeit. Dann wiederum —"

„Geben Sie Acht, Mamsell Mariannel —" sagte hier Samuel — „Ihr Vater schnappt gewiß noch über. Ich muß ihn nur auf andere Gedanken bringen. Nun gebe ich nichts mehr her, Herr Vogel! oder ich werfe gleich die ganze Pommade wieder auf den Haufen zurück."

„So geh' denn, Barbar, und trage meine geliebten Kinder in des Büdchens schmuzige Halle! Laß sie zerfleischen durch die Hand einer Käsehändlerin, gleichwie die deine mein Herz zerfleischt. Sprich, Junge, wie viele Hundert — nein Tausende meiner Bücher diese deine Schürze bereits verschlungen hat — dieser Krater, der nicht einmal die Einbände wieder ausspeien mag?"

„Hä! hä!" lachte Samuel — „Was Sie für Spas machen können! I nun, sechs solche Haufen kann ich immer schon fortgetragen haben, seitdem Sie im Hause wohnen. Doch solches Zeug giebt's noch in Menge in der Welt — wie Quecken kommen mir die Bücher vor — zerreißt man zehn von ihnen, wachsen gleich hundert andere an ihrer Stelle hervor."

Hier suchte Samuel eiligst die Thüre, denn der erzürnte Vogel holte wirklich zum Schlage aus.

Bücher-Vogels Vögel und seine Marianne waren durch den Erlös der fortgeschafften Bücher gelärtigt worden. Er selbst hatte nicht verschmäht, Theil an der einfachen Mahlzeit zu nehmen und demnach — wie er sich ausdrückte — von dem Fleische seiner geliebten Kinder gezehrt. Nach Tische nahm er deren eins in die Hand, setzte sich an das andere Fenster, seiner arbeitenden Tochter gegenüber, las und machte dabei seine Bemerkungen, indem er von Zeit zu Zeit vom Buche weg und durch das Fenster schaute.

„Der Moeje Kupferstecher da unten —" hob er an — „muß einen schönen Thaler Geld verdienen. Das weiß ich von dem Buchhalter des Buchhändlers Riepel, für welchen der junge Mann manchmal Vignetten zu stechen hat. Aber ein Knicker und Knauser ist er dabei — leiht und kauft sich kein Buch, frequentirt keine Gesellschaften, dumminirt nicht und hat gleichwohl für niemand zu sorgen als für sich."

„Das wissen Sie ja nicht, lieber Vater —" sprach Marianne. „Herr Bergmuth scheint mir ein sehr ordentlicher und —"

„Still!" unterbrach sie ihr Vater. „Dein Urtheil gilt nichts in dieser Sache, denn du bist bestochen oder vielmehr gestochen durch den jungen Menschen. Das merk' ich aus Allem. Er sollte sich blos um das Stechen seiner Kupferplatten und um nichts weiter kümmern. Ich ließ mir es noch gefallen, wenn er statt Vignetten zu den Büchern zu liefern, selbst Bücher schrieb — dann, allen

Respect! So lange ich schon hier wohne, sehe ich ihn alle Vo
mittage über einer ganz großen Platte sitzen, und gückeln und k
teln. Das kann unmöglich eine Vignette abgeben? Doch was g
mich das Treiben eines so boshaften Menschen an, der über me
Bücherwuth sich aufhält, da er doch selbst von den Büchern sein
Hauptverdienst hat? Mariannel! hast du ein Viertelstündchen Ze
Der Nachbar Heller unter uns hat mich eingeladen, sein neues
Werk, eine herrliche Phisharmonika, in Augen- und Ohrensch
zu nehmen. Das ist doch noch ein richtiger Nachbar, der n
Freude zu bereiten strebt, anstatt mich auszuschelten. Kannst
abkommen von deiner Arbeit?"

„Jetzt nicht, lieber Vater —" antwortete Marianne — „
habe noch meinen Hemdenhals erst aufzusetzen. Ich könnte vi
leicht später nachkommen."

„Thue dieß —" versetzte Vogel und ging. „Man sieht d
gleich, was ein musikalisches Genie ist —" sprach er, als er, d
Klingeldraht beim Nachbar ziehend, die Töne eines Posthorns v
nahm, welches die Stelle der Glocke vertrat. Er durchschritt, na
dem ein Dienstmädchen geöffnet hatte, das etwas dunkle Vorha
und klinkte, sobald auf sein Anpochen ein kräftiges „Herein" e
schollen war, die Thüre des geräumigen, mehr einem Saale ähne
den Arbeitszimmers des Künstlers auf.

Neue Ueberraschung! ein vollstimmiger Accord tönte melodi
ihm entgegen, der seinen Ursprung von dem oberen Ende der Zi
merthüre hernahm. Hier waren sechs verschieden gestimmte Dra
saiten aufgezogen, über welchen an einem Drahte befestigte B
kugeln hingen, welche durch das Oeffnen der Thüre sich erhob
und klingend auf die Saiten zurückfielen. Lange noch hallten
angenehmen Klänge nach, welche auf diese Weise jedes heimli
Einschleichen irgend eines unbefugten verriethen. Vogel hatte M
genug, diese angenehme Künstler-Spielerei zu betrachten, denn
Nachbar Heller saß gerade vor seiner Phisharmonika und schwel
in deren bald lieblichen, bald erschütternden Tönen, daher er d
Eintritt des Hausgenossen gar nicht bemerkte. Neben ihm st
horchend ein ältlicher, sehr dicker Herr, welcher zwar sein beput
tes Haupt nach dem Eintretenden umwendete, jedoch sofort w
der Kehrt machte, als er dessen dürftigen Anzug mit einem einzi
Blicke gemustert hatte.

Mit derjenigen Bescheidenheit, wie sie dem Unbemittelten w
ansteht, blieb Vogel im Hintergrunde des Zimmers verborgen u
begnügte sich von da aus, die wirklich einzige Vollkommenheit
Toninstruments zu bewundern, auf welches der Meister mit Re
stolz sein konnte.

Als Heller endlich eine Pause machte, sagte der dicke Herr
ihm: „Hellerchen, wie viel gedenken Sie aus dem Dinge da
lösen? Es hat in der That und Wahrheit eine kannibalische Sti

— trotz einer Orgel — einen Baß wie ein Ochse und einen Diskant wie — ein Brummeisen. Schade, daß man es nicht drehen kann gleich einem Leierkasten; ich glaube, ich könnte mich sonst entschließen, eine solche Phisharmonika zu kaufen. Haben Sie noch keinen Käufer zu dem Dinge? Ich werde es dem Kapellmeister Morelli rühmen, mit welchem ich jeden Abend zusammenkomme. Buttelchen — pflegt er mich anzureden — Freundchen, nichts Neues heute? Zu dienen, Herr Kapellmeister, antworte ich vertraut — eine Prise echten Doppelmopses. Dann wechseln wir unsre Tabaksdosen und die Herren Kammermusici und Schauspieler platzen dabei vor Neid, denn: mit Niemand macht sich der große Mann so intim als mit mir. Ich werde ihn hersenden; er mag Ihre Phisharmonika probiren, kaufen oder empfehlen, was ganz gleich ist. Sagen Sie mir doch, was ist das für ein Hungerleidergesicht im kaffeebraunen Rocke, da hinter uns? Mir kommt diese miserable Figur ziemlich verdächtig vor. Scheu, wie ein Iltis, der zum Taubenschlage schleicht, läßt er die lüstigen Augen begierig umherwandeln und ich wollte wetten, daß er, wären Ihre Instrumente eßbarer Natur, dieselben anbeißen würde. Ein kleiner Kannibale oder Eskimo, nicht wahr, he?"

„Sie irren sich sehr, Herr Hofbeleuchtungsinspector! —" versetzte der Künstler mit verbissenem Aerger — „es ist der unschuldigste, friedlichste Mensch von der Welt — mein ehrsamer Hausgenosse, Herr Vogel, der nur den einzigen Fehler begangen hat, daß er sich aus einem wohlhabenden Rentier in ein armes Rennthier verwandelte. Und wodurch? lediglich durch eine unbezwingbare Lust, Bücher aufzuhäufen. Nicht nach Eßwaaren — nach Büchern schweift sein Blick umher. Er besitzt nur einen Rock, wie einen Gott; aber auch eine Tochter, die — ja, die eine Perle vom reinsten Wasser ist."

„Im Ernst?" fiel Buttel begierig ein — „und diese Perle, kann man sie zu sehen bekommen? ist sie verkäuflich?"

Unwillig schüttelte Heller das Haupt. „Zu ihrem Glücke ruht die Perle noch im tiefen Meeresgrunde und darum ungekannt. Ich weiß, Sie sind reich, sehr reich, Herr Hofbeleuchtungsinspector — aber, Sie mit ihren Schätzen wiegen die noch ungefaßte Perle nimmer auf. Das kann ich Ihnen versichern."

„Das wäre!" rief Buttel mit ungläubigem Lächeln, maß mit den Augen den Umfang seines Bauches und klimperte mit den Händen in seinen geldgefüllten Taschen.

Während dieses Zwiegesprächs hatte Vogel Umschau gehalten in dem weiten Zimmer, das der Neugierde so manchen fremdartigen Gegenstand darbot. Toninstrumente aller Art hingen und standen an allen Wänden. Unter ihnen befand sich auch eine hölzerne, menschliche Figur, ein Trompeter-Automat, der seinen Platz zwischen einem alten Positive und einem aufrechtstehenden Pianoforte eingenommen hatte. Der Kerl, mit seinem versteinerten Gesichte,

hatte, wie alle dergleichen Menschenbilder, etwas Unheimliches, das zum Entsetzen ward, erkannte man an seiner Seite die zähnefletschende Hyäne, gleichfalls ein Spielwerk der Künstlerlaune Hollers.

„Ist Alles noch im Entstehen begriffen!" rief Holler den Beschauenden an — „Es fehlt mir immer am Besten, um meine Entwürfe auszuführen. Ja, Herr Hofbeleuchtungsinspector, wenn Sie mir noch ein halbes Dutzend Hundert-Thaler vorschießen wollten, so sollten Sie Wunderdinge zu sehen und zu hören bekommen."

„Wunderdinge wohl —" brummte Buttel — „aber kein Geld. Sehen Sie erst zu, daß Sie Ihre Phisharmonika verkaufen und mich davon bezahlen können."

„O du niederträchtige Wucherseele!" sprach Holler zwischen den Zähnen — „Wäre ich doch nur schon wieder aus deinen umstrickenden Krallen! Herbei, lieber Vogel, Was sagen Sie zu meiner Phisharmonika? Wie schön nimmt sich der Choral darauf aus!" Er spielte.

„Daduh! daduh! —" rief draußen im Vorhause eine gewaltige Stimme zu den Klängen des Posthorns — „laßt meinen Herrn in Ruh! Kain schlug den Abel todt — lauf, Samuel, und hole mir ein Groschenbrot."

„Das ist der Herr Leutnant!" sagte Holler froh und zog die Hände von dem Instrumente weg.

„Der Herr Leutnant —" sprach dieser im Eintreten — „hat gelauschet an der Wand und kommt darum jetzt angerannt. Es klinget: Wer nur den lieben Gott läßt walten — und deshalb frage ich: Wird etwa Kirche hier gehalten?"

„Nein, Herr Leutnant —" versetzte Holler — „nur meine neue Phisharmonika probire ich."

„Die Phisharmonika —" sprach pathetisch der Knittelversler — „ist uns zur Freude da."

Der Leutnant, eine lange, hagere Gestalt mit militairischer Haltung, im blauen Oberrocke und in gespornten Stiefeln, war gleichfalls ein Hausgenosse Hollers und eine ehrhafte Reliquie aus dem Kriege, die bei einer Pension von monatlich nur 9 Thalern dennoch mit allem Anstande zu leben verstand. Er lebte schlecht, aber recht; mied die Schulden, daher auch alle unnöthigen Ausgaben; erwarb sich durch allerlei kleine Arbeiten, die er im Geheim verfertigte und durch Samuel verkaufen ließ, einen geringen Zuschuß und kannte jenen Dünkel nicht mehr, den jüngere Leutenants zuweilen bei dem ersten Tragen des Portepées zu hegen pflegen. Seine Reimsucht war eine Folge seiner steten Einsamkeit und von denjenigen Schwächen, die alten Hagestolzen ankleben, noch die unschuldigste.

„Der Herr Hofbeleuchtungsinspector —" stellte Holler seine Besuche vor — „der Herr Leutnant von Deidesheim."

„Ich gratulire, Herr Hofbeleuchtungsinspector —" sprach Leu-

terer — „daß Sie sind nicht ein Schauspiel- oder ein Polizeidirector, oder auf der Universität ein Lector, oder auf der Fürstenschule ein Rector —"

„Und hier —" fiel Holler ein — „ist unser Herr Hausgenosse Vogel —"

„Vogel! Vogel!" erwiederte der Leutnant verstimmt — „Sie, Herr Nachbar oder vielmehr Ihr unglücklicher Name hat mir schon mehr als eine schlaflose Nacht gekostet. Kein Reim darauf möglich, obschon ich's mit allen Buchstaben des Alphabets versucht habe. Ordentlich gram bin ich Ihnen deshalb. Unser Freund Holler treibt's immer toller, er muß haben den Koller — mit Ihrer Entschuldigung, Herr Nachbar! aber Ihr Name ist doch ein dichterischer, wenn auch —"

Hier blies das Posthorn in stürmischer Hast — der Accord auf den Saiten an der Stubenthüre rauschte — ein rasender Mensch stürzte in's Zimmer. Es war Bergmuth, der Kupferstecher.

„Ich bin fertig, Hollerchen!" rief er voll unaussprechlichen Entzückens, indem er in toller Blindheit dem dicken Beleuchtungsinspector um den Hals fiel und den Sträubenden an sein Herz preßte. „Ich bin fertig!"

„Mein Herr! —" entgegnete Buttel betroffen — „alle Wetter! Sehen Sie denn nicht — Sie erdrücken mich — so nehmen Sie sich doch in Acht —"

„Und nochmals: ich bin fertig, Hollerchen! —" wiederholte Bergmuth.

Unter seiner erneuerten Umhalsung keuchte Buttel: — „Das sehe ich, daß Sie fertig sind! — Mein Busenstreifen! — die Hände von meinem Halse! — ich erwürge! — Hülfe!"

Es half nichts, der junge Mann erzwang es, daß der dicke Buttel mit ihm im Zimmer herumwalzen mußte. Dann ließ er den Keuchenden stehen, um nach der Reihe, bald Hollern, bald Vogeln, bald den Leutnant, unter dem Freudenrufe zu umfangen: „Ich bin fertig! So eben habe ich den letzten Stich gethan!"

„Die Tarantel hat ihn gestochen!" rief der Hofbeleuchtungsinspector hinter dem Automaten hervor, wohin er sich vor möglich erneuerten Liebkosungen des Künstlers geflüchtet hatte. In's Narrenhaus mit dem Verrückten!"

„Sah man mich jemals um die Bücher es also treiben?“ fragte Vogel — „Und der Mosje konnte über mich sich aufhalten?!“

„Der Herr Kupferstecher Bergmuth —“ reimte der Leutnant — „scheint zu haben die Berserkerwuth. Ihn traf der Sonnenstich — und deshalb pack' er sich.“

„Hollerchen! —“ jauchzte Bergmuth, Alles überhörend — „kann Ihr Trompeter schon blasen? Bitte, bitte, einen Tusch — Victoria soll er schmettern —“ Er eilte zum Automaten hin.

„Beiß', beiß', liebes Thierchen!“ flehte Buttel und schob die am Hintertheile gepackte Hyäne dem anstürmenden Künstler entgegen. „Schlag' deine Zähne in seine Beine, daß er das Wiederkommen vergißt.“

„Bergmuth! Nachbar! so kommen Sie doch zu sich!“ rief ihm Holler zu. „Was haben Sie nur?“

Der Künstler stand — blickte wie im Traume um sich — schlug beide Hände vor die Augen und stürzte lautlos aus dem Zimmer.

„Gott sei ewig gelobt!“ sprach Buttel und wischte sich den Angstschweiß von der Stirne. „Das war ja ein Mordanfall am hellen, lichten Tage und noch dazu unter so vielen Menschen. Bald wäre es um mein armes Leben und meinen armen Bauch geschehen gewesen! Wer war doch der Rasende?“

„Ein junger Naseweis —“ versetzte Vogel bitter — „der das Alter hofmeistert und doch selbst Werg am Rocken hat.“

„Naseweis ist wie Glatteis —“ reimte der Leutnant. „Kupferstecher, Sorgenbrecher, tiefe Löcher, voller Becher, Dächer, Fächer, Schächer — sehr reimreich!“

„Daduh! daduh!“ blies draußen das Posthorn wieder.

„Himmel!“ rief Buttel erschrocken und flüchtete eiligst in seinen vorigen Versteck zurück — „er kommt wieder, der Vandale!“

Doch nicht Bergmuth, sondern Marianne, mit Purpur übergossen, trat verlegen ein. Nur leise klangen die Töne des Accords ihr nach, als wollten sie die sanfte Denkart der Jungfrau damit andeuten.

Buttel, wieder hinter dem Automaten, machte große Augen, deren Sehkraft er durch die vorgezogene Lorgnette noch zu vermehren sich beeilte. Die Hyäne bei Seite schiebend, trat er neugierig vor.

„Ah Sie sind's, Mamsell Marianne!“ sprach Holler erfreut. „Willkommen bei mir! Ein seltener Besuch in der That!“

„Mamsell Marianne —“ reimte der Leutnant — „ist schöner als meine alte Hanne —“

Aber Vogel redete seine Tochter hastig an: „He, Mariannel, ist dir der Rasende auch in den Weg gekommen? In's Tollhaus wird man ihn bringen müssen —“

„Ich weiß nicht —“ stammelte die Schöne — „wen meinen Sie denn? ich bin — ich habe —“

Das Posthorn blies — die Saiten rauschten — der Inspector flüchtete wieder, doch abermals ohne Noth, denn nur ein Weib, aufgeschürzt, in aufgestreiften Hemdärmeln, mit wassertriefenden Händen war es, welches eintrat.

„Ich muß mich nur erkundigen —" hob sie an — „welch' eine Bewandniß es mit dem jungen Herrn da drüben hat — erlauben Sie. Ich stehe auf meinem Gange am Waschfasse, erlauben Sie! da poltert es hinter mir daher — ich drehe mich um — erlauben Sie — und bevor ich mich noch besinnen kann, umhalset mich der Herr Kupferstecher, drückt mir einen schallenden Kuß auf die Lippen — erlauben Sie — und ehe ich sie zum Sprechen öffnen kann, ist er schon wieder weiter gesprungen. So etwas ist mir seit meinem Brautstande nicht begegnet — erlauben Sie. Erst glaube ich, er hätte sich in meiner geringen Person geirrt und mich für Mamsell Mariannel da gehalten — erlauben Sie. Allein, wie ich nachher sogleich bemerkte, waren Sie ihm ja vorher schon in den Wurf gekommen und von ihm —"

Ein flehender, viel besagender Blick der Jungfrau, deren Antlitz unter des Weibes Rede vollends zu Inkarnat geworden war, schloß ihr den schwatzhaften Mund.

„Das hat noch gefehlt!" rief Vogel ahnend.

Der Inspector hingegen zog Hellern abseits und sprach: „Ist dieß die Perle, von der Sie mir vorhin erzählten? Die Perlen sind weiß, aber diese —"

„Haben Sie nicht gelesen, —" fiel Heller ein — „daß der berühmte Tippo Saib eine Schnur rosenrother Perlen um seinen Hals trug, die von unschätzbarem Werthe waren? Eine solche ist diese da!"

„Sie haben Recht, Freundchen!" erwiederte Buttel. „Lassen Sie mich das Kleinod in näherem Augenschein nehmen. Das Sprüchwort aber sagt: „Wer die Tochter haben will, muß erst die Mutter gewinnen — hier einen einfältigen Vater. Herr Vogel —" er näherte sich ihm — „mein Freund Heller sagt mir, daß Sie ein großer Bücherliebhaber sind. Ich bin es auch und habe deshalb eine ganze Bodenkammer voll davon liegen. Besuchen Sie mich — prüfen Sie, und steht Ihnen etwas an: so nehmen Sie, was und wie viel Sie wollen. Sollten Sie oder Ihre Fräulein Tochter Lust in sich verspüren, das Theater zu besuchen: so stehe ich auch hierin gern zu Dienst. Auch dort ist mir die Inspection über die Beleuchtung aufgetragen, der Kapellmeister so wie der Thürsteher mein intimster Freund — demnach die Bahn für meine Schützlinge immer offen. Wollen Sie einen Platz hinter den Coulissen oder auf dem Feuerboden? einen Reitsitz unter der königlichen Loge oder einen Sperrsitz eben neben dem Loche, durch welches der große Kronleuchter hinabfährt. Sie haben ganz freie Wahl."

„Wenn Sie —“ sprach der Leutnant nach einigem Nachdenken — „statt Büchervogel umgekehrt Vogelbücher hießen, wäre ein Reim möglich. Vogelbücher — Fürst Blücher — Taschentücher —“

Die Alles übertönenden Klänge der Physharmonika, welche deren Schöpfer jetzt wieder erschallen ließ, machte jede weitere Rede unvernehmbar, selbst die schreiende der Waschfrau, welche unter vielen: „erlauben Sie“ gegen Marianne das sonst so zurückhaltende Benehmen des bescheidenen Kupferstechers anrühmte.

Der Abend begann zu dämmern. Marianne saß einsam in ihrem Stübchen. Sie hatte ihre Nähterei hingelegt und den Kopf in die rechte Hand; denn keine Tageszeit paßt mehr zur stillen Ueberlegung als die eben erwähnte. Seitdem sie unten bei Hollern gewesen war, hatte sie nicht wieder zu dem Kupferstecher hinübergeblickt, ja sogar geflissentlich ihren Stuhl vom Fenster weggerückt. Die Wangen glühten, die Lippen brannten ihr und voll innerer Unruhe wallte ihr das Herz. Geraume Zeit hatte sie so gesessen und gänzlich überhört, daß vor ihrer Thüre bald ein Husten, bald ein Kratzen mit den Füßen, bald ein leises Auftreten sich vernehmen ließ. Endlich nahm das Geräusch an Stärke dergestalt zu, daß Marianne die Thür zu öffnen ging.

Der Kupferstecher stand vor ihr, der höchlich Betroffenen! Und er wagte sein Haupt nicht zu erheben und nicht das Auge, sondern legte beide Hände auf die tiefathmende Brust und sprach — zitternd, leise: „O vergeben Sie mir!“ Dann schwieg er. Als aber Marianne ein Gleiches that, hob er wieder an: „Ich war von Sinnen — wußte nicht, was ich that — selbst meinen Todfeind würde ich in jener Stunde ge—“ er hielt inne.

Wiederum standen zwei starre Bildsäulen einander gegenüber.

„Hören Sie meine Entschuldigung —“ flehte nach einer Pause der junge Mann. „Seit beinahe 6 Jahren arbeitete ich an einer großen Kupferplatte, die meinen Beruf als Künstler vor der Welt bethätigen und mir einen andern Wirkungskreis anweisen soll, als mir das Stechen elender Vignetten darbietet. Diese Arbeit hat

mir große Opfer gekostet. Da ich ihr den größten und schönsten Theil jeglichen Tages widmete, so verschaffte mir die Frucht meiner übrigen Arbeitszeit nur nothdürftigen Unterhalt und ich gerieth deshalb vielmal in Versuchung, mein vorgestecktes Ziel wieder aufzugeben. Ihr Beispiel, Mademoiselle, das mir alltäglich vor Augen schwebte, trieb mich jedoch immer wieder an meine Arbeit zurück. Wie Sie aus Kindesliebe unermüdlich die Nähnadel: also führte ich den Grabstichel aus Ruhmsucht aus — — Das Werk ist nun beendigt und wie ich glauben darf, nicht mißlungen. Heute Vormittag that ich den letzten Stich und daher — meine Freude, die ich nunmehr fast eine wahnsinnige Verzückung nennen möchte. Bedenken Sie, daß mir mit einem Male die Aussicht auf Ehre, reichliches Auskommen — ja, auf ein ungleich höheres, schöneres, mit aller Inbrunst erstrebtes Ziel sich aufthat und — fällen Sie darnach Ihr Urtheil — ein mildes. — Können Sie mir mein heutiges Benehmen verzeihen?"

„Ich kann mich —" versetzte Marianne stockend — „fast in Ihre — Lage versetzen. Schienen Sie doch — wie — blind zu sein — Selbst Frau Tauchert wußte nicht, wie ihr geschehen war — und die übrigen Herren dazu."

Der Künstler erröthete in der Erinnerung, indem er erwiederte: „Ihre Hand zum Zeichen, daß Sie mir nicht mehr zürnen wollen."

Zögernd hob sich dieselbe ein wenig. Mit Hast erfaßte sie der junge Mann. „Dieß die Hand, —" rief er feurig — „die mir ein theures Vorbild war im stillen Wirken. Gottes reichster Segen über sie, denn sie ehret und nähret mit kindlicher Treue selbst den mit einer großen Schwäche begabten Vater. Selig der Mann, dem einst diese Hand —"

„Wer steht und brummt hier wie ein Murmelthier?" unterbrach den Zärtlichen eine zornige Stimme. „Alle Wetter! der Mosje Kupferstecher, der Tollhäusler, der Naseweis, der des Alters spottet, und selbst nicht weiß, was er will. Holla heh! was macht der Herr vor meiner Thür und bei meiner Tochter?"

Vogel, mit einem mächtigen Packe alter Bücher beladen, stand hinter dem verdutzten Bergmuth und schnappte keuchend nach Athem, sein Schimpfen zu erneuern.

„Wird der Herr sich alsbald hinunterscheeren? Hätte ich nicht den kostbaren Ballast in den Händen, würde ich dem Herrn längst schon gezeigt haben, wo die Treppe zu finden. Und du, Marianne! Rabenkind! hinter meinem Rücken — in der verdächtigen Dämmerzeit empfängst Besuche von jungen Schnüffeln auf deinem Stübchen? O was muß ich erleben! Hätte ich doch ein Kloster für dich!"

„Sehen Sie! —" bat Marianne den Kupferstecher unter Thränen, der sich und jene bei dem erzürnten Vogel entschul-

digen wollte — „Ich will meinem Vater schon Alles auseinander-setzen.“

Bergmuth entfernte sich bestürzt.

„Er kam ja nur, um wegen seiner heutigen Ausgelassenheit um Verzeihung zu bitten —“ erklärte Marianne ihrem Vater — „und ist nicht über unsre Schwelle getreten.“

„Wer weiß, was noch geschehen wäre ohne meine Dazwischenkunft, —“ brummte Vogel etwas beruhigter — „Das kenne ich schon. Der Mosje kommt mir vor wie der Igel in der Fabel, der den Hamster um ein kleines Plätzchen in dessen Höhle bittet. Kaum jedoch, daß dieser ihm die Gefälligkeit zugestanden hat, so macht er sich behaglich breit, sticht seinen gastfreundlichen Wirth und zwingt ihn dadurch, die Höhle zu räumen. Und ein Stecher ist der Mosje auch, gleich dem Igel, das bringt schon sein Metier mit sich. Ich aber will ihm zeigen, daß einem jeglichen Vogel ein Schnabel gewachsen ist und zwar nicht umsonst. Ich will ihn schon damit rupfen, sollte er sich das Wiederkommen einfallen lassen. Da lobe ich mir den Hofbeleuchtungsinspector. Das ist ein Mann nach meinem Sinne und nach alter, deutscher, ehrbarer Weise. Alle seine Schätze hat er mir gezeigt und mir sogar ein Glas Bier eingeschenkt. Als er mich aber in seine Bücherkammer führte, vergaß ich darüber alles Andere, selbst mein Glas Bier auszutrinken. Und nun schau', welche rare, alte Bücher ich mitgebracht habe. In der königlichen Bibliothek können sie nicht schöner sein. Schnell, zünde deine Lampe an, damit ich mich gleich heute ergötzen kann. Und daß du es nur weißt: auch dir hat der liebe Inspector etwas Gutes zugedacht — eine Webe feiner holländischer Leinwand, wovon du ihm ein Dutzend oder mehr Oberhemden nähen sollst. Der vortreffliche Mann! er selbst will die Leinwand morgen früh herbringen und dir für jedes Hemde zwei ganze Groschen mehr bezahlen, als du bei Madame Heisinger bekommst.“

Vogel vertiefte sich hierauf in's Lesen, sein Töchterchen hingegen in's Nachsinnen, was wohl Herr Bergmuth mit dem ungleich höheren, schöneren, mit aller Inbrunst erstrebten Ziele habe besagen wollen?

„Ich kann Ihnen nicht helfen, Hollerchen, —“ sagte nach acht Tagen der Hofbeleuchtungsinspector zum Instrumentenmacher — „ich muß mein Geld haben. Schlagen Sie doch los mit der Phisharmonika. Worauf wollen Sie denn warten? Jeder Tag frißt der Zinsen mehr. Ich brauche Geld, denn wenn man sich in den Stand der heiligen Ehe begeben will, so kommen eine Menge Ausgaben zum Vorschein, an welche man sonst gar nicht gedacht hat. Ja, wenn meine Stelle noch so einträglich wäre wie sonst! Aber auch über sie ist das gegenwärtige, eiserne Zeitalter gekommen. Da man

überall nur Wachskerzen oder wenigstens Inseltlichter brannte, war das goldene Zeitalter; denn niemand gab sich die Mühe, die verbrauchte Menge nachzuzählen oder zu fragen, was aus den übriggebliebenen Stümpchen geworden sei. Dann kam mit den Oellampen das silberne Zeitalter angezogen. Sonst fühlte man sich unwillkührlich von einem Schauder überlaufen, sah man ein altes Mütterchen bei dem kläglichen Schimmer eines miserablen Lämpchens sitzen und die Spindel drehen. Nun aber drängte sich die nasenweise Lampe mit breitgespreiztem Dochte und gläserner Haube auf dem Kopfe selbst in die hehren Zimmer des Königshauses, wie in das Theater. Man maß, man wog das Oel uns zu, das man ohnehin nicht in die Tasche stecken konnte wie die Kerzen; jedoch war noch immer etwas an dem Oel- und Docht-Einkaufe zu gewinnen — fettig wenigstens wurden die Hände des Beleuchtungsinspecters. Aber jetzt, du mein Himmel! eisern schreitet die Zeit einher auf Eisenbahnen und Eisenröhren, und eisern ist Alles geworden selbst bis auf die Ohrringel der Frauen, die sonst nur goldig glänzen durften und wenn ihre Trägerin auch nur die geringste Magd war. Und durch die starren, kalten Eisenröhren drängt sich eine infernalische Luftart, die nur der Teufel erfunden haben kann; denn würde sie außerdem so fürchterlich stinken? Das heillose Gaslicht — wo anders kann es seinen Ursprung hernehmen als aus der Hölle, wo bei dem Schimmer bleicher Gasflammen die infernalische Majestät mit ihren Dienern thronet? Wodurch gewinnt man das Gas? Aus den Erzeugnissen der Erdentiefe, aus den höllischschwarzen, feuererzeugten und feuererzeugenden Steinkohlen! Nun versuche es Einer und entwende etwas von diesem Beleuchtungsstoffe! Schon durch dessen Gestank verräth sich der Dieb, wenn gleich man es in luftdicht verschlossene Ledersäcke fassen kann. Und was bleibt aus dem ganzen höllischen Erzeugungsprozesse des Gases noch Angreifbares übrig? Steinkohlentheer und Kalkmilch — gut genug, um Lebende zu tödten und Todte zu erwecken."

„Heirathen wollen Sie noch, Herr Hofbeleuchtungsinspecter?" fragte Heller erstaunt.

„Noch? sprechen Sie, Herr Heller? —" entgegnete Buttel gereizt — „Bin ich nicht in meinen besten Jahren? Besitze ich nicht Alles, was ein Frauenzimmer beglücken kann? Einen schönen ansehnlichen Körper, ein reichliches Auskommen, einen hübschen Titel, einen Platz im Theater, ja einst vielleicht gar bei Hofe, denn —" er lächelte süß — „man munkelt so etwas von dem Projecte, daß der Hofbeleuchtungsinspecter in einen Hoflichtrath sich verwandeln dürfte. Was sagen Sie dazu, he?"

„Wer ist denn Ihre Auserwählte? Doch jedenfalls eine reiche, kinderlose Wittwe?" fragte Heller.

„Fehlgeschossen!" versetzte Buttel. „Meine Braut ist blutjung, aber auch blutarm, und eben deshalb will ich mein Darlehn

von Ihnen zurück haben, daß ich sie herausputzen kann. Sollten Sie wirklich noch nicht errathen haben, daß Ihre Hausgenossin, die mir von Ihnen erst angerühmte Perle, meine Auserkorene sei?"

„Wie? wär' es möglich? Marianne Vogel? —"

„Getroffen!"

„Und willigt sie denn ein?"

„Welche einfältige Frage! Willigt man denn ein, wenn sich's um die Erlangung eines großen Glücks handelt? Marianne kommt erstens durch mich unter die Haube, zweitens bekommt sie durch mich satt zu essen und drittens ihr Vater durch meine Empfehlung eine Stelle bei der Gasbeleuchtungsanstalt. Endlich winkt ihr sogar noch die Frau Hoflichträthin in der Ferne. Ist dieß nicht verführerisch?"

„Weiß die Aermste schon um den Handel?" fragte Holler empört.

„So eigentlich noch nicht, obschon sie es längst hätte merken können. Heute Abend führe ich sie in's Theater, wo man Mutterfegen oder die neue Janchon giebt. Dieß Stück schießt Bresche auf das kleine Herz; hierauf laufe ich Sturm und in acht Tagen ist dann Hochzeit."

„Wenn sie aber doch nicht wollte?"

„So muß sie! Das habe ich Alles bereits mit ihrem Vater abgemacht."

Am nächsten Tage saß Marianne zwar auf ihrem gewöhnlichen Platze am Nähtischchen, jedoch ohne zu nähen, obschon die Näherei vor ihr lag und die zarten Finger ihrer rechten Hand mit Nähnadel und Fingerhut bewaffnet waren. Das bläuliche Weiß ihrer Augen war roth entzündet und wenn sie ja einen Stich versuchen wollte, so stürzte eine salzige Thränenfluth auf die feine Leinwand und Alles verschwamm vor ihrem Blicke. Dann drückte sie das bereits genäßte Taschentuch vor die verschwollenen Augen und beugte das Köpfchen tief, tief auf die bauschende Näherei nieder. Und als sie einmal, sich vergessend, an das Fenster trat und einen flüchtigen Blick hinunterwarf, fuhr sie, wie von einer Natter gestochen, erschrocken zurück; denn unten stand ihr gegenüber der Kupferstecher und stach, oder bohrte vielmehr — nicht in seine Kupferplatte, sondern in ihr Antlitz, das verweinte hinein. Und seine Grabstichel waren ein paar kohlenschwarze Augen, die in einem kreideweißen Gesichte blitzten und sie zu verschlingen drohten. Auch hatte sie noch gewahrt, wie der bleiche, junge Mann die gefalteten Hände bei ihrem Anblicke beschwörend erhob, und mochte darum nichts weiter sehen. Als sie aber das abendliche Dunkel abgewartet hatte, um einen nothwendigen Ausgang zu machen, und in dieser Absicht eine Treppe hinabgeschlüpft war, fühlte sie plötzlich, wie eine eisige Hand

ihren Arm berührte, und vernahm eine Stimme, die zitternd und gepreßt die Worte an sie richtete: „Fräulein Marianne — um Gottes Willen — ist es denn wirklich wahr, — daß —"

Schon das schmerzliche Weinen eines Kindes ist geeignet, unser Herz zu bewegen. Stärker noch ist dieß der Fall, sehen wir die Thränen einer Jungfrau, einer Mutter oder einer Matrone fließen. Am erschütterndsten wirkt jedoch auf uns der Schmerz eines laut schluchzenden, uns sonst als fest bekannten Mannes. Bergmuths Ausbruch war so natürlich und so heftig, zeugte von einem derartigen Seelenleiden, daß selbst ein verhärtetes Gemüth davon ergriffen werden wäre. Seiner Schwäche sich schämend, rang Bergmuth mit derselben, jedoch vergebens. Nur abgebrochener, von lautem Schluchzen begleiteter Worte war er fähig. Vergehend legte er sein Haupt gegen die kalte Treppenmauer. Und Marianne weinte mit ihm, stiller zwar, doch nicht minder schmerzlich.

„Sprechen Sie —" hob er nach einer Pause an — „ist es wirklich wahr, daß Sie sollen verkauft — verrathen — o mein Gott!" Die Stimme verging ihm abermals.

In diesem Augenblicke that sich in der Nähe eine Thüre auf; ein heller Lichtschimmer brach hervor und eine Stimme sagte laut: „Sechszehn, siebenzehn Schneider — die gehen auf ein Pfund, und wenn sie dieß nicht wiegen, so sind sie nicht gesund."

Bevor noch dieſe Worte ganz heraus waren, hatte Marianne auf die eiligſte Flucht ſich begeben, und der verzweifelnde Künſtler, den ſoldatiſchen Reimſchmidt im Innerſten verwünſchend, wankte in ſein Zimmer zurück, um dort jedoch nur ſo lange zu verweilen, bis der Weg wieder rein geworden war. Dann harrte er in der Nähe der Hausthüre auf Mariannens Rückkehr; denn ſprechen mußte er ſie um jeden Preis.

„Hören Sie mich —" flehte er die ſich Sträubende an — „oder Sie geben mir den Tod. Unmöglich können Sie ſich freiwillig entſchloſſen haben, einem Unmenſchen Ihre Hand zum ewigen Bunde zu reichen —"

„Ich kenne meine Pflicht als Tochter —" verſetzte Marianne ſanft, aber feſt, — „und werde ſie zu erfüllen ſuchen."

„Laſſen Sie mich Ihrem Vater ein Sohn werden —" ſprach Bergmuth feurig — „der es beſſer meint als der herzloſe Buttel. O Marianne, ahnten Sie nicht, daß nur Sie das Ziel all' meines Strebens wären, für deſſen Erreichung ich arbeitete und darbte? Ich habe mir 200 Thaler erſpart, beſitze eine Kupferplatte, die, mäßig gerechnet, einige Tauſend werth iſt. Sollte dieß nicht zu Gründung eines ſtillen häuslichen Glückes ausreichen? Darf ich mich an Ihren Vater wenden? um die Hand ſeiner liebenswürdigen Tochter anhalten?"

„Mein Vater iſt gegen Sie eingenommen —" verſetzte Marianne voll Angſt — „er wird Sie nicht anhören."

„Er wird — er muß!" verſetzte Bergmuth. „Doch welche Hoffnung geben Sie mir?"

„Ach gar keine, Herr Bergmuth! Geben Sie Acht, mein Vater weiſet Sie ab."

„Aber Sie, theuerſte Marianne? Haſſen Sie mich?"

„Ach nein!"

„Lieben Sie mich ein wenig?"

Fort ſprang Marianne. Nur eine Puppen-Prinzeſſin antwortet auf die plumpe Frage des Prinzen: „Prinzeſſin, liebſt du mir?" — „Ja mein Prinz, ich liebe dir!" Demohnerachtet trat Bergmuth, bei deſſen Anblicke Marianne ſogleich unter hohem Erglühen ſich entfernte, als Brautwerber ſchon am nächſten Morgen in Vogels Stübchen. Aber wer ihn nach kurzem hätte wieder herunterkommen ſehen, würde aus ſeinen verſtörten Geſichtszügen ſogleich auf den ungeheuern Korb haben ſchließen können, womit ſein Rücken beſchwert war — ein Korb, wie ihn nicht der ſüße Mund einer Schönen, ſondern die Derbheit eines Bücher-Vogels zu flechten vermag.

Verzweifelnder Kupferſtecher, was bleibt dir ſonach übrig, als deine Grabſtichel gegen dich ſelbſt zu kehren?

In einem Oberrocke des Hofbeleuchtungsinspectors, womit derselbe seinen künftigen Schwiegervater ausgestattet hatte und welcher für die schmächtige, kleine Gestalt viel zu lang und weit war, schritt des andern Tages Herr Vogel an Buttels Seite durch die Gassen der Stadt dahin. Der Weg galt der beabsichtigten Anstellung Vogels und sein Ziel war der große Gasometer in der Nähe des Hoftheaters, dessen theilweise Beaufsichtigung jenem übertragen werden sollte.

„Gilt denn das Schreien etwa Ihnen?" fragte mit umwölkter Stirne Buttel seinen Gefährten, als der von allen Seiten erschallende und mit dem weitern Fortschreiten der beiden Männer sich mehrende Ruf: „Bücher-Vogel!" des Hofbeleuchtungsinspectors Aufmerksamkeit erregt hatte.

„Leider Gottes, ja!" versetzte der Schimpfirte. „Kaum daß ich mich auf der Gasse blicken lasse, so beginnt auch schon das abscheuliche Geschrei."

„Und nicht einmal meine Gegenwart — ja meine Begleitung kann das Gesindel davon abhalten?" sprach Buttel ergrimmt.

„Ich glaube, sie schreien selbst dann noch, wenn sogar der König mit mir ginge —" antwortete Vogel.

Darauf blieb Buttel plötzlich stehen. „Eben besinne ich mich —" hob er eilig an — „daß ich ja um die jetzige Stunde zum Kammerzahlmeister bestellt worden bin. Hier in diesem Hause

wohnt er. Verschieben wir daher unser Geschäft auf heute Abend, wenn ich meine Braut in den Don Juan führe." — Und fort war er!

„Ich verstehe!" sprach der Verlassene bitter. „Man schämt sich meiner und darum die Verleugnung. O Satansbrut, wann wirst du aufhören, mich mit deinem Geschrei zu verfolgen?"

Zornig ballte er seine Hände in beiden Rocktaschen, welche ihm hierzu weiten Spielraum verstatteten, und lenkte, seinen Quälgeistern zu entrinnen, seine Schritte in's Freie.

Wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird, war Marianne am Abende desselben Tages an dem Arme ihres Bräutigams zum Theater gewandert. Ihnen nachgeschlichen war ein Mann, der noch im Zweifel stand, ob er sich von der Brücke in den Fluß oder in die Irrgänge des großen Opernhauses stürzen sollte. Ohne Mühe erräth Jedes, daß dieser Mann ein Kupferstecher war und Bergmuth hieß. Zum Glück fiel ihm noch bei, daß die Brücke und der Fluß zu jeder Zeit, das Opernhaus aber dagegen nur wenige Stunden des Tages offen stehe. Demnach verfügte er sich in dieses, den Sprung in jenen auf gelegnere Zeit verschiebend. Marianne stand auf dem Feuerboden, ihr verzweifelnder Liebhaber dagegen im Theater-Paradiese auf Feuerkohlen. Buttel inspicirte, ging ab und zu, brachte seiner schönen Braut bald ein Glas Grog, bald einen Pfannkuchen, bald Zuckerplätzchen — lauter kleine Bestechungsmittel für das als naschhaft verdächtigte Frauenvolk, die nur auf Marianne keine Wirkung äußern konnten.

Indeß befand sich Vogel an dem Orte seiner neuen Bestimmung. Das Gemach, das er bewachen sollte, hatte einige Aehnlichkeit mit dem menschlichen Herzen, wo die große Hauptröhre die Pulsader, und die daraus entspringenden Nebenröhren die übrigen Adern vorstellten. Wie dort das Blut in den menschlichen Körper, also sollte hier das Gas in alle Theile der Stadt geführt werden. Der Anblick der schwarzen Eisenröhren mit ihren Schrauben hatte für Vogeln etwas Unheimliches. Dazu betäubte der ungewohnte, mephitische Geruch des Gases dem Aermsten das Haupt und zog demselben ein dumpfes Weh zu.

„Lange dürfte ich's in diesem Schwefelpfuhle nicht treiben —" sprach er vor sich hin — „und mein Herr Schwiegersohn meiner ihm lästigen Person bald entledigt werden." Er setzte sich in die Nähe einer kleinen Gasflamme, welche einer Oeffnung in der Hauptröhre entströmte, und zog die Leipziger Zeitung aus der Tasche, um sich durch Lesen die Zeit und den Kopfschmerz zu vertreiben.

„Madame Schröder-Devrient hat ihren viermonatlichen Urlaub angetreten —" las er halblaut und sprach dann: „Nun, da platzen die Schulmeister vor Neid, wenn sie dieß hören. Aber das ist wahr —" sprach er nach einer Weile — „gleichwie die Schuhmacher die liederlichsten Stiefeln zu tragen pflegen: also brennt

auch hier an der Quelle das Gaslicht am erbärmlichsten. Meine Lampe daheim giebt einen helleren Schein, als dieses winzige Flämmchen.“ Er las weiter. Als ihm aber das Erkennen der Buch-

staben immer schwerer fiel, streckte er mechanisch die Hand nach der großen Schraube in der Haupteröhre aus und schraubte, wie er in besseren Zeiten an seiner Cylinderlampe gewohnt gewesen, nach seiner Meinung den Docht höher herauf. Das Mittel schien probat zu sein und er las immer eifriger weiter.

Nur der liebe Gott konnte einst sprechen: „Es werde Licht,“ so daß es ward. Menschen aber müssen dieß wohl bleiben lassen. Dagegen hat schon mancher Potentat in seinem Reiche gesagt: „Es werde finster —“ und es ist ihm, wenigstens zum großen Theile, gelungen.

Bücher-Vogel war nun zwar kein Potentat, aber doch lag jetzt die Macht in seiner Hand, die Stadt finster zu machen, so weit in derselben das Gaslicht verbreitet war. Und ohne dieß zu wissen und zu wollen, hatte er es bereits gethan. In Folge der fest zugedrehten Haupteröhre blieb nach einer kleinen Weile das Gaslicht plötzlich weg wie Röhrwasser. Sämmtliche Gaslaternen in den Straßen, so wie alle Gasflammen in öffentlichen und Privathäusern erloschen im Nu. Die große Brücke, so eben noch mit ihrer reichen, im Wasser fernhaft wiederglänzenden Beleuchtung ein Gegenstand der Bewunderung — sie lag in starres Dunkel begraben; denn zum Unglücke war der Abend rabenschwarz, und weder Mondschein am Himmel, noch im Kalender zu finden. Auf den Hauptwachen erkannte die betroffene Mannschaft ihre Gewehre, und der

Offizier seine Untergebenen nicht. In den zahllosen, prächtig geschmückten Verkaufsläden der Hauptstraße, wie in den Büdchen der Winkelgassen schrieen Käufer und Verkäufer gemeinsam durcheinander; diesen bangte um ihr Waarenlager, jenen um die bereits bezahlten und noch nicht geborgenen Waaren. Zwanzig walzende Paare in dem Saale des adeligen Cassino wurden durch die hereinfallende Nacht zu versteinten Gruppen. Wie das Gaslicht in den Kronleuchtern, blieb den Musikern der Ton im Halse stecken, und selbst die Saiteninstrumente erstarben nach einigen einsam geführten Streichen. In dem angränzenden Speisesaale schäumte der Champagner aus der entfesselten Flasche erst in die Lüfte und dann ungenossen zu Boden. Hier bettete sich ein fettgeschmortes Rebhuhn in den Atlasschooß einer Schönen; dort geriethen die umhertappenden Hände eines Hagestolzen erst in eine Schüssel voll Aepfelmuß und dann in den Haarputz einer aufschreienden Nachbarin. An leisen und lauten Flüchen, an Zetergeschrei und Ohnmachten, an Brauschen, Fettflecken und vom Leibe getretenen Kleidern war nirgends ein Mangel zu verspüren. Im Café français gedachte eben ein Bouleſpieler seinen letzten Nebenbuhler durch das Machen eines zur Prise gekommenen Balles zu erlegen. Im Ansetzen des Queues befiel Aegyptens Finsterniß das Zimmer und zum Zankapfel ward der reiche Pot. Hier jammerte Einer um ein unverlierbares Solo mit vier Matadoren, dort ein Zweiter in der Whistpartie über die vereitelte Aussicht auf einen Grandschlemm. Ein Dritter suchte am Boden die über dem Präsentiren ihm entfallene, goldene Dose und bat um Gotteswillen, sein Haupt mit möglichen Kopfnüssen verschonen zu wollen. An einem grünbetuchten Tische, wo der König Pharao, trotz des legitimen Königs Verbote, residirte, war die durch das Erlöschen der Gasflammen bewirkte Verwirrung am größten; denn hier handelte sich's um den ansehnlichen Haufen Goldes, welchen der Banquier neben sich aufgestapelt und der zum großen Theile den Mitspielenden vorher angehört hatte. Letztere fühlten sich durch das schützende Dunkel bewogen, das durch des Banquiers Kniffe gestörte Gleichgewicht des Spielglückes mittels einiger herzhaften Griffe in den goldenen Berg wieder herzustellen, was begreiflicherweise der Banquier nebst seinen Gehülfen aus allen Kräften zu verhindern strebte. Doch wer vermöchte alle die traurigen und lustigen Ereignisse zu beschreiben, welche das Umdrehen einer einzigen Schraube in seinem Gefolge hatte?! Die Diebe und die Verliebten allein segneten den unerhörten Zufall. Thaliens Tempel — das große, schöne Schauspielhaus — schien das Schicksal desjenigen zu Herkulanum erlitten zu haben. So eben noch mit seinen weit hin strahlenden Gasflammen einem Feentempel ähnlich, war es jetzt zum dunkeln Steinklumpen geworden, in welchem — wie in einem Vulkane — eine gährende Masse dumpf erbrauste. Und mächtiger und mäch

tiger schwoll das Brausen an, daß die Hallen davon erbebten. Und man vernahm deutlich, wie der unterirdische Lärm zu Tage strebte; wie der Vulkan in der nächsten Minute bersten und seine Lavaströme ausspeien müsse. Und er berstete. Nicht ein Krater nur, — deren viele thaten sich auf, und herausquollen dicht an einander gedrückte Ströme schreiender Menschen, die schwarz anzusehen waren, wie die Bewohner der Unterwelt. Es bezeichnete aber deren Spur eine Aussaat von Hüten, Mützen, Hauben, Schleiern, Tüchern, Shalws, Mänteln, Crispinen, Pelerinen und wie die Inen der Damen sonst noch heißen mögen. Der Aschenbrödel gab es mehrere, welche auf der eiligen Flucht den einen ihrer Schuhe eingebüßt hatten, und ein heirathslustiger Prinz hätte die Auswahl unter vielen großen und kleinen Füßen haben können.

Bekanntlich kann in einem Theater nicht alle Beleuchtung aus Gasflammen bestehen. Daher ruhte auch nur das Hauptdunkel auf der Zuschauermasse, so wie in den Gängen, Foyers und Treppen des großen Gebäudes. Eine künstliche Finsterniß herrschte zwar auch auf der Bühne selbst; denn eben spielte der Diener Leporello die Rolle seines Herrn vor der getäuschten Elvira, als das Gaslicht erlosch. Aber tödtlich erschrocken über dieses Ereigniß, bei welchem dem Hofbeleuchtungsinspector sofort der Name „Bücher-Vogel" beifiel, vergaß Buttel, seinen Leuten das Aufdecken der übrigen Theaterlampen zu gebieten. Vielmehr rannte er gleich ein Besessener von dannen. Als aber die Betroffenheit der Zuschauer in lautes Toben überging, die Schauspieler, Bassisten, Tenoristen, Statisten, Choristen, Maschinisten und sonstigen Isten bunt über die Scene liefen: da hielt es die Primadonna des Hoftheaters an der Zeit, sich an ihrer verhaßten Nebenbuhlerin thätlich zu rächen, wozu ihr die obwaltende Finsterniß und Verwirrung eine nie wiederkehrende Gelegenheit darbot. Demnach schlich Donna Anna herzu, wo Donna Elvira eben ihren Schmerz ausgesungen hatte, und führte mit schneller Hand zwei schallende Backenstreiche nach der Wange ihrer Gegnerin. Wohl klatschte es laut, aber, o Mißgeschick! nicht auf den geschminkten Wangen Elvira's, sondern auf den faltenreichen eines Theater-Zimmermanns, dessen nervige Faust sofort die im Entweichen begriffene Donna packte.

„Alle Habich! wer schmeißt mich so frech?" schrie der Geschlagene und die Nähte des Atlaskleides prasselten unter seinen raffenden Fingern. „Ach, Sie sind's, Madame Kindel-Meier?" schmunzelte er, als nothgedrungen die Gefangene sich zu erkennen gab, somit die That aber auch zur Kundwerdung gelangte.

Indeß jammerte Marianne in wahrer Todesangst auf ihrem Feuerboden, aus dessen Irrsalen sie zu führen, kein Theseus erschien. Aber der eigentliche und einzige Urheber all der hier kürzlich beschriebenen Verwirrung — Herr Vogel — er saß noch immer unschuldig wie ein Kind, das kein Wasser getrübt hat, an Pandorens Unglücks-

büchse, die er nicht geöffnet, sondern vielmehr fest zugeschraubt hatte, und las. Er las noch fort, als draußen ein dumpfes Getöse, gleich dem Branden eines sturmerregten Meeres sich erhob und stärker und stärker durch die dünnen Wände seines Gemachs hereindrang.

Jetzt stürzte ein Gehülfe, leichenblaß und athemlos, herein. Von seiner Faust ergriffen, flog der andächtige Leser von der Hauptröhre weg, deren Schraube die Hände des Gehülfen in zitternder Hast aufdrehten.

„Das Gas explodirt!" tönte es draußen ängstlich.

„Der Gasometer fliegt auf!" rief eine zweite Stimme.

„Rette sich, wer kann!" hieß es im Chor.

Trotz dieser Schreckensworte füllte sich das Gemach mit betheiligten Personen, unter welchen der Hofbeleuchtungsinspector nicht der Letzte war.

„Bücher-Vogel ist's gewesen!" lautete die Anklage. „Gar nicht zu übersehen ist das Unglück, welches er angerichtet hat! — Jeden Augenblick können wir in die Luft gesprengt werden!

„O mein Hoflichtrath!" jammerte der trostlose Buttel. „Licht weg! Blas't jede Flamme aus, sonst verbrennen wir in dem entzündeten Gase! Ich bin ruinirt auf immer! bin verloren! Was wird der Hof — der König dazu sagen!"

„Bücher-Vogel!" wiederholte der Chor — „arretirt muß er werden! Hört ihr, wie das Gas aus dem Wasser mit Ungestüm hervorquappert? Schon hebt sich der Deckel des Gasometers —"

Alle diese, glücklicherweise übertriebenen Ausrufungen verstand Bücher Vogel ganz und gar nicht. Was in aller Welt sollte er doch nur begangen haben? Er war ja nicht vom Flecke gewichen, hatte auch nichts Unrechtes gethan. Der Kopf war ihm so wüst, daß er Alles für einen Traum — für ein Gebilde seiner lebhaften Phantasie erachtete. Erst als die Rede vom Arretiren war und der Fäuste mehrere ihn festpackten, begriff er dunkel, um was es sich handle. Instinktartig machte er es dem keuschen Joseph nach, ließ den weiten Inspector-Rock in den Händen seiner Widersacher und entfloh. Als die frische Abendluft draußen ihn umfing und besinnungsfähig machte — als er aus dem Geschrei der vielen ihm aufstoßenden Menschen den eigentlichen Thatbestand errieth — als er die möglichen, allerdings schlimmen Folgen seiner an sich geringfügigen Handlung bedachte: da befiel eine wahre Todesangst den gutmüthigen Mann, der kein Kind, geschweige eine ganze Stadt betrüben oder verderben mochte. Ohne zu wissen, was er thue, flüchtete er mit dem übrigen Menschentrosse aus der gefahrdrohenden Nähe des Gasometers, durch die aus dem Theater noch herausquellende Menge hindurch und nach dem freien Platze vor der großen Brücke. Seine Angst ward zur Verzweiflung, als das Geschrei: „Bücher-Vogel! Bücher-Vogel! seinen Tritten folgte. Er bedachte jetzt nicht, daß

seine weißen Hemdeärmel auffallen und seine Person, selbst in der herrschenden Dunkelheit, irgend Einem aus der Menge verrathen mußten, — daß es nur einer anregenden Stimme bedürfe, um sogleich eine Menge zur Nachahmung zu veranlassen, — daß dieß, wie alle Tage der Fall war, aus gewohnter Neckerei geschah und nicht, um ihn als den Urheber der Verfinsterung zu verfolgen. Seines Lebens satt, trachtete er demselben ein Ende durch einen raschen Sprung in den Fluß zu machen und nahm deswegen seinen Lauf nach der Brücke hin. Wunderbarer, schneller Wechsel der Dinge! In demselben Brückenbogen, wo vor kaum einer Stunde der unglückliche Bergmuth sich den Tod geben wollte, setzte jetzt Vogel bereits den einen Fuß auf das eiserne Geländer — ein Moment noch und der Sprung war geschehen. Zwei Arme, welche von hinten sich über die keuchende Brust des Gehetzten kreuzten und ihn sofort vom Geländer wegzogen, verhinderten den raschen Selbstmord und eine ernst strafende Stimme sprach halblaut: „Was wollen Sie thun, Herr Vogel?! Bedenken Sie nicht, daß Sie eine Tochter besitzen, die jetzt mehr als je des väterlichen Schutzes bedarf?"

Mit noch größerem Ernste verwies der Lebensretter dem andringenden Pöbelhaufen das Ungeziemende seines Betragens gegen einen kindguten, Niemanden beleidigenden Mann, dem er sofort seinen Mantel umwarf und den er hierauf mit sich fortführte.

Vogel folgte ihm als ein todter Mann, willenlos, mechanisch und schweigend. Nachdem er eine große Strecke mit jenem fortgewandert war und sein Begleiter nicht aufhörte, ihm Trost einzusprechen, entgegnete er: „Ach, mein Herr, Sie wissen nicht, welch' ein unermeßliches Unglück ich angerichtet habe! Durch meine Schuld ist der Gasometer in die Luft geflogen, und Gott weiß wie viel unschuldige Menschen mit ihm — die Finsterniß überall — Alles ist mein Werk!"

„Pah!" versetzte der Mann lachend — „man hat Sie zum Besten gehabt, wie ich sehe. Wäre der Gasometer wirklich aufgeflogen, gäbe es einen anderen Lärm, und daß es nicht noch geschehen kann, sehen Sie daran, daß dort ein Lampenputzer bereits das Gas in den Laternen wieder anzündet. Binnen kurzem wird Alles im alten Geleise sein und man Ihnen für den gegebenen Hauptspaß noch Dank wissen."

Erfolgreicher als alle Trostesworte wirkte auf Vogeln der Anblick der lustig brennenden Gasflammen in den Laternen und allgemach regte sich in der, von ihrer schweren Bürde befreiten Brust das Gefühl von Dankbarkeit gegen den uneigennützigen Lebensretter, welcher jetzt mit seinem Schützlinge die Treppen zu dessen Wohnung hinaufstieg. Vogel's Haupt war noch so voll von dem Erlebten, daß er seinen Retter nicht eher erkannte, als bis Marianne, die bereits heimgekehrt war, mit Licht den Nahenden entgegenkam.

Wenig fehlte, daß die Jungfrau vor Betroffenheit die Lampe hätte fallen lassen, da sie ihren Vater in Bergmuths ihr sehr wohl bekannten Mantel gehüllt und dessen Besitzer an seinem Arme hangen sah. Der Kupferstecher aber war edel genug, sich nach einigen erklärenden Worten zurückzuziehen. Er ging, nachdem der durch ihn gerettete Vogel ihm, zwar stumm, doch herzlich, die Hand gedrückt hatte. Am andern Morgen erwachte er wie neugeboren. Verschwunden war sein Weh und klaren Auges blickte er empor zu Mariannens Fenster, die er dort jedoch vergeblich suchte. Indeß geberdete sich vor seiner Thüre Jemand eben so, wie er selbst neulich vor vor Vogels Wohnung. Man hustete verlegen, räusperte sich und scharrte mit den Füßen. Doch erst auf mehrmaliges Anpochen ging der vertiefte Bergmuth, die Thüre zu öffnen. Welch' freudige Ueberraschung! Marianne, die liebliche Jungfrau, stand vor ihm mit niedergeschlagenen Augen und hochrothem Antlitze. „Die Angst um meinen guten Vater —" hob sie zitternd an — „treibt mich so früh schon zu Ihnen. Er hat die ganze Nacht im Schlafe heftig phantasirt und sogar jetzt, wo er erwacht ist, peinigt ihn die entsetzlichste Angst. Er wähnt sich strafbar, verfolgt und —" Marianne erblaßte — „besonders fürchtet er den Anblick des Hofbeleuchtungsinspectors, den er jeden Augenblick erwartet. Sagen Sie mir um Gotteswillen, was vorgefallen ist und wessen man meinen Vater beschuldigt?"

„Er hat nichts gethan —" versetzte Bergmuth — „als daß er eine kleine Schraube gedreht hat. Sein Sie ohne Sorgen. Kommen ja Besuche zu Ihnen, werde ich sie abfertigen. Oeffnen Sie daher Niemandem Ihre Thüre."

Bergmuth heftete hierauf einen Zeddel an Vogels Thüre, welcher Jedermann an den Kupferstecher wies.

Vogels Befürchtung zeigte sich nicht als grundlos. Kaum daß die Hausthüre aufgeschlossen worden war, fand sich Herr Buttel ein, welcher, nachdem er lange an der verschlossenen Thüre getobt hatte, endlich der Anweisung Folge leistete und sich zum Kupferstecher verfügte. Nach einer langen und lebhaften Unterredung mit demselben sah man bei seinem Weggehen einen Gegenstand in Papier gehüllt, unter seinem Arme, der seiner Form nach ein Bild zu sein schien. Später kamen der Besuche noch mehrere, meistens aus Leuten niederen Standes zusammengesetzt, wie man theils an ihrer Kleidung, theils an ihrer Sprachweise bemerken konnte. Waren diese mit finsteren, zornverkündenden Mienen erschienen, so kehrten sie mit verschmitzt lächelnden Blicken aus Bergmuths Wohnung zurück. Mehr als einer blieb außen an der Treppe stehen und zählte Geldstücke aus einer Hand in die andere. Der Zulauf ward endlich so arg und auffällig, daß die ganze obere Hausbewohnerschaft die Köpfe zusammensteckte und dem Dinge auf den Grund zu kommen trachtete. In dieser Absicht vereinigten sich Holler, der Leutnant und die uns

bekannte Wäscherin. Ihren Bemühungen gelang es auch, den wahren Thatbestand zu ermitteln.

Während einer besuchsfreien Pause ging Bergmuth, sich nach Bücher-Vogels Befinden zu erkundigen. Er fand den Nachbar bei seinen Büchern kauern und anscheinend gefaßt. Doch verrieth die Unstätigkeit seiner Blicke und eine ungewöhnliche Hast in den kleinsten Bewegungen, daß seine Ruhe nur eine erkünstelte war. Marianne saß an ihrem Arbeitstische beschäftigt; ihr Erblassen und Erröthen, das Zittern ihrer Hände, welche kaum die Nähnadel fest zu halten vermochten, das Wogen ihrer Brust — Alles ließ auf eine große, innere Erregung schließen. Marianne hatte den Kupferstecher mit einem vielsagenden und noch mehr fragenden Blicke empfangen; allein derselbe vermied geflissentlich jede nähere Erklärung.

Das polternde Auftreten männlicher Füße vor der Thüre unterbrach plötzlich die gezwungene Unterhaltung und versetzte das Kleeblatt in eine nicht geringe Bestürzung. Im Begriff, dem feindlichen Angriffe kühn zuvorzukommen, sprang Bergmuth nach der Thüre, doch sie erschloß sich noch vor seiner Annäherung und zeigte den Leutnant in Begleitung des musikalischen Instrumentenmachers.

„Alle Wetter, Herr Vetter!" hob der Reimschmidt an — „mein Herr Bergmuth, sind Sie toll unter'm Hut? Sie haben unterschieblicher Canaille, welche wegen angeblich zerbrochener Gläser, Flaschen, Laternen, Arme, Beine und anderer Kleinigkeiten, einen Schadenersatz von unserm Herrn Nachbar Vogel begehrte, Ihr gutes Geld mit Haufen an den Hals geworfen? Herr, sind Sie von Sinnen? Was ist ihr Beginnen? Glauben Sie etwa, unserm Herrn Nachbar damit einen Gefallen oder Dienst erwiesen zu haben? Fehl geschossen! daneben gegossen! Was gilt die Wette, eh' Sie gehn zu Bette, ist die halbe Stadt hier gewesen und hat Ihren Namen da an der Thüre gelesen? Dann werden Sie um Geld geplagt, und, noch eh' es tagt, zum Teufel gejagt — ich, ich hab's gesagt!"

Hier sprach Mariannens thränenperlendes Auge einen so innigen Dank gegen den edlen jungen Mann aus, daß dieser noch alle Geldsäcke der Welt dafür hingegeben hätte.

„In der That, Herr Nachbar —" nahm nun Holler das Wort — „ich weiß wirklich nicht, was ich von Ihnen denken soll. Wissen Sie schon, daß der wucherische Buttel bereits bei allen Kunsthändlern der Stadt herumgelaufen ist, um den Werth Ihrer Kupferplatte — dieses herrliche Kunstwerk — tariren zu lassen und an den Meistbietenden zu verkaufen? Wie ist der —" er sah sich um — „Spitzbube zu Ihrer Platte gekommen? Wie viele tausend Thaler haben Sie von ihm dafür erhalten und weshalb haben Sie gerade an Buttel Ihre Arbeit verkauft, der von der bildenden Kunst, wie von der Musik, gerade so viel versteht, als der Esel vom Lautenschlagen?"

„O Gott! —" rief Marianne — „Vater, haben Sie gehört?"

Vom Vater, dem sprachlosen, blickte sie mit gefalteten Händen zu Bergmuth, als zu einem Heiligen auf.

„Ja, —" sagte wieder der Leutnant — „Herr Bergmuth, Sie können auch singen: „An allen meinen Leiden ist nur die Liebe schuld. Doch, nur Geduld! Wir sind auch noch da und verpflichtet, für Ihr Bestes zu intriguiren, unterminiren, bombardiren, spioniren, ja selbst bei der Nase herumzuführen. Nun aber zu unserm Bataillenplane. Ohne Zweifel werden in den nächsten Stunden neue Angriffe auf Ihre Geldkasse erfolgen, Herr Bergmuth. Der Feind aber soll sich verrechnet haben und unversehens einen Gegner vor sich finden, der ihm die Zähne vorweist. Zwar dürften wir uns nur an die Polizei wenden, um jedem Ueberfalle vorzubeugen, allein, so lange ich mir noch selbst helfen kann, lasse ich die Polizei außer dem Spiele. Ueberdieß verspricht die Sache großen Spas abzugeben und an ein ernstes Gefecht ist nicht zu denken.

Die Verbündeten hatten sich in Hollers großes Arbeitszimmer begeben. Nicht gar lange währte es, so vernahm man die Fußtritte des nahenden Feindes, die derselbe nach Vogels Wohnung hinaufrichtete. Da diese verschlossen und auch der vorher daran befindlich gewesene Zeddel weggenommen worden war, so begaben sich die Besuche gewöhnlich nach kurzem Verweilen vor Bergmuths Thüre, wo nach und nach ein ganzer Trupp zusammenkam. Buttels Ankunft beschleunigte die Catastrophe. Mit erhitztem Angesichte und keuchend trat er in Hollers Zimmer, wo er, die Anwesenden mit einem Blicke überzählend, alsbald zornig ausrief: „Ha, da finde ich ja gleich die ganze saubere Gesellschaft beisammen! Vor allen Dingen will ich mit dem Mosje Kupferstecher Rechnung machen. Sie meinten, mit Ihrer Kupferplatte mir die Braut abzukaufen und zugleich den unermeßlichen Schaden ersetzen zu können, den der alberne Bücher-Vogel in seinem Dusel angerichtet hat? Ja, wenn ich so dumm wäre, als Sie mich halten mögen! Man hat noch gute Freunde —" er warf einen bedeutsamen Blick auf den lächelnden Instrumentenmacher — „welche uns über gelegte Schlingen die Augen öffneten. Hier haben Sie Ihre nichtsnutzige Platte zurück; ich behalte dagegen meine Braut und meine Ansprüche auf Schadenersatz bei deren Vater, für den Fall, daß Sie den schwachen Alten übertölpelt hätten. Gar fein hatten Sie Ihr Spiel mit den hiesigen Kunsthändlern abgekartet, welche zwar Ihre alberne Kritzelei sehr hoch taxirten, sich aber wohlweislich hinter leere Ausflüchte zurückzogen, drängte ich sie zum Kaufabschlusse." Buttel warf hierauf die Kupferplatte so verächtlich hin, daß dem gekränkten Künstler die Zornader auf der Stirne anschwoll. Ein Wink des Leutnants verhütete jedoch einen voreiligen Ausbruch. Jetzt wendete

ſich Buttel an den zitternden, niedergeſchlagenen Bücher-Vogel, den er vollends zu vernichten befliſſen war.

„Und wenn Sie —“ ſchloß er ſeine donnernde Rede — „Ihr heiliges Verſprechen, mir Ihre Tochter zu geben, zu brechen geneigt ſein ſollten: ſo bringe ich Sie zeitlebens in's Zuchthaus, hetze Ihnen überdieß noch den ganzen Troß draußen auf den Hals, der wie ich auf Schadenerſatz dringt.“

Jetzt trat der Leutnant in völliger Uniform auf Buttel zu: „Herr Inſpector —“ hob er kalt und mit furchtbarem Ernſte an — „im Auftrage Herrn Vogels da erkläre ich Ihnen, daß Sie deſſen Tochter als eheliches Gemahl nicht heimführen können. Was Ihre ausgeſtoßenen Drohungen anbelangt, ſollen Sie die gebührende Antwort darauf ſpäter erhalten. Gegenwärtig aber fordere ich Genugthuung wegen der ehrenrührigen Ausdrücke, deren Sie ſich in Bezug auf unſre Geſellſchaft erlaubt haben. Sie werden ſich mit mir ſchlagen — jetzt gleich — auf Tod und Leben! Einer nur von uns beiden verläßt lebend dieſes —“

„Zu Hülfe! zu Hülfe!“ ſchrie der Inſpector mit einer Löwenſtimme. „Herbei, ihr Leute! Man will mich ermorden! Hier iſt Bücher-Vogel! Hülfe! Hülfe!“

Auf dieſes Zetergeſchrei füllte ſich ſofort das kleine Vorhaus des Inſtrumentenmachers mit der herbeiſtürzenden Menſchenmaſſe. Ihrem Eindringen in das Arbeitszimmer jedoch ſetzten ſich einige ſtarke Holzlatten entgegen, welche ſich auf einen Griff Hollers quer vor die aufgeriſſene Thüre legten. Einen voreiligen Burſchen, welcher ſich durch einen der Zwiſchenräume einzuzwängen ſuchte, drückte Hollers Fauſt ſo kräftig auf die Latte nieder, daß ihm das Bruſtbein knackte und er von einem zweiten Verſuche alsbald abſtand.

Jetzt holte der Leutnant ein paar Piſtolen aus der Rocktaſche hervor. Kaltblütig ſpannte er deren Hahn und ſagte: „Den Erſten, welcher über die Schwelle eindringt, ſchieße ich vor den Kopf wie einen tollen Hund.“

Hierauf ward es mäuschenſtill bei der tobenden Menge.

„Was wollt ihr hier?“ redete ſie der Leutnant an. „Wer heißt euch, auf ſo ungeſtüme Weiſe in ein fremdes Zimmer zu brechen?“

„Wir wollen Schadenerſatz von Bücher-Vogel!“ hieß es durch einander — „Wir ſind geſtern durch ihn unglücklich geworden —“

„Gut!“ verſetzte der Leutnant — „ſo wendet euch mit euern Anſprüchen an die Obrigkeit; aber hier bekommt ihr nichts.“

„Andere haben auch bekommen —“ war die Antwort — „und die nicht ſo viel eingebüßt haben als wir.“

„Ha! ich verſtehe! —“ ſagte der Leutnant grimmig — „doch dießmal ſollt ihr euch hölliſch betrogen haben. Nicht einen rothen Heller ſollt ihr zu ſehen bekommen, blutige ausgenommen. Scheert euch von hinnen oder es ergeht euch trübſelig.“

„Laßt euch nicht einschüchtern! —" ermunterte Buttel — „Ihr werdet es doch mit einem invaliden Eisenfresser aufnehmen können —"

Ein ungestümer Schub des Eisenfressers versetzte den Inspector auf die Dielen hin. Während dem jedoch legte die Menge draußen Hand an die Latten. Dieß war das Zeichen zum Kampfe, dem vorbereiteten.

Der Trompeter-Automat blies schmetternd zum Angriffe. Die Hyäne heulte täuschend und furchtbar. Frau Tauchert und Samuel schleuderten einen Regen von Sand und Sägespäne auf die Eindringenden, welche Holler und Bergmuth mit den ergriffenen Latten in Masse zurückdrängten. Der Feind erblindete, verlor den Muth und räumte — seines Unrechts sich bewußt — alsbald den Kampfplatz.

„Die wären abgefertigt —" sagte der Leutnant — „und nur über Einen noch das Urtheil zu fällen. Mein Herr Hofbeleuchtungsinspector! Sie sehen hier in meinen Händen zwei sich völlig gleichende Pistolen. Eine davon ist geladen, die andere nicht. Nun wählen Sie, welche Sie wollen. Wir stecken uns gegenseitig die Mündung zwischen die Zähne und drücken auf ein gegebenes Commando beide zugleich los. Einer von uns wird erschossen, während der Andere mit dem bloßen Schrecken davon kommt. So ist meine Art, mich zu duelliren."

„Gehorsamer Diener!" versetzte Buttel protestirend — „Haben Sie nicht das Mandat gegen das Duelliren gelesen? Ich bin ein zu gehorsamer Unterthan, um gegen die bestehenden Gesetze zu handeln."

„Oh!" erwiederte der Leutnant — „gar Vieles ist verboten und wird doch gethan. Ist z. B. nicht das Tabakrauchen in den Gassen untersagt und dennoch raucht alle Welt? Wählen Sie oder ich schieße Sie ohne Weiteres nieder."

„Aber mein Gott! so bedenken Sie doch, —" wendete Buttel ein — „welch' eine schwere Leibesstrafe der Ueberlebende zu erwarten hat! Sein ganzes Erdenglück wäre dahin."

„Allerdings —" antwortete der Leutnant — „sollten Sie ja so glücklich wählen, daß Sie mich niederschössen, würde im gelindesten Falle lebenslängliche Zuchthausstrafe Ihr Loos sein."

„Aber auch das Ihrige!" bemerkte Buttel.

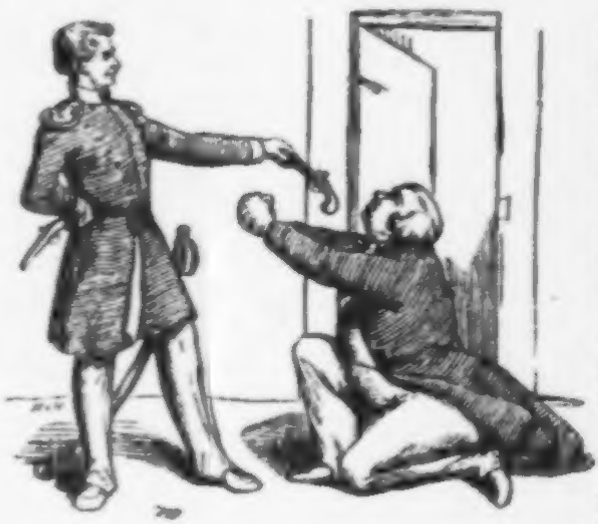
„Oh!" erwiederte der Leutnant — „ich bin Offizier und Edelmann obendrein. Ich käme mit einem Jahre Festungsstrafe davon."

„Aber ich schieße mich nun einmal nicht —" sagte Buttel trotzig.

„So schieße ich —" versetzte der Leutnant kalt, spannte den Hahn und richtete die Mündung der Pistole auf Buttels Brust, dem bei diesem Anblicke nicht wohl zu Muthe ward.

„Keine Narrethei, Herr!“ rief er erbleichend — „ſolchen Spas verbitte ich mir! Wie leicht kann das Ding losgehen, wenn Sie's auch nicht wollten!“

„Ich ſpaße nie —“ ſprach der Leutnant, — „am wenigſten mit einem Menſchen, der meine Ehre angegriffen hat. Bereiten Sie ſich zum Tode vor.“



„Soll ich wirklich hingeſchlachtet werden?“ klagte Buttel — „Will Keiner von den Anweſenden ſich meiner erbarmen? Liebſte Marianne! guter Herr Vogel! alter Freund Holler! beſter Herr Bergmuth! können Sie hier einen ſtummen, gleichgültigen Zuſchauer abgeben?“

Er fiel auf ſeine Kniee nieder, als die Piſtole auf ſeine Bruſt gerichtet blieb.

„Herr Leutnant!“ flehte Marianne voll Mitleid; auch die Uebrigen meinten im Stillen, daß der Spas denn doch zu weit getrieben ſei, und gaben ſolches dem Leutnant durch allerlei Zeichen zu verſtehen.

„Ich könnte Sie —“ ſprach der Leutnant zu Buttel — „mit der Piſtole in der Hand zwingen, allen Anſprüchen auf Mariannens Hand und auf Schadenerſatz von Seiten Herrn Vogels für immer zu entſagen. Allein dieß iſt nicht einmal nöthig. Fräulein Marianne kann ihre Hand verſchenken, an wen ſie will, und hat Herr Vogel ja einigen Schaden angerichtet, ſo iſt das Ihre Schuld. Uebrigens erachte ich Sie für zu erbärmlich, als daß ich im Ernſte mich mit Ihnen in eine Ehrenſache einlaſſen könnte. Heben Sie ſich von hinnen, betretem Sie aber nicht wieder dieſes Haus, wollen Sie nicht auf ähnliche Weiſe hinausgewieſen ſein wie jenes Pöbelvolk.“

Mit Verachtung wendete ſich der Leutnant von dem Inſpector ab, welcher mit Flüchen zwiſchen den verſchloſſenen Lippen davonging.

Das Feld war nun geräumt, doch Bücher-Vogel nicht im Zimmer zu entdecken. Erſt auf mehrmaliges Anrufen kam er hinter einem Bretterhaufen vorgekrochen und zwar — o lächerliche Fürſorge! — mit der Kupferplatte auf der Bruſt, die er ſich als Kuiraß mittels eines Tuches vorgebunden hatte.

„Recht ſo!“ ſprach Holler lachend — „Dieſe Platte mit der

büßenden Magdalene darauf sei fortan ein Schutzmittel gegen allerlei leibliche Noth und Sorge. Wissen Sie, Herr Nachbar Bergmuth, daß der Kunsthändler Arnulfi bereits 6000 Thaler darauf geboten und mich beauftragt hat, Ihnen dieses Gebot zu eröffnen? Ich an Ihrer Stelle würde sie jedoch für diesen Preis noch nicht lassen. Allein, Herr Nachbar Vogel, was sagen Sie dazu? Ließe sich nicht eine recht hübsche Hauswirthschaft dafür herstellen? Wie wär's, wenn Sie der gestochenen Magdalene da noch Ihre Maria Anna beifügten und somit dem Künstler einen ungleich schöneren und größern Lohn darreichten, als ihn kein König verleihen kann?"

Hier hatte Marianne nichts Eiligeres zu thun, als sich nieder zu bücken und die verstreuten Sägespäne unter hohem Erröthen zusammen zu kehren. Bergmuths Augen hingegen hafteten mit großer Begier an Vogels Munde, welcher jetzt also entgegnete:

„Wohl weiß ich, was Alles ich Herrn Bergmuths Edelsinne zu danken habe. Auch ist ihm meine Marianne gar nicht gram —"

Diese bekam plötzlich einen fast schlimmen Hustenanfall.

„Aber —" fuhr Vogel fort und stockte —

„Aber?" wiederholten Bergmuth, der Leutnant und Holler mit einem Munde.

„Aber er kann nun einmal die Bücher und das Bücherlesen nicht leiden —" fuhr Vogel nothgedrungen fort — „und gleichwohl kann ich nicht anders —"

„Das lügen Sie wie gedruckt, Herr Bücher-Vogel!" fiel hier Samuel vorschnell ein — „Kommen Sie mal mit in Herrn Bergmuths Stube, da sollen Sie sehen, was Sie nicht vermuthen werden."

Der Bursche erfaßte Vogels Hand und schritt, gefolgt von den Uebrigen, mit ihm hinaus und in die gegenüber gelegene Wohnung Bergmuths. Hier führte er seinen Begleiter in einen Winkel der Stube, nahm ein großes, hingeworfenes Tuch weg und sagte, indem er auf einen darunter sichtbar werdenden, mächtigen Bücherstoß zeigte: „Da sind alle Ihre Bücher, die ich in's Käsebüdchen für Sie tragen sollte. Besser als die Büdchensfrau hat sie mir Herr Bergmuth bezahlt, weil es ihn jammerte, daß so schöne Bücher unbarmherzig zerrissen und zu Käsepapier benutzt werden sollten. Und nur, um sie Ihnen später wieder zu geben, hat Herr Bergmuth die Bücher bisher bei sich behalten."

Diese Rede und der Anblick seiner verloren geglaubten Bücher schmolzen auch die letzte Rinde von Vogels Herzen hinweg. Tief ergriffen riß er den wackern Bergmuth an seine Brust.

„Nimm hin, lieber Sohn!" — rief er, ihn zärtlich küssend, aus — „was ich Theures besitze: mein liebes, gutes Kind — meine herzige Marianne, die dich nicht minder liebt!"

Dann kauerte er sich vor dem Bücherstoße nieder, mit gierigen Händen darin umherzuwühlen.

„Wirklich — Alles finde ich wieder!“ rief er entzückt — „die Bundestagsakten — Claudius Briefsteller — Ovids Verwandlungen — oh! und meinen verstoßenen Martin Speelhoven!“

Er sprang auf und zur Tochter hin, die er in Bergmuths Arme führte: „Seid glücklich, Kinder!“ rief er und lief zu seinen Büchern zurück.

„Marianne, wollen Sie mein sein und gern?“ fragte Bergmuth, die Jungfrau zärtlich umfangend.

„Ach!“ erwiederte diese weinend — „ich bin Ihrer gar nicht werth!“ Sie barg das Haupt an des Heißgeliebten Brust.

Ihnen nahete sich jetzt der Leutnant, des büchervertieften Vaters Stelle zu vertreten. Die Hände der Liebenden zusammenlegend, sprach er feierlich:

„Lebet glücklich, lebet froh
wie der König Salomo —“

und dann zu sämmtlichen Anwesenden:

Vereinte, treue Nachbarschaft —
besitzt sie nicht sehr große Kraft?
Drum soll unsre Freundschaft sein
wie die Festung Königstein.

Gustav Nieritz.

Das Wiener Chocoladenmädchen.

Der geheime Justizrath Manfred kehrte von einer vierzehntägigen Lustreise, die er nach Dresden und in die sächsische Schweiz unternommen hatte, wieder heim. Im Bahnhofe zu Berlin glücklich angelangt, sah er sich alsbald von seiner jungen, schönen Gattin und einem blondgelockten Amor von Söhnlein mit Freuden empfangen. Nachdem er die zärtlichsten Küsse zurückgegeben hatte, mit den Seinen in den Wagen gestiegen und zu Hause angelangt war, packte er alle die kleinen und großen Kleinigkeiten aus, womit er die Seinen, als Entschädigung für seine längere Abwesenheit, zu erfreuen gedachte. Und wirklich freuten sich Mutter und Söhnlein, denn der

Justizrath besaß Geschmack in der Wahl und brauchte eine Man-
del Thaler eben nicht groß zu achten. Er aber glaubte das Eisen
schmieden zu müssen, weil es noch warm war, schlang daher seinen
Arm um den schönen Hals seiner Gattin und sagte, sein Antlitz
dem ihrigen nähernd, mit scheinbarer Zerknirschung: „Liebe Adol-
phine, nicht so? ein Sünder, der seine Schuld freiwillig gesteht,
ist nur ein halber Sünder?" „Dieß gilt nur, —" versetzte die
Justizräthin lächelnd — „wenn der Sünder den ernsten Vorsatz
faßt, sich für die Zukunft zu bessern." „Das kann ich leider nicht
versprechen —" sprach Manfred. „Höre meine Beichte und dann
entscheide. Ich bin dir untreu worden — liebe neben dir noch eine
Andere." Die Justizräthin machte sich hier von dem Arme ihres
Mannes los und sah demselben fragend in's Gesicht. Manfred
schlug die Augen nieder und fuhr fort: „Ja, ich gestehe dir, daß
ich diesen neuen Gegenstand meiner innigen Neigung alle Tage
zweimal besucht und oft stundenlang bei ihm zugebracht habe.
Meine zweite Geliebte wohnt in Dresden und da ihr Haus ein
öffentliches ist, so war mir der Zutritt den Tag über unverwehrt."
„Ein öffentliches!" sagte die Justizräthin und erblaßte. „Ja!"
sagte der Justizrath trübselig. „Auch gab es der Schönheiten noch
andere und viele darin, daher die Besuche gar nicht abrissen. Hätte
der Maler nicht die unverschämt hohe Forderung von 40 Ducaten
gestellt, ich würde mich nicht haben abhalten lassen, ein ganz treues
Bild meiner Geliebten mitzubringen." „O!" sagte Adolphine
etwas bitter — „ich glaube, du hättest das Original für die Hälfte
dieser Summe erhalten." — „Du irrst dich —" antwortete der
Justizrath — „um keinen Preis wird der König von Sachsen die-
sen Juwel aus seiner Gemäldegalerie weggeben wollen." — „Ge-
mäldegalerie?" fragte Adolphine und ihre Brust fühlte sich wun-
derbar erleichtert. „So ist's!" erwiederte Manfred, indem er ein
kleines Bild vorzog — „Dieser Kupferstich soll das Wiener Cho-
coladenmädchen, in Pastell gemalt von Liotard, vorstellen, allein
es hat nicht die mindeste Aehnlichkeit mit dem Original; denn die
junge Schöne hat hier das Gesicht einer alten Frau und darum —"
er zerriß das Bild in Stücken — „sei es auch vernichtet. Das
Original hat wirklich existirt und ist eben wegen seiner Anmuth
und Schönheit vom Stubenmädchen zur Fürstin erhoben worden.
Ich würde es auch gethan haben und beneide den Fürsten, der das
liebliche Kind zu seiner Frau erkiesen durfte." „Und ich?" fragte
Adolphine gekränkt. „Auch du bist eine liebliche, herrliche Blume —"
schmeichelte Manfred — „doch sähest du das zarte Roth auf dem
weißen Gesichtchen der Wienerin, die kleinen, geschlossenen Lippen,
die feine Nase, die schämig gesenkten, dunkeln Wimpern, den
schlanken Hals, die keusch verschleierte Fülle des Busens, die net-
ten, arbeitsamen Hände des Mädchens, womit sie das Präsentir-
bret umfaßt, die Spitze des niedlichen Fußes — dazu der ganze

geſchmackvolle, ſolide Anzug des Kleides von kaffeebrauner Seide; die weiße reinliche Schürze, die eben erſt aus der Kommode genommen zu ſein ſcheint und darum noch die kleinen Knitter des Bruches zeigt; das ſchlichte Halstuch und die noch einfachere Haube — ha! was iſt all euer jetziger Flittertand gegen einen derartigen Putz!" —

Adolphine ließ ihren Mann fortſchwärmen und ſammelte dabei ſorgfältig die Stücken des zerriſſenen Bildchens auf. Als nun nach zwei Monaten der Juſtizrath an ſeinem Geburtstage früh aus dem Schlaf- in das Wohnzimmer trat, war ihm eine große Ueberraſchung bereitet. Sein vierjähriges Söhnlein in dem Coſtüm eines Amors, wie das Bruſtbild eines ſolchen, von Mengs gemalt, die Dresdener Gemäldegalerie zeigt, ſtand an der Seite eines groſſen Goldrahmens und zog bei dem Eintritte des Vaters mittels der erfaßten Schnure einen grünſeidenen Vorhang von jenem hinweg. Und ſiehe da! das treue Abbild des Wiener Chocoladenmädchens ſtand vor des überraſchten Juſtizrathes Angeſichte — ausgeführt bis auf die kleinſten Einzelnheiten und mit bewundernswerther Wahrheit. Wahrlich, die Kunſt ſchien die Natur hier noch überbieten zu wollen; denn, ſchienen nicht die langen, dunkeln Wimpern ein wenig zu zucken? der Buſen faſt unmerklich ſich zu heben? die Chocolade in der Taſſe zu rauchen und das blanke Kaffeebret zu blitzen? Haube und Halstuch, Kleid und Schürze, ſelbſt der Fuß mit dem hohen Abſatze — Alles Original! Und als der betroffene Juſtizrath näher trat, da erhoben ſich die geſenkten Augenwimpern und ein freundliches Augenpaar lächelte ſchelmiſch ihn an; die Lippen liſpelten Glückwünſche, und die Hände reichten ihm die dampfende Chocoladentaſſe dar. Der entzückte Manfred aber ließ jetzt Chocolade Chocolade ſein. Von den würzigrothen Lippen ſeiner Gattin trank er jetzt ſüßeren Nectar und ungeſtraft durfte der durſtige Amor an der hingeſetzten Chocoladentaſſe einen braunen Bart ſich malen. „Bin ich —" ſagte Adolphine unter der innigen Umarmung — „nicht wohlfeiler zu haben als das Bild der Wienerin? Rahmen, Vorhang und Anzug — ſie kommen noch lange nicht 40 Ducaten." „Wohlfeiler?" entgegnete Manfred — „nein, das biſt du nicht; koſteſt du mich jährlich doch mehr als 100 Ducaten! Aber wenn auch! Dafür gebe ich dich auch nicht für alle ſchönen Wienerinnen hin — nicht für die Sixtiniſche Madonna — nicht für alle Schätze der Welt! Radical geheilt haſt du mich von meiner Untreue." „Wohl mir!" entgegnete Adolphine und ſchlug den näſchigen Amor auf die Hand, denn dieſer ſtellte ſich eben an, mit ſeinen Fingern den Chocoladenüberreſt aus der Taſſe zu holen.

Der kleine Tambour.

Marlot, der junge R
krut von 12 Jahren, hat si
an den Ort seiner Bestim
mung begeben. Er soll d
Kunst des Trommelns erle
nen, und gleichwie der a
gehende Waldhorniste sei
ohrenzerreißenden Klänge v
Jedermanns Gehöre zu ve
bergen bemüht ist, also w
auch Marlot von seine
Tambour-Major angewies
worden, seine ohrenerschü
ternden Töne der Einsamk
vorzutrommeln. Darum b
fand sich auch der Ort sein
künstlerischen Versuche a
äußersten Ende der Stad
wo einige ärmliche Hütte
deren Bewohner den T
über auswärts zu sein pfle
ten, bis an den Saum ein
Wäldchens reichten. Zw
befand sich auch unter ihn
ein schönes Landhaus, alle
offenbar war dasselbe unbewohnt, denn fest verschlossen blieb Th
und Thüre, so wie die grünen Jalousieen vor den Fenstern. Mar
stimmte nach erhaltener Anweisung sein kälbernes Toninstrumen
zog dann vom Leder, jedoch erst nur einen Schlägel, und began
damit auf das Leder zu klopfen, was freilich noch nicht einmal
anmuthig klang, als wenn ein angehender Sänger die Tonleite
singt. Noch gar nicht lange hatte Marlot getrommelt, als er s
von einer zornigen Stimme anrufen und ausschelten hörte. Er s
auf, in dem Hause mit den grünen Jalousieen eins der bisher ve
schlossenen Fenster geöffnet und in demselben einen Menschenko
herausschauen, den er für den des Mephistopheles gehalten hab
würde, wäre ihm derselbe bekannt gewesen. Das lange, schma
warzenbesäete Antlitz mit der ungeheuern Nase, dem vorragend
Kinne und den grauen, überbuschten Augen — das weißliche, stru
pige, gen Himmel steigende Haar und der ungeheure, zahnlo
Mund, welcher den jungen Virtuosen zu allen Teufeln gehen hie
machten diesen anfangs zu jeder Vertheidigung unfähig, bis er en
lich die Linke betheuernd erhob und sich mit dem Befehle sein
Trommelkapellmeisters entschuldigte. Und da bei dem Kriegerstan

das Gebot der Oberen über das göttliche sogar zu gehen pflegt, so trommelte Marlot, trotz des Protestirens von Seiten des Grauköpfes, wacker fort, um für diesen seinen Diensteifer des andern Tages einen tüchtigen Wischer zu erhalten. Denn der Trommelfeind war ein berühmter Gelehrter und Naturforscher, der sich mit seiner Beschwerde geradezu an den General gewendet und völlige Genugthuung verlangt, auch wirklich erhalten hatte. In Folge derselben trommelte Marlot nunmehr den scheuen Bewohnern des nahen Waldes die Ohren voll, welche, obgleich dem jungen Burschen an Körperstärke weit überlegen, gutwillig das Feld räumten und sich in die Tiefe zurückzogen. Eines Tages, an welchem die sommerliche Sonne glühend heiß vom wolkenfreien Himmel herabsengte, fühlte sich Marlot von seiner einförmigen oder vielmehr eintönigen Arbeit gänzlich erschöpft. Unter ihm, am Fuße des Berges, auf welchem er stand, schlängelte sich ein Flüßchen durch schattiges Erlengebüsch dahin. Wie einst im Paradies die Schlange unsre Stammältern, also verlockte ihn das murmelnde Wasser zum Näherkommen. Nur einen erfrischenden Trunk wollte er sich gestatten. Als er aber an dem klaren, lustig daher brodelnden Flüßchen stand, konnt' er der Lust nicht widerstehen, seine matten Glieder in dasselbe einzutauchen. Der Tambour-Major war ja kaum vor einer halben Stunde erst da gewesen und seine baldige Rückkehr nicht zu befürchten. Hin in's weiche Gras flog Trommel und Montur, Marlot selbst hingegen schlüpfte in die kühlen Wellen, in welchen er wie ein Fisch munter herumplätscherte. Da vernimmt er plötzlich, wie man auf der Höhe „Marlot!" ruft. Ja, es leidet keinen Zweifel — der strenge Regimentstambour ist's, der zurückgekehrte, der seinen desertirten Schüler sucht. Sein Dasein, wie seine Thätigkeit kund zu geben, springt er aus dem Wasser und nach der Trommel hin, die er über den wassertriefenden Leib hängt, um auf ihr einen kunstgerechten Wirbel zu schlagen. Doch, o Himmel! während er hierdurch der Scylla zu entrinnen strebt, fällt er in die Charybdis! Denn kaum daß das Echo donnernd den Hall wiedergiebt, steigt hinter einem dreternen Kasten, der, wie Marlot später erkennt, ein Badehäuschen vorstellt, das schreckliche Angesicht des — Naturforschers empor. Und grimmiger als das erste Mal, heißt derselbe den trommelnden Adamiten zu allen Teufeln gehen, indem vor Schrecken über den unvermutheten Höllenlärm der Schlag ihn schier im Bade gerührt habe. Hierauf machte es Marlot wie Adam: er raffte seine Feigenblätter aus dem Grase auf und verbarg sich damit unter die Gebüsche, dort mit Zittern auf die strafende Stimme seines Lehrers horchend. Doch kam er dießmal noch mit dem bloßen Schrecken davon. Nach einigen Wochen rückt Marlot mit seinem Regimente in die Cantonnirung auf's Land aus. Nun sind zwar die Landleute auch Naturforscher und zwar recht praktische, eben darum aber auch nicht so wähligen Gehöres wie unser Gelehr-

ter: denn das Brüllen der Kühe und Ochsen, die Laute der Schwein
Ziegen, Schaafe, Gänse und Enten bieten wohl eben so wenig A
wechselung dar als die Töne der Trommel. Daher durfte Marl
trommeln nach Herzenslust und er that dieß auch. Schon nach ein
gen Tagen entdeckt er in der Umgegend seines Dörfchens ein a
muthiges Thal und hinter der darin einsam gelegenen Mühle eine
Weiher, dessen Wasser die Mühlräder speißt und den jungen Tam
bour zu einem willkommenen Bade einladet. Er folgt der Einl
dung und greift, nach erlangter Stärkung, mit verdoppeltem Eif
zu seiner Trommel, seinen Dank trommelnd kund zu geben. H
was ist's, das plötzlich hinter einem dicken Buchenstamme hervo
kommt und den Tambour wie eine Klapperschlange anzischt? D
Mephistopheles-Gesicht des Gelehrten! Ja, derselbe war es, de

auf einer Bank unter der B
che Schatten sitzend, statt
dem Buche der Natur selb
in einem gedruckten Buche s
dirt und geforscht hatte. „B
ich denn dazu verdammt —
ruft er zornig aus — „d
dieser trommelnde Teufel me
Leben verbittere? Ihm u
seinem höllischen Instrumen
zu entrinnen, habe ich mi
in diese Einöde zurückgezog
und auch hier —! Ha, i
glaube, der Bube würde m
selbst nachfolgen, wenn ich
die tiefsten Schächte der Er
mich begrübe! Morgen glei
will ich von hinnen fliehen
doch heute — gleich jetzt hebe dich von hier, oder ich zerschlage dei
Trommel in Stücken und deren Klöppel an deinem Kopfe!" U
Marlot schlich wie ein begossener Hund von dannen. In derselb
Nacht fuhr der Naturforscher tödtlich erschrocken auf von seine
dießmal ungewöhnlich festen Schlafe. „Verwünschter Bube!
rief er wuthentbrannt — „selbst des Nachts gönnest du mir d
Ruhe nicht? Ha!" seine Hände tappten nach einem Mordinstr
mente umher — „so soll denn diese Nacht deine letzte sein!"
Mit dem erfaßten Stiefelknechte stieß er den Fensterladen der U
terstube auf. Geblendet und entsetzt fuhr er zurück — vor sein
Blicken wogte ein rothes Feuermeer — und dicht vor demselb
und dem Fenster des Gelehrten stand Marlot, von Feuerfunk
übersprüht, im bloßen Hemde und die Trommel darüber gehäng
deren Fell unter seinen wirbelnden Händen bald zerplatzte. „R
tet Euch, Herr! —" schrie er dem verdutzten Gelehrten zu

„schon brennt auch das Dach über Euch!“ Dann trommelte er wieder aus Leibeskräften.

Als später der Tag angebrochen und die Feuersbrunst, nachdem sie die Hälfte der Mühlengebäude eingeäschert hatte, durch den Beistand der herbeigeilten Landleute und Soldaten glücklich gelöscht worden war, da sah man ein gar sonderbares Schauspiel: das Mephistopheles-Gesicht des Naturforschers an der Brust des jungen Tambours gebettet! Und man vernahm, wie der zahnlose Mund unsern Marlot als einen Lebensretter, und dessen Trommel als eine Engelsposaune pries, die den alten Mann in der Wahrheit vom Tode erweckt hatte. Drum: es kann über Nacht leicht anders werden!

E. W.

Der jugendliche Borger.

„Wo hast du dein Bilderbuch, Alphons?“ fragte die Mutter.

„Meynerts Heinrich hat mir's abgeborgt.“

„Und wo ist dein Baukasten, Alwin?“

„Heinrich hat mir ihn abgeborgt.“

„Meinen Zirkel und mein elastisches Gummi hat er gleichfalls schon lange —“ klagte Moritz.

„Meinen Federball kann ich auch nicht wieder bekommen von ihm —" sprach Madelaine.

„Und ich meinen Säbel und meine Husarenmütze auch nicht —" rief Victor. „Schon über einen Monat hat er beides."

„Und was gilts —" sagte Alphons — „mein Bilderbuch ist zerrissen, die Bausteine sind verloren gegangen, der Federball hat seine Federn, der Zirkel seine Spitze, der Säbel die Klinge und die Husarenmütze den Boden eingebüßt. Denn so macht es Heinrich gewöhnlich mit Allem, was er seinen Freunden abborgt — man muß es für verloren achten."

Der Mutter schwoll die Zornader auf im Gesichte, das sich röthete. „Geh," sprach sie hastig zum Stubenmädchen — „zu Heinrichs Mutter. Ich lasse unverzüglich um Victors Säbel und Husarenmütze, und morgen um die Behändigung der übrigen Sachen bitten, die ihr Sohn meinen Kindern schon so lange abgeborgt hat."

Lisette ging. Als sie vernahm, daß Madame Buring große Theegesellschaft bewirthe, begnügte sie sich, den Knaben aus dem Gastzimmer rufen zu lassen. „Was soll mein Heinrich?" fragte Madame Buring den Diener. „Will man seine Gesellschaft sich erbitten? Die Botin mag hereintreten." Lisette kam. Sie gerieth in Verlegenheit, als sie die zahlreiche Damengesellschaft gewahrte, und eben ihre Verwirrung machte sie die Unhöflichkeit begehen, daß sie beide Hände in ihre Schürzentaschen steckte, indem sie, vor Madame Buring tretend, ihres Auftrags sich entledigte. Die Damen horchten hoch auf — Madame Buring versteinerte, erblaßte, kränkte sich und rief mit bebender Stimme den kleinen Borger herbei, der, nichts Gutes ahnend, sein Gesicht mit der Hand verdeckte und eine weinerliche Miene annahm. „Was muß ich von dir hören, thörichtes Kind!" sprach sie zu ihm. „Wie? einen vollen Monat schon hast du die Sachen deiner Freunde an dir behalten? Wo ist die Husarenmütze und der Säbel? Sogleich schaffe beides herbei und dann bemühe dich um die anderen Sachen."

Heinrich ging, das Haupt auf die Brust gesenkt, durch die Reihen der auflauernden Gäste nach der Kinderstube und kehrte bald mit den fraglichen Gegenständen zurück. Allein, wie Alphons prophezeit hatte, erkannte niemand in ihnen eine Husarenmütze oder einen Säbel wieder. Blos einige Bruchstücke fanden sich noch vor. Madame Buring erfaßte die Hände des leichtsinnigen Kindes und sagte zu ihm mit einer ernsten Milde: „Nein, Heinrich, du irrest dich! So etwas verlangt man nicht von dir zurück." Und in das Kaminfeuer flogen der Husarenmütze und des Säbels Ueberreste. Darauf ging Madame Buring zu einem nahen Wandschranke hin, aus welchem sie ein schönes Czakko und einen Säbel hervornahm, der nicht blos von gewöhnlichem, dünnem Bleche, sondern von damascirtem Stahle und an einem Wehrgehänge befestigt war, das, von rothem

Maroquin-Leder, mit Gold gestickt und mit vergoldeten Löwenköpfen besetzt, die Anwesenden in laute Lobpreisungen ausbrechen machte. „Hier —" sagte Madame Buring zu Lisette, indem sie derselben beide Dinge einhändigte — „dieß hatte ich meinem Heinrich zur Weihnachtsfreude bestimmt, da ich seine Neigung zu dergleichen Kriegersachen kenne. Sagen Sie seinem jungen Freunde Alphons, wie sehr sich Heinrich freue, ihm wiedererſetzen zu können, was er so gewissenlos vernichtet hätte. Und morgenden Tages soll seine Sparbüchse die übrigen Dinge herbeischaffen, die ihm die Güte seiner jungen Bekannten so freundlich geliehen hatte."

Heinrich borgte nichts wieder, denn seine Mutter brachte ihm die Ueberzeugung bei, daß ein Borger von Profession nichts anderes sei als ein kluger Dieb. Möchten doch all' die Legionen gewissenloser Borger dieß beherzigen und die ehrlichen Leute ferner nicht behelligen!

Sprachweise.

Bekanntlich liegt das Erzgebirge im Herzen von Deutschland und zwar im Königreiche Sachsen, wo man sich rühmt, deutsch richtig zu sprechen. Nachstehende, buchstäblich und ohne die mindeste Veränderung wiedergegebene Sprachweise einer Bäuerin aus dem Erzgebirge, die blos 12 Meilen von Dresden entfernt wohnt, dürfte mancher deutschen Zunge etwas zu rathen, aber auch zu lachen geben. Unsre Bauerfrau erzählte einer Städterin: „Mei Olter is mer ze Ustern gestor'm." Auf die Frage, was ihm gefehlt habe, fuhr sie fort: „Er hot's Beiseitgih (umschreibendes Wort für „Durchfall") gehat't; er is de Nacht oft beseitgange. Nu hob

ing á bissel guten Kosfee gekocht — pure Bunne, un mir hamm für uns nochher den Sotz genumme un Werzel neigetha. Nu sprech' ich: Olter, ich will dich ner á bissel stärken; ich ho noch á Vertele Schmärbern (Schmeerbirnen). Frie denk' ich: wos machst'n nu? mach' ing á poor Eier ef Butter un gleich drog's n'auf un 3 Sämmele darzu. Wie ich n'auf kumm, denk' ich, er hot recht Frad, spricht er zu mer: Wenn de net gihst, schmeiß ich der's ef'n Buckel! Nu ai 23 Gohr ha ich dich nu, a ja host de noch net gelebt. Nu gih ich ef Zwicke (Zwickau) — zerst nei ha ich gemeint über das Wort. Wie ich nei kumm, denk' ich oder bes wieder: Ei was käfft'n dá? sah ich rechte olte Haberkäs', denk ich: ei die ißt er gern, willst'n doch á poor käfen, un käf ei noch á Schtück Werscht. Wie ich á Schtück raus kumm, nu frá ich mich de Hämm. Endlich kimmt mei Gung. Nu, wos mach denn der Voter? Nu, im 9 is er erscht ufgestanden un Alles wos ihr'n hot naufgebracht, hot er wieder to gebracht. Wie ich de hämm kumm: Nu, Olter, áß'! Ig mog nischt! Mach', red mit den Nachbar, er sell zumn Amtmann gie, daß de es Gütl in de Läh (Lehn) kriegst. Nu, worum dá? Fáhlt der denn wos? Nu, mach ner! Ich wollt oder immer net. Endlich gih ich doch zum Nachber un sprech': Gevatter, mei Olter will mer es Gütl in de Läh gám, wenn de ner ámol zum Amtmann gángst, er sull mal runner kumme. Der fragt: Muß es denn glei sein? I, er hot kenne Eil'. Morgen will ich kumme. Jo, un abends sterbt er mer doch. Na wor wuhl Alles ufgeschriem, aber in de Läh hatt' ich's net!"

Günther, Fürst von Schwarzburg-Rudolstadt.

Schon aus der militairischen Kleidung, so wie aus den Ordenskreuzen auf vorliegendem Bilde kann man den Schluß ziehen, daß dieser deutsche Fürst dem Kriegerstande angehöre oder angehört haben müsse. Fällt doch auch seine jugendliche Manneskraft gerade in die kriegerischen Zeiten unsers Jahrhunderts, in welchen Deutschlands Männer und Jünglinge, selbst der höchsten Stände, zu den Waffen griffen, um dem Vaterlande die Freiheit zu erringen. Geboren am 6. Novbr. 1793 war Fürst Günther (Friedrich) gerade 20 Jahr alt, als er im Octbr. 1813 Theil nahm an dem Feldzuge gegen Frankreich, unter der Leitung des östreichischen Feldmarschalllieutenants, des Prinzen Philipp von Hessen-Homburg. Bei diesem Fürsten wurden der vom Erbprinzen von Hessen-Homburg befehligten Südarmee zugetheilt, welche gegen Augereau focht und Lyon einnahm. Nach erfolgtem Frieden und kurzem Aufenthalte in Paris kehrte Fürst Günther in sein Land zurück, dessen Regierung er im Novbr. 1814 übernahm, nachdem dieselbe bis zu seiner Vo

jährigkeit unter der Vormundschaft seiner erhabenen Mutter und seines Oheims, des Prinzen Carl Günther gestanden hatte. Zwei Jahre später vermählte er sich mit der Tochter des Erbprinzen von Anhalt-Dessau. Sein Fürstenthum umfaßt zwar nur 20 Quadratmeilen, allein Raum genug, um des Guten viel darin zu thun.

Und darnach hat Fürst Günther redlich gestrebt. Es wurden die drückenden Lehnverhältnisse zu den benachbarten Ländern in der Güte ausgeglichen, mit Preußen ein Zollvertrag abgeschlossen und die dafür von letzterem gewährte Entschädigung nicht der fürstlichen, sondern der Landeskasse zugewiesen; es wurde eine landständische Verfassung und eine Gemeindeordnung in's Leben gerufen, welche letztere zu den besseren Deutschlands gehört, — ein Innungsgesetz erlassen und das Schulwesen verbessert. So hat Fürst Günther zu erfüllen gesucht, was sein, schon am 23. April 1807 verstorbener Vater in seinem Testamente gewünscht hatte: „Der mir nachfolgende Fürst sei ein ehrlicher, gerechter, vorurtheilfreier Mann, der erste und beste Unterthan seiner Pflicht.“ Goldene, herrliche Fürstenworte!

Die Lebensmüde.

„Ei, Mutter, —“ sprach Roswitha vorwurfsvoll — „Ih
redet mir ab, des Himmels Braut werden zu wollen? Kann e
einen segensvolleren Entschluß geben? segensvoll für mich un
Euch?“

„Höre mich an, mein liebes Kind! —“ versetzte die Mutter
„Das Kloster mag für gebrochene und getäuschte Herzen, für über
sättigte und reuevolle Gemüther, für einsam und verlassen stehend
Frauen und Jungfrauen eine willkommene Zufluchtstätte sein; abe
für dich, die einzige Erbin eines geachteten Namens und einer an
gesehenen Besitzung, — für dich, die blühende, lebensfrohe, wohl

gerathene Tochter und unumschränkte Gebieterin über Land und Leute, über Hand und Herz, kann das Kloster nur ein Gefängniß werden, hinter dessen starren Mauern du nur zu bald deinen übereilten Entschluß bereuen dürftest."

„Fürchtet das nicht, meine Mutter. Fern von dem Geräusche der eiteln Welt, frei von jeder unreinen und quälenden Leidenschaft, beschränkt auf den Umgang heiliger, gottgeweihter Schwestern, welche das Band der innigsten Liebe mit einander verbindet, versunken in das Anschauen der göttlichen Gnade — kann es ein schöneres Loos geben?"

„Wohl kenne ich ein schöneres — das einer Mutter, deren Würde und Seligkeit uns ganz anschaulich wird in der gebenedeiten Mutter Maria. Warum erröthest du? Bin ich nicht auch Mutter und, wenn ich dich von deinem Entschlusse abbringen kann, nicht die glücklichste? Gott selbst berief uns zur Mutterwürde und ehe es Klöster und Nonnen gab, waren Mütter. Wie? dieses schöne, kastanienbraune Haar könntest du ohne Schmerz und Reue unter der Scheere fallen sehen?"

„Es falle! Kaum daß ich eine Sorge weniger habe und solche allein dem Himmel zuwenden kann."

„Diese zarten Glieder wird die härene Kutte wund drücken, die Geißel blutig schlagen, das strenge Fasten abmagern — deine blühenden Wangen werden unter den Nachtwachen erbleichen und harte Bretter deine Ruhestätte sein."

„Desto schöner werde ich dort oben erblühen."

„Statt zu befehlen, wirst du gehorchen müssen, nicht Herrin über die kleinste deiner Bewegungen sein."

„Des Herrn niedrigste Magd zu sein, ist mein Stolz und Wille!"

„Man wird uns von einander trennen — mir nur erlauben, durch ein kaltes Eisengitter zuweilen dich zu sehen und zu sprechen. Sag', was spricht dein kindliches Herz dazu?"

„Daß wir dann um so unauflöslicher vereint bleiben werden."

„Unbeugsames, grausames Kind! Laß uns auf die Höhe steigen, wo dein Vater so gern und oft verweilte."

Mutter und Tochter gingen. Auf des Schloßberges oberster Spitze empfing sie ein Gemäuer, das, auf zwei Seiten mit zierlichen Bogen eingerahmt, bis an die steile Tiefe vorzutreten erlaubte. Hierher führte die Burgfrau ihr Töchterlein und zwar mit gutem Bedachte. Denn unter ihnen lag, vom abendlichen Sonnenglanze überströmt, die lieblichste Landschaft ausgebreitet. Hohe Tannenwipfel stiegen aus der Tiefe empor und über ihnen wiegte der Aar sein schwarzes Gefieder in der ruhigen Luft. Goldig und silbern wand sich des Flusses blitzender Gürtel zwischen fruchtbare Auen und Felder daher, die, bedeckt mit den Hütten fleißiger Landleute, zu Roswitha's Besitzung gehörten. Den Horizont begrenz-

ten violetduftige Berge und auf einem vorspringenden Felsen im Mittelgrunde des lieblichen Bildes thronte der hohe Thurm einer stattlichen Burg.

Die Burgfrau deutete mit der Linken, während sie mit der Rechten ihre Tochter umfing, hinaus auf das irdische Paradies, sprechend: „Siehe Kind, dieß Alles ist dein! Soll es in harte Hände kommen — deine Unterthanen die gütige Herrin verlieren? Und was wird dein Vetter Edelbert sagen, kehret er von seiner Seefahrt zurück und hört, daß du in's Kloster gegangen bist? Weißt du noch, was sein und dein Vater einst von euch beiden träumten und wünschten? Edelberts Gattin solltest du werden und somit die beiden Herrschaften der Nachbarschaft in eine einzige verwandeln."

„O Mutter! fast möchte ich lachen! Wie? der kleine, dickbeleibte Junker, dem Essen, Trinken und Jagen über Alles ging, sollte Eurer Tochter Gemahl werden? Des Himmels Braut allein will ich sein!"

„Hörst du, Roswitha, die Täubin im Busche gurren? Sieh da, wie der Fink seinen Jungen dort im Neste ein Bröselein im Schnabel zuträgt!"

„Vernehmt Ihr, Mutter! die heiligen Klänge der Vesperglocke unten aus der Abtei? Ave Maria! mater sanctissima, ora pro nobis!"

Da gab die Burgfrau die Hoffnung auf, ihrer Tochter Sinn zu brechen. Kaum daß sie von derselben das Versprechen erhielt, ihr Vorhaben noch um einen Monat aufschieben und jeden Abend des Schloßbergs Höhe besteigen zu wollen.

Eine Woche verfloß, ohne daß irgend eine Veränderung in Roswitha's Ansichten sich gezeigt hätte. Gehorsam ihrem Versprechen, stieg sie jeden Abend auf des Schloßbergs Spitze, gewöhnlich in Begleitung ihrer Mutter, oder einer Zofe, zuweilen auch allein. Letzteres war der Fall, als sie eines Tages Lautenklänge von oben herab erschallen hörte. Da sie noch nicht ihr Gelübde abgelegt hatte, so hielt sie eine kleine Neugierde nicht für Sünde. Sie näherte sich daher behutsam und erblickte, hinter Buschwerk verborgen bleibend, einen jungen Minnesänger unter einem Baume sitzen. Eben öffnete er den Mund, um mit einer schönen, deutlichen Stimme eine Ballade abzusingen, die er mit bald schwermüthigen, bald heiteren Accorden begleitete. Roswitha hatte Zeit genug, das edle Gesicht, die anmuthige, wohlgebildete Gestalt des Fremdlings, so wie seine große Geschicklichkeit in der Musica zu betrachten. Aus Furcht, entdeckt zu werden, trat sie sogleich nach Beendigung des Gesanges den Rückweg an, und benachrichtigte ihre Mutter von dem kleinen Abenteuer, welche alsbald einen Diener an den Fremdling absendete, in dessen Begleitung der Letztere später in die Burg eintrat. Das Frauenpaar war hoch überrascht,

als der fahrende Sänger sich als den Vetter Edelbert zu erkennen gab, der nach einer mehrjährigen Sängerfahrt durch Frankreich und Welschland unlängst zurückgekehrt war und seine Verwandten zu besuchen kam. Wie? diese schlanke Gestalt mit der anmuthigen Haltung, dieses dunkle Gluthauge mit dem tiefsinnenden Blicke, der bis in des Herzens Inneres schaute, dieser sang- und kußgeschaffene Mund mit den Perlenzähnen gehörte dem kleinen, dickbeleibten Junker Edelbert an, dem sonst Essen, Trinken und Jagen über Alles ging? Und doch war und blieb es also! Edelbert kam jeden Abend wieder. Er wußte so artig von seinen Reisen und Abenteuern zu erzählen, spielte so anmuthig die Laute und sang so rührend, daß selbst die handfesten Zofen und Knappen andächtig seiner Kunst lauschten. Wie vielmehr deren Herrin, die sich von einer geheimen Unruhe gequält fühlte, blieb ja einmal der Sänger über die Gebühr oder ganz aus. Und Edelbert, der schlaue Menschenkenner, unterließ, je ein Wörtlein von Liebe gegen sein Mühmchen fallen zu lassen, ja er schlug sich sogar auf deren Seite, wann die Rede auf Roswitha's Vorhaben kam, in's Kloster zu gehen. Indeß mußte sich's die Jungfrau heimlich gestehen, daß Vetter Edelbert ungleich lieblicher sang, als die plärrenden Mönche unten in der Abtei und daß in seiner Gesellschaft die Zeit viel schneller verstreich als — o Sünde! selbst unter der Predigt des würdigen Pa-

ters Hieronymus. Drei Tage fehlten noch an dem bedungenen Monate und nicht frei von innerer Unruhe sahe Roswitha dessen Ende herankommen. Wiederum stieg Er heute allein zur Höhe hinauf, denn ihre Mutter lehnte ihre Begleitung ab und der Vetter schien nicht kommen zu wollen. Und wiederum tönten ihr Lautenklänge entgegen und Edelberts süße Stimme sang. Doch was sie sang, klang so traurig! und Roswitha vernahm, wie jene Abschied auf immer von der Welt nahm und endlich schmerzvergebend verstummte. Und die Jungfrau fuhr erschrecken zusammen, denn ein furchtbares Krachen und Klingen berührte jetzt ihr lauschendes Ohr, so daß sie, das Schlimmste befürchtend, auf den Sänger hinstürzte. Neuer Schreck, der ihre Füße wurzeln macht! Nicht den Vetter Edelbert — einen Bettelmönch in schmutzig härener Kutte und mit nackten Füßen sieht sie vor sich stehen. Und als sie betroffen näher tritt, dem frommen Manne in Demuth die Hand zu küssen, der, gebeugten Hauptes und die Hände vor sich auf die Brust gefaltet, starr zu Boden blickt, da ist es doch Edelberts gramerfülltes Antlitz, das unter der Kapuze hervor und sie trübe anschaut.

„Roswitha —" spricht Edelberts Stimme dumpf — „lebet wohl! Ich gehe Euern Weg — den Weg in's Kloster! Ihr habt mich ihn finden gelehrt. Lebet wohl!"

„Um Gott! und Eure Laute!" stammelte Roswitha entsetzt.

„Da liegt sie —" spricht Edelbert und deutet auf die umhergestreuten Stücken hin — „zertrümmert habe ich das Werkzeug weltlicher Lust, wie meines ritterlichen Schwerdtes Klinge."

„Und Eure Burg?"

„Sie diene fortan den Raben und Krähen zum Wohnorte. Ich besitze ja nicht einmal eine Mutter wie Ihr, die meinen Hingang in's Kloster beweinen wird."

„Die schöne Laute!" — klagte Roswitha in ihrer Betroffenheit — „wie lieblich klang sie! und nun — liegt sie zerschmettert und nutzlos da."

„Unser Bild, Roswitha, wenn wir uns hinter öde Mauern vergraben haben werden."

„Darum sangt Ihr noch so traurig!"

„Ja, ich nahm Abschied von Allem, was mir theuer war in der Welt. Fortan werde ich blos singen: miserere mei. Lebet wohl, Roswitha!" Er drehte sich um und langsam dahin schreitend, stimmte er näselnd an: „de profundis —"

Das war zu viel für die Jungfrau! Durch heiß herabrieselnde Thränen schaute sie dem Jünglinge nach, der, ohne einmal nur sich umzuwenden, hinter dem Gemäuer verschwand und seine schöne Muhme in dumpfer Verzweiflung zurückließ.

Nach einem Jahre sitzt Roswitha wieder auf des Schloßberges Höhe. Ihr zur Seite steht die Burgfrau, ihre Mutter. Vor ihr

kniet Ritter Edelbert, eine neue, kunſtvoll verzierte Laute in dem Arme, deren Saiten er in leiſen Accorden berührt. Noch immer blinkt der Strom, durchzuckt der Aar die linde Luft, glänzt die abendliche Sonne, gurrt die Täubin, trägt der Finke ſeinen Jungen Broſamlein in's Neſt, läutet die Vesperglocke. Nichts von dem Allen ſehen und hören die drei Menſchenkinder. Ihre ſechs Augen ſind allein auf ein viertes Menſchenkind gerichtet, das als kleiner Edelbert in Roswitha's Schooße liegt und die zarten Händchen abwechſelnd nach der Mutter, der Großmutter und dem Vater ausſtreckt. Und in Roswitha's ſeligen Blicken, die in unendlicher Liebe auf dem Säuglinge haften, brennt eine heilige Flamme, die nimmer zu verlöſchen droht. Eine große, ſichtbare Veränderung iſt mit der einſtigen Jungfrau vorgegangen. Noch immer zwar iſt ſie lieblich und ſchön; aber verklärt iſt ſie worden und dieſe Verklärung heißt — Mutterwürde!

Stadt und Land.

Es war bereits 8 Uhr morgens, als Herr von Bachmüller, der reiche Banquier, vom Bette aufſtand. Mit verdroſſenem Ge-

sichte begrüßte er das volle Sonnenlicht, das sich durch die h
untergelassenen Rouleaux in's Schlafzimmer hereinstahl, und w
erwiedert blieb der unterthänige gute Morgen, mit welchem
herbeigeklingelte Diener zu seinem Herrn trat. „Nichts Neu
vorgefallen?" fragte Letzterer, während er sich wie ein kleines Ki
ankleiden ließ. „Nichts, als daß der Herr Landschöppe Bachmü
ler aus Gräbchen schon um 6 Uhr da war, um Geld einzuwe
seln, das er zum Vieheinkaufen haben wollte —" antwortete
Diener. „Als ich ihm sagte, daß vor 9 Uhr das Comptoir ni
geöffnet würde und der gnädige Herr noch fest schliefe, lachte
und meinte, daß er um diese Zeit mit seinen Leuten bereits
Stunden gearbeitet zu haben pflege." Ein unverständliches Brum
men war die ganze Antwort, welche der Banquier auf diese Re
hören ließ. „Und meine Frau und Kinder?" sprach er dann
„sind sie munter?" — „Sie ruhen noch insgesammt —" v
setzte der Diener. „Die gnädige Frau nebst Fräulein Töchte
kamen um 1 Uhr aus dem Damenvereine und der junge Herr
erst früh um 5 aus der goldenen Birn, wie es schien, nicht in
besten Laune." — Hierauf murmelte Herr von Bachmüller
etwas vom verfluchten Spiele her. Dann ging er hinab in
Comptoir, wo er seinen Kaffee trank und dabei die Bücher dur
sah. Im Laufe des Vormittags erhielt Herr von Bachmüller m
rere versiegelte Briefchen, nach deren Durchsicht tiefe Wolken
Unmuths sich auf seine Stirne lagerten. Mehr als einmal sch
er einen grimmigen Blick nach dem Stuhle seines Sohnes h
dessen Stelle hinter dem Schreibetische diesen Morgen leer bli
Bei der Mittagstafel ging es sehr wortkarg zu und hätten ni
die beiden Fräulein Bachmüller eine lebhafte Unterhaltung über
gestrige Damengesellschaft gehalten, würde man außer dem Kl
pern der Löffel, Messer und Gabeln wenig vernommen hab
Frau von Bachmüller schien nicht weniger verstimmt zu sein
ihr Mann, und auf den schlaffen Gesichtszügen des jungen He
konnte man deutlich eine übel durchwachte Nacht lesen. Nachd
sich auf einen Wink des Banquiers die aufwartende Bedienu
zurückgezogen hatte, entladete sich das längst gedrohte Ungewitt

„Höre, Pariser Taugenichts —" redete Bachmüller sein
kaum siebenzehnjährigen Sohn an — „nun ist meine Geduld
dir am Ende. Nicht genug, daß du mir wieder 50 Louisd'or e
wendet hast, sind auch diesen Morgen Schuldforderungen für d
eingelaufen, die ich auf keinen Fall zu befriedigen gedenke. Ma
du immerhin im Gefängnisse oder durch die allgemeine Verachtu
die Strafe für deine maaß- und sinnlose Verschwendung trag
Noch heute erkläre ich in den öffentlichen Blättern, daß ich
nen Kreuzer mehr für dich bezahlen werde." — „Dann bleibt m
nichts übrig, als unter die Husaren zu gehen —" versetzte
Sohn trotzig. „Dieß wäre vielleicht noch der einzige Weg zu d

ner Beſſerung —" ſprach der Banquier kalt — „Kräftiger als die väterlichen Ermahnungen dürfte der Haſelſtock auf dich einwirken, ſo wie das grobe Kommisbrot und die paar Kreuzer Löhnung. Denn von mir erwarte auch nicht den kleinſten Zuſchuß." — „Dann blamire ich Sie in allen Zeitungen —" rief der entartete Sohn — „was ich nur Nachtheiliges von Ihnen weiß —"

Eine kräftig geführte Maulſchelle von Seiten des Vaters verſchloß ihm den Läſtermund — heulend ſtürzte er aus dem Zimmer. „Und mit euch —" wendete ſich der erzürnte Bachmüller an ſeine Töchter — „werde ich es eben ſo machen. Hier wieder ein ganzes Bündel Rechnungen vom Schneider, Schnitthändler, Schuhmacher, Zuckerbäcker und von der Putzmacherin. Wohin ſoll das noch führen? Wartet ihr etwa auf Prinzen, die euch heimführen ſollen? Jeden andern Mann würdet ihr nur an den Bettelſtab bringen."

„Sollen wir uns etwa tragen wie die Kleinmägde?" hob die Aeltere ſchnippiſch an — „in Rock und Jäckchen einhergehen wie die Bauerdirnen? Komm, Magdalene, der Herr Vater ſcheint heut übler Laune zu ſein." — Mit den Fächern wedelnd verließ das Schweſternpaar das Zimmer, in welchem der Banquier mit ſeiner ſtummen Gattin allein zurückblieb. Sollte wieder gutes Wetter werden, mußte ſich die Gewitterwolke erſt völlig entladen. Herr von Bachmüller war einmal im Blitzen begriffen und darum fuhr er damit fort. „Da ſehen Sie, Madame —" hob er zu ihr an — „die Folgen Ihrer ſchlechten Kinderzucht. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Während ich bemüht bin zu ſammeln, zerſtreuen Sie und laſſen ſich hierin von Ihren Kindern treulich beiſtehen. Aber ich will Ihnen einen Damm vorziehen — verlaſſen Sie ſich darauf. Sie irren ſich gewaltig, wenn Sie meinen, durch Ihr Schmollen den theuern Rubinſchmuck von mir ertrotzen zu wollen, in deſſen Beſitz ſich Ihre Eitelkeit zu ſetzen wünſcht. Lieber will ich die 6000 Gulden den Nothleidenden im Erzgebirge ſchenken, als —"

„Hüten Sie ſich, Herr von Bachmüller —" unterbrach ihn ſeine Gemahlin mit ſtolzem Tone — „mich beleidigen zu wollen. Noch beſitze ich der Freunde genug —"

„O ſtill! ſtill!" lachte der Banquier höhniſch — „belieben Sie in den Spiegel da zu ſchauen und Sie werden ſchnell begreifen, daß Sie — das iſt Ihr einſt hübſch geweſenes Geſicht — keine Freunde mehr haben. Dieſe beziehen ſich nur auf mein Geld, meine Tafel und meine Weine." Einer weiteren Strafpredigt entging die Frau von Bachmüller nur dadurch, daß ſie das Zimmer räumte, deſſen Thüre ſie donnernd hinter ſich in's Schloß warf. „Siehe da die Frucht 30jähriger, ſaurer Arbeit —" ſprach der Banquier bitter — „Darum alſo habe ich vom Dütenkleiſterer an gedient, mich in die Launen eigenſinniger Prinzipale geſchmiegt, darum gedarbt, gehungert, gekrochen, die Nächte durchwacht, mein Gewiſſen befleckt, meine Familie verſtoßen —!" Haſtig griff er nach Hut

und Stock; eilig verließ er Haus und Stadt. Er wanderte, mit seinem Kummer beschäftigt, fort, ohne zu wissen wohin. Das Geräusch der Stadt und deren Nähe verlor sich allgemach; nach einigen Stunden sah er sich allein auf einem Seitenwege, der ihn jetzt zu einem Dorfe hinführte, das mit seinen ziegelgedeckten Häusern in einem buschreichen Thale dalag, wie — mit den Worten eines deutschen Dichters — gesottene Krebse, mit Petersilie umgeben, in einer Schüssel. Als Herr von Bachmüller aus seinen Träumereien zu sich kam, stand er an der Schwelle des verloren gegangenen Paradieses: vor seiner Kinderheimath! Und mit seinen Augen ging ihm zugleich das fest verschlossene Herze auf, und seit langer Zeit konnte er wieder weinen. Und durch die rinnenden Thränen, die sein bittres Weh wundersam linderten, erkannte er den schlanken Kirchthurm mit der Uhr, deren Zeiger auf halb sechs wies. Nicht weit davon sah er den Giebel des älterlichen Hauses, das ihn geboren werden sah und jetzt seinem verleugneten Bruder Christlieb angehörte. Wie ruhig war Alles um ihn her! Was war der Sammet seiner Sepha's gegen diese smaragdgrünen Wiesenmatten, die so unwiderstehlich seine ermüdeten Glieder zum Ausruhen einluden! Was alle kunstvollen Stickereien gegen die bunten Feldblumen! was die theuersten Gemälde gegen diese unvergleichlich schöne Landschaft! An dem sanft daher brodelnden Bächlein wiegten sich die schlanken Weidenruthen, rauschten die Wipfel hoher Erlen, flatterte die blaue Libelle, sonnte sich Gans und Ente, sang die Grasmücke ihr liebliches Lied. Nachdem der Banquier einer kurzen Ruhe hier genossen, schlich er gebeugten Hauptes durch die ihm noch wohlbekannte Dorfgasse dem Vaterhause zu, an dessen Gartenzaune er plötzlich wie festgebannt stehen blieb. Ihm zeigte sich ein Bild, das ganz ihm sein verloren gegangenes Paradies vor die Augen führte. Unter einem großen Apfelbaume, dessen goldgelben, frühzeitigen Früchte schier bis zur Erde herabhingen, erblickte der Banquier die ganze Familie seines beneidenswerthen Bruders, welcher heiteren Blickes auf deren Treiben herabschaute. Seine Frau saß auf einer hölzernen Bank und hielt in ihren Armen einen kleinen Hemdenmatz von Sohn, der sein erstes Probestück im Gehen ablegen sollte. Zwei Schritte vor ihm knieete eine Schwester von etwa 9 Jahren, die Arme weit ausgestreckt haltend, darin das Brüderlein aufzufangen. „Nun zeig', Ferdinandl —" spricht die Mutter — „was du heute gelernt hast." Sie läßt die schützenden Hände los; der Kleine hebt die nackten Füßchen, wankt vorwärts und fällt nach glücklich zurückgelegten Schritten in der aufjauchzenden Schwester Arme. Ja gewiß! größer, inniger kann sich Frau von Bachmüller nicht über den Besitz des gewünschten Schmuckes freuen, als jetzt ihre arme Schwägerin und deren Kinder über das erste, selbstständige Auftreten ihres Jüngstgebornen! Eine etwas ältere Schwester, welche eifrig strickend am Stamme des Apfelbaumes gelehnt

hat, naht sich dem kleinen Brüderchen. Ihren bald fertigen Strickstrumpf an dessen drallen Beinchen messend, spricht sie fröhlich: „Sieh, Nandl, wie weit schon dein Strümpel ist! Du sollst mir nicht an die Füßchen frieren, kommt der kalte Herbst und Winter.“ — „Vater —“ hebt darauf der 11jährige Sohn an — „glaubt Ihr wohl, daß ich, während Ihr heute auf dem Viehmarkte waret, ganz allein ein großes Stück Acker umgestürzt habe? Die beiden Schecken mußten mir folgen, so gut waren sie nicht.“ Und der glückliche Vater steigt mit einem Fuße auf die Zaunstange, dem arbeitsamen Sohne einen wohlverdienten Apfel zu pflücken.

Während aber der Banquier an der Gartenwand still und heimlich zuschaut, verändert sich die Scene. Mit dem Glockenschlage sechs trägt die Magd auf einen schnell herbeigeschafften großen Tisch eine mächtige Schüssel voll dampfender, neuer Kartoffeln auf. Goldgelbe, selbst bereitete Butter, kräftiges Schwarzbrot und ein irdener Krug voll einfachen Bieres vollenden ein Mahl, für dessen Gabe der Hausvater dem himmlischen Vater ein kurzes, aber herzliches Dankgebet darbringt. Länger kann der Banquier es nicht aushalten. „Wer schluchzt dort am Zaune?“ fragt Christlieb betroffen und laut. „Ein armer, armer Mann!“ tönt es zurück. Christlieb springt auf. „Du, Bruder Franz?“ ruft er erstaunt und zieht den reichen, armen Mann zu sich herein. „Mein Bruder —“ spricht der Banquier unter den herzlichsten Umarmungen — „lehre mich auch leben, beten und wieder froh werden! Vor allen Dingen aber —“ fast schämte er sich's zu gestehen — „laß mich mitessen! Seit langer Zeit fühlte ich keinen solchen Heißhunger wie heute.“

Fortan ging der reiche Banquier bei dem schlichten Landmanne in die Schule, in welcher er seine Kinder besser erziehen und seine Frau richtiger behandeln lernte. Zwar ganz gelang ihm dieß nicht mehr — denn was hätte sonst der Arme noch vor dem Reichen voraus gehabt? Aber die Sache machte sich doch wenigstens erträglich, und gab es ja wieder einmal einen ärgerlichen Auftritt, so flüchtete sich der Banquier alsbald nach Gräbchen, wo er seinen Kummer von sich und in den Graben warf.

Das neue Schauspielhaus zu Dresden.

Dasselbe ist, wenn auch nicht das größeste, doch gewiß das schönste in Deutschland, ja in Europa. Es steht in dem sogenannten, italienischen Dörfchen, zwischen dem Zwinger und dem linken Elbufer und zwar dicht neben dem vormaligen alten Theatergebäude, das seitdem niedergerissen worden ist. Sein Schöpfer ist der Professor Semper, welcher die einzelnen Vorzüge aller europäischen

Schauspielhäuser in diesem einen zu vereinigen wußte und deshalb vor Entwerfung des Bauriſſes (welchen der König von Sachſen mit der Summe von 2500 Thlr. honorirte) eine beſondere Kunſtreiſe durch Europa unternahm. Die Ausführung des ungewöhnlich ſchnell geförderten Baues wurde dem Hofbaumeiſter von Wolframsdorf übertragen, welcher denſelben in noch nicht 3 Jahren in ſo weit zu Stande brachte, daß das Haus mit Göthe's Taſſo am 12. April 1841 eröffnet werden konnte. Die Koſten dafür betragen bis jetzt, wo die innere und äußere Ausſchmückung noch nicht ganz beendigt iſt, nahe an 400,000 Thaler, zu welchen die Landſtände 260,000 Thlr. bewilligten, das Fehlende hingegen durch die Munificenz des kunſtliebenden Königs ergänzt wurde. Das Haus kehrt ſeine beiden

breiten Seiten dem Zwinger und der Elbe, die ſchmälere rechte dem Packhofe und die abgerundete linke der katholiſchen Kirche zu. Von dieſer Seite aus bewirkt das ſchauluſtige Publikum ſeinen Eingang, und zwar die Beſucher des Parterres und Cercles, ſo wie des erſten, zweiten und dritten Ranges über drei Freitreppen mit 5 Thüren in den 1ſten Foyer und von da über die beiden Haupttreppen in das Innere des Hauſes. Der Zutritt zum 4ten Range findet durch eine im Unterbaue befindliche Thüre, links neben dem Hauptgange, ſtatt. Durch die andere Thüre rechts gelangt man zur Billetausgabe, vor welcher ſich eine ſinnreich angelegte Vorrichtung befindet, die den zu großen Andrang verhindert und die Billetkäufer einen Schweif zu bilden nöthigt. Die Beſucher des 4ten Ranges ſteigen durch eine, ſie von den übrigen Schauluſtigen ganz abſondernde Doppeltreppe empor, welche jedoch im Nothfalle ſofort auch für Alle zugänglich gemacht werden kann. Ueberhaupt iſt durch viele Treppen, Thüren, Ein- und Ausgänge auf das Zweckmäßigſte geſorgt, daß zur Zeit der Gefahr das volle Haus ſofort ſich leeren kann. Der Rundbau bildet nach Außen den erſten und zweiten Foyer (konnte man für die-

ſes unpaſſende, franzöſiſche Wort keinen deutſchen Namen auffinden?) und nach Innen das Amphitheater für die Zuſchauer. Der zweite, obere Foyer iſt durch Bildhauerei und Malerei, durch die reichſte Beleuchtung, hohe Spiegel, ſchwellende Ruheſitze, Schnitz- und Tafelwerk zu einem wahren Feentempel geworden, in welchem während der Zwiſchenakte die Zuſchauer von dem langen Sitzen ſich ergehen und gegenſeitig ſich ausſprechen können. Die Stirn-Vorbaue an den breiten Seiten des Hauſes enthalten außer den beiden Haupttreppen, deren Auftritt durch einen mächtigen Candelaber erleuchtet wird, noch 4 Säle, von denen einer dem Conditer eingeräumt iſt. An dieſen Vorbauen befinden ſich auch die Säulenhallen, unter denen die Wagen auffahren und die königliche Familie ausſteigt. Der große, die ganze weſtliche Seite des Hauſes einnehmende Concertſaal iſt noch nicht für den Gebrauch hergeſtellt und daher dem Zugange des Publikums verſchloſſen. Dieſe rechte Giebelſeite ziert der in Sandſtein gehauene Bacchantenzug, vom Bildhauer Hähnel gefertigt, welcher, wie die Nemeſis im vorderen und die Muſica im hinteren Fronton (letztere beide vom Profeſſor Rietſchel) je mit 3000 Thaler bezahlt worden iſt. Von letzterem Meiſter ſind auch die Steinbilder Göthes und Schillers, welche in den Niſchen zu beiden Seiten des Haupteinganges ſitzend dargeſtellt ſind. Das Innere des Hauſes enthält 5 Reihen Logen über einander und mehrere Galericen. Die Rückwand des Orcheſters kann nach dem Bedarf vor- oder rückwärts geſtellt werden. Die Hauptfarbe des inneren Ausbaues iſt weiß mit hochrother Polſterung. Die Malerei der zirkelrunden Decke iſt in Paris gefertigt worden und koſtet 4000 Thlr. Ein großer, herrlich von Goldbronze gearbeiteter Kronleuchter, deſſen 96 Gasflammen in weißen Milch-Glasſchaalen brennen und durch einen Ruck vergrößert oder verkleinert werden können, verbreitet nach allen Seiten hin ſein ſtrahlendes Licht. Der erſte Vorhang der 60 Fuß breiten Bühne iſt, was das allegoriſche Hauptbild anbelangt, von dem Profeſſor Hübner gemalt worden. Außerdem haben noch die Künſtler Oehme, Prof. Richter und Wagner die Beiwerke daran gefertigt. Die Koſten dieſes Vorhanges belaufen ſich auf 4000 Thaler, dagegen die des zweiten, purpurrothen Sammet mit einer breiten Goldkante täuſchend nachahmenden und von franzöſiſchen Künſtlern gefertigten nur 1000 Thlr. betragen. Ueber der Bühne, deren Höhe ungefähr zum Drittheile durch die Draperie eines rothen Sammetvorhanges verdeckt wird, befindet ſich die Uhr, deren Ziffern allerdings vom Parterre aus etwas ſchwer zu erkennen ſind. Die Bühne ſelbſt iſt geräumig genug, daß an 300 Perſonen darauf bequem Platz finden. An Zuſchauern faßt das Haus 1800 und die Preiſe der Plätze ſteigen von ½ Thlr. bis zu 1 Thlr. Die ſchönſten Decorationen ſind die von franzöſiſchen Künſtlern gemalten, die ſich namentlich auf die Färbung meiſterhaft verſtanden und für ihre geleiſtete Arbeit gegen 24,000 Thlr.

aus Dresden mit fortnahmen. Aber auch Gropius in Berlin und Arrigoni in Dresden haben des Trefflichen viel dazu geliefert. Ein Druckwerk übergießt bei entstandenem Feuer alle Theile der Bühne sofort mit Wasser und sichert demnach die Erhaltung des schönen Bauwerkes. Der aber mit dem Lichte zugleich erst Leben in das Ganze brachte, ist der ehrenwerthe Commissionsrath Blochmann, dem Dresden bereits eine einzig musterhaft dastehende Gasbeleuchtung und ein zweites Riesenwerk — eine steinerne Röhrenleitung — verdankt. Wie die Adern und Nerven den menschlichen Leib, also durchziehen das ungeheure Gebäude, nach seiner Höhe und Tiefe, Länge und Breite, unsichtbare Eisenröhren, denen die freundlichen Lichtflammen entquellen. Kein Wachs- und Inseltlicht, kein Oel — lauter Gas erleuchtet das ganze Schauspielhaus, und fiele wirklich vor, was in der vorhergehenden Erzählung „Bücher-Vogel" beschrieben ist, würde eine undurchdringliche Finsterniß eintreten. Im Ganzen sind es 764 Flammen, welche im Schauspielhause angebrannt werden können. Von diesen kommen 16 Stück auf die Candelaber an den Eingängen, 120 St. auf die beiden Foyers, 60 St. auf das Proscenium, 128 St. auf die Coulissen und 184 St. auf die Soffiten. Alle diese 764 Gasflammen, von denen nur 600 St. bei den größten Opern erforderlich sind, kosten auf jede Stunde des Brennens nur 7 Thlr. 26 Ngr. 1 Pf., eine Wohlfeilheit, die durch kein anderes Beleuchtungsmittel erzielt werden könnte. Als das Haus noch nicht vollendet war, deutete einer der daran arbeitenden Maurer auf eine der leer stehenden Nischen hin, dabei seinen Kameraden fragend: „Du, Langlotz, wer soll dahinein kommen?" „Ich glaube —" war die Antwort — „Mehlboom seine Tochter." (Melpomene!)

Der Maler Lessing.

Unter den großen Künstlern, welche unter Schadows Leitung aus der Düsseldorfer Malerschule hervorgegangen sind und die gesunkene Kunst im 19. Jahrhunderte wieder zu Ehren gebracht haben, ist Carl Friedrich Lessing der berühmtesten einer, dessen neuestes, riesenhaft zu nennendes Werk allein — Huß vor der Kirchenversammlung zu Constanz — seinen Namen unsterblich gemacht haben würde. Durch ihn besonders sind zwei tiefgewurzelte Vorurtheile widerlegt worden: daß, um ein vollendeter Geschichtsmaler zu werden, man Katholik sein und Italien gesehen haben müsse. Lessing ist Protestant und in Deutschland geworden, was er ist. Sein Vater, ein Brudersohn des berühmten Dichters Lessing, war Assessor bei der königlichen Oberamtsregierung in Breslau, als ihm daselbst unser Carl Friedrich Lessing am 15. Februar 1808 geboren ward. Schon nach einem halben Jahre vertauschte der junge Lessing Breslau mit dem kleinen Städtchen Polnisch War-

tenberg, wohin sein Vater als Justizrath bei dem dortigen standesherrlichen Gerichte berufen worden war. Hier in einer ebenen, sandigen Gegend, in deren Nähe große sumpfige Wälder voll Nadelholz und uralter Eichen sich weithin erstrecken, verlebte der Knabe seine ersten elf Jugendjahre. Zeigte sich bei demselben gar bald eine große Neigung und Geschicklichkeit zum Zeichnen, so blieb er auf der andern Seite für die gewöhnlichen Schulwissenschaften fast unzugänglich. Selbst das Sprechen erlernte er erst im 4ten Jahre,

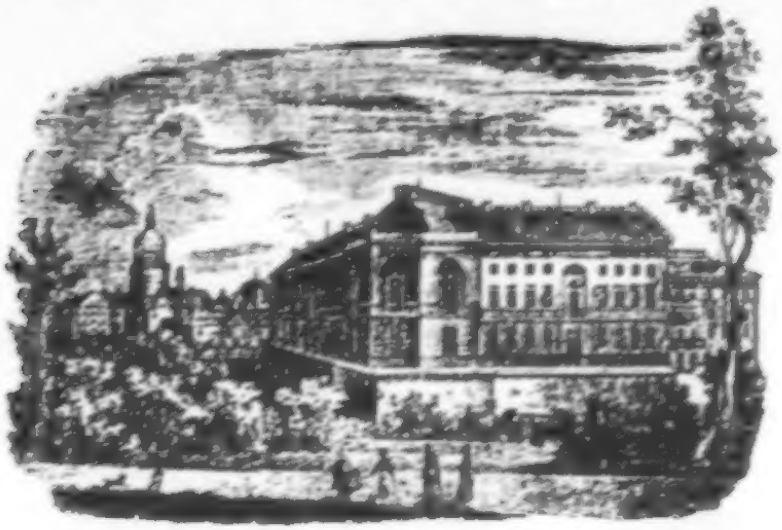
und diesem Umstande so wie seiner strengen, fast spartanischen Erziehung ist es wohl zuzuschreiben, daß unser Lessing in seinem Umgange als etwas verschlossen und wortkarg erscheint. In seinem 12ten Jahre wurde er nach Berlin zu einer Tante gebracht, um dort die Baukunst als einen sichern, brotbringenden Erwerbzweig zu erlernen. Aber die trockene Theorie derselben, welche man in den Knaben zu pfropfen beflissen war, wurde demselben ein Greuel; die Natur und deren Anschauung zogen ihn mächtiger an, daher er, anstatt Bauriſſe, lieber Landschaften zeichnete und dabei die Natur selbst als Lehrmeisterin annahm. Der ihm von seinem Vater auferlegte Zwang, gegen seine Neigung ein Baukünstler zu werden, brachte ihn bis zur Verzweiflung und er war, seinem

eignen Geständnisse zufolge, auf dem Wege, ein böser Mensch zu werden, als noch zur rechten Zeit die innige Ueberzeugung von seinem, ihm von Gott angewiesenen Künstlerberufe siegreich in ihm ward und ihn vermochte, seinem Vater rund heraus und auf das Bestimmteste zu erklären, wie er ein Maler werden müsse. Bald söhnte sich sein Vater deshalb mit ihm aus, ja er fühlte sich sogar geschmeichelt, als eine Landschaft seines Sohnes bereits auf der Ausstellung 1826 in Berlin eine lebhafte Anerkennung fand und von dem dortigen Kunstvereine für das Doppelte des geforderten Preises angekauft wurde. Als Schadow im Jahre 1826 als Director der Kunstacademie nach Düsseldorf abging, folgte ihm auf seine Veranlassung auch unser Lessing dahin. Jenem haben wir es zu danken, daß Lessing auf seine Ermunterung auch dem historischen Fache sich zu widmen entschloß. Außerdem würde Letzterer blos ein tüchtiger Landschaftsmaler geblieben sein. Schnell arbeitete sich Lessing in das neue Fach ein und wir erblicken in ihm einen Mann, der, was selten der Fall, ein gleich ausgezeichneter Historien- wie Landschaftsmaler ist. Nicht allein, daß dadurch seine Werke der beiden Kunstzweige eine weit höhere Vollkommenheit erhalten, so hat auch der Landschafter, der als solcher die Natur unablässig studiren muß, den Geschichtsmaler vor dem Mißgriffe so vieler unsrer heutigen Künstler bewahrt, welche mit dem Verdienstlichen der altdeutschen Schule zugleich auch deren Härte und Trockenheit nachahmen zu müssen geglaubt haben. Unter Lessings Werken sind besonders berühmt worden, außer Huß auf der Kirchenversammlung: die Hussitenpredigt, das Königspaar, der Klosterhof im Schnee, das Schloß am Meere, Bürgers Leonore, die Schlacht bei Ikonium, Walter und Hildegunde, die Beichte des Räubers und viele Landschaften. Lessing ist mit Leib und Seele ein Deutscher; einfach, bieder, kraftvoll und muthig, ein treuer Kunstgenosse und Freund, mit blondem Haare und blauen Augen, zur Zeit noch unverheirathet, der seine Hauswirthschaft in Düsseldorf durch seine beiden Schwestern führen läßt. So glänzt denn der Name Lessing während zweier Jahrhunderte schon am literarischen wie am künstlerischen Himmel und zwar zur Ehre des deutschen Vaterlandes.

Die Bürgerschule in Leipzig.

Es gab Zeiten und große Städte, wo der eintretende Fremde auf seine Frage: „Was für ein Prachtgebäude ist dieß?“ die Antwort erhielt: „Es ist eine Kaserne, eine Hauptwache, ein Militairhospital, ein Kadetenhaus, ein Zeughaus, ein Invalidenhaus u. s. w.“ Erblickte der Fremde dagegen ein unansehnliches, schwarz beräuchertes, oft in der Nähe der Frohnveste gelegenes Haus mit

kleinen Thüren, dicht vergitterten Fenstern und ausgetretenen Treppenstufen, so erfuhr er, daß dasselbe die Stadtschule oder wohl gar das Gymnasium enthalte, in dessen beschränkten Räumen man oft am hellen, lichten Tage hätte Licht anbrennen mögen. Längst schon hat Leipzig eine rühmliche Ausnahme von diesem, so eben beschriebenen Bilde gemacht. Das vorliegende stellt Leipzigs erste Bürger-



schule, zwischen dem Grimmaischen und Petersthore gelegen, vor. Von dem Eindrucke begleitet, den das schöne Gebäude auf uns gemacht, treten wir in das Innere ein und finden daselbst in 23 Classen 1150 Schüler und Schülerinnen vor, welche, außer dem Director, von 14 ordentlichen und 11 provisorischen Classenlehrern, von 7 Hülfslehrern und 5 Lehrerinnen unterrichtet und beaufsichtigt werden. Nicht frei vom Neide blicken Dresdens, noch mehr des übrigen Sachsenlandes Lehrer auf die Leipziger Collegen hin, denn diese werden so besoldet, daß sie nicht gezwungen sind, ihre berufsfreien Stunden dem kümmerlichen Broterwerbe zuzuwenden. Was aber Leipzigs Bürgerschaft den Lehrern ihrer Jugend mit wohlwollenden Händen spendet: es trägt ihr dafür die schönsten, reichsten Zinsen. Denn Leipzigs Schulen sind mit Recht als Musteranstalten bekannt und berühmt, und hohe Freude gewährt es dem Besucher, dem gedeihlichen Unterrichte beizuwohnen und die Leistungen der Schüler mit eigenen Augen zu sehen. Gegenwärtig ist Director der ersten Bürgerschule Leipzigs Dr. Carl Vogel, bekannt in der pädagogischen Welt durch mehrere literarische Werke, namentlich durch seine geographischen Arbeiten.

Joseph, Herzog zu Sachsen-Altenburg.

Das 24½ Quadratmeilen mit 111,000 Einwohnern enthal
tende sächsische Herzogthum Altenburg ist gerade groß und bevölker
genug, um seinem Herrn Beschäftigung, aber auch Einkomme
genug zu geben. Es ist eins der blühendsten Ländchen Deutsch
lands, dessen Bewohner die Landwirthschaft aus dem Grunde ver
stehen und sich durch eine ganz besondere eigenthümliche Kleidun
von ihren sämmtlichen Nachbarn unterscheiden. Der jetzige Herzo
ist Joseph Georg Friedrich, geboren den 27. August 1789, un
folgte seinem Vater, welcher ehemals Herzog von Sachsen-Meinin
gen-Hildburghausen war und durch Theilung erst im Jahre 182
das Herzogthum Altenburg erhielt, am 29. Septbr. 1834 in d
Regierung. Aus seiner mit Louise Amalie, gebornen Prinzessi
Ludwig von Würtemberg, geschlossenen Ehe sind nur 4 Töchter en
sprossen, von welchen die älteste, Marie, — eine höchst liebenswü
dige und allgemein geliebte Prinzessin seit 1843 die Gemahlin de
erblindeten Kronprinzen von Hannover geworden ist. Der Herzo
ist ein großer Freund des Soldatenwesens und hat seine, für da
Ländchen nicht unbedeutende Kriegerschaar ganz auf preußischen Fu
eingerichtet, eine Vorliebe, die er bekanntlich mit dem erhabene

Vater ſeines Schwiegerſohnes, dem Könige von Hannover, theilt. Ein Rückenmarksübel veranlaßte ihn im Sommer 1842 das Bad Gaſtein zu beſuchen. Außerdem aber lebt er im Schooße ſeiner Familie wie ſeiner Unterthanen zu Altenburg, in deren Glück das ſeinige ſuchend und findend. Bei der Ausführung der Eiſenbahn von Leipzig nach Baiern, die ihre Richtung über Altenburg nimmt, hat er ſich eben ſo großmüthig als kräftig betheiligt und dadurch weſentlich zum Flor ſeines Landes beigetragen. Da er keine männlichen Erben zählt, fällt das Herzogthum nach ſeinem Tode ſeinem Bruder Ernſt anheim.

Neue Entdeckungen und Erfindungen in der Landwirthſchaft und in den Gewerben.

Bereitung einer Seife, welche Wollenzeuge und andere Zeuge waſſerdicht macht.

Man löſt in 2 Pfund Regenwaſſer 1 Loth reine Hauſenblaſe auf. Ebenſo in beſonderen Gefäßen 2 Loth Alaun in 2 Pfund kochenden Waſſers und 2 Loth weiße Seife in 1 Pfund Waſſer. Hierauf filtrirt man jede dieſer Auflöſungen beſonders und gießt ſie alle in ein Gefäß, welches man über das Feuer ſtellt. Nach dem Aufwallen der Flüſſigkeit wird ſie vom Feuer weggenommen und in dieſelbe eine Bürſte getaucht, mit der man das auf einem Tiſche ausgebreitete Zeug auf deſſen Rückſeite übergeht. Wenn dieſes Zeug hinlänglich trocken iſt, bürſtet man es gegen den Strich. Endlich übergeht man daſſelbe mit einer in reines Waſſer getauchten Bürſte, um ihm den durch den angewandten Appret ertheilten Glanz wieder zu benehmen. Drei Tage nach der Operation iſt das Zeug völlig trocken und von Waſſer undurchdringlich, während es der unmerklichen Ausdünſtung, da die Maſchen und Nähte durch den Appret nicht ausgefüllt werden, einen Ausweg geſtattet, die thieriſche Wärme zurückhält und der Geſundheit nicht ſchädlich iſt. Sollen ſehr leichte Wollenſtoffe, ſeidene und baumwollene Zeuge waſſerdicht gemacht werden, ſo muß die angegebene Quantität Waſſer um die Hälfte vermindert und das Zeug in der Flüſſigkeit eingeweicht werden, ſtatt ſie mit der Bürſte aufzutragen.

Da hier eine chemiſche Operation, das Filtriren, erwähnt wird, mancher unſrer Leſer aber vielleicht nicht wiſſen möchte, wie er dieſe Operation gehörig anzuſtellen habe, ſo wollen wir aus dem weiter oben angeführten Lehrbuche der Chemie von Thieme eine Beſchreibung des dabei zu beobachtenden Verfahrens geben. Das Filtriren oder Seihen iſt eine bei chemiſchen Verſuchen ſehr häufig vorkommende Operation, durch welche ein in einer Flüſſigkeit in fein zertheiltem Zuſtande enthaltener feſter Körper aus derſelben entfernt wird. Gewöhnlich bedient man ſich des weißen Druckpapieres zum Filtri-

ren. Dasselbe muß von der Beschaffenheit sein, daß es die Flüssigkeit schnell hindurchläßt, ohne daß diese trübe ist. Das Stück Papier, durch welches die Flüssigkeit hindurchgeht, heißt Filter. Um ein Filter zu machen, verfahre man auf folgende Weise: Man lege ein vollkommen viereckiges Stück Papier (das heißt, alle Seiten des Papiers müssen einander ganz gleich sein) zusammen, so daß die Enden genau auf einander passen. Dieses zusammengelegte Papier bildet nunmehr ein Rechteck. Man lege es daher nochmals zusammen, so daß gleichfalls die Enden wieder genau aufeinander passen. Das doppelt zusammengeschlagene Papier hat nunmehr wieder eine vollkommen viereckige Gestalt und enthält vier Blätter. Drei von diesen Blättern nehme man zwischen den Zeigefinger und den Daumen und trenne mit der andern Hand das vierte Blatt von den drei andern. Das Papier hat jetzt die Gestalt eines Trichters und wird, wenn man das Filtriren vornehmen will, in einen Trichter von Glas gebracht. Da das Filter, wenn es sich in dem Trichter befindet, über denselben nicht hervorragen darf und genau in denselben anpassen muß, so ist es vielleicht noch angemessener, einen Filter auf folgende Weise zu bereiten: Vermittelst eines Zirkels beschreibe man auf dem Filtrirpapier einen Kreis, dessen Durchmesser, je nachdem das Filter größer oder kleiner sein soll, größer oder kleiner sein muß. Diesen Kreis trenne man mit der Scheere von dem übrigen Papiere, so daß man ein genau kreisrundes Stück Filtrirpapier erhält. Dieses lege man nun zu einem Halbkreise so zusammen, daß die Enden genau auf einander passen, und eben so auch den Halbkreis zu einem Viertelkreis. Nachher verfahre man beim Auseinanderschlagen der Blätter gerade wie vorher.

Die zum Filtriren gebrauchten Trichter, in welche man die Filter hineinlegt, müssen bald größer bald kleiner sein, je nach der Menge der zu filtrirenden Flüssigkeiten. In jedem Falle aber müssen die Filter nach der Größe des zu gebrauchenden Trichters zugeschnitten werden. Am besten giebt man dem Halse des Trichters, wenn man ihn auf die Flasche gebracht hat, eine solche Richtung, daß die Flüssigkeit an der Wand der Flasche herunterfließt. Auch muß man vor dem Filtriren das Filter mit reinem Wasser anfeuchten, damit sich dasselbe leichter in den Trichter einpassen läßt und die Poren des Papieres schon vor dem Filtriren mit Flüssigkeit angefüllt sind.

Bereitung einer neuen, sehr guten Wagenschmiere.

Diese Wagenschmiere bleibt viel länger als die gewöhnliche beim Fahren an den Achsen der Räder haften, weil ihr Schmelzpunkt erst mit 34° R. eintritt. Außerdem hat sie den Vorzug, daß beim Schmieren nichts von ihr abtrieft und verloren geht, wie bei der gewöhnlichen und daß sie ungeachtet ihrer Güte dennoch wohlfeiler als die gewöhnliche und die englische ist. Uebrigens er-

zeugt ſie ſelbſt bei längeren ſchnellen Fahrten keine Reibung und Entzündung. Sie enthält folgende Beſtandtheile:

100 Pfund weißes Fichtenharz,
25 Pfund Schweinefett,
6½ Pfund Wachs
30 Pfund Waſſerblei.

Alle dieſe Stoffe werden zuſammen in einem Keſſel geſchmolzen und recht unter einander gerührt. Das Wachs muß zuerſt geſchmolzen werden, weil es ſchwerer als die andern Stoffe ſchmilzt und daher einer ſtärkeren Hitze ausgeſetzt werden muß.

Das beſte Auflöſungsmittel für Kautſchuk.

Als beſtes Auflöſungsmittel für Kautſchuk wird das von gewöhnlichem Terpentinöl wohl zu unterſcheidende Oel der Weißtannen-Zapfen (Oleum Abietis) empfohlen. Es wird nämlich 1 Theil zerſtücktes Kautſchuk in 5 Theilen des Oels in einer mit Blaſe verſchloſſenen Flaſche in der Wärme aufgelöſt. Altes Oel bewirkt keine vollſtändige Löſung. Die ſo erhaltene Löſung kann nun für verſchiedene Zwecke etwa mit 2 Theilen Aether (beſonders für waſſerdichte Zeuge) oder mit zwei Theilen Leinölfirniß, oder mit einer Miſchung von Kautſchuk und Schweinsfett gemengt werden. So kann man z. B. Schuhe inwendig mit der einfachen Löſung des Kautſchuks in Weißtannenöl, außen aber erſt zweimal mit einer Miſchung aus Kautſchuk und Schweinefett, und dann mit der angegebenen Miſchung von Kautſchuklöſung und Leinölfirniß beſtreichen. Solche waſſerdichte Schuhe nehmen die gewöhnliche Wichſe gut an. Zu bemerken iſt hierbei noch, daß unter den oben angegebenen Theilen Gewichtstheile zu verſtehen ſind, ſo daß z. B. auf 1 Loth zerſtücktes Kautſchuk 5 Loth des Oeles genommen werden müſſen.

Das beſte Verfahren der galvaniſchen Vergoldung.

Dieſes Verfahren iſt von Herrn Briant aufgefunden und zuerſt angewendet worden. Die nach demſelben vergoldeten Gegenſtände zeichnen ſich vor den, nach den andern Methoden der galvaniſchen Vergoldung vergoldeten, Gegenſtänden bedeutend aus. Es unterſcheidet ſich von den andern Methoden dadurch, daß nicht trocknes Goldchlorid, ſondern Goldoxyd in Kaliumeiſencyanur aufgelöſt und dem letztern noch ein Zuſatz von Aetzkali beigegeben wird. Ferner wird zur Zerſetzung nicht eine vielplattige Batterie, ſondern nur ein einfaches Daniell'ſches Plattenpaar angewandt. Es entſteht daher nur ein äußerſt ſchwacher Strom, durch welchen die Zerſetzung bewirkt wird. Das genaue Detail dieſes Verfahrens iſt folgendes:

2 Loth 2½ Quentchen Gold werden in Königswaſſer aufgelöſt, hierauf ſo lange abgedampft, bis ſie in möglichſt ſäurefreies trocknes Goldchlorid verwandelt ſind. Hierauf wird letzteres in 10

Pfund heißem Waſſer aufgelöſt und ½ Pfund ſorgfältig geſiebte Magneſia, wie ſie im Handel zu haben iſt, zugeſetzt. Dieſes Gemenge wird bei ſchwacher Hitze digerirt, wodurch das Goldoxyd in Verbindung mit der Magneſia gefällt wird. Den auf dieſe Weiſe erhaltenen Niederſchlag filtrirt man, oder decantirt ihn, nach Umſtänden, und wäſcht ihn gehörig mit Waſſer aus. Sodann bereitet man ſich aus ½ Pfund Salpeterſäure und 10 Pfund Waſſer eine verdünnte Salpeterſäure und digerirt die Verbindung eine Zeit lang mit dieſer verdünnten Salpeterſäure, um die Magneſia auszuziehen. Der erhaltene Niederſchlag iſt reines Goldoxydhydrat, das auf ein Filter gebracht und ſo lange ſorgfältig gewaſchen wird, bis das Lakmuspapier nicht mehr geröthet wird.

Man bereitet ſich eine Auflöſung von 1 Pfund Eiſenkaliumcyanur (Blutlaugenſalz) und 8 Loth Aetzkali in 10 Pfund Waſſer, ſetzt das erhaltene Goldoxyd ſammt ſeinem Filter zu und läßt das Ganze ungefähr 20 Minuten kochen. Auf dieſe Weiſe wird das Goldoxyd aufgelöſt und ein Theil des Eiſenoxyds fällt nieder. Die ſo entſtandene hellgoldgelbe Flüſſigkeit läßt man erkalten und filtrirt ſie, um das nur noch ſehr wenig goldhaltige Eiſenoxyd auf dem Filter zu erhalten. Dieſe Flüſſigkeit iſt nunmehr zum Gebrauche fertig.

In den bei der Bereitung des Goldoxydes erhaltenen Flüſſigkeiten befindet ſich noch ein wenig Gold aufgelöſt, das ſich durch Eiſenvitriol niederſchlagen läßt. Die Gegenſtände, welche vergoldet werden ſollen, muß man ſorgfältig reinigen und mit dem Zink des einfachen Plattenpaares verbinden. Mit dem Kupferpole verbindet man ein einfaches Platinblech, das in die Flüſſigkeit gehängt wird und dazu dient, den elektriſchen Strom in dieſelbe hineinzuleiten. Man kann ſowohl mit Unterſtützung der Wärme als auch bei gewöhnlicher Temperatur arbeiten. Die erſtere Methode hat vor der letzteren den Vorzug, daß die Operation raſcher vor ſich geht. Dagegen hat die letztere vor der erſteren den Vorzug, daß eine größere Sicherheit des Erfolges ſtattfindet, und daß man beim langſameren Operiren dem Gegenſtande, während er arbeitet, keine Aufmerkſamkeit zu widmen braucht und ſich indeſſen mit andern Gegenſtänden beſchäftigen kann, was beſonders bei der Fabrikation im Großen ſehr vortheilhaft iſt. Einen ſchwachen Goldanflug erhält man ſchon in kurzer Zeit. Zu einer dauerhaften galvaniſchen Vergoldung ſind aber mehrere Stunden erforderlich. Iſt die Flüſſigkeit erſchöpft, ſo braucht man nur friſches Goldoxyddarin aufzulöſen. Es ſchlägt ſich ſodann wieder etwas Eiſenoxyd nieder, ſo daß die länger gebrauchte Flüſſigkeit immer beſſer wird.

Die nach dieſer Methode galvaniſch vergoldeten Gegenſtände bedürfen keiner weitern Nacharbeitung. Jedoch kann man ſie mit einer Bürſte und heißem Waſſer und Seife auf die gewöhnliche

Weiſe reinigen, nach welcher Operation der Glanz und die Farbe durchaus nichts zu wünſchen übrig laſſen.

Den bronzenen Gegenſtänden das ſo beliebte Matt zu geben, gehört bekanntlich zu den ſchwierigſten Aufgaben dieſer Fabrication. Man kann jedoch nach dieſer Methode, rein auf galvaniſchem Wege, ein ſo ſchönes Matt hervorbringen, das dem ſchönſten Pariſer Matt durchaus nicht nachſteht, und wozu durchaus keine nachträglichen Operationen nöthig ſind. Dieſes Matt entſteht nämlich ganz von ſelbſt, ſobald die reducirte Goldſchicht die erforderliche Dicke erlangt, und deſto ſchöner, wenn die Reduction ohne Wärme bei der gewöhnlichen Temperatur geſchieht. Man kann ferner zu dieſem Zwecke die Goldflüſſigkeit gegen das Ende der Operation mehr oder weniger mit Waſſer verdünnen, wodurch die matte Farbe entweder mehr in's Röthliche ſpielt, oder eine größere Weiße und Zartheit erhält. Wahrſcheinlich würde man daſſelbe Reſultat erhalten, wenn man, ſtatt die Flüſſigkeit zu verdünnen, gegen das Ende der Operation nur den Strom ſchwächte.

Ferner iſt hierbei noch zu bemerken, daß, wenn die zu vergoldenden Gegenſtände polirt und glänzend ſind, auch die galvaniſche Vergoldung glänzend erſcheinen, und es eine um ſo dickere Goldſchicht erfordern wird, ehe das Matt hervortritt. Es wird daher bei Erzeugung des letztern eine große Erleichterung und eine große Erſparung an Golde gewähren, wenn man den zu vergoldenden Gegenſtänden durch das bei der Feuervergoldung übliche ſogenannte Abbrennen oder Beizen ſchon vorher eine matte Oberfläche ertheilt. Vielleicht kann daſſelbe auch dadurch bewirkt werden, wenn man die zu vergoldenden Gegenſtände vorher auf galvaniſchem Wege mit einer dünnen Kupferſchicht überzieht, die bekanntlich, wenn ſie ſorgfältig behandelt wird, ein äußerſt ſchönes mattes Korn giebt. In beiden Fällen iſt es aber erforderlich, durch öfteres Abſpülen in Waſſer, dem man anfänglich einen geringen Zuſatz von Pottaſche geben kann, eine adhärirende Säure auf das Sorgfältigſte zu entfernen. Wenn die Gegenſtände auf die eine oder die andere Weiſe vorbereitet ſind, ſo wird ſchon die anfängliche Vergoldung matt erſcheinen. Da die zur Vergoldung angewandten Auflöſungen alkaliſch reagiren, ſo muß man vorſichtig in der Wahl der Subſtanz ſein, womit man diejenigen Stellen beſtreicht, die nicht vergoldet, ſondern ausgeſpart werden ſollen. Man kann ſich hierzu eines Ueberzuges von Gips bedienen, den man, wenn er getrocknet iſt, mit einer weingeiſtigen Auflöſung von Schellack tränkt.

Benutzung der Kartoffeln zur Mehlbereitung; nach Liebig.

Man ſchneidet die Kartoffeln in Scheiben von 2 bis 3 Linien Dicke, und übergießt ſie in einem hölzernen Gefäße mit Waſſer, dem man 2 bis 3 Proc. (auf 100 Pfund Waſſer 2 bis 3 Pfund) concentrirte Schwefelſäure zugeſetzt hat. In dieſer Flüſſigkeit läßt

man sie 24 bis 36 Stunden, zieht dann das Wasser ab, gießt reines auf, und wiederholt das Aufgießen von reinem Wasser mehrmals, um die Säure wieder zu entfernen. Die auf diese Weise ausgewaschenen Kartoffeln werden auf Horden an der Luft getrocknet. Sie bleiben blendend weiß und lassen sich zu einem feinen Mehle mahlen, welches in vielen Fällen das gewöhnliche Mehl ersetzen kann. Das Trocknen der Kartoffeln erfolgt sehr schnell. Wendet man keine Säure an, so werden die Kartoffeln schwarz, hornartig, schimmeln leicht und trocknen schwierig. Bei der ungemeinen Wohlfeilheit der Schwefelsäure ist das Verfahren nicht sehr kostspielig. Auch geben die Kartoffeln bei dieser Behandlung, wenn sie nach dem Auslaugen gedämpft, eingemaischt und auf gewöhnliche Weise in Gährung versetzt werden, nach der Destillation einen fuselfreien Branntwein.

Verfahren, die Metallplatten für Lichtbilder zu jodiren.

Zur Vorbereitung der Platten wird die Verbindung von Chlor mit Jod, das Jodchlorid benutzt und im Uebrigen Daguerre's Verfahren angewandt. Nachdem die Platte kurze Zeit in die Jodbüchse gelegt worden ist, wird dieselbe, noch ehe sie sich wirklich gelb gefärbt hat, herausgenommen und zwei Secunden über die Oeffnung einer Jodchlorid enthaltenden Flasche gehalten, wo sie sehr bald die gelbe Farbe erlangt und dann in die Camera obscura gebracht werden kann. Das Bromchlorid giebt fast dasselbe Resultat, doch liefert Jodchlorid einen bessern Effect. Nach diesem Verfahren erhält man in zehn Secunden ein Bild, wozu ohne Anwendung von Jodchlorid in demselben Apparate vier bis fünf Minuten erforderlich waren.

Schutz des Getreides vor dem Kornwurm.

Herr Lyon Dufoure theilte der Société centrale d'Agriculture ein Mittel mit, das Getreide vor dem Kornwurm zu schützen, welches Nutzen verspricht. Er bringt nämlich sein Getreide in aufrecht stehende Fässer; ein jedes kann 3 bis 4 Hektoliter (ungefähr 3 bis 4 Dresdener Scheffel) Getreide enthalten. Diese Fässer werden mit einem beweglichen Deckel verschlossen, welcher mit Gewichten oder Steinen beladen wird. Sie stehen aufrecht in einer Reihe am dunkelsten Orte des Kornbodens, den man überdies sorgfältig verschließt, damit er weniger hell und an der äußern Luft weniger erwärmt wird.

Seit fünf Jahren bewahrt Herr Dufoure sein Getreide auf diese Weise auf und schützt es zugleich vor den Ratten und vor Staub. Um es vor Ratten und Mäusen noch mehr zu sichern, kann man den Boden des Fasses und einen Theil seines unteren, äußeren Randes mit Zinkblech belegen.

7½ Sgr.

Deutsches Volksbüchlein

für

Jung und Alt.

Herausgegeben von

Gustav Nieritz.

Jahrgang 1845.

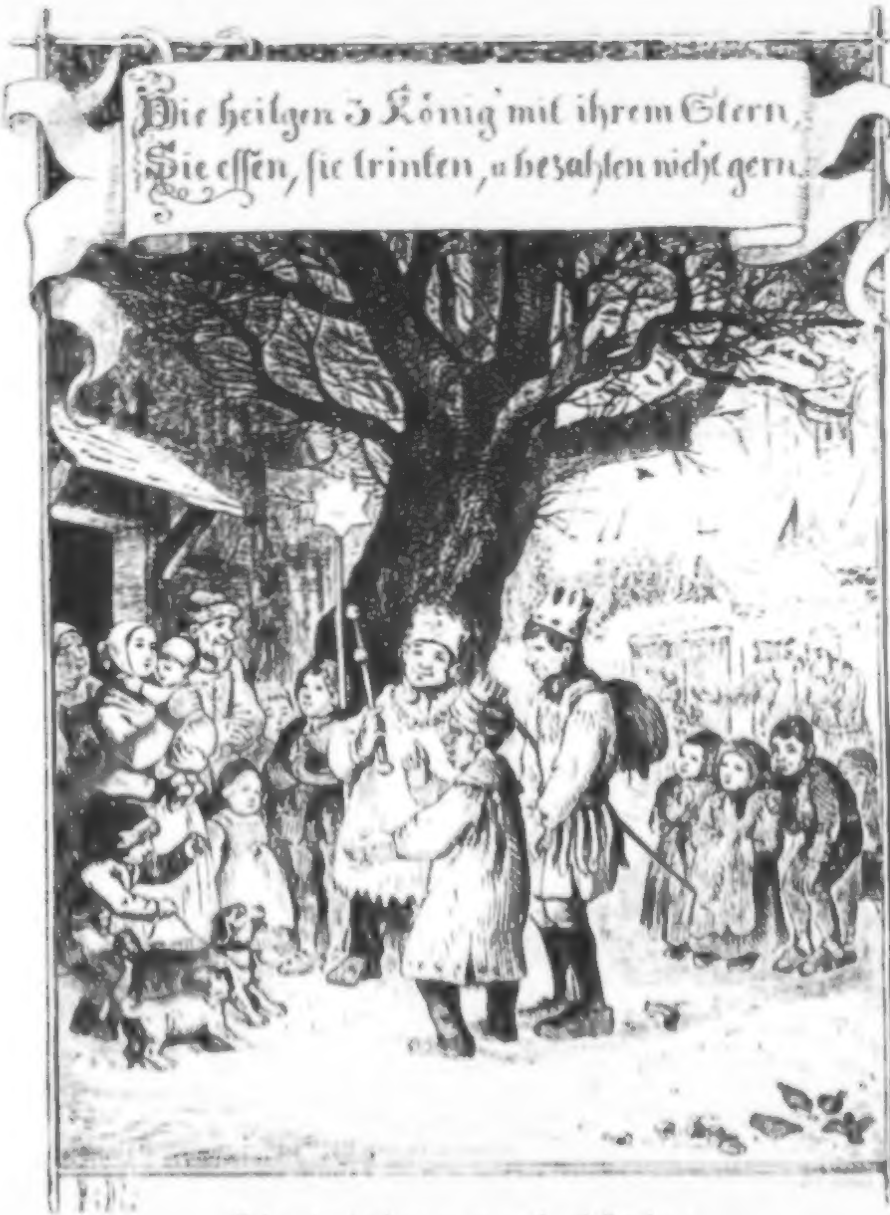
Mit vielen Holzschnitten.

Berlin,
Verlag von Carl J. Klemann.

1 Rthlr.

M. D. 24 Kr. C. M.

Der Vorsteiger



Die heiligen drei Könige

Der HERR segne
deinen Ausgang u. Eingang

FU Univ Bibl
Berlin

Deutsches Volksbüchlein

für

Jung und Alt.

Herausgegeben von

Gustav Nieritz.

Jahrgang 1845.

Mit Beiträgen

von

C. Biedermann, General v. Decker, Ed. Duller, Fr. Pocci und Andern

und Holzschnitten

nach Originalzeichnungen

von

E. Oehme, Fr. Pocci, L. Richter, H. Bürckner, Fröhlich.

Der Inhalt dieses Volksbüchleins ist gleichlautend mit dem für dieses Jahr erschienenen Volkskalender.

Berlin,
Verlag von Carl J. Klemann

BERLIN

Zu den Titelbildern.

I.

Der Weihnachtsmorgen.

Mitten im todten, öden Winter blüht der schönste Frühling auf, der Frühling des deutschen Gemüths- und Familienlebens. Wenn Eis und Schnee Feld und Flur deckt und die Sonne sich kaum am Rande des Himmels blicken läßt, da werden und wachsen in der sonnigen Wärme des Herzens Blumen und Früchte für liebe Eltern, Kinder, Geschwister, Onkels, Tanten, Basen, Bräutigams, Bräute und nahe und ferne Freunde und Verwandte. Das ist ein Nähen und Sticken und Schaffen und Schürfen, ein Kaufen und Laufen vor Weihnachten, um alle die Bedürfnisse des bescheerungsfreudigen Herzens anzuschaffen und die verstohlenen Arbeiten zum Weihnachtsabend oder Weihnachtsmorgen zu vollenden! Die Kinder jubeln und probiren alles Spielzeug; der Junge trompetet oder trommelt und setzt sich den Helm auf und schnallt sich den Degen an; kleine Mädchen schaukeln die Puppe und ordnen an den Bettchen: Eltern und Aeltere werden mit ihnen wieder Kinder und kommen mitten auf der Erde schon mit ihnen in's Himmelreich der höchsten Erdenwonne. Dann geht's in die Kirche. Das warme Herz fühlt nicht die Kälte des Morgens, und die beschwingten Füße achten nicht darauf, daß sie durch Schnee und Schmutz waten müssen. Das Licht der Straßenlampen erbleicht vor dem Lichte der Herzensfreude und des grauenden Tages, der im Osten emporsteigt, zwar nicht in lachender Morgenröthe des Sommers, aber schöner dennoch, denn das Auge, das da siehet, verklärt Alles aus der innern Fülle des Herzens. So geht denn hin in die lichter- und christlich erleuchtete Kirche und begrüßt die Geburt des Heilands, der Liebe und Freiheit, allen Menschen verkündigt und sie erlöst hat, daß sie Alle Kinder seien Eines Vaters und gleichberechtigt an den Gütern dieses Lebens!

II.

Der Dorfgeiger.

„Große Städte, große Laster" und schrecklich viel Musik dazu. Der Musik kann man gar nicht mehr entgehen, in feiner Gesellschaft, wo Ihre getrunken und dummes Zeug dazu nach der Mode geklatscht wird; und wenn's denn nur wenigstens einfache, deutsche, solide Musik wäre! Aber nein, aus französischen und italienischen Opern muß es sein, mit Trillern und Schnörkeln, als wollten sie die Kehle krämpen und kräuseln wie gebrannte Manschetten. Auf dem Klaviere wird ein wahres Gaukelspiel der Finger getrieben. Kein Mensch hat Genuß bei dieser herzlosen Virtuosen-Tastenbacherei, und man muß Alles loben und dabei das schrecklichste Gähnen der Langeweile unterdrücken. — Da seht mir aber den Dorfgeiger auf dem Bilde! Er kann von sich sagen:

„Wahrlich, aus mir hätte Vieles werden können in der Welt,
Hätte nicht das Schicksal tückisch sich mir in den Weg gestellt",

und wenn er nicht zu viel Gefühl in sich trüge. Er spielte stets mit einfachem, tiefem, deutschem Gefühl und Gemüth und ward ein Dorfgeiger,

ein Bettler. Aber das macht ihn nicht unglücklich; seine Wonne, sei
Glück, seine Geliebte, sein Haus und Hof, seinen Reichthum hat er b
der Geige. Seht, mit welcher behaglichen, stolzen Innigkeit steht er b
und geigt so recht aus tiefster Herzensweme! Und wie weint das! W
horchen die Kinder! Wie freut sich der alte Papa mit der Pfeife, un
sein jüngster Sohn klatscht vor Lust in die kleinen Patschhändchen! Hun
und Katze tanzen vor Wonne besser und natürlicher als die Ballettänz
rinnen, die oft mit einem Beine gen Himmel zeigen, während sie sich a
dem andern drehen wie ein Brummkreisel. Die Vögel des Himmels we
den angelockt von den süßen Tönen, setzen sich auf's Dach und horch
mit Bewunderung und denken: der kann's doch besser als wir! Wie b
haglich, wie wonnig ist das ganze Bild! Der Glückliche, er macht Thi
und Menschen glücklich! Er nimmt nicht Tausende von Thalern ein n
die Virtuosen für ihre musikalischen Sünden, aber doch Pfennige und g
tes Bauerbrod, und was braucht ein ächtes Genie denn viel Reichthu
In dem Bündel unten steckt genug für ihn, und die Taschen seiner geni
len Uniform strotzen wie die Euter einer neumilchenden Kuh. Zieh glü
lich Deines Weges, Du neuer Orpheus, und mache die Dorfbewohn
die mit unverbildeten Herzen noch das Einfache, Gemüthliche genie
können, immer recht froh und freudig! Möge Dir die Gewerbefreih
nicht zu schwer werden! Möge Dein Künstlergenius Dich wahren v
Gensdarmen, daß sie Dich nicht einstecken als vagabundirenden Musikant

III.

Die heiligen drei Könige.

[Hierzu gehört das Gedicht: „Epiphanias" Seite 123.]

IV.

Der Herr segne Deinen Ausgang und Einga

Gepriesen sei des Hauses Lieb' und Frieden
Und eignen Herdes segensreiche Macht!
Wem Lieb' im Haus', am Herde weilt und wacht,
Dem ist des Lebensglückes Quell beschieden.

Die Masse, selber sich sein Glück zu schmieden,
Für Haus und Hof und Weib und Kind bedacht
Und klug zu stillen aus der Arbeit Schacht
So Küch' als Keller, Herd als Herz hienieden.

Den Ausgang zu dem Werke weiht die Liebe,
Dem Eingang harr't ein süßer Weibesmund,
Und Gott im Himmel ist im Werkbetriebe.

An Hausesschwelle schlängelt sich die Traube;
Die Taube lost mit Kind und leckem Hund. —
Im Haus' ist Freiheit, Hoffnung, Lieb' und Glaube.

H. Beta.

Das deutsche Volk.

Von Eduard Duller.

Seit achtzehn Jahrhunderten schafft und wirkt das deutsche Volk, — wie oft in harten Mühen, in bittren Leiden und dunklen Nächten — an der Lösung seiner weltgeschichtlichen Aufgabe; und wohl gibt es Stunden, da manches Herz verzagen möchte, ob unser Volk die Lösung jener Aufgabe auch je vollenden werde, ob einst der Tag erscheine, da es, als ein freies, einiges Volk von Brüdern, in sich gefestet, seiner selbst und seiner Aufgabe bewußt, der Vorkämpfer des Geistes, der Freiheit, der Gesittung für alle Völker sein wird! Doch, sei manche Stunde noch so trüb, sei manche Last noch so schwer, sei die Aussicht zuweilen durch noch so hohe Mauern umbaut, — dennoch verzage kein deutsches Herz, verzweifle keines an der Zukunft des deutschen Volkes! Blick' auf dessen Vergangenheit zurück, — doch nicht aus dürren Namen, Zahlen und Ereignissen geht sie dir auf! — Horch' auf den Geist des Volkes, der sich in der Geschichte desselben offenbaret; auf den Herzschlag horche; nicht Welle an Welle, sondern die großen Strömungen der Ideen betrachte; auf die Männer blicke, die noch stehen, wenn die Menge schwanket und zu sinken droht, dann ermiß auch wieder in Zeiten, wenn dein Blick nicht solche einzelne gewaltige, ragende Säulen gewahrt, das weithingebreitete Fundament, stark genug, einen neuen Tempel zu tragen! So geh' an's Buch der Geschichte und es ist dir nicht ein Buch mit sieben Siegeln verschlossen; es ist dir das offne Buch des Lebens, dein Auge wird heller, dein Herz schlägt höher, voller Muth und Hoffnung erkennst du, wie alles Leben ein eines, großes, ewiges ist, wie kein Zweig, keine Blüte, kein Tropfen Blutes daran verloren! Du erscheinest dir selber größer, wenn du's recht völlig durchfühlst, was es heißt: ein Theil im Ganzen zu sein! So wirst du selber ein ganzer Mann; und, werden's Viele, — dann wehe dem, der die heilige Krone des Ganzen antasten will! Verzage dir den Schmerz dabei nicht. Erst wenn du alles Leid, das dein Volk je empfunden, vollkommen durchfühlt, wenn du weißt, warum es gelitten, wie oft durch eigene, wie oft durch fremde Schuld, — dann geht dir die Freude auf, darüber, wie so viel Urkenhaftes in unserem Wesen, daß es gebeugt, aber nicht gebrochen werden kann, daß es sich in seiner Kraft aus aller Schuld und Unbill um so schöner zu verjüngen vermocht; und die Freude des Erkennens wird dir zur Freude an eigner That. So wächselst du heran in der Geschichte deines Volkes, wirst stark in seinem Ringen, wirst klug in allen Lehren, die jenes empfangen, wirst bewußt,

wie es zum Bewußtsein gekommen, wirst ein Mann in
Liebe, zu leben und zu sterben für dein Volk! So betracht
Geschichte, nicht geblendet von ihrem Sonnenschein, nicht ge
durch die dunkelste Nacht!

Sieh nur, wie das deutsche Volk in der Geschichte au
Es war in einer Zeit, da Rom zur Weltherrschaft voran
Nach allen Seiten flogen die römischen Adler. Da drangen
nische Stämme gen Italien heran, und schlugen die Legione
Rom zitterte, wie nie, vor den blonden Riesen des Nordens
Kimbern und Teutonen, die der unwiderstehliche Trieb nach
derschaft und Abentheuern gen Süden bewegte. Als Mari
besiegte, stand Rom im Wendepunkt seiner moralischen Kraft
da an konnte ein Cäsar, ein Drusus die germanischen A
auf germanischer Erde aufsuchen; Rom konnte Pflanzstädt
den an Donau und Rhein; aber es hatte die Grenzen seine
schaft gefunden seit jenen Tagen im Teutoburger Wald!

Es ist bedeutungsvoll, daß zur selben Zeit, als Arm
Cherusker deutsches Volksthum vor Romanisirung errettete,
Christus in Judäa heranwuchs. Zwei neue Keime waren
Menschheit eingesenkt, das germanische Wesen und das
liche. Beide stürzten, mit Rom, die ganze alte Weltordn
Trümmer nieder; beide vereinigten sich und bildeten ein
eine christlich-germanische. Die germanischen Stämm
gen sie von Britannien bis Spanien über die ganze weilan
sche Erde. Da wuchsen allüberall neue Geschlechter aus g
schen Säften, Geschlechter der frischen Kraft, nicht mind
sam als tüchtig. Aber von einem Gesammtbewußtsei
germanischen Völkerschaften war noch keine Ahnung. Jede
um ihre besondere Existenz auf Leben und Tod, und el
Christenthum gab die Losung bei diesem furchtbaren Kamp
sen Endziel doch nur der Anfang zu einer Einigung war.

So der lange, erbitterte Kampf zwischen Franken und
sen, dessen Nachhall noch bis ins Mittelalter hinein die
Erde in zwei Hälften scheidet, als die politische Vereinigun
vollbracht war, als die Form eines deutschen Reiches end
stand. Karl der Große hat sie nicht vollendet, der Vert
Verdün sie nicht sanktionirt; sie ward es, als der alte Be
Wahlrechts, wie er in den einzelnen Volksgemeinden,
stämmen gelebt und fortlebte, von den Volksherzogen
rem Sinne aufgefaßt ward, im Sinne der freien Vereinig
gemeinsamen Schutz gegen gemeinsamen Feind; Avaren,
ren, Normannen brachten die deutschen Völkerschaften da

Nun aber schritten drei mächtige Gewalten ein, wel
gemeinsame Nationalgefühl, worin sich alle germanischen
schaften als ein untheilbares Ganzes, mit voller Freiheit
zelnen, zusammengefunden, auf verschiedene Weise besti

Zuerst der Begriff des Kaiserthums im altrömischen Sinne der Weltherrschaft, — damit zugleich allmälig der Begriff geistlicher Weltherrschaft durch die Kirche, und, in beiden gleichgewaltig, die Idee des Lehenwesens; — in beiden, denn was ist das ganze System der Hierarchie anders als die konsequente Durchführung der Belehnung bis hinauf zu einem höchsten unsichtbaren Lehensherren? So wie sich nun diese Begriffe festsetzten, mußte mit der alten Volksfreiheit zugleich auch das Nationalgefühl beeinträchtigt werden, und zwar zum Schaden aller, die sich Deutsche nannten. Das deutsche Kaiserthum, welches nach der alten römischen Weltherrschaft strebte, bedurfte des römischen Begriffes der Majestät, und um diesen festzustellen, bedurfte es wieder des römischen Rechtes, welches mit unseren deutschen Volksrechten zugleich auch die alte Volksfreiheit allmälig verdrängte. Aus dem Lehenwesen entwickelte sich ebenso die Territorialherrschaft. Und die römische Hierarchie endlich, von dem deutschen Kaiserthum anfänglich wechselweise beschützt und gesucht, behauptete, als höchster Gipfel des konsequent durchgeführten Lehenwesens, sich selbst als eine unabhängige Macht, als oberste Autorität über allen Nationalitäten. Diese Behauptung veranlaßte den Widerstand der weltlichen Macht, und die zwei Schwerter der Christenheit kreuzten sich zum harten, langwierigen Kampf. Da sank der stolze Baum des deutschen Kaiserthums, da fiel sein herrlicher Zweig: „Hohenstaufen"; vielleicht mit deshalb, weil die Hohenstaufen den großen Umschwung der Zeit, das Sinken des Lehenwesens verkannten, und wie das Bürgerthum dessen Bedeutung einzunehmen im Begriffe stand.

Mit Rudolf von Habsburg begann eine neue Epoche, das Kaiserthum erhob sich zu dem Bewußtsein: seine Aufgabe sei, das lebendige Gesetz darzustellen, das Gesetz müsse der schützende Ring sein für die deutsche Nationalität. Aber diese moralische Verjüngung des Kaiserthums war nur von kurzer Dauer, sie schwand dahin, seit die Kaiser, dessen Ursprung, wie er aus deutschem Volkswesen hervorgegangen, mißkennend, immer mehr auf die Vergrößerung der Hausmacht Bedacht nahmen. Da sehen wir nun, wie sich allmälig Vieles zerspaltet und zerklüftet, damit jedes einzelne Recht Raum gewinne, im engen Kreise sich zu behaupten vermöge; da erstehen die goldne Bulle,, Rittereinungen, Städtebünde, fürstliche Erbverbrüderungen; das provinziale, das lokale Element macht sich geltend, und die Kaisergewalt weicht aus den Fugen, die sich nimmer wieder schließen. Sie hat sich überlebt. Das Nationalgefühl verdichtet sich und erstarkt, im Kleinen wirkend und schaffend, in jenen zahllosen engeren Kreisen; es bildet sich das Fürstenthum aus, in seinem nächsten Wechselverhältniß zum Volk, — nicht sowohl beschränkt (weil vorher nie und

schränkt), als vielmehr gestützt durch die landständischen V
sungen, es bildet sich in den städtischen Gemeinwesen, nich
hartnäckige Kämpfe, ein naturgemäßes Gleichgewicht zwische
privilegirten Stand der Besitzenden, und dem bis dahin im
der Rechte beschränkten der Erwerbenden, ein Umschwung de
mögensverhältnisse, welcher dem der Standesverhältnisse, der
menden Bedeutung des deutschen Bürgerthums vor de
entspricht. In diesem Kerne hat sich die Kraft des deutsche
kes ungeschwächt erhalten, aus diesem gesunden Kerne spr
Stamm der neuen Zeit. Während die Kaiser die deutsch
tionalität den Uebergriffen der römischen Hierarchie p
ben, während die Fürstengeschlechter unter sich unein
eifersüchtig auf die wachsende Bedeutung der Städte, währe
Adel den unsicheren Zustand der Gerechtigkeitspflege une
nutzt, geht aus dem deutschen Bürgerthum die E
dung des Buchdrucks hervor, das segensreichste Geschen
ches die Menschheit nach dem Evangelium empfing, der ewig
entreißbare Hort der Freiheit.

Bald zeigten sich die wichtigen Folgen jener Erfindung
deutsche Volk, das ohne den Buchdruck nimmerme
große Geistesthat, die Reformation, vollbracht hätte,
in dreifacher Beziehung der energischeste Ausdruck deutschen
thums war, einmal als Kampf für die Rettung der Na
lität gegen die Versuche, sie zu romanisiren, dann als
des deutschen Geistes um seine aufs äußerste bedrohte
heit, endlich als Erhebung des deutschen Herzens zur
der Sittlichkeit. Und wie einst die bloße physische U
der germanischen Völkerschaften aus deren Heimathsitzen th
nach allen Richtungen ausgeströmt und die erschlaffte Welt
und verjüngt, so breitete sich jetzt die deutsche Geiste
weit über die Grenzen deutscher Lande hinaus. Innerhalb
ben kam sie leider nicht zum vollkommenen Abschluß. Ei
der deutschen Fürsten machte die Reformation zur eignen
und wenn auch die meisten derselben dies aus ächter Bege
thaten, so trug doch dies Verhältniß im Allgemeinen nur d
die volle Entwickelung jener deutschen Volksthat aufzuhalte
so mehr als dies mit der der politischen Freiheit nicht min
Fall war. Furchtbar hallte der Nothschrei der deutschen V
gräßlich ihr Todesstöhnen, als sie, — verhöhnt und betro
Verzweiflung Unmenschliches verübt hatten, und Solches
barische Weise büßen mußten. Die Theologen thaten das
um das große nationale Werk des deutschen Geistes nutzlos
splittern und die besten Kräfte der Nation im Kampf u
Buchstaben aufzureiben. So fand die antinationale Partei
außer Deutschland leichtes Spiel. So klaffte ein tiefer Ri
sche Fürsten und Völker standen einander gegenüber un

Fremde, — das eine Lager Schweden und Franzosen, das andere Italiener und Spanier, — auf die deutsche Erde, um sie durch eine dreißigjährige Blutarbeit zur Wüste zu machen.

Als die Waffen endlich ruhten, und nur noch, wie zur Nachfeier der Kriegsflamme, der Qualm von Scheiterhaufen emporstieg, auf denen man Hexen verbrannte, schien im allgemeinen Gräuel der Verwüstung das letzte und höchste Gut eines Volkes, das Nationalgefühl, verloren gegangen zu sein; — zahllose große und kleine Höfe mit größerem oder geringerem Verderbniß und Absolutismus; zahllose reichsunmittelbare Städte mit mehr oder minder Philisterthum; viele Gelehrte mit wenig Geist; in den heiligen Strom der deutschen Sprache tausend Kanäle fremder Sprachen geleitet; — wer mochte unter solchen Umständen auf eine Zukunft Deutschlands hoffen, da ein deutsches Volk nirgends mehr vorhanden zu sein schien!

Es bedurfte, nachdem es nach innen zu so namenloses Leid über sich ergehen lassen, der einschneidendsten Wunden durch das Schwert des Fremden, damit es erwachte, damit es sich erhob, und, die Schmach abschüttelnd, in den Flammen eines heiligen Krieges sich läuterte. Aber wahrlich: als der Leib des deutschen Volkes noch im Scheintode lag, hatte der Geist nicht geschlummert, sondern rüstig vorangearbeitet, und in den Schlachten rauschten nicht bloß die Lieder Körners, auch die Geister Klopstocks und Schillers schritten den Freiheitskämpfern voran. So war das deutsche Volk durch den Geist wiedergeboren und in Blut und mit Feuer getauft.

Wohl kamen, als es die Siegesbanner aufgepflanzt hatte und den Preis seiner Mühen forderte, abermals trübe Tage; wohl lag es schwül und schwer auf ihm, und abermals war es der Einfluß der Fremden, welche die Machthaber übel beriethen, als ob das deutsche Volk erst mündig werden müsse, bis es der Freiheit werth und reif sei! Die öffentliche Meinung hat ihnen das Urtheil gesprochen, und so wenig Gutenbergs Erfindung ungeschehen gemacht werden kann, so wenig wird das deutsche Volk nachlassen, seine höchste Ehre in seinem guten Rechte, seiner gesetzlichen Freiheit zu suchen. Wenn es so durch die That beweist, daß es sich selbst achtet, wenn es so den neuen Aufschwung seines allerorten erwachten Nationalgefühls nicht bloß in achtunggebietender Stellung nach außenhin, sondern auch ebenmäßig durch sittliche Festigung im Inneren, durch die vollkommene Herrschaft des Rechts, durch eine auf diesem gründende Eintracht zwischen Regierenden und Regierten kundgibt, dann wird die deutsche Fahne nicht bloß im blutigen Kriege, sondern auch im großen heiligen Kampfe um das Werk der Gesittung zu Siegen weh'n!

Der deutsche Zollverein.

Von Karl Biedermann.

Bei der Freigebigkeit, womit man jetzt alle mögliche Vegeb
heiten, große und kleine, wichtige und unwichtige, durch irgend
Erinnerungsfeier zu verherrlichen pflegt, ist es zu bewundern,
man nicht beim Beginne des Jahres 1844 eine solche Feier zu Eh
des zehnjährigen Bestehens des großen deutschen Zo
vereins veranstaltet hat. Wenigstens hätte man dazu eben so
Ursache gehabt, als zu manchem solchen Feste, durch welches n
Ereignisse oder Personen verherrlicht hat, deren Wichtigkeit für
Wohl, die Größe und den Fortschritt unserer Nation bei Wei
weniger bedeutend ist, als die der Stiftung des deutschen Z
vereins. Man hat es vielleicht nur deshalb unterlassen, weil n
hoffte, in nicht zu ferner Zeit eine noch weit frohere und weit al
meinere Feier begehen zu können, wenn nämlich erst das ga
Deutschland in diesen Verein aufgenommen und dadurch
unauflöslichen Banden zu einer wahrhaftigen, kräftigen Einheit
knüpft sein wird. Dann wird Deutschland ein Fest begehen, f
diger, erhebender, schöner, als alle, die es in den letzten Jah
beging, ein rechtes, ächtes Volks- und Nationalfest!

Wir wollen uns indessen auch jetzt schon der vielfachen S
nungen des Zollvereins freudig erinnern und so die würdigste N
feier des zehnjährigen Bestehens dieser großartigen Schöpf
deutschen Nationalgeistes begehen.

Um die Wichtigkeit des deutschen Zollvereins, zunächst für
ser nationales Handels- und Gewerbwesen, zu begrei
müssen wir uns vergegenwärtigen, in welchem Zustande sich le
res vormals befand. In dem alten deutschen Reiche, so lange
ses noch existirte, gab es ebenso viele verschiedene Zoll- und H
delssysteme, als es selbstständige Regierungen gab, und deren
es bekanntlich sehr viele. Dadurch ward natürlich der Verkehr
Innern von Deutschland aufs Aeußerste gehemmt und erschw
Nicht besser erging es ihm in jedem einzelnen dieser deutschen Lä
und Ländchen. Durch die städtische Accise und andere ähnliche V
nenzölle ward der Verkehr von Ort zu Ort, von Provinz zu Prov
ebenso erschwert, als wären dies getrennte Staatsgebiete. Dage
fehlte es gänzlich an einer gemeinsamen Handelspolitik zur Fö
rung der deutschen Gewerbsthätigkeit und des Verkehrs mit d
Auslande. So geschah es denn, daß im Innern von Deutschl
selbst sich ein Staat gegen den andern, eine Provinz gegen die
dere, ein Bezirk gegen den andern absperrte, während doch
Ganze schutzlos der ausländischen Concurrenz offen stand, ja
sogar in manchen Staaten der inländische Fabrikant höheren Steu
bei der Bereitung und dem Vertriebe seiner Waaren unterlag,
die waren, welche der auswärtige Kaufmann zahlte, wenn er

ſelbe Waare ins Land hereinbrachte. Faſt in keinem einzigen deutſchen Staate gab es eine wohlgeordnete, auf klare Anſichten von der Natur des Verkehrs und der Gewerbthätigkeit begründete Zoll- und Handelsgeſetzgebung. Zwar war in Preußen unter Friedrich d. Gr. und in Oeſtreich unter Maria Thereſia und Joſeph II. der Anfang zu einer ſyſtematiſchen Heranbildung der einheimiſchen Gewerbsthätigkeit gemacht worden, und die Folgen davon blieben nicht aus; allein einmal war die Art und Weiſe, wie man dieſen Zweck zu erreichen ſuchte, eine ſehr einſeitige und unnatürliche, und dann waren dies immer nur zwei von den vielen deutſchen Staaten, allerdings die beiden größten; je mehr aber dieſe ſich in ſich abſchloſſen und auf alle Weiſe ihre Induſtrie zu heben ſuchten, deſto mehr litten die übrigen unter dieſen Beſchränkungen.

Nach der Auflöſung des deutſchen Reiches und der Unterwerfung von ganz Deutſchland unter die — unmittelbare oder mittelbare — Botmäßigkeit Napoleons, ſetzte Letzterer die, unter dem Namen des Continentalſyſtems oder der Continentalſperre bekannte Maßregel ins Werk, nach welcher alle Zufuhr von Waaren aus England oder auf engliſchen Schiffen in die Häfen der von Frankreich abhängigen oder mit Frankreich verbündeten Länder gänzlich unterſagt war. Da nun die Engländer dieſer Maßregel eine ähnliche entgegenſetzten, indem ſie nämlich jedes Schiff, welches in einen ſolchen Hafen ein- oder aus einem ſolchen Hafen auslief, für vogelfrei erklärten und durch ihre Kaperſchiffe wegnehmen ließen, ſo hörte überhaupt aller Verkehr zur See zwiſchen Deutſchland und dem Auslande auf; Deutſchland konnte nicht mehr, wie bisher, engliſche Waaren beziehen (ausgenommen, auf dem Wege des Schleichhandels); es konnte aber auch ſeine Waaren nicht mehr ſeewärts, nach England und nach Amerika, ausführen. Dies war inſofern ein Vortheil für die deutſche Induſtrie, als ſie nun nicht mehr auf den deutſchen Märkten mit der engliſchen den Wettkampf zu beſtehen hatte, daher denn auch während dieſer Zeit eine Menge von Fabriken, namentlich Baumwollenſpinnereien und Webereien, in Deutſchland entſtanden. Andere Gewerbszweige dagegen, wie z. B. die uralte deutſche Leinenweberei, litten darunter, weil ihnen ihre auswärtigen Abſatzwege größtentheils verſchloſſen waren.

Mit Napoleons Macht zerfiel auch das Continentalſyſtem, und der vorige Zuſtand trat wieder ein. Die engliſchen Waaren ſtrömten von Neuem in großen Maſſen auf die deutſchen Märkte und drückten die inländiſchen Gewerbe um ſo mehr nieder, als die Engländer in der Zwiſchenzeit ihre Induſtrie und ihr Maſchinenweſen ganz außerordentlich verbeſſert hatten und daher weit beſſere und billigere Waare lieferten, als die meiſten deutſchen Fabrikanten.

Bei der Bildung des deutſchen Bundes im J. 1815 ward für eine gemeinſame Anordnung der deutſchen Handels- und Gewerbverhältniſſe Nichts gethan; die Bundesglieder behielten ſich nur,

nach Art. 19. der Bundesakte, vor, bei der ersten Zusammen
der Bundesversammlung in Frankfurt wegen des Handels und
kehrs zwischen den verschiedenen Bundesstaaten, so wie wege
Schifffahrt, nach Anleitung der auf dem Congresse zu Wien
nommenen Grundsätze, in Berathung zu treten. Diese Verhe
der Bundesakte blieb jedoch bis auf den heutigen Tag unerfüllt
es geschah von Seiten des Bundes Nichts, weder für die Er
terung des Verkehrs im Innern Deutschlands, noch für die
lung der allgemeinen Verhältnisse der nationalen Industrie un
Handels mit dem Auslande.

Unterdessen hatte Preußen 1818 eine sehr zweckmäßige U
staltung seiner gesammten Zollverhältnisse vorgenommen. Es
die Zölle im Innern seiner Staaten gänzlich aufgehoben und
die Zollschranken an die äußern Grenzen des Landes verlegt; zu
war ein Zollgesetz erlassen worden, welches ein System m
Schutzzölle einführte, die nach den eigenthümlichen Verhält
und Bedürfnissen der inländischen Gewerbe und des Handels
stuft waren.

Dieses neue Zollsystem äußerte bald seine wohlthätigen F
für die preußischen Staaten. Allein ein großer Uebelstand blie
bei noch der, daß Preußen wegen seiner langgedehnten und zum
ßen Theile nicht einmal zusammenhängenden Grenzen dasselb
unvollständig und mit unverhältnißmäßigen Kosten durchzuführen
mochte. Deshalb ging Preußens Strebens darauf, sein Zollsy
zu einem gemeinsamen für alle deutschen Staaten, oder doch für
Theil derselben, zu erheben. Auch sah die preußische Regie
wohl ein, welchen großen politischen Einfluß in Deutschlan
erlangen würde, wenn es ihr gelänge, an die Spitze eines Ve
von deutschen Staaten zu treten, die durch gleiche Zollgesetze
eine gemeinsame Handelspolitik verbunden wären. Zunächst
gelang es Preußen, seinem Zollsysteme die kleineren Ländchen
Gebietstheile einzuverleiben, welche innerhalb seiner Staaten
diesen umschlossen, liegen (sog. Enclaven), z. B. die anhaltini
Länder, Theile von Schwarzburg, Sachsen-Weimar, den sächs.
zogthümern, Mecklenburg u. s. w. Weit wichtiger jedoch wa
Beitritt von Hessen-Darmstadt, welcher 1828 in der Weise erf
daß dieses Land den preußischen Zolltarif annahm und eine ge
schaftliche Verwaltung der Grenzzölle mit Preußen errichtete.

Die günstigen Folgen, welche für Hessen-Darmstadt aus
Vereinigung hervorgingen, lockten andere Staaten an, diesem
spiele zu folgen; die Vorurtheile, welche anfangs gegen eine
engere Verbindung mit Preußen, bald in politischer, bald in s
wirthschaftlicher Hinsicht, herrschten, verloren sich nach und
oder wurden doch durch die augenfälligen Vortheile einer solche
gemeinen Vereinigung der deutschen Staaten in den Hintergrun
drängt, und so trat im Laufe der folgenden Jahre ein Staat nach

andern dem preußisch-hessischen Zollvereine bei, nämlich: 1831 Kurhessen, 1833 der sog. thüringische Verein (aus den kleinern sächs., den schwarzburgischen und reußischen Ländern bestehend), Würtemberg und Baiern (die schon 1828 unter einander einen Verein gebildet hatten), zuletzt auch das Königreich Sachsen. Der hierdurch entstehende größere Verein, der mit d. 1. Jan. 1834 ins Leben trat, nahm nunmehr den Namen „Deutscher Zollverein" an. Wir dürfen also mit Recht das Jahr 1834 als das Geburtsjahr des deutschen Zollvereins bezeichnen, wenn auch der Grund dazu schon weit früher gelegt ward und wenn auch auf der andern Seite dieser Verein ein allgemeiner deutscher Zollverein weder damals war, noch auch bis auf den heutigen Tag geworden ist, da immer noch ein beträchtlicher Theil unseres deutschen Vaterlandes demselben nicht angehört. Indessen umfaßte der Verein doch schon im J. 1834 7720 □ Meilen mit ohngefähr 23½ Mill. Einwohnern, und seitdem ist seine Ausdehnung durch den Beitritt mehrerer anderer Staaten noch bedeutend erweitert worden. Es traten nämlich fernerweit bei: 1835 Baden und Nassau, 1836 die freie Stadt Frankfurt und diejenigen Theile von Anhalt-Köthen und Dessau so wie von Hessen-Homburg, welche nicht schon früher sich angeschlossen hatten; 1842 endlich Lippe-Detmold, Luxemburg und Braunschweig, das Letzte jedoch vorläufig nur mit einem Theile seines Gebiets. Die andern, von Hannover eingeschlossenen Theile, den sogen. Weser- und Harzdistrikt, ließ man in dem Verbande mit Hannover (worin vorher das ganze Herzogthum Braunschweig gewesen war), weil man hoffte, Hannover werde sich gleichfalls während des Jahres 1843 zum Beitritte anschließen. Als dies jedoch nicht geschah, zog Braunschweig auch jene beiden Distrikte aus dem Verbande mit Hannover heraus und verleibte sie ebenfalls dem deutschen Zollvereine ein. Dieser umfaßt daher gegenwärtig 27 souveräne deutsche Staaten, welche zusammen über 8,500 □Meilen und fast 29 Mill. Einwohner zählen. Da nun Deutschland überhaupt aus 38 souveränen Staaten zusammengesetzt ist, so enthält der Zollverein über ¾ der sämmtlichen deutschen Staaten, dem Umfange nach aber fast ¾ der Gesammtzahl der Quadratmeilen (8,500 von 11,500) und über ¾ der Gesammteinwohnerzahl Deutschlands (29 von ohngefähr 38 Mill.). Außerhalb des Vereins stehen noch: das Kaiserthum Oestreich, das Königreich Hannover, die Großherzogthümer Oldenburg, Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz, das dänische Herzogthum Holstein-Lauenburg, das Fürstenthum Schaumburg Lippe und die drei freien oder Hansestädte Hamburg, Bremen und Lübeck. Daß auch diese Staaten dem Zollvereine beitreten und durch ihren Beitritt denselben zu einem wahrhaft allgemeinen deutschen Handelsbunde erweitern möchten, wird zwar von allen Freunden deutscher Einheit und Nationalgröße lebhaft gewünscht; doch ist vor der Hand wenig Aussicht dazu. Die nördlichen Staaten, Hannover, Oldenburg,

Mecklenburg, ſind im Ganzen mehr ackerbautreibende, als fabrik treibende Staaten; ſie haben daher weniger das Bedürfniß ſolche Maßregeln zum Schutze der Induſtrie, wie ſie der Zollverein ſei nen Angehörigen gewährt. Dagegen verbrauchen ſie, da ihre Be völkerung größtentheils wohlhabend iſt und einen lebhaften Ver kehr mit Naturprodukten nach dem Auslande treibt, viel fremde beſonders engliſche und franzöſiſche Manufakturprodukte und Kolo nialwaaren. Dieſe Bedürfniſſe würden ihnen nun allerdings ver theuert werden, wenn ſie in den Zollverein träten, weil deſſen Zöll auf dergleichen Artikel viel höher ſind, als die jener Länder. Dazu kommt noch in Hannover zum Theil eine Abneigung gegen Preu ßen, in Mecklenburg das Intereſſe der Rittergutsbeſitzer, welch jetzt nur wenig Steuern zahlen, dann aber durch die Zölle einen ſtärkeren Antheil zu den Geſammtlaſten würden beitragen müſſen. Holſtein und Lauenburg ſind durch ihre Verhältniſſe zu Dänemar vom Beitritte zum Zollvereine abgehalten. Die Hanſeſtädte end lich fürchten, ihren freien Handel einzubüßen oder doch beſchränkt zu ſehen, wenn ſie ſich dem Zollvereine anſchlöſſen. Aus ſolche und ähnlichen Gründen iſt die öffentliche Meinung in allen dieſe Staaten zur Zeit noch mehr gegen, als für den Anſchluß geſtimmt. Doch darf man deshalb noch nicht daran verzweifeln, mit der Zei eine günſtigere Stimmung für den Zollverein auch dort entſtehen zu ſehen. Die Erfahrung hat gelehrt, daß in den meiſten der Län der, welche nach und nach dem Zollvereine beigetreten ſind, an fangs die öffentliche Meinung ſich gegen den Beitritt ausſprach und Nichts als Nachtheile darin erblickte, daß aber ſpäter dieſe ge fürchteten Nachtheile ſich in die augenſcheinlichſten Vortheile ver wandelten. So, um ein Beiſpiel anzuführen, war vor 1833 wol kein Handelsplatz mehr gegen den Zollverein eingenommen, al Leipzig. Man prophezeite geradezu den gänzlichen Verfall der Me ſen, wenn Leipzig in die Zolllinien des Vereins eingeſchloſſen würd Fragt man aber jetzt die Leipziger Kaufleute, ſo müſſen ſie einge ſtehen, daß ſie nur die größten Vortheile von der Einverleibun Sachſens und Leipzigs in den Zollverein gezogen, und daß ihre Me ſen dadurch einen nie gehofften Aufſchwung genommen haben. So wird es auch mit jenen nördlichen Staaten gehen. Sie wer den ſich endlich doch von der Nützlichkeit und Nothwendigkeit über zeugen, mit ihren deutſchen Brüdern im Zollvereine gemeinſchaft liche Sache zu machen, und, wenn nur erſt der eine oder andere davon ſich zum Beitritte entſchloſſen haben wird, ſo werden die übrigen bald ſehen, daß ſie ohne Noth ſich vor dieſem Schritte gefürchtet haben, und werden dem gegebenen Beiſpiele folgen. Denn es iſt doch gewiß ein unnatürlicher und für jeden Freund deutſcher Einheit betrübender Zuſtand, daß die ganze Nordſeeküſte und ein Theil der Oſtſeeküſte dem großen nationalen Handelsbunde, der bereits 29 Mill. Deutſche umfaßt, noch nicht angehört und da

der Zollverein dadurch verhindert ist, mit voller Kraft gegen das Ausland aufzutreten und demselben billige Zugeständnisse für die Industrie, den Handel und die Schifffahrt Deutschlands abzunöthigen. Durch die Trennung der Küstenländer und der großen Seestädte von dem Binnenlande werden sowohl jene als dieses geschwächt und müssen sich von den fremden Staaten allerlei Unbill gefallen lassen, welche sie gewiß nicht dulden würden, wenn sie verbunden wären. Es ist dies gerade so, als ob Liverpool in England, Marseille in Frankreich oder Neuyork in Nordamerika sich von den Ländern, denen sie angehören, trennen und eine besondere Handelspolitik verfolgen wollten. Darum darf man wohl hoffen, daß die Küstenstaaten und Seestädte über kurz oder lang doch noch dem Zollvereine beitreten werden.

Etwas Anderes ist es allerdings mit Oestreich. Oestreich ist ein großer Staat, stark genug, um schon für sich allein dem Auslande Achtung einzuflößen und seine Industrie zu schützen. Letzteres hat es denn auch seit Joseph II. gethan, indem es theils durch förmliche Verbote, theils durch unverhältnißmäßig hohe Zölle die fremden Producte von seinen Grenzen ausschloß. Dadurch hat sich nun in mehreren Provinzen Oestreichs, namentlich den sogenannten deutschen, Böhmen, Mähren, Oestreich, Steiermark, eine bedeutende Industrie ausgebildet, welche aber doch, eben weil sie unter einem künstlichen Schutze entstand, zu schwach ist, um ohne diesen Schutz gegen die ausländische Industrie bestehen zu können. Ins Ausland setzt die östreichische Industrie verhältnißmäßig nur sehr Wenig ab, dagegen sehr Viel in die nichtdeutschen Provinzen des großen Kaiserstaates, nach Ungarn und dessen Nebenländern, die wieder ihrerseits einen großen Reichthum an Naturerzeugnissen — Getreide, Wein, Tabak, Wolle u. s. w. — besitzen, womit sie die deutschen Provinzen versorgen. Wenn sich nun Oestreich an den Zollverein anschlösse, also die Industrieerzeugnisse der Zollvereinsstaaten frei zuließe, so würden diese gewiß in großer Menge nach Oestreich eingehen und den Absatz der Erzeugnisse der östreichischen Industrie vermindern; die östreichische Industrie aber würde nur Wenig nach den Zollvereinsstaaten absetzen, weil in den meisten Artikeln die Industrie des Zollvereins billigere und bessere Waare liefert, als die östreichische. Auch würde es sehr schwer sein, die Einrichtungen, welche im Zollvereine bestehen, in allen Provinzen Oestreichs einzuführen, da schon jetzt in manchen dieser Provinzen, so namentlich in Ungarn, eine ganz andere Zoll- und Steuergesetzgebung besteht, als in den übrigen, und die Regierung noch dazu durch die Verfassung dieser Provinzen gehindert ist, beliebige Aenderungen zu beschließen.

Also auf den Beitritt Oestreichs zum Zollverein ist wohl nicht so bald zu rechnen. Er ist aber auch für den Zollverein nicht so nothwendig, wie der Beitritt der nördlichen Küstenstaaten, denn

der Hauptverkehr der Zollvereinsstaaten mit dem Auslande ge
doch über die Nord- und Ostsee, nach Amerika und Westindie
und, wenn der Zollverein nur die schönen Nordseehäfen Hambu
Bremen, Emden sein nennen könnte, so wäre er schon ein ga
respectabler und mächtiger Handelsstaat.

Indessen, auch in seinem jetzigen Zustande bietet der Zollver
den Ländern und Völkern, die ihm angehören, viele und große V
theile dar. Der größte dieser Vortheile für die Gewerb- und Ha
deltreibenden im Zollvereine besteht in der vollständigen Fr
heit des innern Verkehrs auf einem Gebiete von achteinh
Tausend Quadratmeilen, bewohnt von einer Bevölkerung von f
30 Millionen. Alle die Schranken, welche früher ein deutsch
Land von den andern trennten, sind durch den Zollverein gefall
Wenn sonst ein Kaufmann Waaren von Leipzig nach Naumbu
schicken wollte, so mußte er einen hohen Zoll bezahlen, so daß d
selbe Waare, die in Leipzig vielleicht mit 1000 Thlrn. verkauft wa
in Naumburg 1500 Thlr. oder Mehr kostete. Oder, wenn ein R
sender von Karlsruhe nach Berlin reiste, so mußte er acht o
zehn verschiedene Zollinien passiren, bei denen er jedesmal Aufe
halt, Plackerei, auch wohl Kosten hatte. Dazu kam nun die Acc
in den Städten, die Geleitsgelder, und was sonst noch für Abga
bestanden, die ordentlich dazu ausgedacht zu sein schienen, um
den Verkehr auf alle Weise zu beschränken. Alle diese Abgaben s
durch den Zollverein abgeschafft worden, desgleichen die Sta
rechte, die noch an einigen Orten bestanden. Jetzt kann eine Wa
von Königsberg bis Frankfurt am M. und von Kölln bis Leip
gehen, ohne auch nur ein Mal angehalten, visitirt und besteuert
werden. Wenn die städtische Accise an einzelnen Orten, wie z.
in Leipzig, noch fortbesteht, so ist das nur eine Ausnahme,
eigentlich nicht sein sollte und wohl auch nicht lange mehr blei
wird. Nur für manche Artikel, z. B. Wein, Bier u. s. w. best
eine sogen. Uebergangsabgabe. Weil diese nämlich in manchen Z
vereinsstaaten, z. B. in Preußen und Sachsen, eine höhere V
brauchssteuer zahlen, als in Baiern oder Baden, so muß für die
ben bei der Einfuhr aus diesen Ländern in jene so Viel nachgeza
werden, als der Unterschied beträgt. Ferner haben sich die Verei
staaten gegen einander verpflichtet, die Abgaben für die Benutzu
der Verkehrsstraßen (Chausseegelder, Schifffahrtsabgaben) mögli
herabzusetzen und auf einen gleichen Fuß zu bringen, auch dabei
Angehörigen anderer Vereinsstaaten an den Begünstigungen, we
sie ihren eignen Angehörigen gewähren, Theil nehmen zu lass
Freilich wird es noch einige Zeit dauern, ehe diese löbliche Abs
ganz in Erfüllung geht.

Ein zweiter wichtiger Vortheil des Zollvereins besteht dar
daß die dadurch verbundenen Staaten nun auch in allen übri
Einrichtungen, die sich auf Handel und Gewerbe beziehen, nach m

lichſter Einheit und Gleichförmigkeit ſtreben. So haben ſie bereits 1838 eine Münzconvention abgeſchloſſen, nach welcher Vereinsmünzen von einem gewiſſen Werthe und Silbergehalte (zu 2 Thalern oder 3½ rhein. Gulden) in allen Vereinsſtaaten geprägt werden ſollen. Dieſe Münzen, ſo wie auch die Thaler-, ½-, ⅓- und ⅙-Thalerſtücke, wenn ſie nach dem gleichen Münzfuße ausgeprägt ſind, werden bei allen Vereinszollämtern angenommen. Ferner iſt ein gemeinſchaftliches Zollgewicht, der Centner zu 100 Pfd., feſtgeſetzt worden. Im Handel und Wandel gelten freilich noch immer faſt in jedem Lande andere Gewichte und Maße, — der preuß. Centner iſt anders, als der ſächſiſche, der braunſchweigiſche anders, als der baieriſche; die Berliner Elle iſt größer, als die Leipziger, die baieriſche größer, als die Berliner u. ſ. f., kurz, es iſt noch eine heilloſe Verwirrung in unſern Maßen und Gewichten, die natürlich eine Menge beſchwerlicher und zeitraubender Berechnungen verurſacht und leicht zu Misverſtändniſſen, ja ſogar zu Betrügereien Anlaß giebt. Mit dem Geldweſen iſt es nicht viel beſſer. In Süddeutſchland rechnet man nach Gulden und Kreuzern, in Preußen, Sachſen, Heſſen nach Thalern, Groſchen und Pfennigen, in Preußen theilt man den Thaler in 360 Pfennige, in Sachſen in 300, in Heſſen hat man wieder eine andere Eintheilung u. ſ. f. Vielleicht bringt es der Zollverein endlich auch noch dahin, daß in allen zu ihm gehörenden Staaten nur einerlei Münzen, Maße und Gewichte gelten. Das wäre ein außerordentlicher Vortheil für Handel und Gewerbe. Eben ſo iſt es mit dem Poſtweſen. Wenn im ganzen Zollvereine nur eine einzige Taxe für die Brief- und Perſonenpoſt beſtände, und zwar eine möglichſt niedrige, welche Erleichterung wäre das für den Poſtverkehr! Damit ſcheint es freilich noch im weiten Felde zu ſein.

Eine andere wohlthätige Einrichtung, die der Zollverein hervorgebracht hat, iſt die, daß die Angehörigen der verſchiedenen Zollvereinsſtaaten in Bezug auf Handel und Gewerbe ſo viel wie nur möglich gleich behandelt werden. So z. B. kann ein Handelsreiſender, der in ſeinem Lande einen Gewerbsſchein gelöſt hat, auch in jedem andern Vereinsſtaate ſeine Geſchäfte betreiben, ohne eine weitere Abgabe dafür zu zahlen. Wenn ferner z. B. ein Sachſe in Preußen ein Patent auf eine neue Erfindung nehmen will, ſo muß ihm dieſes unter denſelben Bedingungen ertheilt werden, als ob er ein Preuße wäre; auch darf kein Preuße oder Heſſe in ſeinem Staate ein Patent auf eine Erfindung erhalten, worauf bereits ein Sachſe oder ein Baier ein Patent beſitzt. Ferner bedarf ein vereinsländiſcher Staatsbürger, wenn er in einem andern Staat des Zollvereins eine Reiſe macht, nicht das Viſa von dem Geſandten dieſes Staates auf ſeinem Paſſe, wie dies ſonſt eigentlich nothwendig iſt. Auch ſind die Handelsconſuln der ſämmtlichen Vereinsſtaaten, namentlich die von Preußen, als dem mächtigſten Staate des Vereins,

angewiesen, sich im Nothfalle jedes Angehörigen eines andern Vereinsstaates ebenso anzunehmen, wie ihrer eigenen Landsleute.

Durch alles Dies wird nun immer mehr unter den sämmtlichen Bewohnern des Zollvereinsgebiets das Gefühl erweckt, daß sie ein einziges, großes, unzertrennliches Ganzes bilden, und dieses politische und nationale Gemeinbewußtsein, welches der Zollverein ins Leben gerufen hat, ist ebenfalls eine seiner größten Segnungen, wenn nicht die größte. Zwar sollten sich eigentlich nicht blos die Angehörigen des deutschen Zollvereins, sondern die sämmtlichen Bewohner Deutschlands als Eins, als Kinder einer großen Familie, als Glieder einer Nation fühlen, und gewiß wird auch jeder Deutsche in dem andern seinen Bruder, in dem ganzen Deutschland sein geliebtes Vaterland erkennen. Allein der Sachse kann doch unmöglich dieselbe Zuneigung für einen Bundesstaat empfinden, der, wie Oestreich, ihm seine Grenzen versperrt, der nicht duldet, daß er mit seinen Unterthanen frei verkehre, als für Preußen oder Baiern oder Baden, wo er sich überall ganz ebenso aufgenommen und behandelt sieht, wie in seinem eigenen Lande. Wenn noch einmal dahin kommen sollte (was die deutschen Fürsten in ihrer ersten Vereinigung in Wien im Auge hatten), daß durch ganz Deutschland die vollständigste Freiheit des Verkehrs von Bundeswegen eingeführt und die Zollschranken, welche jetzt immer noch einen Theil Deutschlands von dem andern trennen, vollends aufgehoben oder an die Außengrenzen Deutschlands, gegen das Ausland hin, verlegt würden, dann wäre der Zweck des Zollvereins im größeren, im wahrhaft nationalen Maßstabe erreicht und der Zollverein würde sich, als überflüssig geworden, auflösen, wie dies auch ausdrücklich in den Vereinsverträgen von 1833 voraus bestimmt ist.

Also: Freiheit des innern Verkehrs, möglichste Verschmelzung der verschiedenen Vereinsstaaten in Bezug auf alle Maßregeln der Gesetzgebung und Verwaltung, die den Verkehr, den Handel und die Gewerbe betreffen, möglichste Gleichstellung der Angehörigen sämmtlicher Vereinsstaaten in allen diesen Beziehungen, endlich die Erweckung, Belebung und Kräftigung des politischen Gemeinbewußtseins und des Nationalgefühls — Das sind die wohlthätigen Folgen, die der Zollverein durch seine innere Einrichtung hervorgerufen hat und in immer höherem Maße hervorrufen wird. Ueber diese Wirkungen des Zollvereins herrscht nur eine Stimme, und selbst die Bewohner derjenigen deutschen Länder, welche dem Zollvereine noch nicht angehören, können nicht umhin, die wohlthätigen Folgen desselben für die Befreiung und Entwicklung des innern Verkehrs einzustehen und rühmend anzuerkennen.

Weniger einig sind die Meinungen über die äußere Handels-

politik des Zollvereins und den sogenannten Zolltarif, d. h. die Bestimmungen über die Höhe der Zölle, namentlich der Eingangszölle. Die Kaufleute, welche nur recht viel Waaren umzusetzen wünschen, und denen es natürlich einerlei ist, ob diese Waaren deutsche oder englische oder französische sind, möchten gern, daß gar keine solche Zölle stattfänden. Dasselbe wünschen in der Regel die Ackerbautreibenden, denn diese müssen die fremden Waaren wegen des Zolles, der darauf liegt, theurer bezahlen. Ueberhaupt sind alle Diejenigen gegen die Einfuhrzölle auf Manufacturwaaren, welche nicht selbst solche Waaren bereiten, sondern sie blos verbrauchen, also z. B. Die, welche einen festen Gehalt vom Staate beziehen oder von ihren Zinsen leben, ferner Gelehrte, Aerzte, Advokaten u. s. w. Man nennt diese Alle mit einem Worte Consumenten (Verbraucher). Diese Consumenten sehen es natürlich nicht gern, wenn sie für die baumwollenen oder seidenen Zeuge, die sie tragen, Mehr bezahlen müssen, als früher, weil die wohlfeileren englischen oder französischen Stoffe, die sonst frei eingingen, jetzt mit einem hohen Eingangszolle belastet sind, denn ihnen ist es einerlei, ob sie ihren Bedarf vom Inländer oder vom Ausländer kaufen. Darin haben sie nun freilich nicht ganz Recht, denn in der großen Familie, die man Staat nennt, hängen alle Interessen aufs Innigste zusammen und, wenn eins leidet, leiden immer auch die andern mehr oder weniger mit. Wenn die Gewerbtreibenden (die man auch vorzugsweise Producenten, Erzeugende, nennt) ihre Producte nicht mit Vortheil absetzen können, so verdienen sie Nichts, können also keine oder nur wenige Arbeiter beschäftigen, müssen sich auch für ihre eigaen Personen auf das Nothwendigste beschränken und können daher wiederum den Andern, von denen sie kaufen oder die für sie arbeiten, nicht so Viel zu verdienen geben, als wenn sie im Wohlstande sind. Was ist die Folge davon? Daß überhaupt Weniger gekauft und verbraucht wird, daß also der Kaufmann und der Landmann ebenfalls Weniger absetzen und folglich auch wieder Weniger verthun können; daß ferner der Arzt, der Advokat, der Schriftsteller, der Erzieher schlechter bezahlt werden oder gar keine Beschäftigung finden, weil in schlechten Zeiten Jeder nur im äußersten Nothfalle solche außerordentliche Ausgaben macht. Wenn dagegen die Gewerbe blühen, so entsteht eine zahlreiche und wohlhabende Bevölkerung; dann gehen die Preise aller Waaren in die Höhe; der Ackerbauer und der Kaufmann setzen Viel und mit Vortheil ab, können folglich auch Mehr verthun, und Dies kommt dann wiederum dem Gelehrten, dem Advokaten, dem Arzte zu Gute, die nicht nur mehr Beschäftigung bekommen, sondern auch besser und pünktlicher bezahlt werden.

Wir sehen also, daß es nicht blos den Gewerbtreibenden selbst, sondern allen Klassen des Volkes und dem ganzen Staate zum Vortheile gereicht, wenn die Gewerbe und die Fabriken sich in einem

blühenden Zustande befinden. Das haben denn auch die Sta
männer eingesehen, welche den im Zollvereine geltenden Zoll
festsetzten, und deshalb haben sie durch Schutzzölle der Indu
aufzuhelfen gesucht. Dies war nämlich für viele unsrer Indus
zweige um deshalb nöthig, weil andere Länder durch ihre L
durch die längere Uebung ihrer Bewohner darin, durch den V
vollkommnerer Maschinen oder durch sonst welche günstige Verh
nisse uns in diesen Zweigen zu sehr überlegen waren. Es war
auch insofern ganz recht und billig, als jene andern Länder
dazu größtentheils unsre Waaren mit Einfuhrzöllen schon
langen Zeiten belastet hatten. Daher läßt es sich wohl rech
tigen, daß der Zollverein gewisse Eingangszölle von den fren
Manufacturerzeugnissen erhebt, theils zum Schutze der einhe
schen Industrie, theils als Wiedervergeltungsmaßregel (Repress
gegen die andern Staaten, die dasselbe thun. Doch darf der Sc
den man auf diese Weise den Gewerbtreibenden gewährt, nich
weit gehen, daß diese dadurch verwöhnt werden, daß sie sich
Mühe mehr geben, gut und billig zu arbeiten, daß sie in Sch
drian und Trägheit verfallen, indem sie denken: wenn wir
schlecht oder theuer arbeiten, das Publikum muß doch unsre W
ren kaufen, weil die besseren und an und für sich billigeren
ländischen durch den hohen Zoll vertheuert sind. Deshalb hat
der Zollverein im Ganzen nur mäßige Schutzzölle bei sich eingefü
weit mäßiger, als z. B. Oestreich oder Frankreich. Freilich is
sehr schwer, abzumessen, wo hier die richtige Grenze sei, denn
Gewerbtreibenden wünschen natürlich so hohe Schutzzölle, als
möglich; wird aber dem Einen darin nachgegeben, so kommen g
zehn Andere, die dasselbe für sich fordern. Deshalb sind alle s
Zollsysteme, und so auch das des deutschen Zollvereins, fortw
rend einer Menge von Ausstellungen, Klagen und Beschwerden
gesetzt. Dazu kommt nun bei uns noch der Umstand, daß bei
Berathungen und Beschlußfassungen über Veränderungen im
tarife die Gewerb- und Handeltreibenden selbst gar keine Stim
haben, ja daß sie in der Regel nicht einmal die Gründe erfah
warum Etwas so oder so beschlossen worden ist. In England
Frankreich kommen diese Sachen jedesmal erst vor das Parlam
oder die Kammern. Dadurch bekommt Jedermann Kenntniß
von und kann, wenn es ihn angeht, sich entweder in einer Ein
an die Volksvertreter selbst wenden, oder diesen seine Ansichten
Wünsche durch die Presse kund thun. Auch sitzen in den Kamm
selbst in der Regel Männer vom Fach, welche sich auf diese A
legenheiten verstehen und die verschiedenen Interessen der Gew
treibenden, der Kaufleute, der Ackerbauer u. s. w. gehörig abzu
gen wissen. Bei uns werden alle solche Maßregeln, die den ga
Zollverein angehen, von dem sog. Zollcongresse oder der Z
conferenz beschlossen, d. h. von einer Versammlung Bevollm

tigter, welche von den Regierungen der einzelnen Vereinsstaaten dahin abgesandt und mit genauen Instructionen versehen sind. Von den Beschlüssen dieser Conferenz erfährt man gewöhnlich nicht eher Etwas, als bis Alles abgemacht ist, und auch dann werden in der Regel nur die Beschlüsse, nicht aber deren Gründe bekannt gemacht. Auch die Kammern in den constitutionellen Staaten, die zum Zollvereine gehören, werden erst hinterdrein um ihre Genehmigung zu diesen gemeinschaftlichen Anordnungen des Zollcongresses gefragt und müssen dann, wohl oder übel, dazu Ja sagen. Das ist ein großer Uebelstand, dessen Grund hauptsächlich darin liegt, daß der Zollverein nicht ein einziger Staat, mit einer einzigen obersten Regierung, sondern ein Bund von Staaten ist. Denn die Handelskammern, Industrievereine und Stände in den einzelnen Vereinsstaaten können zwar wohl ihren Regierungen ihre Wünsche und Ansichten mittheilen und zur Berücksichtigung auf dem Zollcongresse empfehlen, aber sie müssen sich doch immer zufrieden geben, wenn ihre Regierung ihnen hinterher sagt, sie habe damit nicht durchdringen können, sie sei von den andern Regierungen überstimmt worden. Noch dazu gilt auf diesen Zollcongressen nur Stimmeneinhelligkeit; wenn also auch nur eine einzige Regierung mit einer vorgeschlagenen Maßregel nicht einverstanden ist, so muß dieselbe unterbleiben. Das ist ebenfalls ein großer Uebelstand und namentlich sehr hinderlich bei der Abschließung von Handelsverträgen, denn da geschieht es nur gar zu leicht, daß irgend eine Regierung ihr oder ihres Landes Interesse höher anschlägt, als das Interesse des Gesammtvereins. Deshalb sind auch bis jetzt noch sehr wenige Verträge zwischen dem Zollvereine und auswärtigen Staaten zu Stande gekommen. Gegenwärtig bestehen nur zwei solche, einer mit der Türkei, der aber von keiner besonderen Bedeutung ist, und einer mit England, wegen gegenseitiger Begünstigungen der Schifffahrt, der aber eigentlich nur Preußen zu Gute kommt, da Preußen vor der Hand der einzige seeschifffahrttreibende Staat des Zollvereins ist. Es bleibt daher in dieser, wie in so mancher andern Hinsicht, noch Viel zu thun übrig, um Das zu erreichen, was der Zollverein erreichen will, nämlich: die kräftigste Entwicklung der Industrie und des Handels sowohl im Innern als auch im Verkehr mit dem Auslande. Indessen ist doch schon Viel, sehr Viel erreicht; Industrie und Handel haben in den 10 Jahren, welche seit der Bildung des deutschen Zollvereins verflossen sind, einen höchst erfreulichen Aufschwung genommen, und der Wohlstand der Vereinsstaaten ist sichtlich gewachsen. Man erkennt Dies theils aus den höheren Preisen, zu denen jetzt die Grundstücke, auf dem Lande wie in den Städten, namentlich den größeren, gesucht werden, theils aus dem vermehrten Verbrauche von Luxuswaaren und andern Artikeln, die nicht zu den nothwendigen Bedürfnissen des Lebens gehören, z. B. Thee, Kaffee, Zucker, Tabak, Wein, Bier u. s. w.

Möge denn dieser Wohlstand aller Klassen im Zollvereine un durch den Zollverein wachsen fort und fort! Möge aber auch d Zollverein selbst sich immer mehr ausdehnen — bis an die fernst Grenzen unseres deutschen Vaterlandes, damit wir nicht mehr v unsern deutschen Brüdern draußen durch Zollschranken getrennt sin damit vielmehr die ganze deutsche Nation auch in dieser Hinsi nur ein einziges Interesse habe, nur eine einzige große Familie bild Denn Das ists doch, was wir Alle wünschen und erstreben, mög wir im Zollvereine oder außerhalb desselben leben, — ein einige großes und starkes Deutschland.

Die Wehrverfassung des deutschen Bundes.

Dargestellt vom Generalmajor v. Decker.

Die Wehrverfassung des deutschen Vaterlandes ist für jed seiner Bürger von so hoher Wichtigkeit, daß es wohl keinen d selben giebt, der sich nicht gern und genau mit derselben bekan machen möchte.

Schon nach der ersten Einnahme von Paris (30. März 181 erkannten Deutschlands Großmächte die Nothwendigkeit, eine en Staaten- und Waffenverbrüderung zu schließen, als Schutzw gegen jegliche, dem deutschen Vaterlande künftig drohende Gefa Aber kaum war man über die Hauptprinzipien eines solchen Bü nisses einig geworden, als der Krieg von 1815 die deshalb gepf genen Verhandlungen unterbrach, aber gleichzeitig zu der Ueb zeugung führte, daß man nach glücklich erkämpften Frieden ni länger säumen dürfe, dem deutschen Staatenbunde Gesetz und Fo zu geben, die Wehrverfassung Deutschlands solidarisch, d. h. Ei für Alle und Alle für Einen, zu organisiren, und den Anth jedes einzelnen Staates an derselben festzustellen.

So entstand der deutsche Staatenbund*), unter des Schild, Schutz und Schirm das Vaterland nun schon seit beina dreißig Jahren der Segnungen des Friedens sich erfreut.

An dem deutschen Bunde nehmen alle selbstständige, un sich unabhängige Staaten nebst den „freien Städten" Anth Jeder dieser Staaten unterhält im Frieden und stellt im Krie wenn dem Vaterlande Gefahr droht, ein Truppen-Kontingent n Maßgabe seiner Bevölkerung, und daraus entsteht das deutsc Bundesheer. Aber dieses Herr ist kein Eroberungsheer, s dern nach den ausdrücklichen Worten der Bundesakte nur zur E haltung der Selbstständigkeit und äußeren Sicherheit des Va landes, oder zur Vertheidigung der Unabhängigkeit und Unver

*) Bundesakte vom 8. Juni 1815. Wiener Beschlüsse vom 20. Se 1819; 13. Mai 1820.

lichkeit der einzelnen Bundesstaaten bestimmt, dient also nur deutschen und nicht dem Vaterlande fremden Zwecken.

Dieses großartige, in der Weltgeschichte beispiellose, wahrhaftige Schutz- und Trutz-Bündniß wird geregelt, überwacht und geleitet von der „Bundesversammlung", und Alles, was das Heer selbst anbetrifft, wird wiederum von einer „Militair-Kommission" bearbeitet, die ihren Sitz zu Frankfurt am M. hat und aus 6 bevollmächtigten Generalen oder Stabsoffizieren der verschiedenen Staaten besteht. Zwar haben alle diese Staaten gleiche Stimme, doch führt bei den Geschäften der östreichische Bevollmächtigte den Vorsitz.

Zweiunddreißig größere und kleinere deutsche Staaten, vier freie deutsche Städte, und die deutschen Antheile zweier außerdeutschen Staaten (Dänemark und Niederland) gehören zum Bunde, mit einem Flächeninhalt von 11,618 □M. und 39,717,621 Einwohnern*). Dabei ist jedoch zu bemerken, daß Oestreich und Preußen nicht mit allen, sondern nur mit denjenigen ihrer Provinzen zum Bunde beitragen, welche Bestandtheile des vormaligen „deutschen Reichs" sind (s. unten).

Nach der Bundesmatrikel (neu festgestellt den 5. Sept. 1839) soll von jeglichen 100 Einw. ein Mann in Waffen sein, woraus sich das „erste" oder „gewöhnliche" Kontingent bildet; ferner soll von jeglichen 600 Einw. ein Mann zur Ersatzmannschaft, und von jeglichen 300 Einw. abermals ein Mann zur Reserve gehören, so daß mit Rücksicht auf außerordentliche Verluste im Kriege die Beisteuer zum Heere von jeglichen 100 Einw. noch nicht zwei Mann betragen darf. In runder Zahl würden also 300,000 M. zuerst ins Feld rücken, und 150,000 zum Ersatz und zur Reserve gehören; genauer und nach Waffengattungen aber wie folgt:

Waffengattungen.	Erstes Kontingent.	Zweites Kontingent.	
Infanterie . .	238,721	119,455	Zusammen: 455,260 Mann mit 890 Geschützen.
Kavallerie . .	40,754	20,364	
Artillerie . . .	21,103	10,510	
Pioniere . . .	2,915	1,438	
Summe:	303,493	151,767	
Geschütze:	592	298	

Von der Infanterie soll der 20ste Theil aus Jägern oder Scharfschützen bestehen; die Kavallerie soll den 7ten Theil des Ganzen betragen; an Artillerie werden auf jegliche 1000 M.

*) Nach der Bundesmatrikel nur 30,164,392 Einwohner.

der andern Truppen 2 Geschütze in erster Linie und 1 zur Rese
gerechnet. Auch soll der 5te Theil „Reitende Artillerie" sein, u
unter jeglichen 4 Geschützen sich 1 Zwölfpfünder, 2 Sechspfün
und 1 Haubitze befinden. — An Munition wird für das „erst
Kontingent bei der Infant. und Kavall. eine doppelte Chargir
(pro Mann 120—130 Patronen), bei der Artill. durchschnitt
300 Schuß pro Geschütz bereit gehalten; außerdem wird die Hä
dieser Quoten in den beweglichen Depots mitgeführt. — Nächstd
soll für das Bundesheer ein Belagerungspark von 200 sch
ren Geschützen (100 Kan., 30 Haub., 70 Mörs.) gebildet werd
dessen Schießbedarf auf 214,600 Geschossen aller Art festgesetzt
wozu etwa 10,000 Zentner Pulver gehören werden. — End
stellen die größern Bundesstaaten auch noch einen Brückentra
nach Maßgabe des Bedürfnisses. Kurz, es ist mit weiser Vora
sicht Alles auf's Beste angeordnet, so daß es bei ausbrechend
Kriege nicht nur an Nichts fehlen wird, sondern auch das deut
Vaterland in dieser Beziehung demselben mit Ruhe und Vertra
in seine gerechte Sache entgegen sehen kann.

I. Bundes-Staaten.

1 Kaiserreich: Oestreich.
5 Königreiche: Preußen. — Baiern. — Hannover. — Sc
sen. — Würtemberg.
1 Kurfürstenthum: Hessen (Cassel).
6 Großherzogthümer: Baden. — Hessen (Darmstadt).
Mecklenburg-Schwerin und Strelitz. — Oldenburg. — Sc
sen-Weimar.
8 Herzogthümer: Anhalt-Bernburg; Cöthen; Dessau.
Braunschweig. — Nassau. — Sachsen-Koburg-Gotha; S
ningen-Hildburghausen; Altenburg.
11 Fürstenthümer: Hessen-Homburg. — Hohenzollern-
chingen; Sigmaringen. — Lippe-Detmold; Schaumburg.
Lichtenstein. — Reuß ältere und jüngere Linie. — Schw
burg-Rudolstadt; Sondershausen. — Waldeck.
4 Freie Städte: Hamburg; Bremen; Lübeck; Frankfurt.
36 Bundesglieder deutscher Staaten.
1 Großherzogthum Luxemburg und Herzogthum Limburg.
1 Herzogthum Holstein-Lauenburg.

II. Eintheilung des Bundesheeres.

Das Bundesheer ist in 10 Armee-Korps und 1 Reserve-
vision getheilt. Die 7 ersten Korps (ungemischte) werden
Oestreich, Preußen und Baiern gestellt; die übrigen 3 sind „
mischte", d. h. in ihnen sind die Kontingente mehrer Sta
vereinigt; die Reserve-Divis. ist aus 18 der kleineren Staaten
dem Konting. von Frankfurt gebildet; das Luxemburg-Limbu

sche Konting. ist zur Verstärkung der Besatzung der Bundesfestung gleiches Namens bestimmt.

Jedes Armee-Korps besteht aus 2 Divisionen (nur das VIII. Korps hat deren 3); jede Divis. hat in der Regel 2 Brigaden zu 2 Regimentern (Infant. oder Kavall.); jedes Inf.-Regiment 2 oder 3 Bataillone (nicht unter 800 M. und durchschnittlich 4 Kompagnien); jedes Kavall.-Regim. 600—750 Pferde (in 4—6 Esk.); jede Batterie nicht unter 6, nicht über 8 Geschütze, mit den erforderlichen Munitionswagen und andern Fuhrwerken. Außerdem eine Anzahl Pioniere und Pontoniere, ein angemessenes Sanitätspersonal und ein entsprechendes Verpflegungs- und Train-Fuhrwesen.

1. Kaiserthum Oestreich.

Obgleich ganz Oestreich über 12,000 □M. Areal und beinahe 37 Mill. Einw. zählt, so trägt dasselbe doch nur mit 12,317,052 Seelen (nach der Bundesmatrikel nur mit 9,482,227) auf 3,579 □M. Landes zum deutschen Bunde bei, weil weder Ungarn, Gallizien, die Lombardei ꝛc., sondern nur Inner-Oestreich, Böhmen, Stevermark, Kärnthen und Krain, das östr. Friaul mit Triest; ferner die Grafsch. Tyrol mit Vorarlberg, und endlich Mähren und östr. Schlesien bundespflichtige Landestheile sind.

Oestreich stellt 3 Armee-Korps (das I., II., III.), jedes zu 2 Divis., zum Bundesheer, und zwar:

Infanterie:	73,501 M.	Zusammen: 94,822 M. mit 192 Geschützen als erstes Kontingent.
Kavallerie:	13,546 "	
Artillerie:	6,827 "	
Pioniere ꝛc.:	948 "	

Dazu: 47,411 M. Ersatz und Reserve (36,750 M. Infant., 6773 M. Kavall., 3414 M. Artill. mit 96 Gesch., 474 Pioniere), im Ganzen also: 142,233 Streitbare mit 288 Geschützen.

Welche einzelne Divisionen, Brigaden und Truppentheile überhaupt Oestreich aus seinem großen und mächtigen Heere wählen und zur Bundesarmee stoßen lassen wird, ist demselben überlassen, und möchte wohl sich danach richten, von wo die Gefahr dereinst über Deutschland hereinbrechen wird, ob von Westen oder von Osten. Ueber die spezielle Organisation des östr. Bundes-Kontingents läßt sich daher im Voraus nichts bestimmen.

2. Königreich Preußen.

Preußen steht zum deutschen Bunde in ähnlichem Verhältniß wie Oestreich. Von seinen 15 Mill. Einw. gehören nur 11,363,069 (nach der Bundesmatrikel nur 7,918,439), und von seinen 5077 □M. Areal nur 3363 dem Bunde an, zu dessen Heer es mit 3 Armee-Korps (dem IV., V., VI.) zu stoßen verpflichtet ist. Welche von den 9 Korps, aus denen die preuß. Armee besteht, dies sein werden, hängt wie in Oestreich von der Bestimmung des Monarchen ab, oder wird durch den dereinstigen Kriegsschauplatz bedingt

sein. Von den 8 Hauptprovinzen des preuß. Staats gehören Pommern, die Marken, Sachsen, Schlesien, Westphalen und d Rheinprovinz zum Bunde; Ostpreußen und Posen aber nicht. De noch würden, wenn z. B. die Gefahr von Osten droht, die in d letztern Provinzen stehenden Truppen ohne Zweifel sogleich in d Schranken treten. Ferner würde bei einem allgemeinen deutsch Kriege das schöne und mit reichen Erinnerungen der Tapferk geschmückte „Garde-Korps", unter Führung des ritterlichen Pri zen von Preußen, seinen Waffenbrüdern der „Linie" gew nicht nachstehen mögen, und seiner Bestimmung gemäß als R serve in's Feld rücken u. s. w. Genug, Preußens Krieger, welc schon im Befreiungskriege die schwerste Last des Kampfes zu tr gen hatten, werden sich nicht säumig finden lassen, selbst wenn nicht den bundespflichtigen Provinzen angehören. „Wenn jema das deutsche Vaterland in Gefahr kommt, so wird Mein Volk s erheben wie Ein Mann!" Das waren unsers hochherzigen K nigs eigene Worte am Tage seiner Huldigung. Fassen wir ab blos das von Preußen zu stellende Bundes-Kontingent in's Aug so beträgt dasselbe:

Infanterie:	61,629 M.	Zusammen: 79,484 Mann mit 1 Geschützen als erstes Kontinge
Kavallerie:	11,355 "	
Artillerie:	5,705 "	
Pioniere ꝛc.:	795 "	

Dazu: 39,742 M. Ersatz und Reserve (30,834 M. Infan 5,660 M. Kav., 2852 M. Artill. mit 80 Gesch., 396 Pioniere im Ganzen also: 119,226 Streitbare mit 240 Geschützen.

3. Königreich Baiern.

Baiern ist nächst Oestreich und Preußen der mächtigste Bu desstaat. Auf seinen 1477 □M. Landes leben nahe an 4,400,0 Einw. (nach der Bundesmatrikel nur 3,560,000), sämmtlich bu despflichtig. Baiern stellt 1 Armee-Korps von 2 Divis. (das VI zum Bundesheer, und zwar:

Infanterie:	27,566 M.	Zusammen: 35,600 Mann mit Geschützen als erstes Kontinge
Kavallerie:	5,086 "	
Artillerie:	2,592 "	
Pioniere ꝛc.:	356 "	

Dazu: 17,800 M. Ersatz und Reserve (13,793 M. Infan 2,543 M. Kavall., 1286 M. Artill. mit 36 Gesch., 178 Pioniere im Ganzen also: 53,400 Streitbare mit 108 Geschützen.

Die baiersche Armee ist aber weit zahlreicher. Sie besteht a 4 selbstständigen „Armee-Divisionen", jede zu 2 Inf.- u. 1 Ka Brigade. Zur Infanterie gehören 32 Linien-Bataillone, zu Schützen- und 4 Füsil. Komp., in 16 Regim.; 4 Jägerbata zu 1 Karabinier- und 5 Jäger-Kompagn., welche zusammen ei Kriegsstärke von 42,188 M. haben. — Die Kavallerie beste

aus 2 Küraſſ.- und 6 Chevauleger-Regiment. zu 6 Esk. in einer Kriegsſtärke von 8403 M. und 8016 Pferden. — Die Artillerie bildet ein Korps von 2 Regim., 1 Penton. und 1 Ouvrier-Komp., von 5732 M. Kriegsſtärke; ferner ein Ingenieur-Korps, 3 Komp. Sappeurs und Mineurs ꝛc., ſo daß die Kriegsſtärke der baierſchen Armee ſich auf 57,000 M. beläuft, alſo über 20,000 M. mehr beträgt als ihr bundespflichtiges Kontingent.

Die Grundfarbe der Uniform*) der baierſchen Infanterie iſt kornblau, ſowohl Rock als Tuchhoſe; die Linienbataillone tragen Kaskets, die Jägerbataillone Czackots; das Lederzeug bei jenen iſt weiß, bei dieſen ſchwarz. — Die ganze Infanterie iſt mit glatten Perkuſſionsgewehren, ein Theil der Schützen- und Karabinier-Komp. mit gezogenen Büchſen bewaffnet. — Bei der Kavallerie tragen die Küraſſire kornblaue Kollets und Reithoſe, einen eiſernen Helm, Doppelküraß und weißes Lederzeug; deutſche Pferderüſtung; Pallaſche, Piſtolen, aber keine Karabiner. Die Chevaulegers tragen dunkelgrüne Kollets und Reithoſe, ein Kasket mit Raupe, weißes Lederzeug; Säbel, Karabiner und Piſtol; ungariſche Pferderüſtung, Schabracke von weißem Schaaffell. — Die Artillerie iſt dunkelblau gekleidet und trägt Kaskets wie die Chevaulegers; weißes Lederzeug. Zur Beſpannung gehört ein beſonderer „Artillerie-Train". Das Feldgeſchütz ſind 6 und 12 Pfünder Kanonen, leichte und ſchwere 7 Pfünder (lange) Haubitzen. Das Syſtem iſt das v. Zoller'ſche, wobei die Mannſchaft theils auf der Protze, theils auf den Munitions- (Wurſt-) Wagen fortgebracht wird. Eine eigentliche „Reitende Artillerie" beſitzt Baiern nicht.

4. Das VIII. Bundes-Korps.

Daſſelbe beſteht aus den Kontingenten von Würtemberg, Baden und Rheinheſſen, von denen jedes 1 Diviſion des Korps bildet. Flächeninhalt und Einwohnerzahl dieſer Staaten zeigt folgende Tabelle:

Staaten.	□Meilen.	Einwohner.	
Würtemberg	360	1,649,839	Zuſammen:
Baden . . .	287	1,277,703	824 □M. Areal und
Heſſen . . .	177	811,400	3,738,642 Einw.

*) Wenn bei Oeſtreich und Preußen die Uniform nicht beſchrieben wurde, ſo geſchah es deshalb, weil dieſe beiden Staaten nur mit dem kleineren Theile ihrer Armeen bundespflichtig ſind, und es (wie oben erwähnt) unentſchieden iſt, mit welchen Truppentheilen ſie zum Bundesheere ſtoßen werden.

Beſtandsliſte des VIII. Bundes-Korps.

Truppentheile.	Würtemb.	Baden.	Heſſen.	Truppentheile.	Würtemb.	Baden
Infanterie-Diviſion	2	1	1	und zwar: Dragoner	4	
oder in Brigaden	4	2	2	Chevaulegers	—	
in Regimentern	8	5	4	oder in Eskadr.	16	1
in Bataillonen	16	11	8	Artillerie:		
oder Grenad.-Komp.	—	11	—	Reit.-Artill.-Komp.	3	
Schützen-Komp.	—	11	8	Fuß-Artill.-Komp.	3	
Füſil.-Komp.	64	44	32	Train-Komp.	2	—
Kavallerie-Diviſion	1	—	—	Pionier ꝛc.-Komp.	1	
oder in Brigaden	2	1	—			
in Regimentern	4	3	1			

Im Ganzen zählen alſo die Staaten, welche das VIII. K
bilden: 35 Bat. Inf.; 34 Esk. Kavall., und 12½ Komp. A

Bundes-Kontingente des VIII. Armee-Korps.

Erſtes Kontingent.	Infant.	Kavall.	Artill. und Train.	Pion.	Summa.	G schü
Würtemberg	10,816	1,994	1,005	140	13,955	2
Baden . . .	7,751	1,429	720	100	10,000	2
Heſſen . . .	4,802	885	446	62	6,195	1
Streitbare:	23,369	4,308	2,171	302	30,150	6

Hierzu tritt noch ein Reſerve-Konting. von 15,075 M. (11,
Inf., 2,154 Kav., 1,085 Artill., mit 32 Geſch. und 151 Pio
ſo daß die ganze Summe der zu ſtellenden Streitbaren 45,225
mit 92 Geſchützen beträgt.

Aus der obigen Beſtandsliſte iſt erſichtlich, daß das VIII. K
in ſeinen einzelnen Theilen keineswegs gleichmäßig organiſirt
und darin noch Vieles zu wünſchen übrig bleibt. Die Inf
terie iſt in Würtemberg nach preuß. Art formirt, d. h. die
taillone zu 4 Komp., in Baden dagegen zu 6, in Heſſen zu 5 K
pagnien. Bei der Kavallerie haben die Regim. in den be
erſten Staaten 4 Esk. wie in Preußen, das heſſiſche Regim.
aber 6 Esk. u. ſ. w. Bei der Artillerie iſt zwar der Se
pfünder und Zwölfpfünder im ganzen Korps eingeführt, aber W
temberg führt 10pfündige, Baden und Heſſen führen dagegen
Haubitzen.

Auch die Uniformirung iſt im Korps nicht übereinſt

mend. In Würtemberg ist z. B. die Grundfarbe der Bekleidung königsblau, die Uniform der Infant. sehr einfach, die der Kavall. glänzend, die der Artill. geschmackvoll, die Kopfbedeckung ein zweckmäßig geformter Czakot. — Die Badenschen Truppen sehen den preuß. sehr ähnlich, nur die Tuchhose ist nicht grau, sondern dunkelblau. Der Czakot ist von zweckmäßiger Form. Die Kavallerie (Dragoner) ist hellblau gekleidet, und trägt geschmackvolle Helme mit gelbem Kamm. — Das hessische Truppen-Korps ist dunkelblau uniformirt, erinnert aber an den franz. Zuschnitt. Die Chevaulegers tragen dunkelgrüne Kollets und ein Kasket mit Bärenraupe. Die Artillerie dunkelblau mit weißen Knöpfen.

Bewaffnung. Die Gewehre (in Würtemberg und Hessen nach franz. Muster, in Baden nach preuß.) sind durchgängig perkussionirt. Die Kavall. führt Karabiner, Pistolen und Säbel, die würtemb. (mit Ausnahme der fünften oder Schützenzüge) auch Lanzen. Die Pferderüstung ist ungarisch. Die Kavallerie ist gut, in Hessen sogar sehr gut beritten.

5. Das IX. Bundes-Korps.

Dasselbe hat 2 Divisionen, von denen Sachsen die 1., Kurhessen und Nassau die 2. bilden.

Staaten.	□Meilen.	Einwohner.	
Sachsen . . .	273	1,709,880	Zusammen:
Kurhessen . .	209	704,700	564 □M. Areal und
Nassau . . .	82	382,984	2,797,564 Einw.

Bestandsliste des IX. Bundes-Korps.

Truppentheile.	Sachsen.	Kurhessen.	Nassau.	Truppentheile.	Sachsen.	Kurhessen.	Nassau.
Infanterie-Division	1	1	—	und zwar: Garde du C.	—	½	—
oder in Brigaden	2	2	1	Dragoner		2	
in Regimentern	4	4	2	leichte Regimenter	3		
in Bataillonen	12	8	6	in Eskadrons	18	10	—
Schütz.- (Jäg.-) Bat.	3	2	—	Artillerie:			
oder Linien-Kompagn.	48	32	24	Reit.-Art.-Komp.	2	1	
Schützen-Kompagn.	12	8	—	Fuß-Art.-Komp.	10	2	2
Kavallerie-Brigade	1	1	—	Trainbrigade	1	—	1
oder Regimenter	3	2	—	Sapp.- u. Pont.-Komp.	1	½	½

Im Ganzen zählen also die Staaten des IX. Bundes-Korps: 31 Bat. Inf., 28 Esk. Kav., und 7 Komp. Artill.

Bundes-Kontingente des IX. Armee-Korps.

Erstes Kontingent.	Infant.	Kavall.	Artill. und Train.	Pion.	Summa.	Ge schütz
Sachsen . . .	9,302	1,714	864	120	12,000	24
Kurhessen . .	4,402	811	409	57	5,679	12
Nassau . . .	3,721	—	281	37	4,039	8
Streitbare:	17,425	2,525	1,554	214	21,718	44

Hierzu tritt noch ein Reserve-Konting. von 10,858 M. (8,7 Inf., 1,263 Kav., 780 Artill. mit 22 Gesch., und 103 Pion.), daß die Summe der zu stellenden Streitbaren 32,576 M. mit Geschützen beträgt.

Noch gehört zum IX. Korps das Luxemburg-Limbur sche Kontingent (108 □Meil. Areal mit 258,583 Einw.) in Stärke von 2,536 M. (1869 Inf., 362 Kav., 280 Artill. mit Gesch., und 25 Pion.), und die Hälfte desselben (1278 M. u 3 Gesch.) als Reserve-Kontingent. Diese Truppen sind, wie bemer zur Verstärkung der Besatzung von Luxemburg bestimmt und mach einen integrirenden Theil der königl. niederländischen Armee au

Die Organisation des IX. Korps ist ziemlich übereinstimmen Bei der Infanterie haben alle Bataillone 4 Komp., bei Kavallerie die Regim. in Sachsen 6, in Hessen 4 Eskadron Im Allgemeinen hat Hessen die preuß. Organisation, eben so N sau, Sachsen dagegen die frühere eigene beibehalten. Die Arti lerie führt 6 und 12 Pfünder, in Hessen und Nassau 7pfünd Haubitzen, in Sachsen 8pfündige sogen. Granatstücke. Die säc Batterien haben 6, die hessisch. und nassauisch. 8 Geschütze. Sa sen hat noch den Artillerie-Train nach franz. Muster und das a sächs. Geschützsystem; Hessen das alt-preußische; Nassau das v besserte englische.

Die Uniformirung ist im IX. Korps sehr verschied artig. In Sachsen ist bei der Infant. und Artill. die Grundfa des Rocks dunkelgrün, bei der Kavall. und dem Artill.-Train h blau, die Tuchhose bei den Schützenbataill. und der Artill. grau, den übrigen Truppen hellblau. Czakots von alt-französ. Form, der Kavall. geschmackvolle Helme mit gelbem Kamm. Infante Kavall. und Train haben weißes Lederzeug, Schützen schwarzes, Artillerie gelbes. Das Infanteriegewehr, die Büchse und der Ka biner der Kavall. sind perkussionirt. Die Pferderüstung der letzt ist ungarisch. — Das kurhess. Truppen-Korps ist ganz nach pre Muster bisheriger Art uniformirt, nur die Artillerie dunkelgr wie die russische. Garde du Corps ganz preuß. und mit Helm versehen, alle übrigen Truppen tragen Czakots. Durchgängig w

ses, bei den Jägern und Schützen schwarzes Lederzeug. Infanteriegewehre und Büchsen sind perkussionirt. Pferderüstung der Garde du Corps ist deutsch, bei den Dragonern ungarisch. — In Nassau tragen die Truppen dunkelgrüne Röcke mit farbigen Whings auf den Schultern. Grüne Tuchhose, bei der Artillerie und allen Offizieren graue. Czakots. Gelbes Lederzeug als historische Ueberlieferung aus ältern Kriegen. — Die sächsische und hessische Kavallerie ist im Ganzen gut beritten, die Artillerie in Nassau vorzüglich gut bespannt und in jeder Beziehung vortrefflich dotirt.

6. Das X. Bundes-Korps.

Von allen „gemischten" ist das X. Korps das zusammengesetzteste, denn es besteht aus neun verschiedenen Kontingenten, von denen Hannover und Braunschweig die 1. Division, Holstein, die beiden Mecklenburg, Oldenburg und die freien Städte Hamburg, Bremen und Lübeck die 2. Division bilden.

Staaten.	□ Meilen.	Einwohner	
Hannover	695	1,722,107	
Braunschweig	73	251,000	
Holstein	175	471,276	Zusammen:
Mecklenburg { Schwerin	228	494 530	1340 □ M. Areal und
Mecklenburg { Strelitz	36	89,528	3,536,313 Einw.
Oldenburg	114	262 372	
Freie Städte	19	245,500	

Bestandtheile des X. Bundes-Korps.

Truppentheile.	Hannover.	Braunschweig.	Holstein.	Mecklenburg: Schwer.	Mecklenburg: Strelitz.	Oldenburg.	Städte: Hamb.	Städte: Bremen.	Städte: Lübeck.	
Infanterie-Divis.	2	—	—	—	—	—	—	—	—	
in Brigaden	5	1	1	1	—	1	—	—	—	Im Ganzen:
in Regimentern	8	1	—	—	—	2	—	—	—	40½ Bataill.
Linien-Bataillone	16	3	3	3	1	6	1	½	½	Infanterie; 37
Leichte "	4	1	1	½	—	—	—	—	—	Gskav. Ka-
Linien-Kompagnien	61	12	12	12	4	24	6	2	2	vallerie; 13
Leichte "	16	4	4	2	—	—	½	—	—	Komp. Artill.
Kavallerie-Divis.	2	—	—	—	—	—	—	—	—	
in Brigaden	4	—	—	—	—	—	—	—	—	
in Regimentern	8	1	1	1	—	—	—	—	—	
Gskav.: Kürassiere	6	—	—	—	—	—	—	—	—	
Dragoner	12	—	4	4	—	—	1	½	½	
Husaren	6	3	—	—	—	—	—	—	—	
Artillerie:										
Reitende-Kompagnien	2	—	—	—	—	—	—	—	—	
Fuß- "	7	1	—	1	—	1	—	—	—	
Fahrende- "	—	—	1	—	—	—	—	—	—	
Train- "	—	—	—	1	—	—	—	—	—	
Handwerker- "	1	—	—	—	—	—	—	—	—	
Pionier ꝛc. "	2	¼	½	½	—	—	—	—	—	

Bundes-Kontingente des X. Armee-Korps.

Erstes Kontingent.	Infant.	Kavall.	Artill. und Train.	Pion.	Summa.	G. schü
Hannover . .	10,118	1,865	940	131	13,054	2
Braunschweig	1,625	299	151	21	2,096	
Holstein . . .	2,791	514	259	36	3,600	
Beide Mecklbg.	3,363	582	310	43	4,298	1
Oldenburg . .	2,650	—	157	22	2,829	
Freie Städte .	1,699	312	157*)	22	2,190	
Streitbare:	22,246	3,572	1,974	275	28,067	5

Hierzu tritt noch ein Reserve-Kontingent von 14,019 M. (11,107 Inf., 1788 Kav., 988 Artill. mit 29 Gesch., 136 Pio. so daß die Zahl aller Streitbaren sich für das X. Korps auf 42,0 M. mit 87 Geschützen beläuft.

So verschieden die Kontingente, so verschieden ist auch de Organisation. Bei der Infanterie haben die Bataillone zwe Komp. (nur das Hamburger hat deren 6), bei der hannoversc Kavallerie die Regimenter aber nur 3 Esk., was sogar bund verfassungswidrig ist; bei der Artillerie besteht in Hanno eine Batt. aus 6 Gesch. (6, 9 oder 12pf. Kanonen und 5½ zöl Haubitzen), in Braunschw. aus 4 6pf. Kanonen (die Reserve 12pf. Haubitzen), sämmtlich nach engl. System. Holstein fü 6—6pf. Kanonen und 2—12pf. Granatgesch. mit Blocklaffet und ist das einzige Kontingent in der ganzen Bundesarmee, eisernes Feldgeschütz führt. Die Oldenb. und mecklenb. Ba rien sind preuß. organisirt, die letztere aber sächsisch lassetirt.

Die Uniformirung im X. Korps ist noch gemischter als Zusammensetzung. Hannover hat das preuß. Wesen so treu an nommen, daß beide kaum von einander zu unterscheiden sind, d steht die Annahme des Helms und Waffenrocks noch bevor. — D braunschw. Infanterieregim. ist preuß. gekleidet, das Jäger- (Le Bataillon schwarz, zum Andenken an den berühmten Zug des k nen Herzogs Friedrich Wilhelm (1809) durch Deutschla und an die Feldzüge in Spanien; das Husarenregiment gleicht d preuß. der Garde. — Das holsteinische Konting., als integriren Theil der königl. dänischen Armee, ist roth gekleidet mit hellbla Tuchhose (die Jäger grün); Inf. und Artill. tragen Czakots, Dragoner Helme mit gelbem Kamm. — Mecklenburg kommt Aeußern den Preußen sehr nahe, und seine Dragoner sind von preuß. der Garde kaum zu unterscheiden. — Auch die oldenburgi

*) Stehen im Kontingent als Jäger.

Truppen sind auf preuß. Art gekleidet, und die Artill. sogar bereits mit Helm und Waffenrock, doch ist die Tuchhose dunkelblau. — Die Infant. der freien Städte hat grüne Röcke, graue Tuchhose und Czakots; die Kavall. erinnert lebhaft an russische Dragoner. — In den Ländern des X. Korps blüht die Pferdezucht, daher auch dessen Kavall. und Artill. von allen übrigen Korps am glänzendsten beritten und bespannt sind. Das Lederzeug ist für alle schwere Truppen des Korps weiß, bei den leichten schwarz; die Pferderüstung ungarisch, und nur bei den hannov. Kürassieren deutsch.

Alle Gewehre und Büchsen des X. Korps sind perkussionirt; die hannov. Scharfschützen und die ganze braunschw. Infant. sind mit neuen „Ovalgewehren" (mit 2 flachen Zügen) bewaffnet; die hannov. Kavall. wie die preuß., die braunschw. Husaren aber mit Pallaschen, die hollsteinisch. Dragoner mit langen, wenig gekrümmten Säbeln, die mecklenburgisch. ganz preußisch. Außerdem führt die ganze Kavall. Karabiner und Pistolen (nicht perkussionirt), doch keine Lanzen.

7. Die Reserve-Infanterie-Division.

Erst durch neueren Bundesbeschluß (vom 11. Dezemb. 1840) sind die Konting. der 18 kleineren deutschen Staaten und der freien Stadt Frankfurt zu einer „Reserve-Division" vereinigt worden. Diese Staaten sind:

Die 4 sächsischen (Weimar; Altenburg; Coburg-Gotha und Meiningen); die 3 anhaltinischen (Dessau; Bernburg u. Cöthen); 2 schwarzburgische (Sondershausen und Rudolstadt); 2 Hohenzollern (Hechingen und Sigmaringen); Lichtenstein; Reuß, ältere u. jüngere Linie; Lippe und Schaumburg-Lippe; Hessen-Homburg; Waldeck; endlich die Stadt Frankfurt. Sie haben zusammen ein Areal von 366 □M. mit 1,340,421 Einwohnern, und stellen als erstes Kontingent 11,116, als Reserve 5,584, zusammen 16,700 M. Infanterie.

Das erste Kontingent (11,116 M.) ist in 13 Bataillone getheilt und hat die Bestimmung, im Kriege die Besatzungen der Bundesfestungen zu verstärken. Die 13 Bataillone haben im Ganzen 54 Komp., worin eine Anzahl Scharfschützen begriffen sind; außerdem befinden sich noch 9 Jäger- oder Schützen-Kompagnien bei der Division.

Die Uniformirung anlangend, so sind 12 Konting. dunkelgrün gekleidet; die hohenzollernschen, homburgschen, lichtensteinschen und das von Frankfurt: dunkelblau (das letztere fast ganz französisch); die Truppen von Reuß tragen weiße Röcke. — Erst 7 Kontingente sind mit perkussionirten Gewehren oder Büchsen bewaffnet.

Haupt-Ueberſicht des ganzen Bundesheers.

Korps.	Infant.	Kavall.	Artill. und Train.	Pion.	Summa.
I. II. III. Oeſtreich .	73,501	13,546	6,827	948	94,822
IV. V. VI. Preußen .	61,629	11,355	5,705	795	79,484
VII. Baiern . . .	27,566	5,086	2,592	356	35,600
VIII. Korps . . .	23,369	4,308	2,171	302	30,150
IX. Korps	17,425	2,525	1,554	214	21,718
Luxemburg. . . .	1,869	362	280	25	2,536
X. Korps	22,246	3,572	1,974	275	28,067
Reſerve-Diviſion . .	11,116	—	—	—	11,116
Erſtes Kontingent:	238,721	40,754	21,103	2,915	303,493
Erſatz und Reſerve:	119,755	20,364	10,510	1,438	151,767
Total (Streitbare):	358,176	61,118	31,613	4 353	455,260

Dieſe Zahlen ſind indeſſen nur als ein allgemeiner Anh betrachten, da nicht nur jeder Staat darauf eingerichtet iſt, Truppen in's Feld ſtellen zu können, als der Bund fordert dern auch bei dem vortrefflichen Geiſt, der Alle beſeelt, be brechendem Kriege jedes einzelne Bundesglied unbezweife Kräfte aufbieten wird, um ſo ſtark als möglich gegen den g ſamen Feind zu kämpfen. Bei denjenigen Bundesſtaaten, ganze Korps zu ſtellen haben, wie Oeſtreich, Preußen und W liegt dies zum Theil auch ſchon in ihrer Militairverfaſſung. ßen z. B. hat 3 Korps zu ſtellen, ein preuß. Armee-Korps aber (auf dem Kriegsfuß) etwa 32,000 M. mit 96 Geſchützen lich würde Preußens erſtes Kontingent 96,000 M. mit 28 ſchützen, alſo über 16,000 M. und 128 Geſch. mehr bet als bundesmäßig ſtipulirt iſt. Aehnliche Verhältniſſe werd Oeſtreich und Baiern, ſelbſt bei Würtemberg und noch bei e andern Bundesſtaaten eintreten, ſo daß es nicht zu viel geſa wenn man das Bundesheer bei ausbrechendem Kriege auf 4 M. mit 800 Geſchützen annimmt.

III. Allgemeine Beſtimmungen*).

1) Das Bundesheer iſt in ſeinen einzelnen Theilen ſo o ſirt und vorbereitet, daß es bei dem erſten Aufruf in's Feld kann.

2) Die Bundesſtaaten haben ſolche Einrichtungen get daß ſie durch Einziehung von Beurlaubten und Reſerven ihr densſtärke unverzüglich auf die Kriegsſtärke bringen können,

*) Zunächſt aus der in Mainz 1842 erſchienenen (als offiziell trachtenden) Schrift: „Die Kriegsverfaſſung des deutſchen Bu entlehnt.

daß sie nöthig haben, mit nicht ausgebildeten Soldaten (Rekruten) in das Feld zu marschiren.

3) Alles zur ersten Kriegsausrüstung gehörende Material wird schon im Frieden vorräthig und in stets brauchbarem Stande erhalten.

4) Die Mobilmachung ist überall so vorbereitet, daß sie in der möglich kürzesten Zeit erfolgen und beendet sein kann.

5) Ob das ganze Bundesheer oder nur Theile desselben in's Feld rücken sollen, wird durch besondere Bundesbeschlüsse bestimmt.

6) Das aufzustellende Kriegsheer wird als Ein Heer angesehen und von Einem Feldherrn befehligt, den der Bund erwählt, und dessen Funktionen aufhören, sobald das Friedensverhältniß wieder eintritt. Außerdem hat jedes Armee-Korps seinen eigenen Befehlshaber.

7) Der Oberfeldherr ist dem Bunde persönlich verantwortlich und kann vor ein Kriegsgericht gezogen werden.

8) Die Waffenübungen und Reglements sollen bei jedem Armee-Korps, wenigstens in den Hauptsachen, einerlei Grundsätzen folgen.

9) Um die Ueberzeugung von der steten Kriegsbereitschaft und der steten Brauchbarkeit des Kriegsmaterials zu gewinnen, hat der Bund gegenseitige Inspizirungen der Kontingente angeordnet. Diese erstrecken sich nicht nur auf die Bewaffnung, Ausrüstung und Bekleidung, sondern auch auf die taktische und dienstliche Ausbildung der Truppen.

10) Endlich, um Einigkeit und gegenseitiges Vertrauen zu begründen, soll nach der grundgesetzlichen Gleichheit der Rechte und Pflichten selbst der Schein von Suprematie (vorrechtlicher Obergewalt) eines Bundesstaates über den andern vermieden werden.

IV. Bundes-Festungen.

1. Mainz, dem Einfluß des Mains in den Rhein gegenüber, mit dem auf dem rechten Rheinufer liegenden Castell als Brückenkopf. — Die Stadt gehört zum Großherzogthum Hessen u. hat 26,000 Einw. — Die Besatzung beträgt im Frieden 6000 M. Infant. und 200 M. Kavall., zu gleichen Theilen östreich. und preuß. Truppen, und außerdem 1 Bat. großherzogl. hessischer Infanterie. Die Kriegsbesatzung soll mindestens 12,000, die vollständige 20,682 M. Inf. und 600 M. Kavall. stark sein. Hierzu stellen Oestreich und Preußen jedes 6700 M. Inf. und 300 M. Kavall., die übrigen 6682 die Reserve-Inf.-Division des Bundesheers. — Gouverneur und Kommandant werden von 5 zu 5 Jahren abwechselnd von Oestreich und Preußen ernannt. — Jährliche Unterhaltungskosten dieser wichtigen Festung: 80,000 Fl. oder 45,000 Thlr.

2. Landau, Stadt in Rheinbaiern an der Queich, mit 5500 Einw. — Hat im Frieden eine baiersche Besatzung und einen baier-

schen Kommandanten. Kriegsbesatzung: 7000 M. Inf. und
M. Kavall.; hierzu stellt Baiern 5709 M. Inf. und die Kav
die übrigen 2291 M. Inf. die Reserve-Division des Bundesh
— Jährliche Unterhaltungskosten: 25,000 Fl. oder 14,300 Th

3. Luxemburg, Hauptstadt des gleichnamigen Großhe
thums an der Alzette, mit 10,000 Einw. — Gouverneur, K
mandant und Besatzung sind preußisch. Kriegsbesatzung: 7000
Infant. und 200 M. Kavall. Hierzu stellt das Luxemb.-limb
sche Kontingent 2536, die Reserve-Division 1450 M. und Pre
das Uebrige. — Jährliche Unterhaltungskosten dieser berühm
Bergfestung: 40,000 Fl. oder 22,850 Thlr.

4. Ulm, Hauptstadt des Donaukreises im Königr. Wür
berg am Einfluß der Iller und Blau in die Donau, mit 15
Einwohnern.

5. Rastatt, im Großherzogth. Baden am Einfl. der M
in den Rhein, mit 4500 Einw.

Die Erhebung dieser beiden Städte zu Bundesfestungen
Hauptwaffenplätzen des südlichen Deutschlands wurde schon
von Seiten des Bundes beschlossen und die Vorbereitungen
Bau sind seit dieser Zeit eingeleitet. Die Summen zur Ausfüh
des Baues liegen seit einer langen Reihe von Jahren bereit.
here Bestimmungen über die dereinstigen Friedens- und Krieg
satzungen sind zur Zeit noch nicht bekannt geworden.

V. Feldzeichen der deutschen Bundesstaaten.

Schwarz und Weiß: Preußen; beide Hohenzollern;
tenstein.

Schwarz und Gelb: Oestreich. — Schwarz: Nass
Weiß und Blau: Baiern; beide Schwarzburg.

Weiß und Roth: Beide Hessen; Homburg; die vier f
Städte.

Weiß und Grün: Alle sächsischen und anhaltinischen
der; beide Lippe; Waldeck.

Roth und Schwarz: Würtemberg.

Roth und Gelb: Baden. — Gelb und Weiß:
nover.

Hellblau und Gelb: Braunschweig.

Grün-Schwarz-Gelb: Weimar.

Roth-Gelb-Blau: Beide Mecklenburg.

Blau-Roth-Gelb: Oldenburg.

Gelb-Roth-Schwarz: Beide Reuß.

VI. Schlußbetrachtungen.

Aus der obigen gedrängten Darstellung wird hervorgehen,
glücklich und weise die so verschieden gestalteten politischen, st
schen und finanziellen Interessen der einzelnen Staaten berü

tigt worden sind, um dem Bunde seine solide Form zu geben. Zwar ist derselbe in den 29 Jahren seines Bestehens auf keine ernsthafte Probe gestellt gewesen; allein mit Zuversicht läßt sich annehmen, daß er auch die ernsthafteste nicht zu fürchten Ursache hat. — Drei Dinge sind es vornehmlich, welche den glücklichsten und belebendsten Einfluß auf das Bestehen des Bundes gehabt haben: die großen gemeinschaftlichen Waffenübungen, die gegenseitigen Inspizirungen, und — der deutsche Zollverein, jene beiden auf unmittelbarem Wege, dieser auf mittelbarem. — Von den 3 „gemischten" Armee-Korps sind bereits zwei zu großen Uebungen vereint gewesen, das VIII. bei Heilbronn im J. 1840, das X. im J. 1843 bei Lüneburg. Der Nutzen dieser Uebungen, in materieller Hinsicht vielleicht weniger als in politischer und moralischer, hat sich unverkennbar herausgestellt. Die Truppen und ihre Führer haben gegenseitig sich kennen gelernt, haben Achtung, Zuneigung und Vertrauen zu einander gewonnen. Der vortrefflichste Geist hat diese Uebungen beseelt, die Kontingente, welche als Fremdlinge sich begrüßten, sind als liebende Freunde und Brüder geschieden. Diese Uebungen sind nachhaltig für das ganze deutsche Waffenleben geworden. Außerdem, in materieller Beziehung, hat man sich überzeugt, daß in den Reglements und taktischen Formen noch Verschiedenheiten herrschen, die mit Hinweisung auf den §. 8 der „Allgemeinen Bestimmungen" (vergl. oben unter III.) schlechterdings noch ausgeglichen sein wollen, um die unerläßliche kriegerische Einheit hervorzurufen. Einigkeit und Einheit dürfen nicht verwechselt werden; jene kann vorhanden sein und ist vorhanden im edelsten Sinne des Worts, und doch kann diese fehlen, nämlich die Uebereinstimmung in den Prinzipien, welche jener §. 8 fordert. Doch der überall hervorgetretene Eifer und die Energie der überwachenden Bundes-Behörde werden auch über diese Klippen zu gelangen wissen.

Die gegenseitigen Inspizirungen (Musterungen) anlangend, so sind sie überall höchst befriedigend ausgefallen. Ihr wahrer und nachhaltiger Nutzen besteht aber darin, daß Vieles dabei zur Sprache gekommen ist, was Einfluß auf künftige Kriegsbereitschaft hat; ferner, daß, wer noch etwa im Rückstande gewesen, sich zur schleunigen Nachhülfe ermuntert gefühlt; endlich daß jeder deutsche Offizier und Soldat, selbst in den Kontingenten der kleinsten Staaten, zu dem lebendigen Bewußtsein gekommen ist, ein werkthätiges Glied in der großen Kette des Bundes zu sein, ein Bewußtsein, das bis dahin nur auf dem Papier existirt hatte.

Zu den mittelbaren Stützpunkten des Bundes haben wir oben den großen „Zollverband" gezählt. Er ist als der Schlußstein des mächtigen Gewölbes deutscher Einigkeit zu betrachten, nachdem er die Basis für die engere Verbrüderung der Deutschen geworden, und hat noch reiche Zuflüsse zu gewärtigen. Die Ausbreitung dieses Riesenwerks über ganz Deutschland verdanken wir dem Könige

Friedrich Wilhelm III., den das Vaterland noch im Grabe dafür segnet. Wie auf den Tafeln der Weltgeschichte die Erfindung der „Buchdruckerkunst", als eine die ganze Menschheit berührende Wohlthat prangt, so wird die Gründung des „deutschen Zollvereins" dereinst einen Ehrenplatz auf den Geschichtstafeln germanischer Geschlechter einnehmen.

So steht denn die deutsche Wehrverfassung mächtig, achtunggebietend wie ein urkräftiger Riese da, zum Schutz des Vaterlandes, zum Schrecken seiner Feinde. Aber der große Born, aus dem diese Vereinigung der edelsten Kräfte inneres geistiges Leben trinkt und allein trinken kann, ist: Deutschlands Einigkeit — Möge sie nimmerdar uns fehlen!

Ein ärztliches Wort über Kindererziehung.

Von Dr. Moritz Schreber, prakt. Arzte in Leipzig.

Die Erziehung des Kindes ist gleichsam seine zweite Zeugung. Es wird dadurch der Grund zum ganzen künftigen Leben des jungen Weltbürgers, sowohl in körperlicher, wie geistiger Hinsicht, gelegt, denn in der ersten Jugend ist die Bildungsfähigkeit noch nach allen selbst den verschiedensten Richtungen hin möglich. In Eurer Hand, Ihr Eltern und Erzieher, liegt es, der Entwickelung Eurer Pfleg befohlenen diese oder jene Richtung zu geben. Eine schwere Verantwortlichkeit muß Diejenigen unter Euch treffen, denen es nicht heiliger Ernst darum ist, die Entwickelungszeit ihrer Kinder nach besten Kräften für deren künftiges Wohl zu nutzen. Leider ist das ernste und feste Bestreben in Hinsicht des Erziehungsgeschäftes auch unter uns cultivirten Völkern noch bei weitem nicht so allgemein verbreitet, als es wegen der überaus hohen Wichtigkeit der Sache jeder Menschenfreund wünschen muß.

Daher, lieber Leser, nimm diese kurzen Andeutungen freundlich auf. Sie sind nicht Sprößlinge einer leeren Gedankenkrämerei, sondern aus unbefangener Anschauung des menschlichen Lebens hervorgegangen, die Frucht zahlreicher Beobachtungen, fremder und eigener Erfahrungen, reiflicher Prüfungen, und in aufrichtiger wohlgemeinter Absicht niedergeschrieben. Wenn sie auch nicht viel Neues für Dich enthalten sollten, so bedenke, daß das Wahre und Gute nicht zu oft besprochen werden kann, besonders wenn es noch nicht so, wie es sollte, in's wirkliche Leben übergegangen ist. Es handelt sich hier allerdings vorzugsweise um die Erziehung in körperlicher Hinsicht, wobei aber auch die geistige Erziehung nicht ganz unberührt gelassen werden kann, da Geist und Körper in innigster Verschmelzung und gegenseitiger Wechselwirkung erst das Ganze der Menschennatur darstellen.

Wir wollen uns nun die allgemeinsten und wesentlichsten Grundsätze eines vernünftigen Erziehungsplanes vergegenwärtigen.

1) Gieb Deinem Kinde eine naturgemäße körperliche Nahrung. So lange das Kind noch keine Zähne hat, also in den ersten 6—8 Lebensmonaten, ist die naturgemäßeste und deshalb gedeihlichste Nahrung die Milch einer gesunden, d. h. auch von jeder Krankheitsanlage freien Mutter oder Amme. Bis wenigstens zum 4. Monate bleibe dies die alleinige Nahrung des Kindes. Wenn das Kind gesund und kräftig ist, so kannst Du um diese Zeit (bei einem schwächlichen Kinde aber erst später) anfangen, dasselbe allmälig auf den Uebergang zu anderer Kost vorzubereiten, indem Du neben der Brust anfangs 2, später 3 Mal des Tages eine dünne Suppe aus Fenchelaufguß oder versüßtem Wasser mit einem Zusatze von geriebenem Weißbrode, von Hafergrütze, von Salepmehl u. dgl. ihm verabreichst. — Die Entwöhnung von der Brust ist an der Zeit, sobald die 2—4 ersten Zähne des Kindes zum Vorschein gekommen sind. Dieser Uebergang muß aber immer allmälig, innerhalb mehrerer Wochen, indem das Kind mehr und mehr an andere Nahrung gewöhnt worden ist, nie plötzlich erfolgen. So werden der Mutter und dem Kinde alle die sonst so gewöhnlichen und gefürchteten Störungen der Entwöhnung gänzlich erspart.

Gestatten die Umstände durchaus nicht, daß das Kind an der Brust seiner Mutter (wir setzen voraus, daß sich die Mutter ohne dringende Nothwendigkeit dieser heiligen Pflicht nicht entzieht) oder einer tauglichen Amme gesäugt wird, so bleibt allerdings nur noch der Weg der künstlichen Auffütterung übrig. Das tauglichste Nahrungsmittel für diesen Zweck ist die Kuhmilch, welche der Muttermilch unter allen Ersatzmitteln am nächsten steht. Die dazu benutzte Milch muß aber von einer gutes Futter erhaltenden und neumelkenden Kuh und immer ganz frisch sein, übrigens abgerahmt und blutwarm (30° R.) dem Kinde verabreicht werden. Feener ist, um sie der Muttermilch in allen Perioden des Säuglingsalters so ähnlich als möglich zu machen, eine stufenweise Verdünnung derselben erforderlich. Das geeignetste Verdünnungsmittel ist ein schwacher Fenchelsaamen-Aufguß. Davon nimm für den ersten Monat 2 Drittheile auf 1 Drittheil Milch; im zweiten Monate gieb Milch und Verdünnungsmittel zu gleichen Theilen, im dritten und vierten Monate 2 Drittheile von ersterer und 1 Drittheil von letzterer. Erst vom fünften oder sechsten Monate an darf das Kind unverdünnte Kuhmilch genießen, die anfangs viel zu schwer für dasselbe sein würde. Nunmehr kannst Du auch nebenbei den Anfang mit den oben angegebenen mehlhaltigen Suppen machen.

Mag das Kind an der Brust gesäugt oder künstlich aufgefüttert werden, immer ist auch jetzt schon eine gewisse Regelmäßigkeit im Darreichen seiner Nahrung eine hauptsächliche Bedingung seines Gedeihens. Es müssen wenigstens immer 2—3 Stunden Pause dazwischen liegen. Der eine Verdauungsact muß vollendet sein, ehe der darauf folgende beginnt; denn sonst wird Manches nur halb

oder gar nicht verdaut, was sich nun eben deswegen, anstatt i
Säfte, in Krankheitsstoffe verwandelt. Halte an dieser Du
mit Festigkeit; das Kind gewöhnt sich von selbst daran und b
sich ungleich besser, als ein verwöhntes Kind, welches durch d
lich nicht mehr zu befriedigende Sauggier sich und seiner Um
alle Ruhe raubt. Schon aus dieser Ursache ist auch die
Sitte, den Kindern Zulpe zu reichen, durchaus verwerflich
noch nicht verwöhntes Kind bedarf aller derartigen Dinge n
ruhiger und gedeiht besser, als ein Kind mit Zulpen, die au
auch noch durch die auf die Dauer nie ganz zu vermeidende
rung ihres Inhaltes doppelt nachtheilig werden.

Sobald 2—4 Zähne hervorgekommen sind, also in der
Hälfte des ersten Jahres, laß die aus jenen mehlhaltigen
bestehenden Suppen, die nunmehr dreimal des Tages gereich
den und eine dünnbreiige Beschaffenheit annehmen können,
des Tages mit fettloser Fleischbrühe bereiten. Im Uebrige
aber der Hunger und Durst des Kindes immer noch am pass
durch gute Kuhmilch gestillt, die für das ganze kindliche Alte
dem Wasser das passendste Getränk bleibt. Die weiteren Ueb
in den Nahrungsmitteln deutet uns die Natur durch die
folge und die Beschaffenheit der allmälig hervorsprossenden
an. Von der letzten Hälfte des zweiten Jahres an gieb dem
neben den allmälig fester und substantieller werdenden Spei
Durststillen nur frisches und reines Quellwasser; Fleisch in
stanz, anfangs klein geschnitten oder gewiegt, gesäuertes Brod
Gemüse u. dgl. erst mit Anfang des dritten Jahres. Von
ist es dem Kinde am dienlichsten, wenn ihm seine Speisen
nur in 3 gleichweit von einander entfernten Mahlzeiten
werden. Alles muß aber milder zubereitet und weniger gewü
als es der Geschmack eines Erwachsenen verlangt. Leckerei
Art sind wenigstens in den ersten Jahren durchaus verwerfli
Körper wird dadurch um so viel seiner wahren, kräftigen und
lichen Nahrung beraubt, zärtlich und kränklich, und über
Keim zu einer leidenschaftlichen Sinnlichkeit und Begehrlich
legt, also Körper und Geist verderben. Wenn Du Dein Kin
haft liebst, so halte mit gewissenhafter Strenge an der einge
Ordnung. Das Kind entbehrt in Wirklichkeits Nichts bei
Entsagungen; nur erst durch Ausnahmen von der Regel en
es die Entbehrungen, nur erst dadurch bereitest Du ihm einen
Ueberhaupt hüte Dein Kind vor jeder Art von Verfütter
ein Uebel, das leider unter uns so häufig, und dessen wahr
fährliche Folgen niemals ausbleiben. Tausende von Kind
schon als Opfer gefallen durch das unzeitige Einpfropfen vo
sen, die vermeintlich recht nahrhaft und stärkend sein sollen, ab
das Gegentheil bewirken, weil sie für den zarten Körper
beitbar sind; Tausende tragen wenigstens einen kränklichen

für ihre ganze Lebenszeit davon. Die Kost des Kindes sei nahrhaft, aber mäßig, einfach und reizlos. Kaffee, chinesischer Thee, Gewürzchocolade, stärkere Biere und alle geistige Getränke sind für das ganze kindliche Alter naturwidrig und wenn auch nicht als augenfällige, schnell wirkende, so doch als zuverlässige schleichende Gifte zu betrachten. Sie untergraben den Kern der Gesundheit durch Ueberreizung und Abstumpfung des ohnehin weit reizbareren kindlichen Körpers.

2) Sorge für gehörige Bewegung und Ruhe, für den Genuß der freien Luft und des Sonnenlichtes, für Reinlichkeit und eine allseitige vernünftige Abhärtung Deines Kindes. Die Umhüllung des neugeborenen Kindes (am besten ein Wickelbett) sei immer so beschaffen, daß ihm die freie Bewegung aller Glieder seines Körpers leicht möglich ist. Schon darum sind alle beengenden Einwickelungen, Wickelschnuren, Schnürleibchen ganz widersinnig. Diese Mißbräuche führen aber auch leicht bleibende Folgen mit sich, nämlich Verkrümmungen und gehemmte Ausbildung einzelner Organe. Denselben Gefahren setzest Du Dein Kind aus, wenn Du es vor dem vierten Monate anhaltend auf dem Arme sitzend herumtragen läßt, wenn es überhaupt immer nur auf einer Seite getragen, an einem Arme geführt wird, ferner durch den Gebrauch von Laufzäumen, Gängelbändern und ähnlichen Kunstgriffen beim Laufenlehren. Halte also alle dergleichen Unbilden von Deinem Lieblinge fern. Fühlt sich das Kind kräftig zu selbstständiger Bewegung, so setze es fleißig auf untergebreitete Decken: es wälzt sich, es kriecht, es rutscht und, ehe Du es vermuthest — steht es auf den Füßen. Dies ist die natürliche und sicher schadlose Art des Laufenlernens. — Vom dritten oder vierten Jahre an gieb Deinem Kinde Gelegenheit zu allerhand kräftigeren Körperbewegungen, zum Springen, Klettern, Schwimmen, Turnen u. dergl. m. Vor allen verdient das Turnen die nachdrücklichste Empfehlung, indem es die wahrhaft kräftige Körperentwickelung am vollkommensten fördert und insbesondere auch die größtmögliche Ausbildung der Brustorgane begünstigt, deren Mangel unter anderen jedenfalls eine Hauptursache jener traurigen Seuche des jetzigen Menschengeschlechtes, der Lungenschwindsucht, ist, welche alljährlich Tausende in der Blüthe ihrer Jahre dahinrafft.

Die Bewegung muß mit der Ruhe — dem Schlafe — im gehörigen Verhältnisse stehen. Kinder unter 7 Jahren laß ruhig schlafen, so lange sie wollen; sie bedürfen noch vielen Schlafes, besonders zur gehörigen Entwickelung des Nervensystemes. Von da an aber genügen etwa 8 Stunden Schlaf zur Stärkung vollkommen. Halte also darauf, damit Du Deine Kinder nicht zu schlaffen, trägen Langschläfern erziehest. — Laß Dich übrigens nicht etwa von alten Kindermuhmen verleiten, Deine Kinder in Wiegen zu legen. Sie haben die Nachtheile, daß dadurch anstatt des natürlichen oft

ein künſtlicher Schlaf oder vielmehr Schlaftaumel erzwungen w
daß dieſe täglich zu mehreren Malen wiederholte ſchaukelnde B
gung einen eigenthümlichen Betäubungszuſtand erzeugt, der zu
fährlichen Gehirnleiden Veranlaſſung geben kann, und daß in je
Falle wenigſtens dem Kinde ein unnöthiges, ſeine und ſeiner
gebung Ruhe ſtörendes Bedürfniß angewöhnt wird.

Von unendlicher Wichtigkeit iſt der regelmäßige Genuß
friſchen, reinen Luft und des Sonnenlichtes. Auch
letztere iſt eine Grundbedingung des Gedeihens aller lebenden
ſen: ſtelle eine Pflanze in den Keller — bald wird ſie aſchgrau
färbt und verwelkt ſein; geh' in die tiefen, aller Sonnenſtr
entbehrenden Thäler der Alpenländer — und Du wirſt unte
Bewohnern eine Unzahl unglücklicher, körperlich und geiſtig ver
merter, oft ganz verthierter Menſchen (Cretinen) finden. — S
das Kind ein paar Wochen alt iſt, muß es allmälig an die
Luft gewöhnt und ſodann, ſo lange es geſund iſt, täglich k
oder längere Zeit, je nach Alter, Gewohnheit, Witterung und
reszeit, ſelbſt bei der unfreundlichſten Witterung und den kä
Tagen doch wenigſtens ½—½ Stunde lang mit derſelben in
rührung gebracht werden. Macht dies Regen- oder Schneege
u. ſ. w. durchaus unthunlich, ſo laß Dein Kind an ſolchen
wohlbekleidet in einem Zimmer mit geöffnetem Fenſter einig
ſich herumtummeln. Erblicke darin nicht etwa, lieber Leſer,
Sonderlingslaune! Nein, es iſt eine unumſtößliche Wahrheit
der Menſch mit ſeinem Klima, dem Wechſel deſſelben und
atmoſphäriſchen Einflüſſen nicht zu früh vertraut gemacht w
kann, und daß er ſich unausgeſetzt in dieſem Vertrautſein erh
muß, wenn alle jene Einflüſſe das Feindſelige und Geſundh
rende, was ſie eben nur für nicht daran Gewöhnte haben, ver
ſollen. Nur iſt dabei die Vorſichtsregel wohl zu beachten, daß
überhaupt bei jeder Gewöhnung der Kinder, ſo vorzugsweiſe
hier, nur die allmäligen Uebergänge und ein entſprech
Maaß- und Zielhalten wahrhaft heilbringend ſind. Unter Be
tung dieſer Vorſicht kannſt Du aber auch ſicher ſein, daß Du d
Dein Kind vor der Mehrzahl der ſonſt gewöhnlichen Siechth
und Unfälle verwahrſt. Genügende Erfahrungen bürgen f
Bewährtheit dieſes Grundſatzes. — Es verſteht ſich übrigens
dabei auch das fleißige, wo möglich des Tages mehrmals zu
gende Auslüften der Wohn- und Schlafzimmer nicht unte
werden darf; denn wo mehrere Menſchen beiſammen ſind, w
Luft ſelbſt in einem großen Zimmer ſehr bald ausgeathmet, m
mehr oder weniger verdorben ſein.

Hiermit im innigen Zuſammenhange ſteht die Erſtrebung
naturgemäßen Abhärtung des Körpers in Hinſicht der Be
dung und der Hautpflege. — Es gilt auch hier die allge
Regel: die Umhüllung des Körpers gewähre gerade nur ſo

als nöthig ist, um ihn vor Frostgefühl zu schützen. Jedes Zuviel schwächt die wärmeerzeugende Kraft des Körpers. Mit Ausnahme der ersten Lebenswochen hat der kindliche Körper eine lebhaftere Wärmeentwickelung, als der erwachsene Körper, weshalb also unter übrigens gleichen Umständen für den kindlichen Körper eine um etwas Weniges geringere Umhüllung im Vergleiche mit einem Erwachsenen ausreichend ist. Laß Deine Kinder auf Matratzenkissen schlafen und gieb ihnen, wenn sie, wie es rathsam ist, in ungeheizten Zimmern schlafen, nur im Winter als Decke ein Federbett. Wollene und seidene Stoffe laß nie unmittelbar auf der Haut tragen; dieselbe wird dadurch zu reizbar und gegen erkältende Einflüsse empfindlicher. Nur im Freien darf der Kopf eine leichte Bedeckung erhalten, der Hals aber durchaus nie, zu keiner Jahreszeit, umhüllt werden. Dies ist besonders wichtig, weil gerade durch Verwöhnung des Halses die Kinder von so vielen gefahrvollen Krankheiten bedroht sind. Vermeide nur jede Ausnahme von dieser Regel, und Du kannst sicher sein, daß dann am Halse eben so wenig eine Erkältung stattfinden wird, wie am Gesichte, das jeder Witterung preisgegeben ist.

Eine Grundbedingung des Gedeihens der Kinder ist ferner die Reinlichkeit, denn die Hautthätigkeit spielt eine noch wichtigere Rolle in der Haushaltung des kindlichen Körpers, als bei uns Erwachsenen. Was die Reinlichkeit in Wäsche, Kleidung und der ganzen Umgebung des Kindes anlangt, so können wir dies als allgemein anerkannt übergehen. Von ganz vorzüglicher Wichtigkeit ist aber die unmittelbare Reinigung der Haut. Hierzu ist für das erste Vierteljahr des Lebens, außer den öfter nöthig werdenden örtlichen Abwaschungen, täglich ein allgemeines Bad unerläßlich, welches für diese Zeit lauwarm sein muß. Von da an aber mache den Uebergang zu kühlen und allmälig kalten Waschungen von frischem Quellwasser, die ebenfalls täglich und zu jeder Jahreszeit (des Winters im geheizten Zimmer) vom Kopfe bis zu den Füßen herab vorgenommen werden müssen. Durch die kalten Waschungen erreicht man neben der Reinigung zugleich den unglaublich hoch anzuschlagenden Vortheil, daß die Haut des Kindes gegen alle von außen kommenden Einflüsse (mithin auch gegen die Empfänglichkeit für herrschende Krankheiten), gleichwie das ganze Nervensystem ausnehmend gestärkt und befestigt wird. Die Kinder gewöhnen sich daran, wie bei beharrlicher Behandlung überhaupt an Alles, mit außerordentlicher Leichtigkeit.

3) Gieb auch dem Geiste und dem Herzen Deines Kindes eine solche Richtung, daß von dieser Seite her das körperliche Befinden nicht gefährdet wird. Die erste geistige Nahrung empfängt das Kind durch die Sinnesorgane, namentlich durch das Auge und Ohr. Du hast also sorgfältig darauf zu achten, daß auch diese Nahrung eine der Zartheit

des jungen Wesens entsprechende sei, daß mithin alle heftige u
erschütternde Sinneseindrücke, ganz besonders in dem zartesten
ter, von dem Kinde entfernt gehalten werden.

Die ernsteste Verantwortlichkeit aber habt Ihr, Eltern und
zieher, hinsichtlich der Ausbildung des kindlichen Charakters. W
denen, die glauben, diese Sorge allein dem künftigen Schulun
richte ruhig überlassen zu dürfen. Die Keime des mehr oder we
ger bleibenden Grundcharakters schlagen schon frühzeitig feste W
zeln. Als Hauptgrundsatz gilt hier: **behandle Dein Kind u**
ter allen Umständen genau so, wie dasselbe es v
dient. So lange es unschuldige und löbliche Gesinnungen
den Tag legt, laß es Deiner Liebe in vollstem Maaße genieß
jeder entgegengesetzten Sinnesäußerung tritt aber sofort und
unabweisbarer und unveränderlicher Festigkeit entgegen. Laß D
aber dabei nie von eigenen Launen beschleichen, sonst wird das K
irre, ist übrigens auch immer geneigt, das Beispiel seiner Um
bung als Vorbild zu betrachten. Belohne und bestrafe nicht
Handlungen Deines Kindes — denn diese sind oft zufällig, gle
giltig und unwesentlich —, sondern **nur die den Handlung**
zu Grunde liegenden Gesinnungen. Auf diese nur kom
es an. Also bemühe Dich, stets die Gesinnungen Deines Kin
zu erforschen. Es ist dies für Jeden, der nur darauf achten wi
eine Leichtigkeit, da sich Kinder in ihrer reinsten Natürlichkeit
gen. Achte darauf auch bei Kindern, die noch nicht reden könn
denn je früher Du die Keime der Laune, des Trotzes, der R
heit, der Habgier, der Bosheit u. s. w. aufsuchst und ausrott
um so sicherer hast Du die Ausbildung eines makellosen Cha
ters in Deiner Gewalt; je später Du damit anfängst, desto fe
wurzelt das Unkraut, und läßt sich dann, wenn auch vielleicht th
weise, doch nie wieder gänzlich ausrotten und wird die Wu
der oft das ganze Leben verbitternden und verkürzenden grillig
unzufriedenen, leidenschaftlichen Charaktere. — **Suche die e**
Geisteskraft (jene Grundbedingung eines wahrhaften Lebe
glückes) **durch Uebung in Entsagung, Mäßigkeit u**
Selbstbeherrschung zu heben und zu stärken. L
stets eine vernünftige, mit wahrer Liebe gepaa
Strenge walten. Später kommt Dir dann das auf d
Weise zeitig gereifte, sittliche, religiöse Ehrgefühl Deines Kin
zu Hilfe und macht Deine Strenge immer mehr und mehr
behrlich. Es ist dies eine der heiligsten Pflichten, welche Du ge
Dein Kind zu erfüllen hast. Keinen Menschen wirst Du sint
der, wenn sein Geist einmal zu klarer Anschauung des mens
chen Lebens erwacht ist, seinen Eltern darüber Vorwürfe ma
sollte, daß sie ihn in vernünftiger Strenge erzogen haben; D
sende aber kannst Du finden, die in späteren Jahren ihren El
wegen versäumter Wachsamkeit und Strenge, wegen je

wenn auch aus Liebe, doch aber aus einer falschen Liebe entsprungenen heillosen Schwächen in der Erziehung noch in's Grab die bittersten Vorwürfe nachrufen, das Andenken derselben, anstatt es zu segnen, wohl gar oft mit Verwünschungen beladen.

Was den Schulunterricht anbetrifft, so laß denselben nicht vor dem siebenten Jahre beginnen. Dies hat seinen Grund in der körperlichen Ausbildung, namentlich des Gehirns, dem man dann erst ernstere Anstrengungen ungestraft zuzumuthen anfangen darf. Bis dahin muß alles Lernen gleichsam nur spielend geschehen und sich auch mehr auf rein mechanische Gegenstände beschränken. Glaube ja nicht, daß Dein Kind deshalb gegen andere Kinder zurückbleibt; es wird ihnen im Gegentheile später vorauseilen, denn der Geist kann nur auf kräftigem Boden kräftig gedeihen, blühen und gesunde Früchte tragen.

Endlich ist noch ein Punct Deiner ernsten Beachtung anheimzugeben. Es sind dies die gegen das Jünglingsalter hin, manchmal aber auch schon viel früher unbemerkt sich einschleichenden heimlichen geschlechtlichen Verirrungen, die wir Aerzte leider gar häufig unter Knaben sowohl wie unter Mädchen entdecken. Leichter ist es freilich, diese die körperliche und geistige Gesundheit untergrabende Pest der Jugend zu verhüten — und zwar durch Vermeidung jeder Verweichlichung und Schlaffheit, aller überreizenden Einflüsse, durch Zügelung der Sinnlichkeit überhaupt, durch strenge Achtsamkeit auf die Beschäftigung, den Umgang, das Schlafen und Wachen des Kindes u. s. w. —, als das bereits ausgebildete und eingewurzelte Uebel zu heilen, wozu es der unermüdlichsten und wachsamsten Durchführung aller jener so eben angegebenen Maßregeln bedarf.

4) Wird Dein Kind krank, so handelst Du stets am vernünftigsten, bis zur Ankunft des Arztes Dich aller eigenen Heilversuche zu enthalten, denn in allen solchen Fällen ist ein Nichtsthun unbedingt besser, als ein Falsch- oder Zuvielthun.

Die beherrliche Durchführung mancher der hier angegebenen Grundsätze wird Dir, lieber Leser, durch den Kampf mit alten Vorurtheilen, mit weibischen Schwächen, mit Einsichtslosigkeit unter der übrigen Umgebung der Kinder gar oft manchmal recht fühlbar erschwert werden und verlangt daher Deinen ganzen und festen Willen; doch ist der süße Lohn, körperlich und geistig gesunde und kräftige, in jeder Hinsicht wohlerzogene Kinder zu besitzen, und das erhebende Bewußtsein, für dieselben nach besten Kräften Alles gethan zu haben, einer solchen Mühe wahrhaftig werth.

Mögen diese Worte nicht ganz ohne Anklang verhallen!

Wie Gott will! oder die Batzen-Not

Erzählung von Gustav Nicritz.

„Mit Ihrer Erlaubniß!“ sprach der Candidat Olearius h
lich und brachte seinen Wachsstock an das Flämmchen der zinn
nen Oellampe, welche mit ihrem spärlichen Lichte die Wohnst
der Victualienhändlerin Harnapp zu Langensalza in Thürin
erhellte.

Frau Harnapp, im Lehnstuhle neben dem warmen Ofen sitz
und der Ruhe pflegend, nickte bejahend mit dem Kopfe und
Candidat brannte seinen Wachsstock an. Denselben über die
bühr langsam zurückziehend, fuhr der blasse, junge Mann fo
„Noch so fleißig?“

Diese Frage galt lediglich einer Jungfrau von 19, und ein
Mädchen von 13 Jahren, welche beide einen ansehnlichen B
von Linsen rein zu lesen beflissen waren.

Die Frage blieb unbeantwortet; ja die fleißigen Leserinnen
hoben nicht einmal das Haupt von ihrer langweiligen Arbeit. D
ohngeachtet hob Olearius wieder an: „Frau Nachbarin, Sie
ten sich solche Tauben anschaffen, wie die allbekannte Aschenbr
zu Gehülfinnen hatte. Diese pickten in gar kurzer Zeit die schw
zen und angefressenen Erbsen oder Linsen aus einem großen H
fen heraus und ersparten so ihrer Herrin die Mühe.“

„Tauben?“ versetzte die Alte närrisch. „Ein paar Gänse

ich, die mir aber nicht die bösen, sondern die guten Erbsen und noch gar viel andere Dinge obendrein auflesen.“

Der betroffene Candidat sah, wie der schonungslose Vergleich der alten Base eine hohe Röthe bis in den gebeugten Nacken der älteren Linsenleserin gleiten machte. Zugleich wischte diese mit einer Handvoll Linsen einen hellen Wassertropfen vom weißgescheuerten Tische hinweg, welcher ihrem braunen Auge entfallen war. Der Candidat, dem es unendlich leid that, daß er durch seine gutgemeinten Worte die arge Kränkung verschuldet hatte, sagte begütigend: „Ei, ei, Frau Nachbarin, wie mögen Sie doch nur Ihren Mühmchen so großes Unrecht thun? Fleißige Bienchen sind sie, die mit dem Hahnenschreie aufstehen und bis in die Nacht hinein arbeiten. Ich muß mich ordentlich schämen, wenn ich mich mit Jungfer Lieschen vergleiche, und eine lernbegierigere Schülerin wie Agathe hatt' ich nimmer.“

„Ja, ja, loben Sie nur immer das dumme Ding in's Gesicht —“ eiferte die Alte — „damit sie noch eingebildeter wird, als sie schon ist. Ich wollte auch, daß Sie ihr lieber das Zinn richtig scheuern lehrten, als Briefe schreiben und andere dergleichen nichtsnutzige Dinge mehr. Was thun die Mädel damit? Liebesbriefe lesen und schreiben und nichts weiter! Aus diesem Grunde durfte ich bei meiner seligen Mutter blos Gedrucktes lesen lernen und das mit Recht. Wer weiß, ob die beiden Maulaffen da es so weit bringen werden mit ihren neumodischen Künsten als wie ihre alte Base. Sie, Herr Oehlig, haben auch lauter überspannte Dinge im Kopfe — haben da Ihren ehrlichen Vatersnamen abgelegt und dafür einen andern angenommen, den der Teutschel aussprechen mag, aber ich nicht — Ole — haar — pfui Geier noch nein!“

„Olearius!“ verbesserte der Candidat und eine leichte Röthe stieg in sein schmales, bleiches Antlitz. „Sehen Sie, Frau Nachbarin, in der Gelehrtensprache heißt Oehlig so viel wie Olearius, und ganz andere Männer als ich haben ihren Namen in's Lateinische oder Griechische übersetzt. Wäre Cochlearius Löffler — Pontanus Brück und Melanchthon Schwarzerd geblieben: wer weiß, ob sie jemals so berühmt geworden wären! Der Name thut oft gar viel zur Sache. Ich denke immer, daß der Magister Olearius eher zu einer Pfarre kommen soll als der simple Gottfried Oehlig, und was der würdige Melanchthon gethan hat, darf wohl von einem niederen Theologen nachgeahmt werden.“

„Narren sind sie gewesen —“ fiel Frau Harnapp ein — „dabei bleibe ich! Und wenn ich einen Sohn hätte, der sich seines ehrlichen Vaternamens schämte und ihn umdrechselte: er sollte nicht einen rothen Heller von der Erbschaft bekommen.“

Es ist unerwiesen geblieben, ob der empfangene Ehrentitel oder das Wort „Erbschaft“ der Candidat auf einen schnellen Rück-

zug bedacht werden ließ. Er zündete den Wachsstock, den er
rend des Zwiegesprächs aus Sparsamkeit verlöscht hatte, hasti
der an und entfernte sich unter dem Anwünschen einer guten N
welche dießmal blos von den beiden Linsenleserinnen zurückge
wurde. Olearius verfügte sich in seine niedere Wohnung hi
die dem dürftigen Einkommen eines armen Candidaten angen
war. Der große, hohle Schlüssel öffnete ein umfangreiches
sches Schloß und der Candidat trat in ein kleines Vorhaus,
ches zugleich die Stelle der Küche vertrat. Das daran grä
Stübchen war gerade geräumig genug, um ein Bette, ein B
bret und einen Arbeitstisch in sich zu fassen. Das erstere
unter der schrägen Wand, welche das Dach des Hauses bi
das zweite enthielt in einer einzigen Reihe die ganze Bibliothe
der dritte die schriftlichen Werke des Candidaten. Ein Stuh
hoher Rücklehne und arg verschossenem Ueberzuge war der e
seines Gleichen, hatte des Tages über seinen Stand vor dem T
des Nachts hingegen am Bette des Junggesellen. Dieser zü
mittels des Wachsstockes ein Inseltlicht auf einem Blechleucht
und begann hierauf sich umzukleiden. Der wollarme, schwarze
mit den langen Schößeln wanderte an den Nagel, ein anderer,
der guter herunter und auf den Leib des schmächtigen Candid
welcher die Schößel desselben als Steff zum Ausbessern der üb
Kleidungsstücke verwendet und ihn somit in einen Spencer u
schaffen hatte. Demohngeachtet zeigte das Hintertheil der sch
zen, kurzen Beinkleider eine Scheibe von grauem Tuche, welch
Frack bisher verdeckt gehabt hatte. Nachdem Olearius noch eine
leinene Schürze vorgebunden, begab er sich in das Vorhaus zu
wo er mit prüfendem Blicke die Häupter seiner Lieben — d
Stücke Stockholzes — überzählte und dann Feuer in den Ofe
machen Anstalt traf. Aus einem kleinen Küchenschranke nah
ein Bündel schon bereit liegender Holzspäne und in wenig Sek
später fuhr die Ofengabel mit ihrer in Brand gesetzten Bür
des Ofenloches schwarz gähnenden Schlund. Als das Feuer
prasselte, brachte die Ofengabel einen Topf mit Wasser in dessen
und der Calfactor ward zur Köchin, welche die Abendmahlzeit bere

„Ein Kernmädchen die Lieschen!" sprach der Candidat, i
er Schwarzbrot in eine Schüssel schnitt — „Welch' ein Unter
gegen die geschminkten, gepuderten und geschnürten Zierpuppe
höhern Stände!" Er warf Salz auf das Brot. „Wie sittig,
und demüthig ist sie! Wie duldsam gegen die Kränkungen des
Weibes!" Hier wurde die Halbschied eines Dreierstückchens B
in die Schüssel versetzt. „Der Mensch will auch einmal eine
wechselung und der Magen eine Stärkung haben." Unter d
Worten langte Olearius eine kleine Düte mit Kümmel aus der
stentasche, von welchem deutschen Gewürze er eine Prise der S
beifügte. „Neunmal glücklich der Mann, dem Lieschen einst

Hausfrau das Essen bereiten darf.“ Er krückte den Wassertopf aus dem Ofen. „Nun, wie Gott will!“ Patsch! glitt der Topf von der Ofenkrücke und vergoß seinen kochenden Inhalt, so daß das Feuer zischend verlöschte. Die Ofengabel in der Hand schaute Olearius trübe bald in das verhängnißvolle Ofenloch, bald auf die, des Aufgusses harrende Schüssel. Am meisten schmerzte ihn das böse Omen, daß gerade in dem Augenblicke, wo er in frommer Ergebung, aber mit heißer Inbrunst an Lischens Besitz gedacht, die Flamme im Ofen gewaltsam ausgelöscht worden war. Sollte das Feuer seiner heimlichen Liebe für Lieschen einst eben so durch einen Wassersturz des Schicksals erstickt werden? Nach einer Minute stillen Sinnens wiederholten die Lippen des Candidaten abermals leise: „Wie Gott will!“ Die Schüssel mit ihrem Inhalte wanderte, um am nächsten Morgen benutzt zu werden, in den Küchenschrank zurück; Olearius sättigte sich mit Butterbrot und verfügte sich kauend in sein Stübchen, dessen weißgefrorene Fensterscheiben von der Lichtflamme wie Diamanten glitzerten. Die Stellung, welche der soupirende Candidat dicht vor dem Ofen einnahm, ließ errathen, auf welche Weise dessen Beinkleider zu der oben gedachten, grauen Tuchscheibe gekommen waren. Heute hatten sie von dem nur wenig erhitzten Ofenkasten ein Versengen nicht zu fürchten.

„Warum —“ hob der junge Mann an — „doch nur die Erdengüter so gar ungleich vertheilt sind? Meine arme selige Mutter mußte bitter darben, indeß ihr kinderloser Bruder zum Crösus ward. Und er half der einzigen Schwester nicht, als sie auf einem langen Krankenlager schmachtete und ich ihm unsere Hülflosigkeit meldete. Ja, selbst meinen Brief, der ihm der Schwester seliges Ende verkündete, hat er bis jetzt unbeantwortet gelassen. Alle Jahre ein Dukaten für den ihm überschickten Neujahrwunsch war das Einzige, dessen wir uns von ihm zu erfreuen hatten. Nun, Gott Lob! weder ich, noch meine gute Mutter sind deßwegen je hungrig zu Bette gegangen. Der Vater im Himmel oben wird auch weiter für mich sorgen. Weiß ich doch nun einen recht eifrigen Fürsprecher bei ihm: meine Mutter!“

Dieſe Worte wurden, des Kauens wegen, in Unterbrechungen gesprochen. Als Olearius ſeine Mahlzeit ſtehend genoſſen hatte ſetzte er ſich an den Arbeitstiſch, zog den Entwurf eines Neujahr gedichtes und einen Bogen feines Poſtpapier hervor, um jenes darauf mit zierlichen Schriftzügen zu verſetzen. „Bekenne es nu offen heraus, Gottfried —“ ſprach Olearius, indem er den golde nen Rand des Papieres betrachtete, — „daß du ein höchſt eigen nütziger Kerl biſt. Dieſes Gold — iſt es nicht der Köder, um einen Dukaten zu erangeln? die Wurſt, welche du nach der Speckſeite zu werfen gedenkſt? Geht dir's vom Herzen, wenn du einem nie geſe henen und daher ungeliebten Oheim alles Gute anwünſcheſt? di Gottheit um Verlängerung ſeines theuern Lebens auf dem Papier anfleheſt? Und doch muß ich es thun. Trug mir es die Mutter doch noch auf, als der kalte Tod ſie bereits mit ſeiner Senſe berührte Ihr Wille ſei mir heilig!“ Er ſpitzte die Feder und ſchrieb — nein er malte die Buchſtaben mit faſt eigenſinniger Hand auf das Pa pier hin. Eben hatte er die Schlußzeile fertig, als ein entfernte Geräuſch durch die ihn umgebende lautloſe Stille daher drang un ihn plötzlich vom Stuhle aufjagte. Auf den Zehen ſchlich er in da Vorhaus und mit zurückgehaltenem Athem lauſchte er durch da Schlüſſelloch der Thüre, vor welcher ſich bald ein Lichtſchimme zeigte. Die beiden Mädchen kamen heraufgeſtiegen, ihre Bodenkam mer und das Bette aufzuſuchen.

„Nicht einmal ein Schürzenband kann ich mir kaufen! —“ hörte der horchende Candidat Lieschen klagen — „Man muß ſich j vor den Leuten im Hauſe ſchämen.“

„Du ſollſt es haben, Engelskind!“ gelobte Olearius im Stil len — „ſobald der Goldfiſch des Oheim eingegangen ſein wird.“ Die Tritte der beiden Linſenleſerinnen waren ſchon geraume Zei verklungen, als der Candidat zum Schreibtiſche zurückkehrte, un den Titel des Jahrwunſches noch zu ſchreiben. Auch dieſe Arbei war endlich vollbracht und zufriedenen Sinnes überlas Olearius de zierlichen Bogen mit halblauter Stimme:

„Meinem theuern, heißgeliebten, hochgeehrten —“

Er ſtockte — rieb ſich die etwas ſchläfrigen Augen — las noch mals und erſtarrte! Nicht dem theuern, heißgeliebten, hochgeehrte Oheim, ſondern dem heißgeliebten Lieschen hatte er den Wunſc zum neuen Jahre gewidmet! Verloren war die verwendete Zei und Mühe, verloren der Groſchen für den theuern Bogen! Er zürnte mit ſich ſelbſt und gleichwohl hätte er ſich um keinen Prei entſchließen können, das verfehlte Machwerk zu vernichten oder we nigſtens das Wort „Lieschen“ wegzuradiren. Vielmehr hob er da Blatt in dem geheimſten Fache des Arbeitstiſches auf. Dann tru er die Claviatur eines ehemaligen Clavieres herbei, verpflanzte ſolch vor ſich auf den Tiſch und begann mit ziemlich froſtverklommene Fingern eine ſtille Muſik aufzuſpielen, deren Noten er vor dem Kl

vier-Surrogate gegen ein dickes lateiniſches Lexikon geſtützt hatte. Nach Beendigung der Sonate verfiel Olearius in ein kurzes Vorſpiel, auf welches er einen Choral folgen ließ. Mit großer Andacht und einer recht anmuthigen Stimme ſang er zu den klangloſen Fingergriffen: „Mit meinem Gott geh' ich zur Ruh, und thu' in Fried mein' Augen zu —"

Dieß war das Abendgebet des frommen Candidaten, welcher nach drei abgeſungenen Verſen mit dem Lichte zu dem, an der Wand hangenden Schattenriſſe ſeiner Mutter trat, dem er einen langen Blick voll dankbarer Liebe widmete.

„Have, pia anima!" ſprach er innig, löſchte die Kerze und begab ſich zur Ruhe, welche, wie bei allen Inhabern eines ruhigen Gewiſſens, eine ſanfte war.

Nach drei Monaten trat Olearius aus dem Hauſe des Stadtſchreibers zu Langenſalza, deſſen zwei Söhne er täglich eine Stunde in der lateiniſchen Sprache unterrichtete. Sein Angeſicht glänzte fröhlich, denn der Vater ſeiner Schüler hatte dießmal ungewöhnlich pünktlich das Honorar ihm ausgezahlt. Er wickelte das Papierchen, welches das Geld in ſich barg, von einander und, den blanken Gulden liebevoll beäugelnd, ſprach er: „Eigentlich habe ich dich mit Sünden verdient, denn nicht für ſechszehn Pfennige haben die Jungen in dem ganzen Monat gelernt. Ich habe es dem Vater offen

herausgesagt; wenn er nun aber darauf besteht, daß ich die S
den noch fortgeben soll, ist's dann meine Schuld? Zehn Gro
für Hauszins und 5 Groschen für eine Kanne Butter, die ich
Frau Harnapp schuldig bin, gehen ab, bleibt mir noch ein Gro
übrig. Reicht dieser zu einem Schürzenbande hin? Schwer
Nein, es ist nichts, wenn man die Butter gleich im Ganzen
schafft. Man verthut nur mehr davon und besser ist's, blos Or
stückchen wieder zu holen. O Oheim! willst du wirklich nichts
deinem armen Neffen mehr wissen, nachdem ihm die Mutter ge
ben ist? Wenigstens eine Antwort, wenn auch keinen Duka
hättest du auf seinen Jahrwunsch ihm ertheilen können. Zeus!
regnetest du Gold in der Danae Schooß herab: siehe, ich wäre s
mit Batzen — ja mit Kupferpfennigen sogar zufrieden. Und w
gleich nicht in den Magen, der gern darben will, so sieht man
doch auf den Kragen, der, wie der ganze Rock, nicht abgescha
sein könnte. Weder Bier, noch Tinte reicht mehr aus, die wei
wordenen Näthe und Ränder zu schwärzen, und schier als Erb
sieb könnte ich den Frack gebrauchen, an welchem kein Stich n
haften will."

Unter diesem Selbstgespräche hatte der Candidat sein Stüb
erreicht, wo er sich anschickte, Noten für den Stadtmusikus a
schreiben. Es war eine Partitur, die so unleserlich geschrieben war,
eine Candidaten-Geduld dazu gehörte, die Stimme herauszuzie
„Soll das his oder eis heißen?" fragte er sich nach e
Weile rathlos. „Selbst auf dem Papiere wird das Kreuz
Elende!" Er probirte singend die Melodie. „Beides klingt schlec
klagte er — „ich mag his oder eis nehmen."

„Herr Magister! Herr Magister!" rief es hier ängs
draußen.

Derselbe wurde von dem Rufe electrisirt, denn die Stim
klang wie diejenige Lieschens.

„Das hat noch gefehlt!" sprach er aufspringend, indem er
wahrte, wie die ihm entfallene Schreibefeder einen ungeheuern
tenkopf auf das Papier gemalt hatte. Ach, du bist's, Agathe
sagte er zu dem Mädchen, das ihm hastig entgegenstürzte. „W
willst du, Kind?"

„Geschwind! um Gotteswillen, Herr Magister!" keuchte A
the — „unsre Frau Base will sterben!"

„Will?" fragte Olearius, indem er mit dem Mädchen da
sprang. „Sie bezeigte doch sonst eben keine Neigung zum Ster
und das Wort „Tod" war ihr ein Greuel."

„Liesel ist zum Doctor gelaufen —" fuhr Agathe fort — „
ich bin ganz allein mit der Base, die gräßliche Gesichter zieht
mit Händen und Füßen strampelt."

„Nun, ich dächte, dieß wäre eben nichts Neues an ihr —
versetzte Olearius.

„O sehen Sie nur selbst, Herr Magister!“ rief Agathe und zog den Candidaten in die Unterstube hinein.

Derselbe sah und sprach: „Kreuz und Elend in dem Dachstübchen oben und im Erdgeschosse der Tod!“

„Sehen Sie doch, Herr Magister!“ rief Agathe etwas erleichtert — „sie ist mit einem Male ruhig geworden.“

„Ja —“ versetzte Olearius, indem er seine Rechte betroffen von dem berührten Antlitze der Alten zurückzog, dessen Eiskälte ihm Alles gesagt hatte — „sie ist ruhig und still — für immer! Mit einem Rucke hat die Parze ihr den Lebensfaden durchschnitten.“

„Die Parze?“ fragte Agathe betroffen und erschrocken zugleich. „Welche Parze denn? Ich und Lieschen waren ganz allein bei der Frau Base, die uns wie gewöhnlich auskiff. Und da kam es ihr plötzlich.“

Olearius schämte sich seiner Schülerin ein wenig. „Sollte ich dir wirklich nichts von den drei Parzen erzählt haben?“ sprach er kleinlaut.

Lieschens rascher Eintritt verhinderte die Antwort.

„Kein Doctor aufzutreiben!“ klagte sie händeringend.

„Hier könnte selbst Aeskulap nicht helfen, geschweige einer sei
ner Schüler —“ versetzte Olearius. „Die Base ist todt und wird
auch todt bleiben, bis der Engel Posaunenklänge sie einst zur Auf
erstehung wecken werden.“

„Todt?“ riefen die Mädchen entsetzt. „So ganz unerwartet
Nicht möglich!“

„Rasch tritt der Tod den Menschen an —“ antwortete Olea
rius feierlich und mit hohlem Basse. „Ihrer Base Geist, Lieschen
steht in diesem Augenblicke schon vor dem Richterstuhle des Ewi
gen. Werden Sie ihr zürnen, weil sie Ihnen fast jede Lebensfreud
verbitterte? oder ihr mit christlichem Sinne vergeben?“

„Ach meine liebe, herzensgute Base!“ weinte Lieschen in au
richtiger Trauer. „Sie hat mit mir blos nach Rechten verfahren
Ich war ein faules, nichtsnutziges Ding, wie sie selbst immer sagt
Ach, am Ende bin ich gar an ihrem schnellen Tode schuld. Ic
hatte auf dem Markte eine Mandel Kuhkäse eingekauft, welche i
nach ihrer Meinung zu theuer bezahlt hatte. Sie feuerte mir d
Käse noch einzeln an den Kopf und gleich darauf bekam sie die Ve
zuckungen —“

„Ihre letzten Worte,“ schluchzte Agathe — „die sie zu m
sagte, als ich allein mit ihr war und sie fragte, ob ich den Her
Magister herunterrufen sollte, waren: „Geh', du gottloser Nickel!

„Sie blieb sich treu bis in den Tod, kann man von der G
storbenen mit Recht sagen —“ erwiederte Olearius. „Doch, Lie
chen, Sie müssen einen raschen Entschluß fassen.“ Er überzähl
flüchtig den mannigfachen Inhalt des Stübchens. „Werden S
die Erbschaft antreten oder nicht?“ fragte er. „Glauben Sie, d
der Werth dieser Bündel Mohnhäupter, Schwefelfäden, Majora
und Thimians, dieser Zwiebelreihen, all jener Kästen, Säckche
Büchsen, Töpfe mit ihren Vorräthen die Begräbnißkosten deck
werden? Fast möcht' ich dieß bezweifeln. Oder glauben Sie, d
die Verblichene baares Geld hinterlassen habe?“

„Und wer sollte denn die selige Base begraben lassen, we
wir es nicht thäten?“ fragte Lieschen.

„Die Obrigkeit!“ antwortete Olearius — „welche auch
fehlenden Kosten dann zu tragen hätte.“

„Da sei Gott vor!“ rief Lieschen eifrig. „Dann würde
Base wie ein Hund eingescharrt — ohne Sang und Klang —
einer Nasenquetsche, blos mit gelber Erde angestrichen.“

„Und was schadete dieß?“ fragte Olearius. „Nur die schä
liche Habsucht derjenigen Leute, welche von den Begräbnissen ih
Gewinn ziehen, hat die Pracht der Leichenbegängnisse zu einer Sa
der Pietät und zu einen Wärmegradmesser gemacht, nach welch
man die Liebe zu dem Verblichenen abwägen will.“

„Und sollten wir nicht einen Schwefelfaden im ganzen Ha

mehr behalten —" rief Lieschen — „wir lassen die Base ehrlich begraben."

„Auch trauern wir tief um sie —" sprach Agathe — „in Krepp und Schneppe."

„Von der Parze wußtest du nichts —" strafte Olearius seine Schülerin — „aber was Krepp und Schneppe sei und sonst zum Putze gehöre, ist dir wohlbekannt." Dabei dachte er aber heimlich, wie hübsch die schwarze Krepphaube mit der Schneppe dem blühenden Gesichtchen Lieschens stehen müsse.

Die Schwestern bestanden auf ihrem Kopfe und Olearius ging mit dem Anerbieten, den Verlassenen mit Rath und That beistehen zu wollen. Als er am Abende desselben Tages wiederkam, fand er die Verwaiseten trostlos und in Thränen zerfließend.

„Wir haben die Erbschaft angetreten —" sprach Lieschen — „aber die Leichenfrau will nicht eher Hand an die selige Base legen, der Tischler keinen Sarg fertigen und der Schneider keine Trauerkleider machen, als bis wir Geld geschafft haben. Drei und zwanzig Groschen fünf Pfennige nur haben wir baares Geld vorgefunden und nichts weiter."

„Das ist doch unmöglich! —" behauptete der Candidat. „Die Base war mehr als sparsam und gewiß haben Sie noch nicht genau nachgesucht." Er begann alle Kasten, Säcke und Winkel zu durchstöbern, bis Lieschen vorwurfsvoll ausrief: „Aber, Herr Magister! was machen Sie nur?"

„Lassen Sie mich, Lieschen!" entgegnete Olearius, indem er einen großen Kasten voll Sägespäne umschüttete — „ich wollte das Ding aus dem Winkel rücken und fand es entsetzlich schwer. Ha! sehen Sie! Mein Gott, was ist das?" Er erstarrte und blickte, wie die nicht minder betroffenen Mädchen, mit weit aufgerissenen Augen auf 5 bis 6 abgeschnittene Menschenbeine hin, welche, von verschiedener Größe und straff mit ziemlich schmuzigen Strümpfen bekleidet, aus dem Kasten auf den Sägespänehaufen gefallen waren. Agathe, deren Falkenauge den befremdlichen Fund gemustert hatte, bekam zuerst ihre Fassung wieder. „Das ist mein Strumpf —" rief sie aus — „von dem die selige Base behauptete, ich hätte ihn auf dem Trockenplatze wegkommen lassen. Ich kenne ihn an dem Zwickel. Geld!" jauchzte sie, das schwere Bein emporhebend, über dessen Stumpfe der Strumpf hinweggezogen und fest zusammengenäht war. Fünf und siebenzig Thaler! hier steht's mit Tinte darauf geschrieben."

Nun griffen auch Lieschen und der Candidat zu. Unbeschadet der Trauer über die todte Base, welche nur wenige Schritte weit von den fröhlichen Erbinnen auf dem Brete lag, tanzten diese jauchzend in dem Stübchen herum, jede ein geldgefülltes Bein in den Händen tragend.

„Solche Beine —" sprach Olearius schmunzelnd — „vermö-

gen einem Menſchenkinde auch wirklich auf die Beine zu hel
Wie viel beträgt's denn im Ganzen?"

Es wurde die runde Summe von 520 Thalern laut der
ſchiedenen Aufſchriften zuſammengezählt. Die Erbinnen ließen
die Mühe nicht verdrießen, trennten die Näthe der werthvo
Beine auf und fanden den Inhalt in lauter Nürnberger Ba
ſtücken beſtehend. Eine Abendmahlzeit, ſo gut ſie die Verla
ſchaft der ſeligen Baſe darbieten konnte, einte ſpäter das frohe
blatt, und die dabei geſpendeten zwei Kannen Bieres ermuthi
den ſonſt ſo zurückhaltenden Candidaten dergeſtalt, daß er ſeine h
liche Neigung zu Lieschen unverhohlen an den Tag legte, ja
auf die Zeit anſpielte, wo er das Mädchen als Frau Pfarrerin
grüßen zu können verhoffe. Lieschen, deren Herz noch frei von
Liebe Launen war, erröthete auf dieſe verfänglichen Reden, wi
ſprach aber doch nicht.

„O Mutter, ſegne deinen überglücklichen Sohn!" ſprach C
rius zum Schattenriſſe, als er heute ungewöhnlich ſpät zu
ging. Hätte ſein Clavier-Surrogat Saiten gehabt, er würde
mehrere beim Spielen des Chorals: „Sei Lob und Ehr' dem
ſten Gut" durchgepaukt haben.

Der Poſtwagen hielt am Thore zu Berlin. Die Accisbea
fielen über das Gepäck der Reiſenden her.

„Was enthält dieſer Koffer?" fragte einer von ihnen b
„Colonialwaaren vielleicht? Kaffee? Zucker? denn verteufelt ſ
läßt er ſich aufheben."

„Nichts davon, mein Herr!" verſetzte höflich der Inhabe

Koffers, der Candidat Olearius — „blos etwas Wäsche und 400 Thaler in Batzen.“

„Batzen?“ wiederholte der Accisbeamte hastig. „Aufgeschlossen! schnell!“

Olearius gehorchte und sah mit Erstaunen, wie die ehemaligen Grützesäcke mit den Batzen herausgenommen und auf einen Haufen geworfen wurden.

„Mit Vergunst, mein Herr!“ sprach er betreten — „sind denn Batzen accispflichtig?“

„Das nicht! aber confiscirt sind sie!“

„Con—fis—cirt?“

„Ja! haben Sie nicht die Cabinetsordre Sr. Majestät des Königs gelesen, welche die Batzen außer Cours setzt, sie in Verruf bringt?“

„Davon ist mir kein Wort bekannt. Wenn aber die Batzen in den preußischen Landen außer Cours gesetzt sind, so werde ich sie, mit Ihrer Erlaubniß, wieder nach Langensalza zurücknehmen, wo sie noch ihre volle Geltung haben.“

Der Accismann lachte höhnisch. „Bekümmern sich der Herr nicht weiter um die Batzen —“ sprach er. „Dieselben sind durch die königliche Cabinetsordre den verbotenen Waaren gleichgestellt worden. Der Herr hat sie in die preußischen Staaten einzuschmuggeln versucht und daher werden sie ihm mit vollem Rechte weggenommen.“

Olearius ward bleich wie der Tod. „Aber mein gütiger Herr —“ sprach er mit bebenden Lippen — „die Batzen sind ja nicht mein Eigenthum, gehören vielmehr zweien Waisen an, die außer ihrer Unschuld nichts weiter in der Welt besitzen. Ich bin der Neffe des jüngst hier verstorbenen Kammergerichtsassessors Zocher und von Obrigkeit wegen aufgefordert worden, der Publication des Testaments beizuwohnen. Bei dieser Gelegenheit haben mich die Inhaberinnen der fraglichen Batzen gebeten, ihnen dafür hier Kammerscheine einzukaufen. Sie sehen hieraus, daß ich demnach für das Geld verantwortlich bin und dafür zu haften habe.“

„Das kann der Erbe des steinreichen Kammergerichtsassessors auch recht füglich —“ lautete die Antwort. „Die lumpigen Batzen sind jedenfalls nur eine Bagatelle gegen das, was der Herr aus Berlin mit fortnehmen wird. Gratulire, Herr, zur Erbschaft.“

Der Accismann wendete dem Reisenden den Rücken zu und begann die Batzensäcke in das Accishaus zu schaffen. Das weitere Flehen des Candidaten beantwortete er durch einen Aufruf an einen in der Nähe mit seinem Schiebebocke stehenden Lastträger. „He, Kirchel! lade den Koffer dieses Herrn hier auf und bringe beide in den Gasthof zum braunen Rosse. Sie werden mir —“ wendete er sich an Olearius — „für diese Empfehlung Dank wissen; denn der Gasthof ist gut und der Wirth von Billigkeit.“

Der Lastträger bemächtigte sich des Koffers, und Olearius, d
Auge starr auf letzteren gerichtet, folgte mechanisch und in still
Verzweiflung dem davon fahrenden Schiebebocke nach. Wie Berl
aussah, welche Straßen und Plätze er betrat, gewahrte er nich
Einmal nur erhob er Augen und Hände gen Himmel, laut seu
zend: „O Welt voller Ungerechtigkeit und Bosheit!"

Diese laute Herzensergießung hatte die Folge, daß ein Tr
Straßenbuben in ihm einen Verrückten erkannte und ihn daher u
ter schadenfrohem Geschreie bis in den Gasthof verfolgte. Hi
setzte der Lastträger seine Bürde ab, trat zum Candidaten mit geö
neter Hand und sprach: „Vier Groschen, Herr, bekomme ich f
meine Mühe."

Aber des Candidaten Geist weilte noch bei den geraubten B
tzensäcken, daher jener weder eine Antwort, noch sein Geld erhie
Dem ärgerlich zu werden drohenden Auftritte machte noch der w
ckere Gastwirth ein schnelles Ende, welcher den Lastträger bezah
und den Candidaten durch liebevolles Zureden zu sich brachte.

Das Kammergericht war versammelt. Des Candidaten Papie
— Paß und Taufschein — wurden examinirt; er selbst und die a
dern Vorgeladenen standen erwartungsvoll da. Der Verblichene b
gann, wie üblich, sein Testament im Namen des dreieinigen Go
tes, welchem er seinen Geist befahl, den Leib wollte er prunkl
zwar, doch anständig zur Erde bestattet wissen, was auch bere
geschehen war. Seiner alten Wäscherin, die dem Hagestolzen f
langen Jahren die Wäsche besorgt hatte, vermachte er 12 Thal
welche derselben in eben so vielen monatlichen Zahlungen verabfo
werden sollten. Ein vieljähriger, vertrauter Freund bekam ein Leg
von 25 Thalern und die Charité zu Berlin als Universalerbe
ganze übrige Verlassenschaft, welche allein an baarem Gelde u
ausgeliehenen Capitalien 81,850 Thaler betrug. Die beiden erst
Legatarien machten ob der geringfügigen Erbschaft ellenlange Gesi
ter; die Administratoren der Charité hingegen priesen laut des S
ligen frommen Sinn und dem Candidaten, dessen Name n
nicht im Testamente vorgekommen war, drohte die volle Brust
zerspringen. „Endlich —" schloß der Erblasser in seinem Tes
mente — „soll dem Candidaten Gottfried Olearius in Langensa
der mit seiner Adresse versehene und versiegelte Papiersack eingehä
digt werden."

Der fragliche Sack wanderte aus einer Hand in die andere,
er in diejenige des Candidaten gelangte, welcher die kleine Bürde v
Zittern kaum zu halten vermochte.

„Oeffnen Sie —" gebot der Vorsitzende — „damit wir,
Falle, daß der Sack Wechselbriefe oder Staatspapiere enthielte, h
sichtlich des Erb-Stempels das Nöthige besorgen können."

Das Siegel knackte unter Gottfrieds bebenden Fingern. Ind

er den Sack ausschüttete, gedachte er unwillkürlich an den Sägespänesack der alten Base und an die heraus fallenden, batzengefüllten Menschenbeine. Statt deren kamen jetzt zwölf goldgeränderte, zierlich beschriebene Jahrwünsche zum Vorschein, welche Olearius von seinem erfüllten 14ten Jahre an bis zum letztvergangenen Neujahre dem reichen Oheim gewidmet und zugeschickt gehabt hatte. Elf davon hatte der Verblichene mit eben so viel Ducaten ausgelöset, der zwölfte dagegen war unter der Jüngerzahl gleichsam der falsche Judas Ischarioth — denn wenigstens fühlte sich der arme Olearius jetzt wie verrathen und verkauft. Die Beisitzer des Gerichts sahen theils betroffen sich untereinander, theils bedauernd den Getäuschten an, von dessen Angesichte jede Spur von Farbe gewichen war, dessen Augenpaar gebrochen und erstarrt auf seinen ihm wohlbekannten Schriftzügen haftete.

Endlich raffte Olearius all' seinen Muth zusammen. Bevor er aber die Lippen zum Sprechen öffnete, mußte er erst durch mehrmaliges Schlucken den ganz ausgedörrten Gaumen nässen.

„Der Selige —" hob er leise und mit dem Ausdrucke des tiefsten Seelenschmerzes an — „war meiner Mutter einziger Bruder — und im Leben nie haben wir ihn mit einem Worte beleidigt."

„Lebet Dero Frau Mutter noch?" fragte der Beisitzer einer.

Olearius schüttelte das gebeugte Haupt.

„Dann ist das Testament gültig und kann in keinerlei Weise angefochten werden —" fuhr jener fort. „Der Herr da ist weder Ascendent, noch Descendent von dem Defuncto, und darum konnte der Letztere nach freiem Belieben mit seiner Verlassenschaft gebahren. Ueberdieß hat er dieselbe einer pia causa zugewendet und schon aus diesem Grunde ist das Testament rechtskräftig. Wir bedauern den Herrn, können ihm aber nicht helfen."

„Corban — wenn ich's opfere —" murmelte Olearius mit des Heilands Worten über die Pharisäer bitter in sich hinein. Als aber die andern Anwesenden Worte aufrichtigen Bedauerns an den Aermsten richteten, erhob dieser etwas getrösteter das Auge gen Himmel, und die gefalteten Hände mit dem werthlosen Vermächtnisse des Oheims gegen die volle Brust gepreßt, sprach er in sanfter Ergebung: „Wie Gott will!" Dann wankte die gebeugte Gestalt aus dem Zimmer. Noch hatte Olearius dessen Schwelle nicht überschritten, als aus den Papieren des Sackes etwas herunter fiel. Ein Aufwärter hob den dahin gerollten Gegenstand auf. Es war ein holländischer Ducaten, den jener, da der in sich versunkene Candidat, auf die an ihn ergangene Aufforderung, ihn nicht in Empfang nahm, demselben in die Westentasche steckte.

Am Nachmittage desselben Tages stand Olearius an dem frischen Grabe des harten Oheims. „Da liegt er!" sprach er grollend. „Bald wird ein prächtiger Leichenstein der Nachwelt verkünden, was Großes und Rühmliches er der leidenden Menschheit bewie-

sen. Aber verschwiegen bleibt, daß der gepriesene Wohlthäter
leibliche Schwester der bittersten Armuth preisgegeben, seinen
gen Blutsverwandten verstoßen, enterbt — ja noch mehr — au
Entsetzlichste verhöhnt und gemißhandelt hat! Und wenn e
nur wenigstens den zweihundertsten Theil seines Reichthume
macht hätte! Dann würde die Charité immer noch mehr als 8
Thaler bekommen haben, ich aber hätte den beiden Waisen d
raubten 400 Thaler wieder erstatten können, wofür ich ihm
Lebelang Dank gewußt hätte. O Mutter! auf welche Weise
du deinen Bruder drüben in der Ewigkeit empfangen haben?"

Nach einer stummen Pause hob er wieder an: „Da ha
mein wackerer Wirth den Rath ertheilt, einen Advocaten anz
men und mein Gesuch um Wiederherausgabe der geraubten
vor den Finanzminister zu bringen. Aber welcher Advocat wir
eines Mittellosen annehmen wollen?"

Er griff in die Westentasche und zog den Ducaten hervor,
cher aus dem letztgeschriebenen Jahrwunsche gefallen war.
wollte ihn dem Oheim in's Grab stecken —" sprach er — „
ich aber wüßte, daß er der Dietrich würde, um mir das Herz
Advocaten und durch ihn dasjenige des Finanzministers zu er
ßen: so wollte ich selbst für die kleine Gabe dem Verblichenen
großen Dank wissen."

Erst nach mehrern Tagen supplicirte Olearius, einen R
beistand zur Seite, vor dem mächtigen Finanzminister, und
der Candidat auf stumme Weise durch seine Jammergestalt
Advocat dagegen in einer wohl überdachten Rede. Letztere b
wortete das Staatsorgan ziemlich barsch.

„Will der Herr etwa —" sprach er hitzig —: „das erst
sene, königliche Gesetz bereits wieder durchlöchern? der Gere
keit eine wächserne Nase drehen? Nichts damit! Die Batzen
und bleiben confiscirt. Dies des Supplicanten erster und
Bescheid." Nach diesen Worten wendete der Minister sich a
zwang so die Bittsteller zum Rückzuge. Auf demselben beg
sprach der Advocat zu seinem Clienten: „Das Gewissen dies
nanzministers ist begriffen und abgenutzt wie eine Accisklinke.
Mittel nur noch steht dem Herrn Supplicanten offen: der
an den König! Schlägt auch dieses fehl, so hat es bei dem
sein Bewenden."

Langbeinig und dürr, einem schwarzen Storche gleich,
auf tiefsandigem Pfade, durch schweigsames Kieferndickigt
Herr Gottfried Olearius, seinen Paß, seine Testimonia, sein
gisterdiplom und eine Bittschrift an des Königs Majestät i
weiten Rocktasche. Sein Gemüthszustand harmonirte vollko
mit der Außenwelt um ihn her — beide freuden- und hoffn
los. Zuweilen überholte ihn eine Hofkutsche und hüllte den

samen Wandrer in eine erstickende Staubwolke ein, welche die wenn gleich wollarme schwarze Kleidung allgemach in diejenige eines Müllers umwandelte. Staub und nichts als Staub trank der trockene Mund hinein und fast noch bei lebendigem Leibe hätte Olearius zu Staube werden mögen, was doch sonst den Menschenkindern erst nach ihrem Ableben zu widerfahren pflegt. Vier Meilen weit reichte die unermeßliche Streusandbüchse, welche zwischen Berlin und Potsdam liegt, und immer gebeugter ward die Haltung des Candidaten, bis mit dem Ende des Waldes auch die Landschaft urplötzlich eine andere, heitere Gestalt annahm. Olearius erhob das auf die Brust gesenkte Haupt und sah das Ziel seiner Reise — Potsdam — im Thale vor sich liegen. Aber er freute sich dessen nicht; vielmehr entglitt seiner bangen Brust ein schwerer Seufzer. Dann suchte er sich unter den letzten Bäumen des Waldes einen heraus, der in mäßiger Höhe einen kurzen Aststumpf besaß. An letzterem hing er seinen Frack auf, band das weiße Halstuch ab und —

„Was will der Herr da machen?" rief schnell eine rauhe Männerstimme und ein Jägersmann, die Büchse über die Schulter gehangen, trat aus dem nahen Dickigt hervor. „Ist der Herr etwa gesonnen, sich aufzuhängen, so wisse er, daß hier königlicher Forst und der Selbstmord bei langwieriger Zuchthausstrafe verboten ist."

„Darf ich in diesem Anputze mich wohl vor des Königs Majestät zeigen?" versetzte Olearius trübe, indem er auf den reichlichen Staub in des Halstuches Falten und auf dem Rocke deutete.

„Ah so, das ist etwas Anderes!“ erwiederte der Jäger beschämt und, seinen ungerechten Verdacht wieder gut zu machen, begann er mit seinem hölzernen Ladestocke dienstbeflissen den aufgehängten Frack auszuklopfen. Doch verließ er den Candidaten nicht eher, als bis derselbe den Forst eine ziemliche Strecke im Rücken gelassen hatte.

„Aufhängen! Selbstmord!“ murmelte Olearius dumpf vor sich hin, als er wieder allein war, und tiefes Entsetzen durchbebte seinen Körper. „Dieser vermeinte Jägersmann — war er vielleicht ein verkleideter Teufel, der mit den zwei Worten das bereit stehende Pulverfaß in Brand zu setzen gedenkt, im Falle, daß selbst bei dem Könige mir keine Gerechtigkeit zu Theil werden sollte? Aufhängen! Selbstmord! hat je der Gedanke daran nur im Entferntesten in meiner Seele gelegen? und nun erfüllt er plötzlich dieselbe ganz gegen meinen Willen. O mein Herr und Gott!“ er blieb stehen und faltete seine Hände — „laß mich nicht über mein Vermögen versucht werdern, sondern laß die Versuchung so ein Ende gewinnen, daß ich sie ertragen kann.“

Gefaßter wanderte er in Potsdam ein. Die überaus reizenden Aussichten von der Havelbrücke aus waren für ihn nicht da; sein Blick haftete lediglich auf des nahen Schlosses Zinnen, in welchem der Mann wohnte, von welchem er die Entscheidung über sein Schicksal erwartete. Vor Friedrich dem Großen sollte er hintreten — vor dem Helden, den König, den Sieger in 3 blutigen Kriegen und über halb Europa, vor ihn, den großen Geist, welchem gegenüber ganz andere Männer als er gezittert hatten! Aber das Glück schien den Candidaten begünstigen zu wollen. Vor dem Schlosse angelangt, sah er den Monarchen sofort, welcher seine Soldaten exerciren ließ. Es war um die Mittagsstunde. Der König wurde von einem Schwarme hoher Officiere umringt, in deren Kreis der Candidat um keinen Preis sich gewagt hätte. Aber doch sah er aufs Neue die Wahrheit bestätigt, daß die Furcht vor einem Dinge oft das Schlimmste sei. Denn der gefürchtete, große König sah aus wie jeder andere Mensch; ja er ging sogar einfacher gekleidet und weniger besternt als seine Generale neben ihm. Seine Stimme hallte nicht wie Posaunenton und nicht erzitterte die Erde unter seinen Tritten. Aber, aber die Macht, die in der kleinen Hand dieses einzelnen Menschen lag! Dieser Gedanke war es, welcher den Supplicanten abhielt, sich dem Monarchen selbst dann zu nähern, nachdem dieser seine Soldaten entlassen und sich in den angrenzenden Lustgarten begeben hatte. Olearius, in größter Unentschlossenheit, warf seine Papiere aus einer Hand in die andere. Dies und die Leidensgestalt des Aermsten gewahrten bald vier Officiere, welche noch auf dem Schloßplatze zurückgeblieben waren.

Bekannt ist's, daß in den damaligen Zeiten, der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts, der Soldatenstand gar zu gern auf Unko-

sten des Priesterstandes sich lustig machte, welcher dafür nicht ermangelte, die Spötter gehörig abzukanzeln. Wohl mochte es nicht die Nächstenliebe sein, welche die Officiere nach des Candidaten Anliegen forschen ließ; als sie aber den Thatbestand erfahren hatten, gedachten sie mit einem Schlage zwei Fliegen zugleich zu treffen: sich einen köstlichen Spas, dem Supplicanten dagegen sein Recht zu verschaffen. Unter dem Vorgeben, daß der große König heute absonderlich bei gnädiger Laune sei, ermunterten die Officiere den Candidaten, in den Garten zu treten und daselbst den König aufzusuchen. Und als Olearius zauderte, diesem Vorschlage Folge zu leisten, ergriffen zwei der Herren ihn unter die Arme und führten ihn fast gewaltsam in den Garten hinein. Olearius gemahnte sich jetzt ein Lot zu sein; ob es aber gute Engel oder schadenfrohe Geister sein, welche ihn geleiteten, wußte er noch nicht zu entscheiden. Sie fanden den König über der Betrachtung einer Pflanze und von einigen Gärtnern umgeben. Die Officiere geboten Olearius im Gange stehen zu bleiben und daselbst den König zu erwarten, welcher ihnen den Rücken zukehrte. Hierauf commandirten sie mit halblauter Stimme den bangenden Supplicanten: „Den Hut unter den linken Arm! Den rechten Fuß vor! Den Kopf in die Höhe! Die Briefe aus der Tasche und mit der rechten Hand hochgehalten! So steht!“

Die schwarze Kriegsmaschine gehorchte willenlos, obgleich sie dunkel begriff, daß man seinen Spott mit ihr treibe. Aber die Furcht vor den commandirenden Oberen ließ keinen Versuch der Widersetzlichkeit emporkeimen. Darauf entfernten sich die Officiere unter mühsam verbissenem Lachen, sich öfters umsehend, ob auch ihr neuer

Recrute noch die ihm angewieſene Stellung behaupte. Dieſer
ſah nichts, denn er hielt das Auge ſtarr in die Wolken gerichtet.
ſtand er da, ein himmelſtürmender Titane, nur mit dem U
ſchiede, daß der in der Hand gehaltene Gegenſtand kein Felsſ
ſondern blos ein unſchuldiges Papier war.

„Wie Gott will!“ ſeufzte Olearius und wartete mit hoc
pfendem Herzen der kommenden Dinge. Jetzt hörte er Tritte
ſtern, die ſich ihm naheten. Sie rührten von einem Gärtner
den der König auf das Erblicken der ſchwarzen Bildſäule abgeſe
hatte, die Papiere in Empfang zu nehmen. Mit denſelben b
ſich der Monarch in einen andern Gang des Gartens, indeß
Candidat feſt gebannt ſtehen blieb. Nach einer Weile kehrte der
nig zurück und winkte dem Bittſteller zu ſich heran. Als ſchrei
über Eier hinweg, näherte ſich Olearius dem Monarchen. Vor
angelangt, bildeten Kopf und Rücken mit den Schenkeln und
nen des Candidaten einen Winkel von fünf und vierzig Grad,
cher erſt auf den Wink des Königs in einen ſtumpferen ſich
wandelte.

„Mein lieber Magiſter —“ ſprach der König huldvoll — „
hat Ihm Unrecht gethan, wie ich aus Seiner Supplik erſehen.
hätte die Säcke mit den Batzen blos verſiegeln und Ihm bede
ſollen, dieſelben wieder aus meinen Landen mitzunehmen. Se
ruhig; er ſoll ſeine Batzen mit Intereſſen wieder bekommen.
wird Er denn in Berlin anfangen? um eine Predigerſtelle ſich
werben oder ſich mit Informiren beſchäftigen?“

Der Mund, welcher alſo ſprach, war nur ein menſchlicher,
dennoch klangen deſſen Worte wie Sphärengeſang in den Ohre
Candidaten, welcher vor freudiger Beſtürzung kaum die königl
Fragen beantworten und ſeinen unterthänigen Dank herſtam
konnte. Der König unterhielt ſich noch eine Zeitlang mit Olea
fragte, wo und was er ſtudirt habe und bei welchen Gelehrten
ſchloß mit den Worten: „Doch nun muß ich fort, denn ſie w
mit der Suppe —“ und ging in's Schloß hinein, vor welchem
rius wie betrunken ſtehen blieb. Endlich arbeitete ſich unter
Chaos von Gedanken und Vorſtellungen, von denen der Can
durchwogt wurde, ein klares Bewußtſein empor, welches an
letzten Worte des Königs haften blieb.

Suppe! Dieſes Wort erinnerte plötzlich den Magiſter, daß
er einen Magen beſitze und daß derſelbe ſeit 24 Stunden — ſei
ſtern Mittag — ſo gut wie nichts zu verarbeiten bekommen h
Denn Olearius war ſo gewiſſenhaft, jetzt täglich nur einmal
Mahlzeit von ſeinem Roßwirthe anzunehmen, damit, wenn er
lungsunfähig blieb, der Bankerout nicht zu arg werde. Heute
nun Olearius nicht einen Dreier mehr in der Taſche, einen
von vier Meilen zurückgelegt und nach der gnädigen Erklärun
Königs den geſundeſten Appetit von der Welt bekommen. Be

gend sah er sich nach dem Raben um, welcher ihm, wie vor Zeiten dem Propheten Elia, Brot zutragen sollte. Erst jetzt gewahrte er oben auf dies Schlosses Zinnen die große Zahl in Stein gehauener Menschenpaare, welche, obschon der Nahrung wie der Kleidung entbehrend, doch so wohlbeleibte Formen zeigten. Schämig erröthend senkte er den züchtigen Blick und vernahm in diesem Augenblicke eine Stimme, welche in der Nähe laut fragte: „Wo ist der Mann, welcher mit dem Könige sprach?" „Hier!" meldete sich Olearius und folgte dem Kammerhusaren in's Schloß nach, wo für ihn in einem prächtigen, mit allerhand Hofdienern gefüllten Zimmer ein Seitentischchen gedeckt und mit den ausgesuchtesten Speisen besetzt wurde. Vergebens protestirte der Candidat gegen die Ehre des Bedienens, lud den Kammerhusaren zum Niedersetzen und Mitessen ein. Dieser that seine Schuldigkeit, trug Suppe, Rindfleisch mit Gemüse, Karpfen, Wildpret mit Gurkensallat auf und sorgte dafür, daß, während Olearius einem der Gerichte die Ehre anthat, die anderen auf einem Kohlenbecken warm erhalten wurden. Dazwischen schänkte er fleißig die Gläser voll Wein und Bier und nöthigte den Essenden, Bescheid zu thun. Dieser glaubte, im Paradiese zu sein. Denn, wer in der ganzen preußischen Monarchie konnte sich jetzt einer prächtigeren, ehrenvolleren Tafel erfreuen als er, der arme Candidat? „Wenn Lieschen und ihre Schwester mich jetzt sehen könnten?" dachte er und segnete in seinem Herzen seinen königlichen Wirth. Dessen Kammerhusar räumte, da Olearius zum Platzen gesättigt zu sein behauptete, einen Teller mit Gebackenem, mit Kirschen und Birnen ab, packte Alles in ein Papier und schob es dem Magister in die ungeheuern Rocktaschen. Kaum daß Solches geschehen, war auch schon ein Hofsecretair da, welcher dem Magister sein Diplom, sein Sittenzeugniß, den Paß, ein Billet an die Beamten des Packhofes in Berlin, 5 Schwanzducaten und einen Friedrichsd'or einhändigte. Sodann führte er den Beschenkten hinaus vor das Schloß, wo ein königlicher, sechsspänniger Proviantwagen hielt, gebot dessen Lenkern, den Candidaten nach Berlin zu bringen, aber ja kein Trinkgeld von demselben anzunehmen. Dahin fuhr Olearius! Bald hatte er den Wald erreicht und den Baum wiedergefunden, an dessen Ast er seinen Rock aufgehängt hatte. Wiederum überlief's ihn eiskalt, indem er bedachte, daß des Jägers Worte doch wohl noch wahr hätten werden können, wenn der König weniger gnädig gelaunt gewesen wäre. „Gott!" sprach er andächtig in sich hinein — „du bist immerdar gnädig und Launen kennst du nicht. Du hast auch des Königs Herz zu meinem Gunsten gelenkt — Dank dir dafür!" In Berlin angelangt, begab sich Olearius sofort in den Packhof, wo das königliche Handbillet aus einer Hand in die andere wanderte, sehr ernste Gesichter hervorbrachte und die Veranlassung wurde, daß Olearius die geraubten 400 Thaler in vollgültigen, preußischen

Münzsorten gegen Quittung ausgezahlt erhielt. Zugleich wurde ei
Schaffner beauftragt, den Magister in den Gasthof zu begleite
und dessen dort in 8 Wochen aufgelaufene Zehrungskosten z
berichtigen, wozu jenem 24 Thaler mitgegeben wurden. Die Wi
kungen der königlichen Gnadensonne erstreckten sich selbst bis au
den sonst so gestrengen Packhof-Schaffner, welcher dienstwillig d
Geldsumme bis in das braune Roß trug, wo er noch nicht d
Hälfte der 24 Thaler für des Magisters achtwöchentlichen Aufen
halt zu entrichten brauchte.

Als Olearius in seinem stillen Hinterstübchen vor den aufg
zählten 400 Thalern stand, faltete er dankbar seine Hände vor d
Brust. „Gott segne und erhalte den großen Friedrich —" spra
er. „Ich glaube, er hätte mich noch zum Pfarrer gemacht, hätt
ich ihn darum gebeten. War es doch, als spielte er sogar darau
an. Allein ein williges Pferd darf man nicht übertreiben, und fü
das Weitere wird Gott sorgen." Noch beäugelte er mit vergnüg
ten Blicken den Abhub von der königlichen Tafel, von welchem
blos vier Herzkirschen zu genießen sich erlaubte und zwar in d
Absicht, um aus den Kernen derselben zwei Paar Körbchen zu schn
zen, zu welchen er eben so viel vergoldete Ohrreifen in Berlin z
kaufen beabsichtigte, die er den beiden Schwestern zum Geschen
mitbringen wollte. Er setzte dieses Vorhaben noch denselben Ta
in's Werk, erkaufte auch die Kammerscheine und fuhr am nächste
Morgen, von heißer Sehnsucht nach der Geliebten gequält, m
der Post nach Langensalza ab.

Wer den Zustand eines Liebenden kennt, wird begreifen, m
welcher Ungeduld Olearius das Ziel seiner Reise herbeiwünschte
Auch dieser Wunsch erfüllte sich endlich und Olearius eilte m
schnellen Füßen dem Hause zu, wo sein theuerstes Erdengut weilte
Wie freudig gedachte er Lieschen zu überraschen! wie freudig vo
ihr empfangen zu werden! Was hatte er für Sie und Agathe
erduldet, gelitten, gewagt! Mußte sein Lohn nicht desto süßer wer
den? Die Linke in der Rocktasche bei den Kammerscheinen, de
Ohrringen und seinem eigenen kleinen Schatze, klinkte er leise di
Stubenthüre des Parterres auf. Ha! da saß Lieschen am ge
wohnten Platze und liebreizender als je. Mit etwas größerer
Feuer, als es einem ehrsamen Theologen eigentlich geziemte, stürzt
Olearius auf die Jungfrau zu, umfing das höchlich betroffene Kin
und wollte einen Kuß auf den rosigen Mund drücken. Allein Lies
chen wendete rasch das Köpfchen bei Seite, streckte wie abwehrend
beide Hände aus und sprach erröthend und verlegen zugleich: „Ach
Herr Magister! wie haben Sie mich erschreckt!"

Ueber diesen mehr als kühlen Empfang bestürzt, starrte Olea
rius seine Braut sprachlos an und gewahrte jetzt, wie zwei große
licht goldene Ohrreifen mit einer köstlichen Perle in deren Ohre

funkelten, wie die Trauerkleider gar bald einer anlockenden, putzreichen Kleidung Platz gemacht hatten. Eben öffnete er den Mund, nach der Ursache dieser unverhofften Verwandlung zu fragen, als die Thüre hastig aufgerissen wurde und durch dieselbe ein bildschöner Mann mit klirrenden Sporen hereineilte und, ohne den Candidaten im Mindesten zu beachten, Lieschen umarmte. Diese zwar wiederholte die vorige Pantomime des Sträubens, erröthete noch höher als vorhin und begleitete ihre Abwehr mit den Worten: „Pfui doch, Herr Leutnant!" Ein Menschenkenner jedoch würde den wahren Sinn dieser Rede, laut ihrer keineswegs unwilligen Betonung, also übersetzt haben: „Lieber Leutnant, siehst du nicht, daß wir von einem unberufenen Dritten beobachtet werden?"

Wirklich verstand auch der Leutnant den Wink sofort. Einen grimmigen Blick auf den versteinten Störenfried werfend, hob er spöttisch zu Lieschen an: „Sage mir, süßes Kind, was du mit dieser dürren, schwarzen Vogelscheuche hier anfangen willst?"

Und abermals zwang Lieschen ihre Stirn in finstere Falten, wiederholte sie: „Pfui doch, gnädiger Herr! Es ist ja unser Hausgenosse, Herr Magister Olearius, der meiner Schwester Agathe in der Woche einigemal Unterricht ertheilt."

„Er soll heute, morgen und auch diese ganze Woche Ferien haben —" versetzte der Leutnant lustig — „und gewiß wird er mir dafür Dank wissen." Diese Worte begleitete eine Bewegung

mit der Hand, welche den Candidaten gehen hieß. Diesem aber schien es plötzlich vor die Ohren und das Gesicht gefallen zu sein. Unbeweglich, mit dem Ausdrucke des tiefsten Entsetzens starrte sein

Auge auf Lieschen hin, welche, unfähig den Blick zu ertragen, sich auf ihre Arbeit niederbückte. „Hat der Herr mich verstanden?“ fragte der Leutnant ernst und trat auf die schwarze Bildsäule zu — „oder soll ich noch deutlicher reden?“ Er zeigte auf die Thüre. Und vernichtet schlich Olearius durch dieselbe von dannen.

Wohl war es ein gewaltiger Schreck gewesen, als die Accis beamten die Batzensäcke in Beschlag genommen hatten. Wohl hatt ein tiefes Weh des Magisters Brust durchschnitten, als er von Oheim sich enterbt und verhöhnt gesehen. Wohl hatte sein Her in heißen Aengsten gepocht, als er in Potsdam die Bittschrift empo gehalten. Was war aber Alles dies gegen den unsäglichen Schmerz welcher in allen Nerven wüthete, als Olearius sich von der Heiß geliebten verleugnet sah? Bald machte eisiger Frost seine Glieder beben, bald schüttete ein Vulkan seine glühenden Lavaströme übe ihn aus. Bald drohte das Herz und die Brust mit ihm unter den gewaltsamen Schlägen zu zerspringen, bald ruhte es bewegungslos und todt in seiner Höhle. Wie er hinauf in seine Wohnung und in den Stuhl vor seinem Arbeitstische gekommen, wie lange e schon daselbst in stummer Verzweiflung gesessen hatte — wußte e nicht. Endlich fiel ein heißer Tropfen in seinen Nacken. Mecha nisch wendete sich sein Antlitz um und Agathe, seine Schülerin barg weinend das ihrige an dem seinen. Und sie weinte imme lauter und schmerzlicher ob der Schwester, der Verblendeten! Und ihre Thränen wirkten wie das Wasser, das man in eine Brunnen röhre von oben hineingießt, um den versiegten Quell wieder zum Fließen zu bringen. Und er schämte sich nicht der vollen Ströme welche sich mit denen Agathens vereinten. So weinten beide still bis die heißen Tropfen die starre Rinde vom Herzen hinweggeschmol zen hatten und der Rede Fluß wieder erweckt war.

„Hier, Agathe —“ sprach Olearius, seine Taschen leerend — „hast du, was ich euch beiden zugedacht. Diese verfaulten Kirschen — diese teigig gewordenen Birnen von der königlichen Tafel — wollten sie nicht mir vorausdeuten, daß all' meine freudigen Hoff nungen gleich wie sie verderben würden? Als ich diese Körbchen aus Kirschkernen bildete und mir dabei mit dem Federmesser tief in den linken Daumen schnitt — hätte ich da ahnen können, daß deine Schwester zu derselben Zeit mir einen Korb flechtete, der mein Herz verbluten macht? Da, nimm diese Kammerscheine! Die Halb schied davon gehöret dir — hebe sie sorgfältig auf — du wirst ihrer einst gar sehr bedürfen, wenn deine Schwester aus ihrem Rosen traume schrecklich erwacht sein wird. Ha, was hat alle meine Qua len, die ich seit 8 Wochen bis heute erduldet habe, hervorgerufen? Das verfluchte Geld! Konnten wir, spreche ich mit Hanna, des frommen Tobias Frau — nicht auch in unsrer Armuth glücklich seyn? Und wer ist die buntschillernde Schlange, die sich zwischen mir und Lieschen eingeschlichen hat?“

„Er iſt ein preußiſcher Werbeofficier —" berichtete Agathe — „heißt Herr von Türkheim und kam bald nach Ihrer Abreiſe hier an, wo er ſich ſofort an meine leichtgläubige Schweſter anvetterte. Ach, wie ſehr habe ich ſie ſchon gebeten, von dem ſchlechten Menſchen abzulaſſen, der ein Spieler von Profeſſion ſein und ſchon viele Mädchen elend gemacht haben ſoll. Aber tauben Ohren nur habe ich gepredigt."

„Ja —" ſagte Olearius gedankenvoll — „wenn ſchon eine Mücke ihre Schweſtern am Fuße der Lampe verbrannt und in Todeszuckungen liegen ſieht, ſtürzt ſie ſich doch nichts deſtoweniger in die freſſende Flamme hinein. Dies das richtige Bild der menſchlichen Leidenſchaften."

Nachdem Agathe ihren Lehrer wieder verlaſſen hatte und der Abend mit ſeinem traurigen Dunkel hereingebrochen war, begann der Kampf von Neuem. Olearius rang mit ſich ſelbſt, unterlag, weinte, betete, rang abermals, um immer wieder zu unterliegen. Lieschen wollte ſich nicht aus ſeinem Herzen reißen laſſen, obgleich ſie daſſelbe gebrochen hatte. Vergebens trug er die Claviatur herbei, um, wie einſt David bei Saul, durch die Macht der Muſik der Leidenſchaften Sturm zu ſtillen. Heute zum erſtenmale fiel es ihm auf, daß das Inſtrument keine Töne hergab. Erfolglos blieb der Hinblick auf der ſeligen Mutter Schattenriß und ſelbſt die geiſtige Erhebung zu Gott und deſſen väterliches Walten blieb ohne Wirkung. Erſt nachdem er in einem langen Briefe an Lieschen ſein Herz ausgeſchüttet, wurde er etwas ruhiger. Mit ſanften, eindringlichen Worten hatte er ſie auf all' die Gefahren aufmerkſam gemacht, denen ſie durch die vertraute Bekanntſchaft entgegen gehe. Von ſeiner Neigung und ſeinen Hoffnungen ſchweigend, hatte er blos ihr Wohl in's Auge gefaßt und in dieſem Sinne als bloßer Freund ermahnt und gewarnt. Dieſes Schreiben ließ er am andern Morgen Lieschen durch ihre Schweſter zukommen, mußte aber mit tiefem Schmerze erfahren, wie auch dieſer wohlgemeinte Schritt keine Wirkung auf die ſchon Bethörte hervorbrachte, welche gefliſſentlich jedem Zuſammentreffen mit ihrem vorigen Bräutigam auswich. Von nun an ward dieſem das Haus, in welchem der Leutnant mehr als in dem ſeinigen war, zur Hölle, welche er daher am frühen Morgen floh und die er erſt am Spätabende wieder betrat. Agathe litt doppelt; ſie trauerte über die Verblendung ihrer Schweſter, wie über das Dahinſiechen ihres theuern Lehrers, der ſich aufzureiben drohte. In dieſer unheilvollen Zeit war es, wo Olearius einen Brief folgenden Inhaltes erhielt:

„Mein lieber Magiſter,

Sein lobenswerthes, gottergebenes Benehmen bei Eröffnung des Teſtaments Seines Oheims hat Ihm die Herzen aller damals Anweſenden gewonnen und iſt Urſache geworden, daß ich Ihn bei der Gräfin Koblenz in Tiefgau empfohlen habe, welche für ihren

11jährigen Enkel einen Hofmeister sucht. Hochdieselbe ist zwar
ein Teufel verschrieen; allein ist jemand geeignet, es mit ihr
zunehmen, so ist Er's oder Keiner! Die Gräfin zahlt jährlich
Thaler Gehalt, giebt Ihm freie Wohnung, Wäsche und den K
merdiener-Tisch, will auch, falls Er einschlüge, zum Neuenj
sich nicht lumpen lassen. Ist Ihm dieser Antrag genehm, so
Er nichts weiter zu thun, als des Ehesten nach Tiefgau abzu
sen, wo sich das Weitere finden wird.

Sein
wohlaffectionirter
Hanns von Dettwitz,
königl. preuß. Kammergerichts-Präsid

Berlin,
am 4. August 1766.

„Wie Gott will!" sprach nach dem Lesen dieses Bri
Olearius — „Das ist sein Finger!" Er packte ein. Was er an G
von Lieschen zur Reise nach Berlin erhalten hatte, berichtigte er
dem Ueberreste seines kleinen Schatzes und händigte es Agathen
welche sich untröstlich bezeigte und das Geld nicht annehmen wo
Noch ermahnte er das Kind, treu der Tugend und in Versuchun
standhaft zu bleiben, dann ging er. Unten im Hause blieb er
Lieschens Thüre eine Minute lang unentschlossen stehen, dann kl
er an, das letzte Lebewohl ihr zu sagen. Es war von Innen z
riegelt, als er, keine Antwort erhaltend, die Klinke bewegte.

„Wie Gott will!" sprach er vor Schmerz vergehend und
davon. So schwer war ihm noch kein „wie Gott will" gewo
wie dieses!

Ein halbes Jahr lang schon hatte sich Olearius von sei
gräflichen Schüler und dessen hochgeborner Großmutter quälen
sen, ohne daß er darauf etwas Anderes gethan hätte, als dem li
Gott und den vier Wänden seine große Noth zu klagen. E
Abends, im Februar 1767, stieg er aus der Dienerstube, wo er
Abendbrot eingenommen hatte, hinauf nach seinem Wohnzimm
welches an dasjenige der alten Gräfin stieß und auch dem jun
Grafen zum gewöhnlichen Aufenthalte diente. Die Hand auf
Drücker des Schlosses legend, fährt Olearius mit einem la
Schmerzensrufe von jenem zurück, und durch das Schlüsse
dringt das schadenfrohe Lachen seines boshaften Zöglings, we
die Abwesenheit des Hofmeisters dazu benutzt hat, um mit beh
licher Ausdauer die Flamme einer Kerze unter die Thürklinke zu
ten und solche auf diese Weise bis zum Glühen zu erhitzen. S
eine himmlische oder auch eine Schaafs-Geduld findet zuweilen
plötzliches Ende. Dies war bei dem geplagten Magister der
welcher, als er seine Haut an der glühenden Klinke kleben sah
zerechtem Zorne in das Zimmer drang und dem lachenden, jug
ichen Satan mit der verbrannten Hand ein paar tüchtige M
chellen applicirte. Ueber diese unerhörte Frechheit des bürgerli

Magisters und Dieners stand der junge Graf einige Secunden wie versteint, sodann sprang er unter einem Zetergeschrei zur Großmutter in's Zimmer, hochderselben sein Leid zu klagen und den Thäter zur gebührenden Strafe zu ziehen. Olearius, von dem Auftritte betäubt, vernahm wie im Traume, daß die alte Gräfin den Stuhl hastig zurückschob und unter abgebrochenen Ausrufungen wie: „Nicht möglich! — Ha, der Unverschämte! — Hör' ich recht? —" mit ihrem Enkel herein zu Olearius rauschte. Den nahenden Sturm zu beschwören, hob Olearius an: „Hören Sie mich erst an, gnädige Gräf —"

Er konnte nicht weiter fortfahren, denn die knöcherne Hand der alten Dame schloß ihm den sprechenden Mund, dessen Zähne unter dem empfangenen Schlage zu bluten anfingen. Zu gleicher Zeit bohrte der racheschnaubende Junker ihm die Haarnadel, welcher der Gräfin entfallen war, in die schmerzende Wade. Es kann nur als ein Akt der Nothwehr angesehen werden, wenn Olearius seine Hand auch und zwar erst in das Antlitz der Angreifenden und dann in das diamantenbesetzte Halsband derselben ausstreckte, welches letztere er so fest anzog, daß seine braunroth werdende Besitzerin dadurch zum Widerstande unfähig gemacht und gezwungen wurde, dem voranschreitenden Magister willig nachzufolgen, welcher die Gräfin in ihr Zimmer zurückversetzte und darauf die Thüre verriegelte. Den nachschlüpfenden Wadenbohrer erfaßte er noch zur rechten Zeit bei der Frisur, um ihn zurückhalten, über einen Stuhl legen und mit einem Lineale den Hinteren für die unberufene Minirerkunst bemessen zu können. „Bube!" sprach er hierauf, keuchend von der Anstrengung — „wirst du nun folgen? Sonst schlage ich dich, so lange ich den Arm rühren kann."

Das half, wenigstens für den Augenblick. Der junge Herr stellte sein Zetergeschrei ein und verharrte auf dem ihm angewiesenen Stuhle in stiller Zerknirschung. Desto lauter wurde es alsbald vor den verriegelten Thüren, gegen welche, auf der Gräfin Veranstaltung, deren aufgebotenen Dienstleute Sturm zu laufen gedachten. Aber noch war des Olearius Hitze nicht verraucht, schmerzten ja noch die verbrannte Hand, die blutenden Zähne, die zerstochene Wade!

„So wie irgend Wer in mein Zimmer zu dringen wagt —"

ſchrie er mit entſchloſſener Stimme den Stürmenden draußen zu
„ſo erſteche ich erſt den jungen Grafen und dann mich ſelbſt.“

Dieſe entſchiedene Erklärung hatte ein ſchnelles Einſtellen
licher weiteren Feindſeligkeit zu Folge. Als der junge Graf in
nem Bette feſt ſchlief, maß Olearius ſein Zimmer mit gro
Schritten.

„Gottfried —“ ſprach er reu- und kleinmüthig — „haſt
heute gethan, was Gott wollte? Ach nein, ſondern Satanas h
ſich meiner bemächtigt, und Satanas meine Hand geführt. D
ſagt nicht die Schrift: So dir jemand einen Streich giebt auf
nen rechten Backen, dem biete auch den linken dar? Und wenn
nun zur gerechten Strafe gezogen wirſt, kannſt du dann freudig
ergeben ſagen: Wie Gott will?! — Ach Herr, gehe mit mir S
der nicht in's Gericht, ſondern laß mich Gnad erlangen. Lieber
ich mit David in deine Hände fallen, als in die der Menſch
Ueberlege ich aber, was an allem Unglücke ſchuld iſt, ſo iſt's
derum das Geld! Waren die Batzenſäcke und des Oheims G
nicht, ſo blieb ich daheim und Lieschen unverführt. Und was
deres iſt's als das Geld, welches meine Gräfin ſo hoch- und ü
müthig — ihren Enkel aber boshaft, faul und trotzig macht?
lieber Gott weißt am beſten, was uns frommt. Wer weiß, w
ein ſchlechter Kerl ich geworden wäre, hätte ich den wunderli
Oheim beerbt, den am Ende auch nur ſein Geld ſo hart gegen
geſtimmt hatte. Ach, wie wird mir's noch ergehen nach dem,
ich heute Ungeheures begangen! Wenigſtens in's Zuchthaus
auf die Feſtung komme ich, daß ich meine Hand gegen eine ſo
Perſon erhoben — ſie ſogar geſchlagen habe. Wäre die Gräfin
Edelmann, ſtatt eine Edelfrau, würde ſie nur durch das Ve
ßen meines Blutes die ihr widerfahrne Unbill abwaſchen kön
Kyrie eleiſon — ſpreche ich voll Inbrunſt, Amen.“

Am andern Morgen begann die Capitulation zwiſchen dem
gewordenen Hofmeiſter und deſſen Belagerungscorps, welcher,
nur einigermaßen leidlich aus dem böſen Handel zu kommen, ſe
Rolle treu bleiben und mit Drohungen fortfahren mußte, im
man ihm nicht freien, ungehinderten Abzug aus dem Dienſte
Schloſſe gewähren wollte. Aus Rückſicht auf den vornehmen Kri
gefangenen bewilligte die feindliche Parthei Alles. Als aber O
rius, im Vertrauen auf das gegebene Ehrenwort, die Thore
Feſtung öffnete, den Gefangenen auslieferte und ſich anſchickte,
Platz zu räumen: ſo ſah er ſich plötzlich von drei bärtigen Huſ
umzingelt, die ihm zuriefen, auf Gnade oder Ungnade ſich zu
ben. Die gezogenen Säbel, ſo wie die geſpannten Piſtolen w
bei dem friedfertigen Magiſter ganz unnöthig geweſen, um ih
bewegen, ſich in eine bereit gehaltene Kutſche zu ſetzen, welche
inmitten der Huſaren in die nächſtgelegene Garniſonſtadt bra
Hier betrat Olearius, zwar nicht freiwillig, eine neue Laufbahn,

ganz entschieden mit seiner bisherigen stritt. Die Theologie predigt den Frieden, der Soldatenstand den Krieg. Ein stark geheizter Ofen und das gezwungene Verweilen in dessen größter Nähe, — ein paar stark gesalzene Heringe und das Vorenthalten eines durstlöschenden Trunkes hatten in einem halben Tage eine fast unglaubliche Veränderung hervorgebracht, hatten den kindguten Olearius in einen Husaren des preußischen Heeres umgewandelt, ihn bereits zum Ablegen des Schwures auf die Fahne vermocht. Als der neue Rekrut dem Obersten des Regiments, einem nahen Verwandten der Gräfin, vorgestellt wurde, zog dieser die Stirne in finstere Falten und versprach, ihm als Handgeld einige Millionen Kreuzdonnerwetter in den Magen fahren zu lassen, sobald er den geringsten dummen Streich unternehmen würde. Unstreitig als Züchtigung für die, der Gräfin und ihrem Enkel angethane, Unbill hatte Olearius es anzusehen, daß man ihm ein Remontepferd zum Zureiten gab, welches als sogenannter Kreuzbocker seinen Reiter zur Verzweiflung zu bringen vermag.

So wie Olearius sein Roß bestieg, nahm dasselbe den Kopf zwischen die Beine, sprang mit allen Vieren zugleich in die Höhe und kam auch eben so mit steifen Gliedern auf den Erdboden zurück, durch welches Manoeuvre der Reiter jedesmal die heftigste Erschütterung bekam. Man konnte vom Magister mit Recht sagen, daß ein Lamm auf einem Rosse saß und siehe da, was vielleicht der wildeste Reiter nicht vermocht hätte, brachte eben die Lammesnatur zuletzt hervor: Gottfrieds Kreuzbocker bequemte sich zum Gehorsam und machte mit seinem Herrn Frieden. In demselben lebte der Letztere bereits auch mit seinen höheren und ihm gleichgestellten Kameraden, ja sogar der Oberst fing an, ihn mit günstigerem Auge zu betrachten und die meiste Schuld des ärgerlichen Auftrittes seiner Verwandten beizumessen. In Folge der gänzlich veränderten Lebensweise ging mit dem hagern, bleichen Magister eine gewaltige und gewaltsame Revolution vor. Dessen Kreuzbocker wirkte auf seinen Unterleib wenigstens eben so viel als der Gebrauch des Carlsbader Sprudels; die viele Leibesbewegung, der feste stete Aufenthalt in der freien Luft und die derbe Kost wandelten den siechen Gelehrten nach Jahr und Tag in einen munteren, blühenden Krieger um, welcher in dem Maaße, daß sein Körper sich

kräftigte, seine frühere, pedantische Scheu und Furchsamkeit ablegte und somit zum Gefühle seiner Menschenwürde gelangte. In vier Stücken jedoch ahmte er seinen Kameraden nicht nach: im Fluchen, Schnapstrinken, in der Liebe und im Tragen eines Schnurrbartes. Verlangte der Paradedienst den letztern, so bediente er sich eines künstlichen Surrogates. In den vier Jahren, daß Olearius bereits mit musterhafter Treue als Husar diente, hatte er sich die Gewogenheit des ihm erst so feindselig gesinnten Obersten dergestalt erworben, daß dieser ihn jetzt zum Fourier ernannte und seinem, in demselben Regimente als Leutnant und Regimentsquartiermeister dienenden, Neffen zutheilte, welcher ein kindguter, höchst liebenswürdiger Officier war und den Magister mehr als Freund wie Diener behandelte.

„Fourier! Magister!" sagte der Oberst, indem er mit heiterer Laune seinen Schnurrbart strich — „Er ist ein Tausendsakkermenter — ein recht heimlicher Sünder; — thut, als könnte er kein Weibsen ersehen, nimmt aber gleichwohl alle vier Wochen zwei Tage, Sonnabend und Sonntag, Urlaub, um zur Liebsten zu marschiren. Und heute verlangt Er gar eine volle Woche? Wer steht mir dafür, daß Er nicht auf und davon geht? mit Ober- und Untergewehr, mit Sattel und Zeug desertirt, und in Amors oder Hymens Dienste tritt? Wo lebt denn Seine Auserkorene, he?"

Olearius protestirte gegen diesen Verdacht und erklärte, einmal seine Vaterstadt wieder sehen und seine dortigen Angelegenheiten ordnen zu wollen.

„Nach Langensalza? in's Ausland also gar?" versetzte der Oberst bedenklich. „In des Teufels Küche komme ich ja, lasse ich Ihn über die Grenze gehen und so sich selbst ranzioniren. Welche Bürgschaft kann Er mir geben, daß Er ehrlich wiederkommt?"

„Mein Ehrenwort —" erwiederte Olearius feierlich — „und mein Magisterdiplom, welches beides ich in des Herrn Obersten Hände niederlege."

„Um damit allenfalls meine Pfeife anzuzünden —" brummte der Oberst. „Behalte Er den Quarg —" Olearius bekam bei diesem Worte Bauchgrimmen — „ich begnüge mich mit Seinem Ehrenworte. Reise Er in Gottes Namen und kaufe Er Seiner Liebsten für diesen Thaler ein Mieder oder eine Haube."

Dankbar verabschiedete sich Olearius und wanderte, dann und wann den Wagen eines Landmannes oder Landkutschers benutzend, seiner Heimath zu. Obschon von seiner Leidenschaft für Lieschen geheilt und mit der Ruhe eines geläuterten Gemüthes der Vorzeit sich erinnernd, klopfte ihm doch das Herz etwas schneller, als er, in Langensalza angelangt, seine Schritte demjenigen Hause zuwendete, wo er und das Schwesternpaar vor 4½ Jahren gewohnt hatte. Ein Schild mit der Aufschrift: „Bierschank und Victualienhandel —",

welches sich über den Fenstern des einstigen Büdchens befand, war dem Husarenfourier ein willkommenes Mittel, ohne Weiteres seinen Eintritt zu bewirken. Daß er, falls Lieschen noch in ihrer früheren Wohnung lebe, vor dem Erkennen sicher sei, hatte ihm vorher ein Blick in den Spiegel gezeigt, er auch zum Ueberflüsse den künstlichen Schnurrbart unter die Nase geklemmt. So trat er im Dolman und in der hohen Husarenmütze ein, um sogleich Zeuge einer kleinen Familienscene zu werden.

„Dem Jungen muß der Dickkopf in Zeiten zerschlagen werden —" sagte ein Mann, welcher sich als den Schänkwirth auswies, zu seiner scheltenden Frau — „sonst wächst er uns beiden zu Häupten und du schlägst noch die Hände über ihn zusammen. Und wenn ich zehnmal nur sein Stiefvater bin, so habe ich so gut ein Recht an ihm wie du. Kurz, es bleibt dabei: folgt das Mutterhätschel nicht, bekommt es Schläge, und wenn du noch so sehr belferst oder gar weinst. Sogleich giebst du dem Herrn Husaren hier eine Hand, Fritz, und heißest ihn schön willkommen."

Während der im vierten Jahre stehende Knabe dem Gebote Folge leistete, ging dessen Mutter in das angrenzende Verkaufsstübchen hinaus, so daß, sie in Augenschein zu nehmen, dem Olearius nur zwei Secunden verstattet gewesen war. Nichts destoweniger hatte er sogleich eingesehen, daß das zwar noch junge, doch eben nicht reizende Weib sein ehemals heißgeliebtes Lieschen nimmermehr sein könne. Denn wo war hier die frische Fülle? die rosige Wange? das Grübchen im Backen? der gerundete Arm? das zierlich geordnete Haar? die ebenmäßige Taille? Mit einem Worte: all der Liebreiz, der einst den Candidaten so bezaubert, dessen Verlust ihn so geschmerzt hatte? „Was mag aus ihr geworden sein?" fragte er sich und suchte Gelegenheit, über Lieschens Schicksal Erkundigung einzuziehen. In dieser Absicht wendete er sich an den Mann, welcher ihm das verlangte Glas Bier versetzte, mit den einleitenden Worten: „Hat Er nur diesen Stiefsohn? keine eigenen Kinder? Wie lange ist Er verheirathet?"

„Seit neunzehn Monaten —" versetzte der Wirth — „und ein liebes Mädchen von ½ Jahren ist mein eignes. Wie gesagt, wäre der Trotzkopf da nicht, würde ich meiner Frau kein unschönes Wort sagen dürfen."

Hier ging die Stubenthüre auf und ein Mädchen mit einem Kinde auf dem Arme trat ein. Das war Lieschen, wie sie leibte und lebte, und alle niedergekämpften und vergessenen Gefühle erwachten plötzlich in dem Husaren. Sie war es wirklich und jugendlicher, frischer, blühender, unschuldiger als je. Trug sie in ihren zartgerötheten Ohrläppchen doch noch die unscheinbaren Ringe mit den Kirschkernkörbchen! Unfähig sich zu beherrschen, rief Olearius, von seinem Sitze aufspringend: „Lieschen! theures Lieschen!" und schritt hastig auf die Jungfrau zu. Diese aber zog

ein sehr finsteres Gesicht, wie die dargebotene Hand schnöde zu rück und sagte kurz: „Laß' G mich gehen, ich bin nicht Se Lieschen.“ Dieß sprechend, eil sie mit dem Kinde in den Ve kaufsladen hinaus.

Der Schänkwirth lachte, a er den Husaren verdutzt stehe bleiben sah. „Das ist ein We termädel —“ sprach er — „un ganz gegen ihre Art. Sie sieh überhaupt nicht viel auf Mannsvolk, aber vor den So daten läuft sie vollends wie vo dem bösen Feinde. Das komm aber daher —“ fuhr er leis fort — „weil ein Soldat un noch dazu ein Husarenleutnan ihre Schwester, meine jetzig Frau, bei der Nase herumgeführ hat. Und meine Frau heißt Lie chen, ihre Schwester aber Agathe.“

„Agathe!“ wiederholte Olearius erstaunt. „Und Lieschen Seine Frau, —“ hob er wieder an — „sagte Er nicht, daß s schen einmal verheirathet gewesen sei?“

„Verheirathet?“ lächelte der Mann — „hm, ja! aber frei lich nicht getraut. Es war eine gewöhnliche Geschichte. Nachdem der Herr Leutnant das Mädel unglücklich gemacht hatte, ging e davon und überließ die Mutter sammt dem Kinde ihrem Schick sale. Ich aber drückte später ein Auge zu und heirathete Lieschen, di eine angebrachte Nahrung und ein paar hundert Thaler Geld be saß. Bis auf den Jungen da, dem das adelige Leutnantsblut in den Adern spukt, leben wir auch recht glücklich zusammen. Agathe meine Schwägerin, dient als Jungfer bei unsrer Frau Amtshaupt männin und besucht uns so oft als möglich, um mein Töchterchen zu gängeln und zu hätscheln.“

Während dieser Rede hatte Olearius seine Mütze abgesetzt, den Schnurrbart entfernt, seinen Anputz vor dem Spiegel geordnet und trat nun in das andere Gemach zu dem Schwesterpaare hin.

„Bleiben Sie, Agathe!“ sprach er bittend, als diese die Flucht ergreifen wollte — „vor mir soll sich niemand zu fürchten Ursache haben, am allerwenigsten meine Schülerin. Ich war einst der Ma ister Olearius, jetzt der Husar Oehlig schlechtweg. Daß Sie Ihren ehemaligen Lehrer nicht ganz vergessen haben werden, glaube ich aus diesen Ohrringen schließen zu dürfen.“

Lieschen erbleichte auf diese Erklärung, Agathe dagegen ward zur Purpurrose. Als sie aber in dem hübschen Husaren wirklich den hagern, blassen Magister wiedererkannt hatte, wollte ihre Stirne keine finsteren Falten mehr finden, vielmehr ruhte ihr Auge fröhlich glänzend auf des Magisters Gestalt und willig überließ sie ihm eine Minute lang die leise bebende Rechte. Lieschen hingegen, nachdem sie die Geißel der beschämenden Erinnerung überstanden hatte, bestrebte sich, das einst begangene Unrecht durch verdoppelte Aufmerksamkeit und Gastfreundschaft bei dem Magister einigermaßen gut zu machen. Olearius verlebte einen recht heitern Abend, welcher in ihm den Wunsch nach mehrern dergleichen rege machte.

Die Stelle eines Tertius war gerade erledigt und der Magistrat von Langensalza dem, seine Aufwartung machenden, Olearius nicht abgeneigt. Lieschen und ihr Mann redeten laut, Agathens dunkle Augen leise ihm zu, sich um die Stelle zu bewerben, welche doch mindestens 200 Thlr. jährlich eintrug. Doch Olearius ging aus der ersten heißen Schlacht, die er als Husar durchkämpfte, ein Sieger hervor. Vor Ablauf seines Urlaubes schnürte er sein Bündel, nahm Abschied von Agathen und deren Schwester, und tröstete sein Herz durch die Worte: „Gott will's und mein gegebenes Ehrenwort, daß ich wieder zurückkehre. Fiat also!"

An einem Sonntagsmorgen des Septembermonates ritt ein Trupp Officiere verschiedener Waffengattungen des preußischen Heeres über die Steppelfelder dahin. Sie beabsichtigten eine Jagdpartie zu machen; allein ein plötzlich eintretendes Regenwetter bestimmte sie, das Schloß eines in der Nähe wohnenden Rittergutsbesitzers aufzusuchen, welcher die Gäste — mit welchen er theilweise verwandt war — auf das Herzlichste empfing. Als er von dem vereitelten Jagdvergnügen hörte, sprach er: „Das ist euch Herren schon recht; denn es steht geschrieben: „Du sollst den Feiertag heiligen. Wollen die lieben Gäste wieder gutes Wetter vom Himmel haben, mögen sie mit mir in die Kirche gehen und Gotte die Ehre geben. Es predigt heute ein fremder, mir als ausgezeichnet gerühmter Magister bei uns, und nicht schaden kann es, wenn die Herren Soldaten einmal den Text gelesen bekommen."

Nothgedrungen willigten die Gäste ein, sich dabei aber heimlich vornehmend, den Dorfgeistlichen wo möglich durch ihre Gegenwart aus der Fassung und dem Concepte zu bringen, was ihnen, da das herrschaftliche Beistübchen der Kanzel gerade gegenüber lag, nicht schwer dünkte. Leutnant von Haideleben, der Sohn des Obersten und des Magisters Regimentsquartiermeister, welcher gleichfalls bei der lustigen Gesellschaft war, fuhr unwillkürlich zusammen, als der Prediger die Kanzel betreten hatte und nun zu sprechen begann. Starr hielt er den Blick auf den unerschrockenen Eiferer gerichtet, welcher begann:

„Darnach setzte sich das Vol
zu essen und zu trinken, und stan
auf zu spielen. Meine andächtigen
Zuhörer! was man hier von den ab
göttisch gewordenen Israeliten sagt
gilt leider noch jetzt von sehr viele
Christen. Essen, Trinken, Spielen
Jagen nach gewissen Menschen un
Thieren — sehet da die Beschäfti
gung der Weltmenschen! Eine ein
zelne dieser Sinnenlüste verma
schon den ihr Fröhnenden in da
zeitliche, wie in das ewige Verder
ben zu stürzen. Betrachten wir abe
heute blos das Verderbliche de
Spielens. Dasselbe zählt mehrer
Arten, als: Kriegsspiele, Glücks
spiele, Schauspiele und andere mehr. Alle aber laufen darauf hin
aus, daß aus dem Spielen Ernst wird. Laß die Knaben sich auf
machen und vor uns spielen, sprach einst Abner zum Joab. Un
worin bestand dieses Kriegsspiel? Ein Jeglicher ergriff den Ander
beim Kopfe und stieß ihm sein Schwerdt in seine Seite und fiele
mit einander. Damit endet das Kriegsspiel in der Regel, doch i
von demselben hier in sofern nicht weiter zu sprechen, als es nur vo
den Monarchen und Gewaltigen dieser Welt gespielt werden kann
Ein Anderes ist es mit dem Glücksspiele, das nur der Teufel
genannt haben kann, weil es stets mit dem Unglücke des Spieler
endigt. O, diese Art Spiel ist verbreitet wie die Pockenkrankheit
Jung und Alt, Vornehm und Gering ist von ihm angesteckt. D
Kühjunge vertippt oft in einer Stunde den Lohn eines Vierteljah
res; der Bauer verknöchelt in einem Abende eine reiche Aerndte; d
Vornehme setzt auf eine Karte ein Rittergut, und selbst das Gäns
mädel und die Kühmagd tragen ihre paar Groschen in das ve
schlingende Lotto. Der grausame König Pharao, welcher Isra
knechtete und dessen unschuldige Knäblein in's Wasser werfen lie
— er durchzieht noch immer als Glücksspieler mit 32 Henkersknec
ten die christlichen Länder. Wie vielen Spielern ist das Pique wir
lich schon zur Pike oder zur Bleikugel geworden, welche als Treff
oder Treffer ihnen in's Coeur oder Herz geflogen ist, sie endli
in das viereckige Careau — das blutige Grab — gestürzt hat!

Hier stieß den verblüfften Haideleben ein Nachbar in die Seit
„Merkst du wohl? der Schwarzrock stichelt auf uns und unse
Pharobank im Lager! Ist es nicht anders, als hätte er unsre G
genwart vorausgewußt und darnach seine Predigt abgepaßt? S
höre doch, Haideleben! Bist du perplex geworden von der St
chelei?“

„Ich weiß nicht, —“ versetzte der Leutnant unruhig — „was ich denken soll. Der Prediger da drüben und mein Fourier — zwei Eier können einander nicht ähnlicher sehen, als jene beiden. Ist's sein Zwillingsbruder oder sein Geist? oder — ha! Warte, Bursche! also deshalb nahmest du aller vier Wochen auf den Sonnabend und Sonntag Urlaub, um bald da, bald dort eine Predigt zu halten?“

Es war wirklich Olearius, welcher, als er auf die Einladung des Gutsbesitzers im Schlosse bei der Mittagstafel erschien, die Spitzreden seines Leutnants lächelnd also beantwortete: „Ja, mein Herr Leutnant, die Kanzel ist meine Freistatt, so wie dieser geborgte Priesterrock. So lange ich in oder auf dem einen mich befinde, bin ich unantastbar. Freuen soll michs übrigens herzlich, hat das von mir ausgestreute Saamenkorn irgendwo ein gutes Land gefunden. Sollten Sie, meine gnädigen Herren, über lang oder kurz eine Feldprediger- oder Landpfarrerstelle zu besetzen haben: so bitte ich, Ihre Wahl auf einen Husarenfourier fallen zu lassen, der gern den Dolman- aus- und den Priesterrock für immer anziehen möchte.“

Am Abende desselben Sonntags hatte Olearius den Schmerz, mit eigenen Augen zu sehen, wie wenig seine erbauliche Predigt bei dem vornehmeren Theile seiner Zuhörer gewirkt hatte, welcher ohne Ausnahme den grünen Tisch umringte, an welchem der König Pharao in der Gestalt eines Banquiers thronte, Geld austheilte, dessen aber noch mehr einnahm, was den Königen sonst nicht eigen ist.

Es war bereits gegen Mitternacht, als ein reitender Bote, dessen Pferd vom Schweiße dampfte, aus Tiefgau im Feldlager anlangte und einen Brief an den Leutnant von Haideleben überbrachte, welcher ohne Verzug geöffnet werden sollte. Olearius übernahm das Geschäft, das Schreiben dem Leutnant einzuhändigen, den er in das Spielzelt hatte gehen sehen. Hier angelangt, erblickte er seinen Regimentsquartiermeister am Pharotische und um hohe Summen spielend. Daß ihn das Glück fliehe, schloß Olearius aus den bleichen Gesichtszügen, den zusammengekniffenen Lippen und den düster glühenden Augen des Leutnants, welche unverrückt auf des Banquiers Fingern hafteten und diese zu versengen drohten. Des Fouriers Anrede hörte er mit halben Ohren an und steckte, anstatt der dringenden Weisung nachzukommen, das empfangene Schreiben mechanisch in die Tasche. Unentschlossen, was er hierauf thun solle, blieb Olearius hinter dem Leutnant stehen. Bald aber blickte er eben so starr, wie sein Leutnant die Finger, das Antlitz des Banquiers an, das ihm recht bekannt vorkam. In derselben Secunde, wo er in ihm den Verführer Lieschens wiedererkannte, schrie der Leutnant, dessen Karte abermals verlor, wuthentbrannt: „Ha, Spitzbube! jetzt hast du die Volte geschlagen! Deutlich hab' ich's gesehen.“ Diese Worte begleitete ein Faustschlag, welcher dem Banquier das Blut aus der Nase strömen machte. Ein furchtbarer Lärm erhob sich nach dieser Gewaltthätigkeit. Anfangs schlug sich

die Mehrzahl der Anweſenden auf des beleidigten Banquiers Seite. Nachdem aber von Letzterem bewieſen worden war, daß er aus heſſiſchen Dienſten cum infamia verwieſen worden ſei, den Adel blos uſurpirt, bald die Rolle eines Werbeofficiers, bald eines falſchen Spielers übernommen habe, nahm die Sache eine ſolche Wendung, daß Lieschens Verführer einer ehrenvollen Satisfaction für unwerth erklärt und für immer aus dem Lager verwieſen wurde.

Stumm ſchritt Haideleben an des Olearius Seite ſeinem Zelte zu, nicht beachtend deſſen Worte, welche ihm das Leſen des Schreibens anriethen. Endlich ſagte er, einen Augenblick ſtehen bleibend: „O Magiſter! hätte ich doch beſſer auf Ihre Predigt geachtet! Nun bin ich verloren!“

Die Troſtgründe des Magiſters unterbrach er ſpäter mit der haſtigen Frage: „Fourier! iſt Er mit Pulver und Kugeln verſehen? Ich habe mich heute verſchoſſen und möchte des Früheſten wieder auf die Jagd gehen.“

Den Fourier überlief es eiskalt. „Leſen Sie, gnädiger Herr [illegible]utnant, o leſen Sie doch!“ bat er in ſeiner Herzensangſt — der Bote wartet noch immer auf Antwort.“

„Gut —“ verſetzte Haideleben und zog den Brief hervor.

„Indeß ich lese, holet mir Eure Munition. Machet schnell, Fourier!“

Dieser aber handelte zum erstenmale gegen die Subordination, indem er blos bis an den Eingang des Zeltes zurücktrat und von da aus seinen Leutnant beobachtete. Derselbe überflog mit schnellem, wirren Blicke die Zeilen, ohne jedoch etwas zu verstehen. Erst beim zweiten Ueberlesen kam er zum Bewußtsein zurück und nun entquoll seiner Brust der innige Ruf: „Mein Herr und Gott!“

„Was ist Ihnen, gnädiger Herr Leutnant?“ rief Olearius im Herzuspringen.

Haideleben fiel ihm um den Hals. „Magister, —“ sagte er weinend — „Ihnen will ich nun Alles bekennen. Sollen Sie doch fortan mein Beichtvater sein! Ich hatte die Regimentsgelder verspielt, — meinem Oheim würde ich meine Schuld nicht haben gestehen können — darum gedachte ich mich — o mein Gott! — zu erschießen. Aber nun, o lesen Sie, Magister!“

Da las Olearius und fühlte dabei des gerechten Gottes heilige Nähe.

„Ew. Hochwohlgeboren melde ich in größter Eile —“ schrieb der gräfliche Rentamtmann in Tiefgau — „daß bei einer, nach Tische auf dem See unternommenen, Spatzierfahrt der junge Herr Graf den leichten Nachen in eine schaukelnde Bewegung versetzte. Das Untersagen derselben von Seiten der Gräfin Großmutter hatte nur die Folge, daß der sehr eigenwillige junge Herr Graf noch ärger schaukelte. Dieß sowohl, als eine heftige Bewegung der Gräfin Großmutter, ihrem Verbote Nachdruck zu geben, machten den Nachen umschlagen, wobei der junge Graf so wie die Frau Gräfin rettungslos ertranken und nur der Schiffer mit Mühe und Noth sein Leben durch Schwimmen rettete. Von Ew. Hochwohlgeboren, als unserm nunmehrigen Gebieter, erwarten wir die nöthigen Befehle hinsichtlich der Beisetzung der beiden hohen Ertrunkenen, welche nach einstündigem Suchen als Leichen ausgefischt worden sind —“

Hier gab Olearius der Brief zurück, faltete still seine Hände und vergab den beiden Ertrunkenen in seinem Herzen all' die Leiden, die sie ihm bisher bereitet hatten.

Am frühen Morgen schon wurde des Leutnants Zelt von Offizieren nicht leer, welche auf die schnell verbreitete Kunde kamen, den reichen Majoratsherrn zu beglückwünschen. Dieser sprengte schon am Nachmittage desselben Tages mit dem erbetenen Urlaube und in Begleitung eines Reitknechts aus dem Lager, um nach Tiefgau zu eilen. Ihm nach trabte der Fourier Oehlig, welcher in einem der nächstgelegenen Waldörfern Fourage einzukaufen beauftragt war.

„Magister!“ rief Haideleben, nach seinem Fourier sich noch einmal umwendend, bevor er in den Wald sprengte — „mein Ehrenwort, daß ich kein Karte wieder anrühre! Auf baldiges Wiedersehen, Herr Schloßprediger!“

„Das eilt, das junge Husarenblut!“ dachte der seelenfrohe Fourier — „aber was gilt's, mein Brauner käme mit seinem gleichmäßigen Trabe am Schlusse dieses Tages eben so weit, als der junge Herr mit seinem flüchtigen Renner?“ Er ritt weiter, bis er nach einer Weile den lang verhallenden Knall einiger Schüsse im Walde vernahm. Ein später vernommenes Geschrei bewog ihn, seinen Braunen die Sporen fühlen zu lassen, welcher ihn alsbald einer einsamen Waldstelle zuführte, wo sich ihm ein sehr überraschender Anblick darbot.

Der Renner seines Leutnants wälzte sich in seinem Blute am Boden herum; Haideleben selbst, durch einen Streifschuß am Schenkel verwundet, lehnte mit dem Rücken an einem Fichtenstamme und vertheidigte sich gegen die wüthenden Angriffe eines Mannes. Zwei andere, gar nicht als Wegelagerer gekleidete Blauröcke bemühten sich, den Reitknecht des Leutnants von dessen gleichfalls verwundeten Pferde herunter zu reißen, was ihnen auch in der nächsten Minute gelungen sein würde. Olearius hatte als gemeiner Husar zwar alle Schieß- und Hieb-Uebungen mitmachen müssen, doch noch nie im Ernste seine Waffen gebraucht. Jetzt zwang ihn die gebieterische Nothwendigkeit dazu. Denn nicht genug, daß er seinem Leutnant beizuspringen sich verpflichtet hielt, hatte er auch an seine eigene Vertheidigung zu denken, indem die beiden Männer auf sein Erscheinen sofort von dem übel zugerichteten Reitknechte abließen, um sich ihrem neuen Feinde entgegen zu werfen. Sogar des Leutnants Gegner wendete sich von diesem ab und seinen Säbel gegen Olearius, welcher den seinigen blank zog und von der Höhe seines Pferdes herab einen so kräftigen Hieb auf den unbedeckten Kopf seines Feindes führte, daß dieser mit einem Schrei zu Boden stürzte. Als er hierauf seine beiden, zwar ungeladenen Pistolen auf

die herbeispringenden Blauröcke richtete und diese niederzuschießen drohte, hielten diese für angemessener, das Weite zu suchen, was sie auch, da es dem Magister nicht einfiel, sie zu verfolgen, glücklich bewerkstelligten. Nachdem auf diese Weise die Gefahr beseitigt war, sprang Olearius vom Pferde und zu seinem Leutnant hin, welcher ihn als seinen Lebensretter umfing.

„Was ist Ihnen begegnet, gnädiger Herr Leutnant?" fragte Olearius.

„Noch eine, hoffentlich die letzte Folge meines gestrigen Spielens —" versetzte Haideleben. „Der angebliche Hauptmann von Türkheim lauerte mir hier auf, um mich für den, gestern Nacht ihm gegebenen Faustschlag zu meuchelmorden. Er hatte — wie er mir bei seinem Ueberfalle höhnisch zurief — von meiner Erbschaft gehört und gedachte mich mit Hülfe seiner beiden Croupiers meinen Erblassern in die Ewigkeit nachzuschicken. Es war ein Stück, würdig eines Seelenverkäufers und falschen Spielers."

Dieser Bericht versetzte den Magister in die tiefste Bestürzung. Er näherte sich dem gefallenen Hauptmanne, beugte sich zu ihm, der auf's Antlitz gefallen war, hernieder und untersuchte dessen Zustand.

„Er athmet nicht — sprach er voll Entsetzen — „er ist kalt — todt! O ich Unglücklicher! Er war Lieschens Verführer — ist der Vater ihres Sohnes — und ich sein Mörder! O warum mußte gerade ich auserlesen sein, das Amt der Nemesis zu verwalten?" Voll Schauder betrachtete er das Blut an seiner Klinge. „Wer Menschenblut vergießt —" sprach er dumpf — „deß Blut soll auch wieder durch Menschenblut vergossen werden — also spricht das göttliche Gebot."

„Ganz recht! —" versetzte Haideleben — „an diesem Schurken ist dasselbe eben eingetroffen. Er ist Ihnen, lieber Magister, noch zum Danke verpflichtet, da Sie ihm die verdiente Strafe des Galgens erspart haben."

Dieser beruhigenden Zusprache ungeachtet konnte Olearius doch nicht sobald das Andenken an die blutige That aus seinem Gedächtnisse verwischen und immer größer wuchs in ihm das Verlangen, den Kriegerstand baldigst mit dem friedlichen eines Seelsorgers vertauschen zu dürfen. Der dankbare Haideleben verwirklichte diesen Wunsch. Nach zwei Monaten schon zog der verabschiedete Fourier als Schloßprediger in Tiefzau ein. Die letzte Amtshandlung seines alten, in den Ruhestand versetzten Vorgängers war, den Magister Olearius mit Jungfrau Agathen in der Schloßkapelle zu trauen. Unbeschadet des guten Rufes der lieblichen Braut hatte dieselbe ein Kind von vier Jahren — den Sohn ihrer Schwester — mit in's Haus gebracht. „Er wäre nur der Zankapfel bei seinen Aeltern geblieben —" sprach Olearius — „und darum verderbt worden. Vermag ich ihn christlich-fromm zu ziehen, so sühne ich

einigermaßen meine Schuld
seinem Vater."

Als er nach der Trauung
seine schön ausgestattete Am
wohnung — ein Werk des da
baren Majoratsherrn — zurü
kehrte, umfing er voll liebeni
Zärtlichkeit die schämige jun
Frau. „Gott wollte es —" spr
er innig — „daß Tiefgau
doppelte Wendepunkt in m
nem Leben, du aber an Liesch
Stelle meine Frau werden s
test. Ich preise ihn dafür, de
gewiß: er hat Alles wohl
macht!"

Und Olearius hatte Recht; denn nicht genug, daß Agathe jü
ger und reizender als Lieschen war, hatte sie sich auch eine ungl
höhere Bildung und größere Characterfestigkeit als jene erwor
— beides fast unerläßliche Bedingnisse für eine glückliche Ehe,
sonderheit aber für die Gattin eines Seelsorgers!

Der Christmorgen oder die Pflaumenmänne

Erzählung von Gustav Nieritz.

„Lassen Sie mich, Mosje Heinrich! Jetzt kann ich Ihnen ni
erst lange Rede und Antwort geben. Gehen Sie nur immer h
ein — der Herr Großpapa kann nicht lange mehr bleiben —
hören Sie doch! Liederliche Miethsleute muß ich aus dem Ha
schmeißen — Kommt der Herr Senator heim und findet die s
bere Gesellschaft noch vor, muß ich's ausbaden. Der dicke Sta
wartet schon oben auf mich, daß ich ihm beistehen soll."

Diese Worte sprach der überlange, hagere Rathsdiener Bol
zum Enkel des hochweisen Rathsmitgliedes und Senators Zimm
mann, welcher den Großvater zu besuchen kam und mit dem D
ner der Gerechtigkeit ein Gespräch anzuknüpfen gedachte.

„Aus dem Hause schmeißen?" fragte der neunjährige Kn
verwundert. „Das muß ja weh thun! Fängt denn das Schmei
schon oben an der Treppe an und geht alle fünf Stockwerke her
ter? So etwas hab' ich noch nie gesehen."

„Dürfen nur hier ein wenig verziehen, Mosje Heinrich
versetzte Bohne, indem er sein faltenreiches Antlitz zu einem
chein verzerrte — „wenn Sie den Spaß mit ansehen wollen.
werfen wir das Gerümpel hinaus und dann zuletzt die Mensch
wenn sie nicht anders gutwillig gehen wollen."

Bohne sperrte hierauf seine langen Beine wie die Schenkel eines Zirkels von einander und stieg, zwei, drei Stufen auf einmal nehmend, die Treppen hinauf. Oben vor der Thüre einer niederen Dachwohnung fand er seinen Kameraden Stange, so wie eine ältliche Frau, deren zwei erwachsene Töchter und mehrere Bündel mit Wäsche, Betten und Wirtschaftssachen umherstehen.

„Kommst du endlich, du träge Schnecke mit den langen Fühlhörnern?" empfing Stange unwirsch seinen Gehilfen — „Ich stehe schon lange hier — Frau Diebel mit ihren Mamsell Töchtern wartet auch wie ein Narr, daß sie einziehen kann, und drinn macht das liederliche Volk nicht die entfernteste Miene, sich mit dem Paar Lappalien fortzupacken."

„Wollen ihnen bald auf die Beine helfen! —" versetzte Bohne, krümmte Kopf, Nacken und Rücken und fuhr in dieser Stellung wie ein böser Feind durch die niedere Thüre in die vor der Wohnstube befindliche Küche. Hier stand das einzige Geräth, ein alter, morscher Küchenschrank von ziemlicher Größe und Schwere, und in und auf demselben das wenige thönerne Geschirr der armen Familie.

„Fangen wir mit diesem Stücke an —" sprach Bohne zu seinem Gefährten — „erst das Schwere, dann das Leichte — also sprechen die Weltweisen, und wir, ein Stück von dem hochweisen Rathe, thun desgleichen." Hierauf pochte er mit dem Knöchel seines ansehnlichen Mittelfingers an die Stubenthüre und rief barsch: „Holla heh! jetzt heißt es marsch! Vor neun Tagen war Michael und heute ist der Rausschmeißetag!"

Auf diese Rede öffnete sich die Stubenthüre ein wenig; ein Kindeskopf mit bleichem, abgezehrtem Antlitze schaute heraus und fuhr bei dem Anblicke der beiden Männer in Amtstracht erschrocken wieder zurück.

„Die Rathswächter sind da!" hörte man drinn das Kind sprechen, worauf ein lang anhaltender, erstickender Husten folgte, dessen Keuchen durch das beginnende Geräusch der ausräumenden Rathsdiener übertönt wurde. Letztere versetzten mit eben nicht schonenden Händen die wenigen Töpfe, Teller, Schüsseln und was sich sonst noch in dem kleinen Küchenraume vorfand, in den Schrank, warfen dessen Thüre in's Schloß und marschirten mit ihrer Last davon.

Auf der zweiten Treppe schon hörte man den kurzuntersetzten Stange schreien: „O du dummes Kameel! wie konntest du mich voranschieben?! So liegt ja die ganze Last allein auf mir und drückt mich zusammen wie eine faule Birne! Setz' nieder, Kerl! sage ich, oder ich lasse den verwünschten Plunder fallen — Halt! halt! die Hände rutschen mir ab! — Plautz! da liegt der Quark! ich kann nichts dafür und wollte, daß dir die ganzen Scherben in den hohlen Magen führen."

Unter einem furchtbaren Krachen war der Schrank auf di
Steinplatten gefallen, entzwei geborsten und hatte seinen ganzen
Inhalt, und zwar in mißlichem Zustande, ausgeleert. Der Kasten
war zur Arche geworden, die alle reinen und unreinen Thiere in
wilder Unordnung zu Tage förderte. Topf und Tiegel, — Teller
Schüssel und Kaffeetasse hatten sich mit dem Küchenbeile, mit de
berußten Kaffeetrommel, dem Plättstahle, so wie mit den aus der
Fugen gerissenen Bretern vermählt, diese übereilte Verbindung jedoch
gar schnell bereuen müssen.

Stange blies in seine preßhaft gewordenen Finger und sprach
scheltend: „So alt und groß du auch bist, bleibst du doch ewig
dumm. Wer hieß dich eine Wendung machen und mich voran
schicken? O du einfältige Bohnenstange!"

„Du bist die Stange und ich die Bohne —" spielte der Lang
auf Beider Namen an — „Folglich mußt du als Stange voran
und ich als Bohne hinterdrein."

„O den Schiebeböckerwitz!" zürnte der Kleine — „Wer aber
soll den verursachten Schaden tragen, frage ich?"

Bevor Bohne antworten konnte, kamen eilige Füße die Trepp
rechts herauf und links herabgetrippelt. Zwei Kinder — ein schön
gekleideter Knabe und ein ärmlich angethanes Mädchen — zeigten
zugleich sich auf dem Wahlplatze, den, statt Leichen, ein Haufen
Scherben, Gerülle und Breter deckten. Mosje Heinrich sah stumm
das Mädchen hingegen laut jammernd den geschehenen Ein
fall an.

„O meine arme Mutter!" rief die Kleine — „Nun haben
wir keinen Topf, um ihr Thee kochen, keine Tasse mehr, um ihr
zu trinken zu reichen — nicht einmal ein Teller ist ganz geblieben!"

„Wer heißt euch die Hülfe abwarten?" polterte Bohne rau
— „Liederliches Volk, das umsonst ausgeräumt haben und nicht
selbst Hand anlegen will! Der wurmstichige Kasten zerfiel uns ja
unter den Händen! — Schnell, Mädel, und lies die Scherben zu
sammen — sonst setzt's noch etwas!"

Das Kind kauerte nieder und las stillweinend die Scherben
auf, die es in die durchlöcherte Schürze packte und sich dann da
mit wieder hinaufbegab. Bohne schob die noch brauchbaren Ge
genstände mit dem Fuße in einen Winkel und trug nebst seinem
Gefährten den verunglückten Küchenschrank hinab vor das Haus
auf die Straße. Noch einigemal kamen und gingen die beiden
Rathsdiener, bis fast der ganze Inhalt der kleinen Wohnung auf
die Straße versetzt war. Indeß hatte sich Heinrich, zögernd zwei
und furchtsam, bis vor die offene Stubenthüre der armen Familie
gewagt. Die niederen, geschwärzten Wände bargen nichts mehr als
ein altes, unscheinbares Kanapee, in dessen einer Ecke eine Frau
wie ohnmächtig lehnte, die von ihren beiden Kindern — einem
Knaben und dem schon erwähnten Mädchen — umfangen und un

terstützt wurde. Das letztere schluchzte laut, der Knabe hingegen verharrte wie seine Mutter, die das hohle Auge an den Boden heftete, in stiller Unthätigkeit. Ein Ausdruck von trotzigem Schmerze malte sich auf seinem Antlitze ab, das wie zornig auf die Rathsdiener hinblickte, die jetzt in schonungslosen Ausdrücken die Familie zum Gehen aufforderten und sich hierauf des Kanapee's bemächtigen wollten. Mit Kraft und schneller Entschlossenheit zog der kaum elfjährige Knabe seine Mutter empor, drückte sie sanft abseits und das eine Ende des Kanapee's erfassend, sprach er rasch zu seiner Schwester: „Greif' an, Gustel! wir wollen das Kanapee selbst hinunter tragen, damit es ihm nicht ergehe wie dem Küchenschranke. Lassen Sie, liebe Mutter!" bat er eilig, als die Frau auch Hand anlegen wollte — „Sie bekommen sonst Ihren bösen Husten wieder. Wir wollen schon allein zu Stande kommen. Aber wohin damit?"

Auf diese Frage schlug die Frau ihren Blick wie klagend zum Himmel empor, dann wanderte er in dem Stübchen umher, als suche er mit hastiger Angst irgend einen werthvollen Gegenstand auf.

„Ich weiß zwar eine leer stehende Wohnung auf der kleinen Kirchgasse —" sprach die Frau mit etwas heis'rer Stimme — „aber —" ihr Ton sank fast bis in's Unhörbare herab — „aber — der Wirth verlangt einen Gulden D'raufgeld!"

Sie schwieg, jedoch ihre bleichen Lippen zuckten schmerzlich fort. Ihr starrer Blick blieb auf dem Kanapee sinnend haften. Da schien ihr ein rettender Gedanke zu werden, welcher das Leidensgesicht für einen Augenblick still verklärte. Sie zog ein abgenutztes Trennmesserchen aus der Tasche und dasselbe ihrer Tochter hinreichend, sprach sie: „Gustel, trenne den Ueberzug auf. Das Kanapee ist mit Roßhaaren gepolstert — nehmt so viel davon, daß ihr beim Nachbar Täschner einen Gulden dafür bekommt —"

„Nein, Mutter, das geht nicht an!" wendete der Knabe ein — „worauf wollen Sie dann liegen? Auf dem bloßen Gurtlager? Nimmermehr!"

„Wie lange werde ich denn noch darauf liegen?" entgegnete die Frau mit prophetischem Geiste — „Wie lange, nein, wie kurz noch, und raschelnde Hobelspäne werden mein Lager sein!"

Nur zu gut verstand der Knabe diese Anspielung seiner Mutter auf deren baldiges Hinscheiden. Sie brach ihm das Herz und die Standhaftigkeit — die bisher behauptete — dazu. Bitterlich schluchzend warf er sich der Frau an die Brust, die unter schmerzvollem Lächeln das blonde Haar ihres Sohnes strich.

„Wenn das Kanapee wirklich voll Roßhaare steckt —" hob der harte Rathsdiener Bohne an, indem er mit beiden Händen den Inhalt des genannten Sitzmittels untersuchte — „so bleibt es hier — als Pfand für die zwei Thaler schuldigen Miethzinses. Der Herr Senator hat ohnehin schon ein Uebriges an Ihr gethan, Frau

Walz, indem er so wenig für das hübsche Quartier forderte, d
seine 12, 16 Thaler jährlich werth ist. Das Ding bleibt hier, sa
ich, bis der Herr Senator entschieden haben wird, was mit der
selben angefangen werden soll."

„Unterstehe Er sich das nicht!" rief hier Heinrich voll edl
Unwillens — „Bohne, ich richte Ihm eine schlimme Suppe
bei meinem Großvater, wenn Er auf Seinem harten Sinne
steht."

„Davon verstehen Sie nichts, Mosje Heinrich!" versetzte
Rathsdiener. „Wie fast alles arme Volk, so ist auch diese Sip
schaft hier an ihrem Elende selbst schuld. Ich müßte sie nicht k
nen! Erst Andere, dann sich selbst unglücklich gemacht, das ist
ewige Leier solcher Leute. Frau Diebel draußen sammt ihren Tö
tern weiß ein Liedchen von den Aeltern dieser sonst so vornehm
und reichen Frau Walz zu singen."

Letztere sank hier wie vernichtet auf das Kanapee nieder.

„Sehen Sie, Mosje Heinrich!" fuhr Bohne fort — „
fühlt sich getroffen! Sonst wäre sie nicht zusammengeknickt w
ein Taschenmesser. Ja, ihr Vater war wohl noch reicher als
Herr Senator Zimmermann, hatte auch ein noch viel größeres Ha
als dieses, und wenn die jetzige Frau Walz da mit ihren Gesch
stern in die Schule ging, mußte jedesmal der Bediente den V
chersack ihnen nachtragen. Endlich aber platzte die ganze Herrlich
wie eine bunte Seifenblase. Herr Dürichen, der Vater der Fr
Walz, machte Bankerot, nachdem er vielen Leuten, selbst dem Sch
lehrer seiner Kinder, das Geld abgeborgt und verthan hatte.
starb und Schmalhans zog bei seiner Wittwe und seinen Kind
ein. Der siebenjährige Krieg mit seinen Lasten sollte an dem U
glücke schuld gewesen sein, aber —"

„Luft! — Luft!" keuchte jetzt Frau Walz, welche plötzlich v
Kanapee aufgesprungen war und in wahrer Todesangst in dem Sti
chen umherlief. „O — mein Gott! ich — ersticke!" Sie riß
das Kleid vorn auf und das Tuch vom Halse. Dann befiel
Lungenkranke ein fürchterlicher Husten, dessen Ausbruch die Kin
mit Schrecken erfüllte und Frau Diebel nebst ihren Töchtern her
in's Zimmer trieb. Selbst der Rathsdiener Stange sah nicht ob
Mitleid auf die Leidende hin, dagegen Bohne sich zum offenen Da
fenster hinauslehnte und den Dessauer Marsch pfiff. Ihn zup
mit Ungestüm Heinrich am Rockschößel.

„Bohne!" sagte der Knabe mit Hast — „ich rathe Ihm no
mals: lasse Er der armen Frau das alte Kanapee oder Er bekom
in Seinem Leben nichts wieder von uns."

„Ich sage Ihnen aber: das verstehen Sie nicht —" erw
derte Bohne verdrießlich. „Ihr eigener Schaden wäre es, wo
ich Ihnen den Willen thun. In meiner Gegenwart hat Ihr H
Großpapa gesagt, daß er den Miethzins aus den Dachwohnung

seines Hauses zu Weihnachtsgeschenken für seine Enkelchen alljährlich bestimmt habe —"

„O mein Gott!" versetzte Heinrich erschrocken — „wäre dieß möglich? Ach, dann mag ich keiner Stecknadel Werth von meinem Großpapa mehr annehmen. Aber ich will ihn schon bitten, daß er der armen Frau nicht nur das Kanapee läßt, sondern auch den Gulden D'raufgeld schenkt."

Indeß war Frau Walz nach überstandenem Hustenanfalle in gänzlicher Erschöpfung wieder auf das Kanapee hingesunken. Frau Diebel, eine Sechszigerin, ganz einfach aber reinlich gekleidet, trat jetzt, nachdem sie heimlich mit ihren Töchtern gesprochen, zum langen Rathsdiener.

„Lieber Bohne, —" hob sie an — „ich sage gut für die zwei Thaler schuldigen Miethzinses der Frau Sensal Walz. Lasse Er demnach das Kanapee verabfolgen." Hierauf ging sie auf die arme Leidende zu, ergriff deren herabhangende Rechte und schob verstohlen in dieselbe ein großes Geldstück.

„Zum D'raufgelde!" sprach sie dabei leise.

„Nein! nein!" stieß Frau Walz mit heftig zitternden Lippen hervor und ihre Hand hob sich, die empfangene Gabe wieder von sich zu weisen. „O Gott! das ist — zu viel! Das einzige Schärflein der armen Wittwe! Oh!"

„Machen Sie keine Umstände, Frau Sensalin —" versetzte Frau Diebel sanft — „Es kommt aus willigem Herzen. Ich hatte den Gulden zum Weißen dieses Stübchen bestimmt — allein, es sieht noch keineswegs so schwarz aus, als ich erst geglaubt — nehmen Sie in Gottes Namen."

„Von Ihnen?" rief Frau Walz mit überströmenden Gefühlen — „von Ihnen, die Sie durch meinen Vater, durch uns, unglücklich geworden?"

„Beruhigen Sie sich —" entgegnete die Matrone — „Was kann das Kind für seinen Vater? Es ist wahr, die sauer ersparten Nothpfennige haben meinen seligen Mann sehr geschmerzt, als sie in dem Concurse Ihres Herrn Vaters verloren gingen; doch er braucht jetzt ihrer nicht mehr, und da —" sie zeigte auf ihre Töchter — „habe ich noch bessere Nothhelfer als todtes Silber. Gott wird uns nicht verlassen."

Die Sensalin war aufgestanden. „Traget das Kanapee zu den übrigen Sachen hinab —" gebot sie ihren Kindern — „und bleibet dabei, bis ich die neue Wohnung gemiethet habe." Dann wendete sie sich wieder zu der Lehrerswittwe. Deren Hände gegen ihre Brust drückend, sprach sie mit tiefbewegter Stimme: „Gott segne Sie — für das, was Sie —"

Ihre Worte verloren sich in ein lautes Schluchzen — mit verhülltem Antlitze wankte sie aus dem Stübchen. Heinrich aber half dem Geschwisterpaare das Kanapee hinuntertragen und wartete

dann mit brennender Ungeduld auf die Heimkehr des Großpapa's, denselben um Erlaß des schuldigen Miethzinses und Ersatz des von der Lehrerswittwe vorgeschossenen Guldens zu bitten, was ihm auch gelang.

Um die Mitte des Decembermonates 1778 kam Otto Walz mit rothgefrorner Nase nach Hause. Seine Mutter, die Sensalswittwe, war bereits seit 4 Wochen bettlägerig oder vielmehr kanapeelägerig geworden, denn Betten gab es nicht mehr in der Familie. Gustel, Otto's 9jährige Schwester, saß an dem einzigen Dachfenster und strickte mit Emsigkeit wollene Strümpfe, die sie für ein geringes Strickerlohn in die Marktbude eines Händlers lieferte. Der Tag war im Abnehmen, das Fenster dick gefroren, die Wolle dunkel, das Stübchen kalt, daher das Stricken beschwerlich. Trotz aller Noth aber, welche in dem fast leeren Stübchen, auf dem alten Kanapee, in der leichten Bekleidung des Geschwisterpaares, so wie in der ganzen Umgebung zu erblicken war, leuchteten dennoch Otto's Augen recht freudig, indem er, die schlummernde Kranke zu schonen, leisen Schrittes auf die Schwester zuschlich.

„Das heiße ich glücklich gewesen sein!" hob er mit kaum verhaltenem Jauchzen an — „Ein ganzes Mäßchen gebackene Pflaumen für 13 Pfennige gekauft! Sie sind zwar etwas verlegen und müchzen, aber sonst hätte ich sie auch nicht für diesen Preis bekommen. Und für uns sind sie gut genug. Die besten suchen wir für die Mutter aus und die übrigen —"

„Nun, und die übrigen?" fragte Gustel gespannt.

„Das sollst du schon erfahren! —" lächelte Otto geheimnißvoll. „Und schau' her! da habe ich, als ich in einem Schutthaufen nach Holzstücken herumstöberte, diesen alten, zusammengedrückten Vogelgebauer gefunden! Welch' glücklicher Fund! Dazu hat mir Dietels Christoph ein kleines Töpfchen mit Tischlerleim, seine Schwester einen Packt alter Lappen, darunter einen kohlschwarzen, und Kummers Ernst eine Tüte voll Inseltstücken geschenkt, die er nach und nach von den Drahtleuchtern seiner Aeltern abgekratzt und gesammelt hat. Nun soll es frisch an's Arbeiten gehen. Ach, wie freue ich mich schon im voraus!"

Nachdem eine alte Blechlampe, statt des Oels, mit den Inseltstückchen gespeiset, mit einem von Otto selbst gefertigten Dochte versehen, angebrannt und, in Ermangelung eines Tisches, auf die Dielen gestellt worden war, ließ Otto sich vor jener dergestalt nieder, daß er mit seinem Körper einen Schirm gegen der Mutter Lager bildete, und begann nun sein Geschäft, welchem Gustel in stiller Verwunderung, doch immer eifrig strickend, zusah.

Otto trennte den Draht aus des Vogelbauers Fugen, schnitzte latte Holzstückchen, kleine Leitern, leimte dieselben zusammen, bilte kleine Ballen aus Lappen, überzog diese mit dem schwarzen

Zeuge und trieb sonst noch allerlei Kurzweil, welches seiner Schwester ein Räthsel blieb.

„Nun drehe dich um —" gebot er später derselben — „bis ich dir's wieder sagen werde."

Gustel gehorchte zwar, hätte aber zuletzt beinahe die Geduld verloren, denn es wohl über eine halbe Stunde währte, bevor Otto sein „Nun" ertönen ließ.

Als sich die Kleine umwendete, stand ihr Bruder vor ihr, in der einen Hand die Lampe, in der andern einen kleinen, schwarzen Gegenstand haltend, den er der Schwester mit einem freudig stolzen Blicke vorwies.

„Was ist das?" fragte er gespannt.

Gustel richtete den Blick forschend auf das hergehaltene Ding und sagte nach einer kurzen Pause mit einem Erstaunen, das für den Künstler äußerst schmeichelhaft war: „Ein Feuerrüpel! von gebackenen Pflaumen!"

„Ja, von gebackenen Pflaumen!" wiederholte Otto feierlich und beäugelte mit unverholenem Entzücken sein Machwerk, welches, als der Erstlingsversuch, noch manche Mängel an sich trug. Das Knochengerüst des Rüpels bestand aus Drahtstücken, die in dem Bretchen wurzelten, das Fleisch aus gebackenen Pflaumen; die Finger, welche den Ruthenbesen umspannten und die über der Achsel hangende Leiter hielten, waren aus Handschuhleder gebildet; der Kopf mit seiner schwarzen Kappe zeigte kein Gesicht, sondern nur den leinenen Stoff, woraus er gefertigt war. Kurz, es gehörte eine Portion Einbildungskraft dazu, um einen vollkommenen Schornsteinfegerjungen zu erkennen. Diejenigen meiner jungen und nicht ganz jungen Leser, welche sich verwundern dürften, daß Gustel nicht eher die Absicht ihres Bruders: Feuerrüpels zu bilden, errathen hatte, müssen wissen, daß das Jahr 1778 das erste war, welches diese gebackene Pflaumenerfindung in ** sehen ließ. Jetzt erblickt man dort um die Weihnachtszeit mehr dergleichen Gebilde als Manchem lieb ist, und nur noch die unterste und jüngste Klasse von Menschen findet einiges Wohlgefallen an den Pflaumenmännern, zu welchen sich in neuerer Zeit auch noch diejenigen von großen Rosinen gesellt haben.

„Hast du denn das erfunden?" fragte Gustel neugierig.

„Nein, —" bekannte Otto — „nur nachgeahmt. Bei Kielmanns steht einer, den der Vetter an Michael von der Leipziger Messe mitgebracht hat. Den habe ich genau betrachtet und mir gemerkt."

Der Husten machte jetzt die Mutter erwachen. Kaum daß der ungeduldige Knabe dessen Ende erwarten konnte, um seine Mutter mit dem Anblicke seines Machwerks zu überraschen.

„O sehen Sie, liebe Mutter!" rief er der athemlosen Frau, voll Freude, zu — „das habe ich selbst gemacht!"

Ein tiefer Seufzer war die einzige Antwort, welche die Kra
hierauf gab. Etwas gekränkt, wendete sich Otto nach einer W
von der Mutter wieder ab. „Sie wird schon vergnügt werden –
tröstete er sich halblaut — „sieht sie nur erst eine ganze Compag
Feuerrüpels vor sich stehen und die dafür gelösten Groschen in n
ner Hand.“ Und mit erneutem Eifer kehrte er zu seiner Arbeit
rück. Noch im Laufe desselben Abends schnitt sich Otto in den F
ger, daß ein Glied desselben fast halb durch getrennt wurde. All
achtet der Soldat auch der Wunde, die er in der Hitze des Kamp
empfängt? So Otto, welcher endlich in Gesellschaft seiner gesch
nen Feuerrüpels zur Ruhe sich begab und im Traume selbst z
rußigen Rüpel wurde, der durch sein lautes „Hoh! hoh! halloh
das er von der Spitze eines Schornsteins hernieder schallen l
Mutter und Schwester erweckte.

Es war Christmarkt und entsetzlich kalt. Otto, welcher zu
nem großen Leidwesen ersehen hatte, daß er nicht der einzige Pf
men-Feuerrüpelverfertiger und von den andern an Geschicklich
weit übertroffen worden war, fürchtete nicht mit Unrecht, daß
zahlreiche schwarze Schaar unverkauft und daher all' seine M
und gehabte Auslage unvergelten bleiben werde. Denn schon
der letzte Abend des Christmarktes angebrochen und die Zahl
ner Männer noch fast dieselbe. Diese froren gewaltig und wohl
mehr als deren jugendliche Verkäufer, welche vor jenen zwar
warme Blut, doch keine wärmende Kleidung voraushatten. Zu e
um eine Lampe oder Laterne bei ihrem kleinen Krame, den ein
Tragkorb enthielt, brennen lassen zu können, hatten die Ki
dicht neben einer lichtstrahlenden Pfefferkuchenbude Posto ge
um, wie unsere Erde von der Sonne, von jener erleuchtet zu wer
Gustel, auf einem Holzklotze hinter dem Korbe kauernd, barg
blaugef-ornen Hände unter ihrer Schürze und sah mit st
Schmerze den zahlreichen Käufern an der Pfefferkuchenbude
Otto, beide Hände über's Kreuz im Busen tragend, spazierte
dem Korbe hin und her, ohne Unterlaß die bittenden Worte a
Vorübergehenden richtend: „Nehmen Sie doch einen Feuer
mit! Die armen Kerle frieren so sehr in ihrem Anzuge und
dazu. Kaufen Sie doch! — Es kostet einer ja nur 12 Pfen
Und wenn die Kinderchen sich satt daran gespielt haben, kö
sie sich auch noch satt daran essen. Haben Sie Mitleid mit
luftigen Rüpeln und mit uns armen Kindern.“

Man wird sich vielleicht über die Redeseligkeit des sonst so sc
ternen und verschlossenen Knaben wundern, die er im Verlaufe
einzigen Woche sich angeeignet hatte. Denn in den ersten Tage
Christmarktes hatte er eben so stumm hinter seinen Feuerrüpel
sessen, als diese selbst. Allein die Noth, welche sogar Eisen zu

chen vermag, ist auch gar wohl im Stande, das Band einer etwas schweren Zunge zu lösen. Wann er aber im Geiste seine Mutter erblickte, die, fast schon sterbend, täglich noch einige Stunden mit aufgerichtetem Oberleibe auf ihrem Lager zubrachte, um mit kraftloser Hand Hemden für's Geld zu nähen: so quollen ihm die bittenden Worte über die frierenden Lippen gleich Honigseim. Aber ach! die Leute beachteten seine süßen Worte wenig, kauften lieber süße Honigkuchen, die, wohlduftend und goldglänzend, anziehender winkten als die schwarzrußigen Rüpels.

Die Glocke des nahen Kirchthurms verkündete jetzt die siebente Abendstunde. Die Insassen so mancher Bude, welche entweder ihre Waare verkauft hatten oder nicht länger die bittere Kälte ausstehen mochten, packten zusammen und gingen heim. Dasselbe that der beiden Kinder Nachbarin zur Linken, eine Putzmacherin, welche ihre Bude unter Ausübung einer, wenn schon nur kleinen, guten That verließ.

„Hier, —" sprach sie, indem sie dem Otto einen irdenen Topf voll glühender Holzkohlen darreichte — „wärmt euch daran! Den Topf könnt ihr mir nach den Feiertagen wieder hierher in die Bude bringen, die ich das ganze Jahr hindurch inne habe."

Dankbar wurde die Gabe angenommen und von Otto großmüthig seiner still sitzenden und darum am ärgsten frierenden Gustel überlassen.

„Wenn wir ein Licht hätten, —" hob Otto nun an — „könnten wir uns in die leere Bude setzen und dann vielleicht eher etwas loswerden. Auch wären wir vor dem schneidenden Winde etwas gesicherter."

Eine vorüberwandernde Waschfrau, welche ihren Kindern daheim eine Freude bereiten wollte und in dieser Absicht einen Feuerrüpel kaufte, machte diesen Wunsch in Erfüllung geben. Wie glücklich vermögen schon 12 Pfennige einen Armen zu machen, indeß der Reiche manchmal 12,000 Thaler auf eine Karte setzt!

Mit schnellen Füßen sprang Otto davon, aus einer nahen Seifensiederbude ein Dreierlicht zu holen. Dasselbe wurde in eine Ritze der Bude links geklemmt und der Inhalt des Tragkorbes dann in dieser selbst aufgestellt. Die schwarze, verwegene Schaar breitete sich gemüthlich auf der Verkaufstafel aus und belebte durch ihren Anblick die tiefgesunkene Hoffnung ihres Verfertigers in etwas wieder, welcher sich hierauf zur Schwester wendete und sprach: „Und nun lauf', Gretel! Hier hast du einen Sechser zu Holze — die Mutter konnte sich heute gar nicht erwärmen — lauf' und heize derb und tüchtig ein, sollten auch alle sechs Scheite darüber aufgehen. Ein Dreier bleibt uns immer noch übrig, für welchen wir uns, sollten wir ja nichts weiter absetzen, später ein Dreierbrot kaufen können, daß wir nicht ganz hungrig zu Bette gehen dürfen. Aber ich habe guten Muth; — haben wir doch nun Handkauf be-

kommen. Und hier iſt auch eine gebackene Pflaume für dich, die v
den Rüpeln übrig geblieben war. Iß, daß dir nicht der Wachs (Wuch
vergeht, da die Pflaumen dir immer ſo gut in die Naſe rochen.

„Nein, —“ proteſtirte Guſtel — „du mußt die Hälfte für di
behalten, ſonſt thue ich's nicht.“

„O ſo lauf doch —“ drängte Otto, — „und laß die arm
Mutter nicht länger frieren.“

Das half der Guſtel auf die Beine und der Pflaume in d
Mund des Kindes, das bald den nachſehenden Augen des Brude
entſchwunden war.

„Mosjechen!“ rief letzterer plötzlich und voltigirte über d
Verkaufstafel, daß die Schwarzen umfielen wie die Philiſter unt
Simſons gewaltiger Fauſt. „Mosjechen! Sie haben einen Pfeffe
kuchen verloren!“ Er bückte ſich und hob den Lebkuchen vom B
den auf. „Hier, nehmen Sie!“

Bruder und Schweſter, ein wahres Engelspaar, deſſen woh
genährte, bildſchöne Köpfe aus weichem, warmen Pelzkragen he
vorſchauten, wendeten ſich um, blieben einen Augenblick ſtehen u
kamen dann, das Verlorene aus Otto's Händen zu empfange
Der fremde Knabe dankte mit einiger Verlegenheit und ging wiede
Otto, zufriedenen Sinnes, recht gethan zu haben, hüpfte in die Bu
zurück und ſtellte ſeine Schaar wieder in Schlachtordnung auf. U
ter dieſer Beſchäftigung ſah er plötzlich, wie eine weiße Pfefferkuche
tafel, ganz der eben erſt gefundenen gleich, ſich unter die Rüpels d
herſchob, wobei eine Stimme ſchüchtern ſagte: „Nimm, lieb
ehrlicher Knabe!“

Betroffen ſchaute Otto auf und ſah daſſelbe Geſchwiſterpaa
welches nach wenigen Schritten wieder umgekehrt war, vor der Bu
ſtehen und ihm das zugedachte Geſchenk anbieten. Im Begriff, da
ſelbe aus Höflichkeit abzulehnen, hörte er den Knaben ausrufe
„Ei! biſt du nicht Otto Walz?“

„Und Sie —“ entgegnete derſelbe — „der gute, kleine Mo
jeh, welcher uns vor drei Monaten das Kanapee heruntertrag
half und —“

„O ſchweige doch!“ bat Heinrich — „Ei ſieh! haſt du die
Feuerrüpels gemacht? ſchon viel verkauft?“

„Einen einzigen heute erſt —“ entgegnete Otto traurig — „W
werden ſie wohl ſelbſt aufeſſen müſſen.“

„Aufeſſen? Ich dächte gar! —“ fiel die Kleine ein und ſchü
telte ſich.

„Hunger thut weh!“ verſetzte Otto achſelzuckend — „und a
unſer Geld ſteckt in den ſchwarzen Kerlen.“

Hier beugte ſich Heinrich zu ſeiner Schweſter herab, ſprach einig
Worte leiſe mit ihr und entfernte ſich, den Pfefferkuchen in Otto
Händen zurücklaſſend, von der Bude. Bald aber war das Pärche
wieder da.

„Damit du nicht hungern darfst —“ sprach Heinrich und legte eine kleine Knackwurst und ein Dreierbrot auf die Tafel. „Wir hatten weiter kein Geld mehr bei uns — haben Mancherlei schon eingekauft —“ fuhr er wie sich entschuldigend fort.

„Oh!“ rief Otto und die Thränen traten ihm in die Augen — „das ist wirklich zu viel! Nehmen Sie sich einen Feuerrüpel dafür mit — zwei — wenn Sie wollen! Ach! der schöne Pfefferkuchen! er ist weiß wie Zucker und gewiß ohne Pfeffer — dann darf ihn meine arme, gute Mutter essen! O könnte ich ihr ihn doch sogleich heimtragen! Wäre nur Gustel schon wieder zurück! Und das Würstel und das Dreierbrot! Was wird Gustel für Augen machen!“

„Wo ist Gustel?“ fragte Heinrich, des Beschenkten Freude theilend.

„Zu Hause — um einzuheizen — wir bekamen nicht eher Geld zu Holze — Ach, du mein Himmel!“ rief Otto zusammenschreckend — „ich muß nach Hause! habe der Gustel zu sagen vergessen, daß ich einen alten Lappen draußen in's Ofenrohr gesteckt habe, damit das Bissel Wärme nicht aus dem Ofen verfliege — er kann zerplatzen — eine Feuersbrunst verursachen! — O ich dummer Junge! Was soll ich nun mit dem Krame da anfangen?“

Rathlos blickte er auf die stumme, schwarze Schaar hernieder, von welcher er einen jetzt gern in's Leben gewünscht hätte, um durch ihn die Ofenröhre daheim frei machen zu lassen.

Unentschlüssig sah Heinrich seine Schwester, dann Otto an. „Wenn du nicht lange bleibst —“ hob er zögernd an — „so — so — was meinst du, Hedwig, wollen wir indeß hier bei den Rüpels bleiben?“

Hedwig sah ihren Bruder mit fröhlichleuchtenden Augen an und gab ihre Einwilligung durch ein leises Kopfnicken zu erkennen.

„Ich bin ganz gewiß recht bald wieder da!“ gelobte Otto dankbar — „Kaum eine Viertelstunde soll es dauern. O tausend Dank!“ Er rannte mit Pfefferkuchen, Würstchen und Dreierbrote von dannen.

„Oh!“ sagte nun die kleine Hedwig vergnügt — „schon lange habe ich mich gesehnt, in einer Bude zu sitzen und verkaufen zu können. Das ist prächtig! Hurtig, laß uns durch das Thürchen da hineinkriechen. Wenn doch recht viele Käufer kämen!

„Das wünsche ich auch! —“ sprach Heinrich — „Ich wollte, wir würden alle Rüpels los und könnten den armen Kindern recht viel Geld in die Hand schütten oder in die Mütze. Nun müssen wir aber auch unsre Waare ausbieten und die Käufer herbeilocken.“

„Fang' du an, Heinrich!“ bat Hedwig — „ich schäme mich!“

„Ich mich auch, Hedwig! Aber — ein Anfang muß gemacht werden. Wir wollen zusammen schreien, dann bekommt man mehr Herz. Paß' auf! Eins — zwei — drei!“ —

„Kaufen Sie doch —" riefen beide Kinder zugleich, verstumm
ten jedoch plötzlich, ohne ihre Rede vollendet zu haben.

„Nun, warum hörst du denn auf mit Schreien?" fragte Hei
rich vorwurfsvoll seine Schwester.

„Ei! weil du aufhörtest —" versetzte diese.

„Wir wollen noch einmal anfangen," sagte Heinrich — „ab
du mußt mich nicht wieder im Stiche lassen —"

Erneuter Anruf, welcher in ein herzliches Kichern überging

„Ach, das ist nichts!" sprach endlich Heinrich. „Und d
Lichtlein da brennt auch so dunkel wie eine Nachtmütze. Die Le
können ja nicht einmal unsre allerliebsten Rüpels erkennen."

„Weißt du, —" entgegnete Hedwig — „daß ich ein Bün
bunter Pfenniglichter in meiner Tasche habe, die ich auf des Gr
vaters Tannenbaum stecken wollte? Wir können ja andere —"

„O schnell, gieb her!" rief Heinrich entzückt — „das ist
prächtiger Einfall von dir! Das soll eine Illumination werden, d
die andern Buden vor Neid zusammenfallen sollen. So!" —
klebte und steckte auf und in die Leitern der Pflaumenmänner
weißen, grünen, rothen, gelben und blauen Lichterchen — „so geht
Hei! wie sich die Kerle jetzt ganz anders ausnehmen! Kaufen S
meine schönen Herren und Frauen! Kaufen Sie doch! —"
er muthig, denn das viele Licht pflegt den guten Menschen im
heiter zu stimmen.

Nicht sowohl der etwas plumpen Waare, sondern dem Anb
der beiden vornehm gekleideten, bildschönen Kinder und der von
nen veranstalteten Erleuchtung war es zuzuschreiben, daß bin
wenig Minuten 9 Feuerrüpels willige Käufer fanden. Die Gesch
ster waren überglücklich und überhörten in ihrem Entzücken,
wohl schon eine volle Stunde seit Otto's Weggange verflossen w
Endlich machte die beißende Kälte ihr Recht geltend. Erst bli
die Kinder in ihre verklommenen Finger, dann in den mit Freud
geschrei entdeckten Kohlentopf, welcher von ihnen sofort von d
Fußboden auf die Verkaufstafel versetzt worden war.

„Parbleu, Czartoricki!" rief jetzt eine fremde Stimme vor
Bude — „sahst du je ein reizenderes Engel-Doppelgesicht? We
Gemäldegallerie vermag ein solches Nachtstück — wie selbst
Schalcken nicht malen konnte — aufzuweisen?"

In Wahrheit war das Bild, welches diesen bewundernden A
ruf veranlaßte, eins der lieblichsten, was man sich denken ka
Ueber dem Topfe lagen zwei vollblühende, lächelnde Kinderk
dicht an einander gedrückt, welche mit angespannten Pausbacke
die Kohlen bliesen, deren röthlicher Glanz die theilweise dunkeln
sichter mit einem Rosenlichte übergoß. Die geöffneten Lippen
ten vier Reihen weißer Perlenzähne, und der Seele Spiegel —
Augen — blitzten wie funkelnde Thautropfen im Sonnengla
Die zwei vornehmen Herren, welche vor der Bude bei diesem

blicke still standen, waren Kenner echter Schönheit und fanden in den Kohlenbläsern ein paar Seraphim, deren gewählte Kleidung weder mit ihrer Verkaufswaare, noch mit der von ihnen besetzten Bude im Einklange stand. Indem die Geschwister aufschauten, traten zwei Herren, gefolgt von einem Diener in goldblitzender Livree, an die Verkaufstafel und betrachteten lächelnden Blickes die schwarze, aus so besonderer Masse zusammengesetzte Schaar.

„Hastings —" sprach der vorhin genannte Czartoricki — „laß uns die Damen mit dieser neumodischen Waare überraschen. Das giebt einen herrlichen Spaß. Sind der schwarzen Kerle auch genug, daß eine Jede ihren Mann bekommt!"

Er überzählte die Pflaumenmänner und fragte dann: „Wie theuer diese zusammen?"

Die Kinder erschraken über die Frage — vor Freude nämlich, welche sie sogar in Verlegenheit setzte. Sie hatten ja nicht einmal die ihrer Obhut anvertrauten Rüpels gezählt, und hier — denn die Käufer waren vornehme Herrn, die keine lange Geduld zu haben pflegen — war eine schnelle Antwort nöthig. Heinrich faßte sich ein Herz und sprach, den Mund voll nehmend, aber zugleich über seine Kühnheit erschreckend: „Einen Thaler!"

„Das ist ja ein ungeheures Gebot!" entgegnete Hastings mit verstelltem Ernste und fuhr mit der Hand in die Tasche, ein Goldstück herauszuholen. „Euerm Anzuge nach zu urtheilen, scheint ihr Beide eben nicht nöthig zu haben, die Verkäufer solcher armseligen Waare abgeben zu müssen."

„O mein Herr! —" versetzte Heinrich mit weicher Stimme — „wenn Sie wüßten — diese Rüpels gehören uns nicht an — wir sind nur die Sequester — (der Kinder Vater war landesherrlicher Rentmeister und ihr Großvater Senator, daher der oft vernommene, fremde Name, dessen sich der Knabe bediente) für ein paar ganz arme Kinder, deren Mutter vielleicht noch heute an der Auszehrung stirbt. Sie liegt in einer kalten Stube auf einem alten Kanapee ohne Betten —"

„Und ihre Kinder —" fuhr Hedwig, erst schüchtern, dann muthiger fort — „sind heimgegangen, und wollen einheizen, weil sie 12 Pfennige für einen Rüpel gelöst haben —"

„Dieß war ihr ganzes Geld —" löste Heinrich seine Schwester ab — „aber indeß sie nach Hause gegangen sind, haben wir schon 9 Stück verkauft. Wie werden sich die armen Kinder freuen und ihre Mutter dazu, geben wir ihnen das dafür erhaltene Geld!"

Und die Geschwister freuten sich selbst im Geiste über die zu hoffende Freude der Rüpeleigenthümer.

„Und ihr steht hier, friert und verkauft für die heimgegangenen Kinder?" fragte Czartoricki ergriffen. „Das ist eine große Aufopferung."

„Ach!" sagte Heinrich mit Innigkeit — „wenn wir nur noch mehr für die arme Familie thun könnten!"

„Hastings, —" fuhr Czartoricki zu seinem Begleiter fort — „mich überläuft ein heiliger Schauer. Ist es nicht, als ob wirklich ein Engelpaar vom Himmel herabgestiegen sei in dieser Weihnacht, um sich der Armen dieser Erde anzunehmen und für sie an die Herzen der Reichen anzuklopfen? Das meinige steht weit offen, und kann ich wohl das Geld, welches ich eben von dem französischen Gesandten im l'hombre gewonnen habe, besser anwenden, als wenn ich's den Händen dieser Engel anvertraue?"

Er winkte dem Diener, die Rüpels einzupacken, und leerte den Inhalt seiner Westentasche auf der Verkaufstafel aus. „Da —" sagte er dabei — „gebet dieß der armen Familie, damit sie einen frohen Christmorgen habe. Ich hege die frohe Zuversicht, daß ihr die Gabe richtig und mit der nöthigen Vorsicht abliefern werdet. Seid ihr wirklich nur Menschenkinder und keine Engel?" Die letzteren Worte sprach der Geber lächelnd.

Sprachlos starrten die Kinder das vor ihnen liegende Häuflein Ducaten an. Waren es wirklich solche oder nur glühende Kohlen, welche durch Zauberei den verführerischen Glanz des Goldes angenommen hatten?

Die Fremden weideten sich an der frohen Bestürzung der Geschwister und Czartoricki wiederholte die Frage: „Wem gehört ihr an, lieben Kinder?"

Hedwig faltete die emporgehobenen Hände, richtete den Blick voll kindlicher Frömmigkeit auf den Frager und sprach schluchzend: „Rentmeisters Hedwig bin ich — und dieser da ist mein Bruder Heinrich —"

„In der Traubenstraße Nr. 15 —" fuhr der Knabe, gleichfalls in Thränen ausbrechend, fort.

Hierauf zog der Pole seinen Freund, den Engländer, mit sich fort, dabei sprechend: „Hätte ich doch nimmer geglaubt, mit so wenig lumpigen Ducaten mir einen solchen Hochgenuß verschaffen zu können! Ob wir abwarten, was die beiden Kleinen nun anfangen werden? Oder sende ich ihnen nur meinen Diener nach? Aber nein, ganz ungetrübt soll meine Freude sein!"

Der Fürst und der Lord waren bald verschwunden.

In der Bude aber hielten sich die Geschwister innig und fest umschlungen, jedoch nicht eher, als bis Heinrich das Geld in seiner Tasche wohl geborgen hatte. Darauf verließen sie die Bude, die Lichtüberreste auslöschend und zu sich steckend. Denn sie hatten mit Angst vernommen, wie die Glocke halb neun verkündete, und gedachten, die so lange ausbleibenden Kinder in ihrer Wohnung in der kleinen Kirchgasse aufzusuchen, dann aber nach Hause zu eilen. Rasch gingen sie durch die immer dunkler werdende

Budenreihen und stießen beim Umbiegen der nächsten Straßenecke auf Otto und Gustel, welche nicht minder eilig waren als sie.

„Nehmen Sie es ja nicht übel —" sprach Otto, seine Stellvertreter erkennend — „daß wir so lange geblieben sind. Unsere Mutter bekam einen gar schrecklichen Anfall, so daß wir dachten, sie erstickte uns unter den Händen. Wir mußten Thee kochen — zum Glück hatten wir noch drei Pfennige übrig — aber nun ist sie endlich ruhig geworden, hat sogar einen Bissen von dem guten Honigkuchen gekostet, der ihr ordentlich gut schmeckte."

Rentmeisters Kindern war das Herz zum Zerspringen voll. Stumm fast wanderten sie mit Otto und Gustel der Wohnung der Frau Walz zu, wo sie Rechnung von ihrem übernommenen Amte abzulegen versprochen hatten. Sie griffen sich die vielen dunkeln Treppen hinauf und folgten tappend den vorangehenden Kindern nach, welche mit Hülfe der von Heinrich mitgebrachten Lichtstückchen ein kleines Stübchen erhellten, in welchem die kranke Frau Senfalin lag.

„Hier —" sprach Heinrich — „sind 9 Groschen für eben so viel Rüpels und da —" seine Stimme schwankte vor freudiger Rührung — „dieß hat mir ein vornehmer Herr, ein verkleideter Prinz oder König, für die übrigen gegeben. Da, sieh mein Junge, es ist kein Stück mehr in meiner Tasche — ich wende sie um — denn ich habe versprochen, Alles richtig abzugeben — einen fröhlichen — Christ — morgen — sollt ihr halten — läßt euch der fremde, engelgute Herr sagen."

Heinrichs, so wie seiner Schwester Augen flossen abermals von Thränen über.

Außer den kurzen Athemzügen der Kranken und dem Klange der ausgeantworteten Goldstücke hörte man jetzt keinen Laut in dem Stübchen, das durch einen Sabbath der heiligsten Art geweihet ward. Endlich brach Otto in die Worte aus: „O Mutter, meine Mutter! Gold — sehen Sie das viele Gold!" Er schüttete die Ducaten auf das armselige Lager hin und ließ sie beim Scheine des näher gebrachten Lichtes in ihrem verführerischen Glanze schimmern.

Die Kranke blieb fast theilnahmlos. „Es sind wohl nur blanke Zahlpfennige?" sprach sie zweifelnd.

„Ei, ich dachte gar!" entgegnete Heinrich gekränkt — „Zahlpfennige sind nicht so schwer wie diese Ducaten, die mir bald den Schubsack entzwei gerissen haben."

Die Frau erwiederte hierauf nichts. Nach einer stummen Pause kam dagegen eine dürre, abgezehrte Knochenhand unter der elenden Decke hervor, die ihre langen Finger nach den fremden Kindern ausspreizte.

„Unsre Mutter will sich bei Ihnen bedanken und Ihnen eine Hand geben —" verdolmetschte Otto die Pantomime.

Die Geschwister erfaßten der Senfalin Hand, vor deren Kälte

sie sich heimlich entsetzten. Dann gingen — nein, sprangen sie von, so daß ihnen der nachleuchtende Otto kaum auf der Tre folgen konnte.

„Nun, Mutter, —" hob dieser später an — „freuen sich denn nicht über unser Glück? Ein hundert und siebenzehn Ducaten habe ich gezählt. Wie reich sind wir nun auf einmal

Noch immer schwieg die Kranke. Wohl eine Viertelstu verstrich, in welcher die beiden Kinder der Luftschlösser viele sc gebaut hatten, da wurden jene von der Mutter zum Lager hin rufen.

„Wollet ihr, —" hob die Sensalin feierlich an — „daß ruhig — ja, freudig sterben soll? Daß euer Vater und Großv im Himmel euch segnen und Gott es euch wohl gehen lasse?"

„Ja!" betheuerten die Kinder.

„So nehmet das Gold —" fuhr die Kranke hastig fort „und tragt es zur Schullehrerswittwe Diebel in unsrer ehem gen Wohnung. Wir sind es ihr schuldig — der Mann hatte 300 Thlr. sauer verdient — gedachte im Alter einen Nothpfen daran zu haben. Als aber die Preußen im siebenjährigen Kr unsre Stadt beschossen, gab der Mann das Geld euerm Großv zum Aufheben, weil er es bei uns sichrer verwahrt glaubte al seiner eigenen Wohnung. Aber euer Großvater verthat es — d die Noth war groß bei uns und die Einquartierung auf u Haus verschlang Alles, was wir noch besaßen. Dieser Verlust ein Nagel zum Sarge meines Lehrers, dem ich so viel verdanke der Anblick seiner darbenden Wittwe und Kinder war mir im ein Dolchstich in's Herz — drum nehmt das Geld weg — es br wie Feuer —"

„Wir wollen ja, liebe Mutter!" gelobten die Kinder. „W sollen wir denn heute noch das Gold forttragen? —" fragte Hein

„Ja, noch heute! sogleich!" entgegnete die Kranke — „ fremde Wohlthäter wollte ja, daß ich einen fröhlichen Christm gen hätte. Ach, es wird mir jetzt schon leichter, da ihr mir Willen thun wollt — die schwere Last ist meiner armen Brust nommen — ich kann wieder ohne Schmerzen Athem holen — mein Gott, wie danke ich dir! Geht, Kinder! geht! Vielleicht ach, bei Gott ist ja kein Ding unmöglich! — vielleicht kann gar wieder — gesund werden — Gebt mir die Hand darauf, ihr meinen Willen treulich ausrichten wollt — Geht — und G — segne euern Gang — und — euch!"

„Sollen wir denn alle 117 Ducaten forttragen?" fragte D welcher ausgerechnet hatte, daß dieselben mehr als 300 Thlr. trugen.

„Alle!" versetzte die Sensalin — „denn die Interessen m en indeß hoch angestiegen sein.

Da gingen die Kinder fort mit dem Golde und freuten

daß sie wenigstens noch die 9 Groschen behalten durften. Ihr spätes Erscheinen bei der Lehrerswittwe und dessen kundgegebene Absicht setzte Mutter und Töchter in das höchste Erstaunen. Vor ihren Augen lag funkelnd die Summe wieder, die sie einst so schmählich eingebüßt hatten. Welch' ein unverhofftes Weihnachtsgeschenk für die Armen, welche nur durch angestrengtes Arbeiten einen nothdürftigen Unterhalt gewannen! Groß war die Versuchung für die greise Wittwe, die ja zunächst für ihre eigenen Kinder zu sorgen hatte, doch größer noch ihr edelmüthiger Sinn.

„Kommt, meine Kinder!" sprach sie zu ihren Töchtern — „wir wollen das Gold seiner rechtmäßigen Besitzerin wiedergeben. Das Kind darf nicht die Schuld seines Vaters verbüßen — so lehrt das göttliche Wort. Wie könnten wir diese armen, vor Frost zitternden Kinder, die vielleicht bald völlig zu Waisen werden, berauben wollen?!"

Während des edlen Wettstreites, den hierauf beide Partheien mit einander führten, hatten die Wittwe und deren Töchter ihren Anzug geordnet. Mit möglichster Eile wanderten sie zusammen der kleinen Kirchgasse zu. Als sie in das Stübchen der Sensalin eintraten, hatten sie einen Anblick recht schauerlicher Art. Durch eine Spalte des elenden Ziegelofens, in welchen die Kinder vor ihrem Fortgehen noch das letzte Stück Stockholz angelegt hatten, flackerte der kleinen Flamme ungewisser Schein in das finstere Stübchen herein, daher über das unbewegliche, leichenhafte Antlitz der Sensalin bald grelle, röthliche Lichter, bald dunkle Schatten dahinglitten. Die Kranke lag, von Betten entblößt und nur mit einer alten Decke und einigen Kleidungsstücken gegen die Kälte geschützt, auf dem Kanapee, das die ganze rechte Seite des Stübchens einnahm, mit dem einen Ende bis zu dem noch immer hart gefrornen Fenster reichte, mit dem andern hingegen nur so weit von der Thüre entfernt stand, daß der Eintretende dadurch nicht behindert wurde. Eine dünne, weißliche Rauchwolke, dem gesprungenen Ofen entquollen, füllte den oberen Raum des Stübchens an und machte sich außerdem noch durch den Geruch bemerklich. Während Otto draußen das Licht anzuzünden beschäftigt war, stand die Lehrerswittwe mit ihren Töchtern unter sich kreuzenden Gefühlen still da.

„Sie dauselt nur —" sagte der hereinkommende Knabe in Bezug auf seine regungslos verharrende Mutter — „und wird sogleich munter, redet man sie an." Die Hand vor das Licht haltend, näherte er sich dem Kopfe seiner Mutter. „Wie sie sanft schläft!" sprach er leise und freudig. „Seit Monaten zum erstenmale! —" fuhr er fort — „Und wie freundlich sie im Schlafe lächelt! Und das blos deshalb, weil sie Ihnen die alte Schuld bezahlen konnte."

Wirklich war das Gesicht der Sensalin ein wahrhaft selig verklärtes geworden und ihr Händepaar wie mit freudiger Inbrunst über der Brust gefaltet. Frau Diebel trat näher und blickte die Schla-

sende forschend an, worauf sie ihren Töchtern bedeutungsvoll mit den Augen zuwinkte. Dann zog sie die beiden Kinder, welche sich des festen Schlummers ihrer Mutter freuten, sanft zu sich heran und sprach unter ausbrechenden Thränen: „Nach dem Willen eurer Mutter nehme ich nun das viele Gold an und — euch dazu — als meine Kinder — denn eure Mutter ist zu Gott gegangen und hat euch mir vermacht —"

Die Kinder, mit Schrecken sich von der Wahrheit des Gesagten überzeugend, brachen in ein Wehgeschrei aus und warfen sich laut schluchzend über den starren Leichnam ihrer Mutter hin.

„Gönnet ihr die ewige Ruhe —" tröstete die Matrone — „ihr ist wohl. Von uns Allen wird sie den schönsten Christmorgen feiern und mit Frohlocken in das „Ehre sei Gott in der Höhe" der Engel einstimmen. Erreicht hat sie das herrliche Ziel, nach welchem wir Alle streben —"

Nachdem der erste, heftige Ausbruch des kindlichen Schmerzes sich gelegt hatte, brachte Otto ein unscheinbares Dresdener Gesangbuch herbei. Er kniete nebst seiner Schwester an dem Sterbelager seiner Mutter nieder und las, von häufigem Schluchzen unterbrochen, doch mit großer Andacht, das Lied laut her, dessen erster Vers also lautet:

„Mit Fried und Freud ich fahr dahin
in Gottes Willen,
getrost ist mir mein Herz und Sinn,
sanft und stille,
wie Gott mir verheißen hat;
der Tod ist mein Schlaf worden."

„So hat sie es bei uns bestellt —" sagte am Ende des Liedes der Knabe, auf die Entschlafene deutend — „denn schon lange hat sie ihren Tod vorausgesagt."

„Nun kommt, Kinder! —" bat die Matrone — „bevor das Haus geschlossen wird."

„Wohin denn?" fragte Gustel verwundert.

„Zu uns —" entgegnete die Wittwe — „ihr werdet doch nicht hier bleiben wollen?"

„Wir verlassen unsre Mutter nicht —" sprachen beide Waisen — „und fürchten uns nicht vor ihr."

„Aber ich sehe ja kein Bette, in welchem ihr ruhen könnet —" erwiederte Frau Diebel. „Wo habt ihr eure Schlafstätte?"

„Dort!" antwortete Otto und zeigte in den Winkel hinter dem Ofen, wo ein, höchstens 1½ Quadratellen messender Strohsack und eine wollene Decke darüber hingebreitet auf den Dielen lag. Frau Diebel schlug bei diesem Anblicke die Hände über dem Kopfe zusammen.

„Da müßt ihr ja erfrieren!" rief sie aus.

„O nein!" versetzte Otto, unter Thränen lächelnd — „das

sind wir schon gewohnt. Wir behalten ja unsere Kleider an und rücken nahe zusammen.

Sollte irgend wer diese Beschreibung der Armuth für übertrieben halten, der gehe nicht erst nach London oder Paris, sondern in eine deutsche Hauptstadt und er wird die Wohnungen der Armen in der hier beschriebenen Weise finden.

Es war aber, als habe die gestorbene Sensalin der Helfer mehrere für ihre verwaiseten Kinder bestellt. Nicht genug, daß diese noch denselben Abend von der Lehrerswittwe ein großes, wärmendes Deckbette und Pfühl zugetragen bekamen: es fand sich heute und morgen in aller Frühe noch ein großmüthiger Beschützer in der ärmlichen Wohnung ein, welcher kein anderer als der churfürstliche Rentmeister Binder war.

Der Christmorgen war angebrochen. Nicht am Himmel, dem klaren, sternbesäeten, sondern auf der dunkel ruhenden Erde flammte dreimal nach einander ein helles Licht auf und die bis jetzt schlafenden Lüfte erbebten unter einem lang verhallenden Donner. Und nicht Engelsstimmen, wohl aber der eherne Mund vieler Glocken verkündete den Menschenkindern, daß der Heiland ihnen geboren worden sei. Und hehre Posaunenklänge, begleitet von jubelnden Gesängen, erschallten von der Thürme schwindelnder Höhe. Zwar nicht unter dem unermeßlichen Dome des Himmels zeigte sich vor erstaunten Hirten wieder ein sie belehrender, göttlicher Bote, wohl aber auf allen Kanzeln der von Menschenhänden erbauten Tempel ein Redner, welcher die Gläubigen aufforderte, den Gott zu ehren, der selbst seines eingeborenen Sohnes nicht verschont hatte, um seine Erdenkinder erlösen zu lassen. Irdische Heerschaaren sangen bei dem Blinken unzähliger Lichter ihr andächtiges „Friede auf Erden" zu den harmonischen Klängen der Orgeln und Friede und Freude, und Liebe zu Gott und den Menschen zogen ein in die Herzen der Andächtigen. Zu denselben gehörte auch der Herr Senator Zimmermann, welcher unter großer Erbauung die hellerleuchtete Kirche verließ und nach der Wohnung seines Schwiegersohnes, des Rentmeisters, aufstieg. Angethan in der scharlachrothen Wildschur mit dem hohen Pelzkragen, welcher das nur mit der Perücke bedeckte Haupt vor der Kälte schützte; den großen Bärmuff vor sich, den chapeau bas in der einen, das goldgekrönte, spanische Rohr in der andern Hand, war er seiner Schwester, der kinderlosen, verwittweten Steuerräthin, ungeduldig vorangeeilt, welche, begleitet von dem vorleuchtenden Diener, langsamer nachfolgte. Die Sterne verglüheten allmählig am tagenden Himmel, beschämten aber immer noch das matte Flämmchen einer Straßenlaterne, das heute einmal über die Gebühr lange brannte. Die Luft war so rein, so frischkräftig, daß sie die Lunge mit Lust einsog. Der Schnee knisterte unter jeglichem Tritte und immer mehr Lichter erhellten all-

gemach die bisher dunkel gewesenen Fenster der Häuser. In dem ersten Stockwerke des Hauses links auf der Anhöhe befand sich ein Erker, dessen große Fensterscheiben in den Lichtern eines Christbaumes flimmerten. Dahinauf schaute der alte Papa, vor sich hin murmelnd: „Hat sich die schwache Frau Tochter doch erbitten lassen, noch vor der Ankunft des Großvaters zu bescheren?“

Dem aber war nicht so; nur in Bereitschaft Alles gesetzt worden, da das Ende des Früh-Gottesdienstes das baldige Erscheinen des Großvaters und der Großtante verhieß. Und der alte Herr fand in der Stube vor dem Erkerzimmer nicht blos seine zwei Enkel ungeduldig auf die Christbescherung harren, sondern noch zwei andere, fremde Kinder, gleichfalls ein Pärchen, das in einer hübschen, jedoch etwas zu kurz gemessenen Kleidung steckte. Das kam aber daher, weil diese ursprünglich für Heinrichs und Hedwigs kleine Leiber gefertigt und nur einstweilen den Kindern der todten Sensalswittwe gegeben worden war; denn damals gab es noch keine Magazine gleich fertiger Kleidungsstücke wie jetzt, und darum mußten sich Otto und Gustel schon noch eine Woche oder zwei auf ihre neuen Anzüge gedulden, welche für sie bereits bestellt und angemessen worden waren. Noch traf der Herr Senator eine schlicht, doch ehrbar gekleidete Wittib mit ihren zwo Töchtern an, welche ihren Miethsherrn mit tiefen Knixen empfingen und von diesem mit einigem Erstaunen angesehen wurden. Wie nun der Rentmeister und sein wackeres Weiblein aus dem völlig angeputzten Erkerzimmer getreten waren und freudig den erwarteten Großpapa und die Großtante begrüßt hatten, sprach der Rentmeister zu dem aufhorchenden, alten Geschwisterpaare: „Noch sind die armen Wittwen nicht ganz ausgestorben, die ihre ganze Habe in den Gotteskasten einlegten. Gleich zwei haben sich deren gefunden seit gestern Abend. Eine davon ist seitdem von der Erde geschieden, die andere aber steht hier und ist Ihre Abmietherin, Herr Schwiegerpapa! Und nicht blos einen Heller, sondern 117 Ducaten haben sie eingelegt, weshalb der heilige Herr Christ, wie alle guten Menschen, großes Wohlgefallen an ihnen haben. Frau Diebel aber ist eine reiche Erbin geworden, hat mir jedoch auf vieles Bitten die Halbschied ihrer Erbschaft abgetreten: diese zwei Kinder, welche, wie diese beiden ehrbaren Jungfrauen, nach der guten Art ihrer Mütter gerathen sind und mit unsern Kindern erzogen werden sollen. Unser Heinrich und unsre Hedwig —“ Vater und Mutter zogen die schämig an einander sich schmiegenden Kinder an ihre froh bewegte Brust — „haben uns und sich eine Weihnachtsfreude bereitet, die uns und ihnen immerdar unvergeßlich bleiben wird. Und darum ist es nicht mehr als billig, daß wir ihnen wiederum eine solche machen.“

Als nun der Herr Senator den ganzen Hergang der Geschichte erfuhr, ging auch ihm das in der Kirche weich gewordene Herz in Liebe auf. Freie Wohnung in seinem Hause und jährlich eine Klaf-

ter Holz oder zwei sicherte er der Lehrerswittwe und deren Töchtern zu. Dann sprangen die Flügelthüren des hellstrahlenden Erkerzimmers auf und der ersehnte Heiligechrist begann auszutheilen seine Gaben und hob damit an bei dem Aeltesten und Vornehmsten bis herab zu dem Jüngsten und Geringsten. Und indem Otto und Gustel Freudenzähren über ihr neues Glück und die schönen Geschenke weinten, stieg empor auf Engelsfittigen der fromme Duldergeist ihrer Mutter, welche, noch einen seligen Blick auf ihre wohlversorgten Kinder werfend, in des Himmels unermeßlichen Räumen sich verlor.

Prosaisches, Poetisches und Bildliches von Franz Pocci.

Ueber Verbeugungen (Complimente).

Verbeugung (Compliment) ist die durch Neigung des Oberkörpers angedeutete Respektsbezeugung, die sich jedesmal nach Stand und Würde der Person modificirt, welche begrüßt werden soll. Es ließe sich hierüber durch mathematische Berechnung die trefflichste Regel geben. Uns genügt, dieses wichtige neuentdeckte System in Kurzem anzudeuten. Es bildet sich nämlich durch die Verneigung ein Winkel, unter dem sich der Obertheil des Körpers von der Hüfte an auf den senkrecht stehenden Beinen vorwärts beugt und bezeichnet gewissermaßen den Grad der Unterthänigkeit des complimentirenden Individuums. Je spitzer desto weniger — je stumpfer desto mehr Respekt. Das Feld, auf welchem sich die Verneigung bewegen dürfte, kann vom spitzen Winkel zu 70° bis zum stumpfen zu 160° angenommen werden, nach welchem letzteren dann nur das simple, gnädige Kopfneigen Allerhöchster und Höchster Personen übrig bleibt.

Zur Anschaulichmachung zeigen wir hier in der ersten Figur, die sich unter einem Winkel von etwa 80° verneigt, den demüthigen Suplikanten oder unterthänigen Diener.

Ebenfalls respektvoll, doch mit minderer Unterwürfigkeit becomplimentirt, unter dem Winkel von etwa 118°, die folgende Person. Ein Manuscript in der Tasche giebt etwas mehr Gewicht.

Mit freundlicher Ergebenheit und graciöser Leichtigkeit verneigt sich der Elegant im Winkel von 130°, und endlich der vornehme Mann mit dem Ordensstern unter dem von kaum 160°.

Es ließe sich leicht von einem gebildeten Mathematiker, der zugleich Physiologe sein müßte, eine voluminöse Abhandlung schreiben, betitelt: „Ueber die Winkel, unter welchen sich die Verbeugungen Machenden aller Stände und Klassen zu verneigen haben.“ Möge diese schöne Aufgabe zu Gunsten der conventionellen Menschheit bald gelöst werden! An Vignettenzeichnern soll es nicht fehlen; und wäre das nicht ein schönes Practicum, als Anwendung der Lehre von den Winkeln?!

Freilich würde dieses Handbuch nur in Europa Gang und Gebe werden — jedenfalls ganz besonders bei uns ehrenwerthen pedantischen Deutschen.

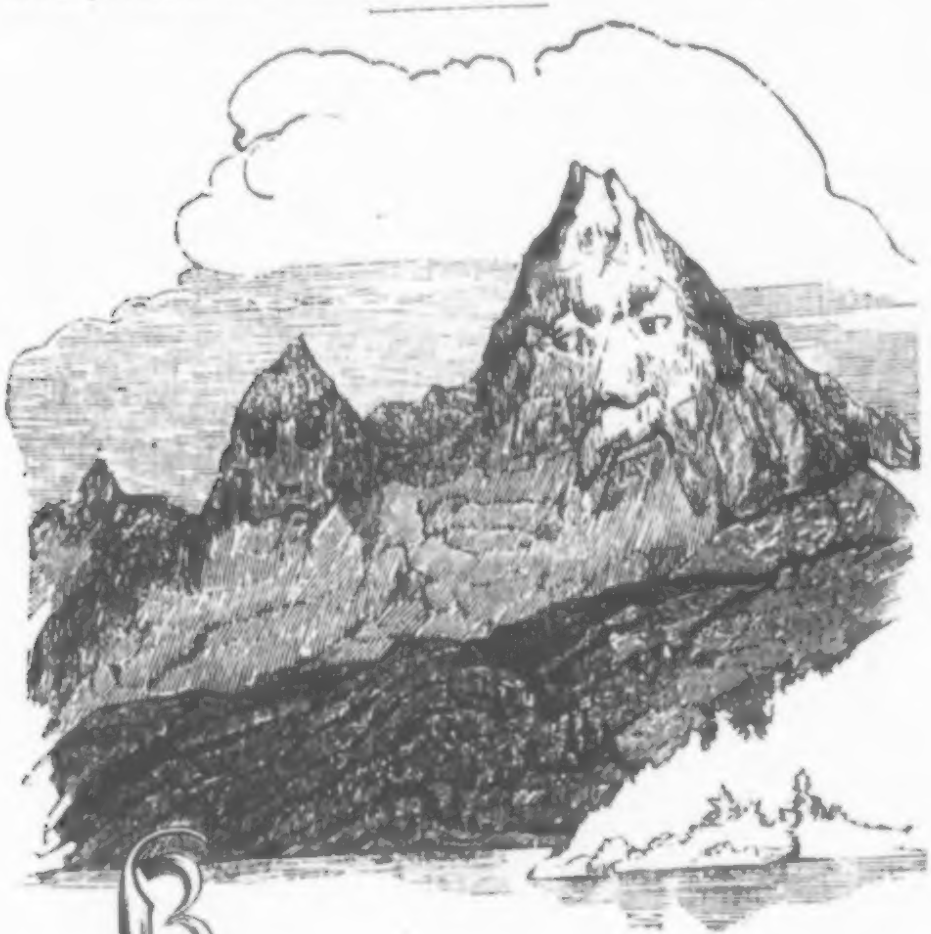
Wie so anders ist die Sitte in fernen Landen! Die Einwohner in Juida begrüßen sich, wenn sie sich zu Pferde begegnen, indem sie sich vom Gaul werfen, einander gegenüber knieen, die Erde küssen und in die Hände klatschen.

Die Bewohner der manillischen Inseln beugen den Leib tief, legen beide Hände auf die Backen und halten ein Bein in die Höhe.

Die Wilden in Neuorleans begrüßen Vornehme durch ein bestialisches Geheul. Der Marineser behauptet, das Hauptgesetz für den artigen Mann sei, daß er den Fuß dessen, den er begrüssen will, nimmt und sich das Gesicht sanft damit einreibt.

Der Chirignaner findet es schicklich, das Beinkleid unter den Armen zu tragen.

Lauter Absurda! wie so ganz anders klänge die Lehre von den Complimentenwinkeln!!



König Watzmann.

Wer einmal in dem Salzburgerlande war, wird den Berg Watzmann nimmer vergessen können, der so mächtig und absonderlich in die Wolken hineinragt! Es soll aber mit diesem Schneegebirge eine eigene Bewandtniß haben, wie die Fährleute auf dem Königsee und die Sennerinnen auf den Alpen erzählen. Es lebte

nämlich vor langen, langen Zeiten ein böser König, den nichts ergötzte als das wüste Jagen durch Berg und Thal. Sein Leben waren Roſſe und Hunde und wild Gejaid. So geſchah es nicht ſelten, daß er, die Spur eines angeſchoſſenen Hirſches verfolgend, Saaten und Felder mit ſeinem Jagdtroß zerſtampfte und zerſtörend durch die Heerden friedlichweidender Schaafe jagte. Und da half kein Bitten und Flehen der armen Hirten! „Luſtig Gejaid" hieß es! und wenn die Hüfthörner ſchmetterten, war weder Menſch noch Thier ſeines Lebens ſicher.

Und wie der König — Watzmann hieß er — ſo war auch ſein Weib, die Königin. Allerwegs geleitete ſie ihn — nicht minder in die Jagdluſt wild entbrannt. Eines Tages aber — da wieder der Jagdteufel los war — hatten die Rüden gewaltig in eine Heerde gewüthet. Und da nun die Hirten ſie abwehren wollten und in ihrer Entrüſtung auch die Armbruſt zur Hand nahmen und einen dieſer raſenden Hunde getödtet hatten, da ergrimmte der wilde König dergeſtalt, daß er die Rüden auf die Hirten hetzte, die dann bald zerfleiſcht ihm zu Füßen lagen. Darob lachten Seine Majeſtät in wilder Luſt, und nicht minder die Frau Königin mit ihren Kindern. Es iſt aber zu allen Zeiten ein König im Himmel geweſen, der die Könige dieſer Erde richtet und ſtraft. Und ſo auch damals. Denn alsbald entſtand ein mächtig Ungewitter und ein Blitzſtrahl verſteinerte den König Watzmann und die Seinen, die nun als ſtarre Berggipfel ihre Rieſenleiber emporrecken.

Alſo erzählen die Fährleute auf dem Königſee und die Sennerinnen auf den Hochalpen bei Berchtesgaden im Salzburgerlande.

Das Waiſenkind.

Ein Kindlein ſitzt ſo ganz allein
Im Wald bei blaſſem Mondenſchein,
Ein armes Waiſenkind.
Mein Gott, mein Gott, verlaß' mich nicht,
Damit mir nicht das Herze bricht!
Wie hungerts und wie durſtets mich,
Wie iſts im Walde fürchterlich,
Es ſauſt und heult der Wind!
Kaum decket mich ein dünnes Kleid,
Weiß nicht woaus, woein Beſcheid,
Ich armes Waiſenkind!
So klagts — und endlich ſchläft es ein,
Bedeckt vom bloßen Mondenſchein;
Es hat ein Engel in der Nacht
Ihm dieſen ſanften Schlaf gebracht;
Und wie es wieder iſt erwacht,
Da war verſchwunden Angſt und Nacht,
Dem armen Waiſenkind.

Der Vater in dem Himmel dort
Berief's an einen ſel'gen Ort;

Nun ſpielt es mit den Engelein
Im wunderbaren Sonnenſchein —
Das arme Waiſenkind!

Des Vögleins Begräbniß.

Unter den rothen Blumen
Schlummere, lieb Vögelein!
Unter den rothen Blumen
Graben wir dich traurig ein.

Haſt uns ſo ſchön geſungen,
Haben dich ſo geliebt,
Kehlchen hat ausgeklungen,
O wie uns das betrübt!

Als du noch sangst, helle Rosen
Blühender Mai geweckt;
Aber nun mit Zeitlosen
Haben wir dich zugedeckt.

Ludw. Bechstein.

Das Brauttänzlein.

Zwei arme, alte Leute, Mann und Weib, arbeiteten eines Tages in ihrem Aeckerlein, das an der Straße lag. Und sie spateten und hackten von früh Morgens bis Mittag in Einem fort; und wie es Mittag war, hatten sie wohl viel Hunger, aber wenig Brod. Da sagte das Weib und seufzte: Ach Gott, was haben wir doch verschuldet, daß es uns so elend geht! Der Mann, der eines immer heitern Sinnes war, sagte: Es muß denn wohl sein, daß wir unser Brauttänzlein zu machen vergessen haben. Was meinst, Annamarie, wenn wir es jetzt nachholten? Und er packte sogleich das Weib um die Mitte und drehte sie, und sie mußte selbst dazu lachen. Und weil es gar uneben auf dem Acker war, so gingen sie auf die Straße, und sie tanzten hier auf und ab und hin und her, bis sie endlich schwindlicht wurden und beide in den Straßengraben hinab fielen. Da lagen sie...; und der Mann lachte, und das Weib schimpfte über das tolle Brauttänzlein. Wie sie aber nun aufstanden, da bemerkte der Mann eine Geldkatze daneben liegen, und sie war auch voll von Geld. Da schrie der Mann:

Juhey! als ob's auf der Hochzeit wäre. — Jedoch bald darauf kam ein Kaufherr des Wegs, und er fragte die beiden, die nun wieder an der Arbeit waren, ob sie keine Geldkatze gefunden hätten. Der Mann war gleich beschlagen und sagte: O ja! damals, als wir das Brauttänzlein gemacht haben. Hierauf sagte der Mann: So lang ist's nicht her, daß ich sie verloren habe, und ging weiter. — In dem, was folgt, weichen nun die Erzähler von einander ab. Einige sagen, die Geschichte habe sich in Ober-Eßlingen zugetragen, und der arme Mann habe die Katze dem Kaufherrn zugestellt, wofür er denn auch ein schönes Geschenk zu seinem Brauttänzlein erhalten habe. Andere dagegen behaupten, es sei in Unter-Eßlingen geschehen, und der Mann habe das Geld behalten und die Katze obendrein. Und der günstige Leser mag nun glauben, was ihm das Beste zu sein dünkt.

Nachtwächter Thomas.

Nachtwächter Thomas, als er Alters halber seinen Dienst aufgeben mußte, erbat sich's vom Bürgermeister als eine besondere Gnade aus, daß er fortan wenigstens die Stadtuhr aufziehen dürfe. „Es sei," sagte er, „ein ganz eigenes Vergnügen, den Leuten zu zeigen, wenn sie sind." Das wurde ihm denn gestattet, und er zog auch fleißig alle Tage nach dem Kirchgang die Uhr auf und richtete sie. Es dauerte aber nicht volle vier Wochen, als Thomas den Bürgermeister bat, er möchte ihm den Dienst, den verdrießlichen, wieder abnehmen. „Man könne es," sagte er, „den Leuten nimmermehr Recht machen. Wenn ich auch," fuhr

er fort, „die Stadtuhr genau auf Gottes Weltuhr richte, ſo ſagen doch die Einen, ſie gehe zu ſpät, die Andern, ſie gehe zu früh; zu ſpät z. B. ſagen die faulen Schüler; zu früh die kargen Gewerbsmeiſter. Und ſo," ſchloß er, „mag's ihnen der Teufel Recht machen, ich nicht." Hierauf verſetzte der Bürgermeiſter: „Ich will Euch einen guten Rath geben, wie Ihr alle Theile zufrieden

ſtellen möget. Beklagen ſich die Gewerbsmeiſter, daß die Uhr zu früh gehe, ſo ſaget nur recht freundlich: Ich will mir alle Mühe geben und dafür ſorgen, daß die Uhr ganz richtig zeigt. Und beklagen ſich die Schüler, ſo saget desgleichen: Liebe Kinder, ich will allen Fleiß anwenden, die Uhr ſo zu richten, daß ſie ganz genau zeigt. Laſſet aber," fuhr der Bürgermeiſter fort, „bei dem allen die Uhr ruhig ihren Gang gehen; nur gebet den Leuten gute und freundliche Worte, und alle werden zufrieden ſein und Euch in Ruhe laſſen."

Gevatter Tod.

Ein armer Mann hatte schon zwölf Kinder, und als ihm nun das dreizehnte geboren wurde, wußte er sich nicht mehr zu helfen, und lief in seiner Noth hinaus in den Wald. Da begegnete ihm der liebe Gott und sagte: Ich will der Gött deines Kindes werden, und ich will einen Doctor der heiligen Schrift aus ihm machen, und er soll ein Heiliger werden im Himmel. Der Mann antwortete: Ich will dich nicht zum Götten meines Kindes; denn so müßte er ein Martyrer und Kreuzträger sein auf Erden, sein Leben lang. Bald darauf begegnete ihm der Teufel und sprach: Ich will dein Gevatter sein; und ich will dein Kind zum Doctor der Rechte machen, und er soll Geld und Gut haben und alles Vergnügen auf der Welt. Der Mann versetzte: Ich will dich nicht

zum Gevattermann; denn ſo würde mein Kind durch Unrecht in's Verderben kommen in alle Ewigkeit. Zuletzt begegnete ihm der Tod,

der zu ihm ſprach: Ich will der Tott deines Kindes ſein, und ich will einen Doctor der Arznei aus ihm machen, und er ſoll reich werden an Ehren und Würden. Der Mann ſagte: Du biſt mir der rechte Gevatter, wie ich ihn wünſche; denn du machſt keinen Unterſchied zwiſchen den Menſchen, und wie wir uns hier betten, ſo liegen wir dort, ohne dein Zuthun. — Zur feſtgeſetzten Stunde kam auch der Tod und hielt das Kind über die Taufe. Nachdem es groß geworden, kam er einmal wieder und führte ſeinen Pathen in den Wald und ſprach zu ihm: „Jetzt will ich dich zum Doctor machen. Nun iſt zwar für den Tod kein Kräutlein gewachſen und du magſt's damit halten, wie du willſt. Aber dieſes Zeichen geb' ich dir, und wenn du es recht gebrauchſt, ſo wirſt du zu großen Ehren und Würden gelangen, wie ich deinem Vater verſprochen. Drum merke: Wenn ein Menſch, der im Sterben liegt, durch den Prieſter die Oelung empfängt, da bin ich auch dabei; ſiehſt du mich nun zu den Häupten des Kranken ſtehen, ſo wird er geneſen; ſiehſt du mich aber zu den Füßen deſſelben ſtehen, ſo wird er ſterben. So kannſt du denn allzeit zum voraus ſagen, ob er wieder geſund werde oder ſterben müſſe. Und ſo wird es denn nicht fehlen, daß du in den bedenklichſten Fällen zu Rathe gezogen, und um deiner Wiſſenſchaft willen mit großen Ehren und reichlichen Geſchenken wirſt überhäuft werden.“ Das hat denn auch der Doctor gethan, wie ihm der Tod gerathen; und es iſt ſo geſchehen, wie ihm ſein Dot geſagt hat. Sein Ruf ging weit hinaus in die Länder; und was reich und vornehm war, ließ ihn holen, und er gewann an Gütern, Ehren und Würden ſo viel, daß er's kaum zu rechnen und zu ſchätzen wußte.

Endlich aber, als er zu hohen Jahren gekommen, verfiel auch er in Krankheit. Da, wie ihm nun der Priester das Sakrament ertheilte, schaute er sich um, und er sah, daß ihm der Tod zu den Häupten stand. Also prophezeite er den Umstehenden, daß er an der Krankheit nicht sterben werde, worüber sich alle verwunderten. Nach einem Jahre aber wurde er wiederum schwer krank, und in derselben Zeit sah er, zu seinem Schrecken, den Tod zu seinen Füßen stehen. Er faßte sich aber sogleich und raffte seine letzten Kräfte zusammen und legte sich verkehrt, so daß der Tod ihm nun an seinem Haupte zu stehen kam; und er wurde wiederum gesund. Nach Verlauf eines Jahres befiel ihn dieselbe Krankheit, und er lag sterbensmatt im Bette. Während nun der Priester die Gebete las, und der Kranke die Sterbekerze in der Hand hielt, da wollte immer noch kein Tod erscheinen; aber plötzlich strich ein kalter Luftzug durch das Zimmer und löschte die Kerze aus, und in demselben Augenblicke war auch der Kranke todt.

Der Hofmann.

In einem Büchlein, gedruckt zu Nürnberg i. J. 1667, finden sich nachstehende versificirte Regeln, wie man sich bei Hofe zu benehmen habe:

Der zu Hofe denkt zu leben
Muß nicht Allem Glauben geben;
Denn es ist ja sehr gemein
Einem freund- und feindlich sein.
Kommts, daß dir ein Glücke blühet,
So sei stündlich drum bemühet;
Denn da ist ein Raupenhauff,
Der frißt einem Manches auf.
Grüße, küsse, neige, beuge,
Jedem die Gebühr erzeige,
Titelir auch jeden recht,
Mehr zu hoch als wie zu schlecht.
Du mußt dich sehr wohl bereiten,
Eh du willst nach Hofe schreiten.
Wirff auch alle Scham dahin,
Denn zu Hofe heißt es „kühn“!
Kehr den Mantel nach dem Regen,
Halt die Nase nicht entgegen,
Der den Wind nicht kann verstehen,
Mag nur bald vom Hofe gehen!
Siehe, wie der Hofwind wehet,
Dann er bald verändert stehet,
Bald so ist ein Feind dein Freund,
Bald so ist dein Freund ein Feind.
Stimm mit ihnen Allen ein,
Mag es auch halb Unrecht sein.
Lern voraus die großen Ehren,
Die dem Hofe angehören,
Sei ihr Gast und nicht ihr Wirth,
So wird nicht zu Viel spendirt.
Ist dir jemand, der was mächtig,
Daß er dir nicht gut, verdächtig,
So bemüh dich Tag und Nacht,
Daß er werd an dich gebracht.
Wenn du schon zu Hof hörst lügen
Daß sich möchten Balken biegen,
Lache mit und straf es nit,
Leug viel lieber etwas mit.
Du mußt nit dein Reichthum sagen,
Sondern stets den Großen klagen,
Daß bei dir der Mangel sei,
Dann legt man dir etwas bei.

Der Soldat.

Es geht bei gedämpfter Trommel Klang;
Wie weit noch die Stätte! der Weg wie lan
O wär' ich zur Ruh' und alles vorbei!
Ich glaub', es bricht mir das Herz entzwe

Ich hab' in der Welt nur ihn geliebt,
Nur ihn, dem man jetzt den Tod doch gieb
Bei klingendem Spiele wird paradirt,
Dazu bin auch ich, auch ich commandirt

Nun schaut er auf zum letzten Mal
In Gottes Sonne freudigen Strahl,
Nun binden sie ihm die Augen zu,
Dir schenke Gott die ewige Ruh'!

Es haben die Neun wohl angelegt,
Acht Kugeln haben vorbei gefegt,
Sie zitterten alle vor Jammer und Schme
Ich aber, ich traf ihn mitten in's Herz.

Der Thurm zu Leipzig.

Zu Leipzig ſtand ein feſter Thurm
Hochragend auf der Mauer,
Er trotzte manchem Stoß und Sturm
Und manchem Kugelſchauer.

Der alte Meiſter grub hinein
Mit Goldſchrift in die Steine:
Durch Zwietracht wird das Große klein,
Durch Eintracht groß das Kleine.

So ſtand er manches liebe Jahr
Und ſah das Land der Sachſen
Trotz Wetter, Sturm und Kriegsgefahr
Durch Eintracht blühn und wachſen.

Doch einſt war blut'ger Streit entfacht,
Die Kriegswuth entbrannte,
Als Friederich mit Heeresmacht
An Leipzig's Mauern rannte.

Der Herzog Moriz hielt's in Hut,
Es spien aus ehrnem Rachen
Auf Thürm' und Mauern Blitz und Gluth,
Viel hundert eh'ne Drachen.

Da sank der alte Thurm ins Feld
Hernieder von dem Walle,
Und an dem Boden lag zerschellt
Die Schrift vom jähen Falle.

Ein Trümmerhäuflein stand allein,
Es sprachen seine Steine:
Durch Zwietracht wird das Große klein,
Durch Eintracht groß das Kleine.

Bruno Hübner.

Glück.

1.

Glück nennst du Etwas, — schaust herbei
Dieß Glück, und weißt nicht, was es sei; —
Du suchst es während deines Lebens,
Sucht, suchst — und suchst vergebens.
Warum? — Du suchst am falschen Ort,
Wo du es suchst — es ist nicht dort! —
Du suchst es außen in der Welt —
Du nennst es Ehre, nennst es Geld;

Und kannſt du Beides nicht erſtreben
Meinſt du: ein Unglück ſei dein Leben.
Du irrſt, o Freund, — kehr' einmal ein
In deines eignen Herzens Schrein!
Laß hinter dir die Welt zurück,
Und ſuch' einmal in dir das Glück! —
Such' es in deines Herzens Gründen,
Und — ſei gewiß — du wirſt es finden!

2.

Glück wünſchſt du dir oft und laut — —
Haſt du denn je das Glück erſchaut?
War, was dafür dir oftmals galt,
Das Glück in eigenſter Geſtalt?
Gewiß nicht! — Was da wankt und bricht,
Das iſt das Glück, das wahre, nicht.
Das wohnt in keinem Haus von Stein,
Das wohnt in keinem goldnen Schrein,
Das wohnt in deiner Bruſt allein! —
„In meiner Bruſt?" — Ja! — lern' es kennen!
Ich will dir ſeine Zeichen nennen.
Du kennſt es am geſunden Blut,
Du kennſt es an dem frohen Muth,
An deines Herzens ſanftem Schlag,
An ruh'ger Nacht nach fleiß'gem Tag;
Du kennſt es an dem Muth in Noth,
Du kennſt es — an dem ſanften Tod! —
Und wie dieß Glück ſei zu erſtreben?
Ich will dirs in zwei Worten geben:
Sei niemals deiner Sinne Knecht,
Vertrau auf Gott und handle recht!

Ibler.

3.

Liebe und Freundſchaft.

Was Liebe man und Freundſchaft heißt
Iſt oftmals nur ein Stein, der gleißt;
Drum wirf ihn in des Unglücks Feuer!
Bewährt er da ſich als ein treuer —
Und geht er aus der Probe rein,
Dann iſt's ein ächter Edelſtein; —
Den halte feſt an deiner Bruſt
Des Unglücks Licht, des Glückes Luſt!

Ibler.

Pädagogiſche Gnomen.

Der Sperling baut ſein Neſt zu ſicherem Verſtecke
In enges Mauerloch, daß man es nicht entdecke.

Die fromme Taube hat dem Menſchen ſich ergeben,
Ihm anvertraut ihr Neſt und Brut und Blut und Leben.

Die Eule baut ihr Neſt in düſtrer Thürme Spalten,
Sucht ängſtlich jeden Strahl des Lichtes fern zu halten.

Der Weihe legt ſein Neſt auf hohen Wipfeln an,
Das frühe ſchon die Brut nach Beute ſpähen kann.

Der Adler aber baut's auf freie Felſenhöhen,
Allwo die Sonne glüht und wo die Winde wehen.

Gleich du dem Sperling nicht! — trotz ſeiner ſcheuen Flucht
Von wilden Knaben wird ſein Neſtlein aufgeſucht.

Lehr deine Kinder nicht der Leute Anblick fliehen,
Aus Furcht vor Sünde nicht dem Leben ſich entziehen.

Die Welt wird einſt dafür gewiß an dir gerochen,
Hat zu Unkundigen ſie ſich die Bahn gebrochen.

Auch giebt's Verführer viel, die ſuchen boshaft arg
Das Kind an's Licht zu ziehn, das deine Angſt verbarg.

Gleich du der Taube nicht! — der Menſch beſchützt die Brut,
Doch zahlt ſie ihm dafür dereinſt mit ihrem Blut.

Lehr' deine Kinder nicht zuviel auf andre baun,
Sonſt zahlen ſie dereinſt zu theuer ihr Vertraun.

Der Eule ſei nicht gleich! — ſie hält die Brut in Acht
Vor jedem Sonnenſtrahl, drum ſieht ſie nur bei Nacht.

Birg deine Kinder nicht vor jedem Strahl des Lichts;
Beſſer, jetzt zu viel ſehn, als, wenn ſie ſollen, Nichts.

Der Weihe hat ſein Neſt ſo hoch nicht angelegt,
Daß nicht des Jägers Blei Verderben zu ihm trägt.

Weih du dein Kind nicht ein in irdiſche Begier!
Darunter droht die Welt Verderben ihm und dir.

Sei du dem Adler gleich! — er hat auf ſeinen Höhn
Der glüh'nden Sonne früh in's Angeſicht geſehn;

Daher an ihren Strahl gewöhnt die Augen ſind,
Die Tagelang zu ſehn, und doch wird er nicht blind.

Der Sturm umbrauſte ihn auf ſeiner Felſenklinge,
Drum trägt ihn himmelan die ſturmgeübte Schwinge.

Laß du dein Kind ſchon früh mit Wind und Wetter ſpielen,
So wird es einſt den Sturm des Lebens minder fühlen.

Lehr du dein Kind ſchon früh empor zum Himmel ſchaun,
So macht das Niedre ihm einſt weder Luſt noch Graun.

Doch ſei du ſelbſt ein Aar; und zeig in Rath und That
Den Flug, den himmelan dein Sohn zu nehmen hat.

Der Rabe hörte einſt von einem Freund beteuern,
Es brüte hundert Tag' ein Aar auf ſeinen Eiern.

Da ſchwur er: Adler auch will ich zu Kindern haben!
Saß hundert Tage drauf und zeugte doch nur — Raben.

Du ſelbſt mußt edel ſein; nie bringt nur äußre Zucht,
Der Kern und Seele fehlt, nach Innen reife Frucht.

Kind! ſprach zu ſeinem Sohn ein Krebs, laß dich bedeuten,
Fortan mußt du dich mühn, nach Vornen ſtets zu ſchreiten.

Wohl, Vater! ſprach der Sohn, doch zeigt mir's, wie ich's mache,
Schwer lernt ſich am Gebot, am Beiſpiel leicht die Sache.

Zeig deinem Sohn zuerſt, und wird ihm ſchwer die Bahn,
So nimm ihn bei der Hand und führ ihn ſelbſt hinan!

Bruno Lindner.

Ein deutſcher Nachtwächter.

Ich bin ein Wächter rechter Art,
Der ſeine Stadt bewacht und wahrt.
Ich ſinge ſtets mit Zuverſicht:
Bewahrt das Feuer und das Licht,
Und lobet Gott den Herrn! —
Der Hund hält die Laternen.

Ich bin gegürtet und bewehrt
An meiner Hüfte hängt ein Schwert.

Weh, wer den nächt'gen Frieden bricht!
Bewahrt das Feuer und das Licht,
Und lobet Gott den Herrn! —
Der Hund hält die Latern.

Der Dieb, der durch die Gassen schleicht,
Er wird von meinem Schritt verscheucht.
Mein Hornruf schreckt, mein Spieß, der sticht.
Bewahrt das Feuer und das Licht,
Und lobet Gott den Herrn! —
Hund! Halte die Latern!

Vielleicht, daß auf dem Eichelmond
Von mir ein Herr Collège wohnt,
Der auch zur dunkeln Erde spricht:
„Bewahr dein Feuer und dein Licht
Und lobe Gott den Herrn!?“ —
Hund! Halte die Latern.

Ich sing', im Wachen nimmer müd,
Auf meinem Gang so manches Lied,
Sei's nun politisch oder nicht.
Bewahrt das Feuer und das Licht,
Und lobet Gott den Herrn! —
Hund! Halte die Latern!

Schlaft sanft und wohl, so Stadt als Land!
Rings wacht von Wächtern ein Verband.
O Vaterland! Verzage nicht!
Bewahr' dein Feuer und dein Licht,
Und lobe Gott den Herrn!
Der Hund hält die Latern.

Bechstein.

Ein illustrirtes Stückchen aus Shakspeare's „Wie es euch gefällt“.

Jaques. Ja, die ganze Welt
Ist eine Bühn' und Frau'n und Männer sind
Nur Spieler, treten auf und gehen ab,
Und Einer spielt in seines Lebens Lauf
Viel Rollen; sieben Stufen sind die Alter.
Zuerst das Kind, das plärrt und spielt im Arm
Der Amme; dann der Knab', er weint und bricht
Mit seinem Bücherbund und Morgenantlitz
Unwillig in die Schule, schneckengleich;

Der Liebende, der wie ein Ofen ſeufzt,
In einem herzzerreißenden Geſang
Auf ſeiner Liebſten Brau'n; dann der Soldat,

Voll wilder Schwür' und bärtig wie der Panther,
An Ehr' empfindlich, flugs zum Kampf bereit
Und nach des Ruhmes Seifenblaſe ſuchend
Bis in die Mündung der Kanone; d'rauf
Der Richter, in dem ſchönen runden Bauch,
Gemäſtet mit Kapaun, mit ſtrengem Aug',

Und mit geſtuztem Bart, voll weiſer Sprüch'
Und neueſter Exempel, und ſo ſpielt
Die Roll' er fort; die ſechſte Stufe macht
Zum dürren Pantalon in den Pantoffeln,
Brill' auf der Naſe, Beutel an der Seite,
Die Hoſe ſeiner Jugend, wohl geſchont,
Um eine Welt dem magern Bein zu weit,
Und ſeine männlich tiefe Stimme ward
Zum kindiſchen Diskante wieder, piept
Und pfeift in ſeinem Ton: der letzte Akt,
Der dieſe abenteuerliche Mähr
Zu Ende führt, iſt zweite Kindheit nur,
Ein völliges Vergeſſen; ohne Zahn,
Ohn' Augen, ohn' Geſchmack' und Jegliches.

Weinlied.

Im kühlen Keller ſitz' ich hier
Auf einem Faß voll Reben,
Bin frohen Muth's und laſſe mir
Vom Allerbeſten geben.

Der Küper zieht den Heber voll,
Gehorſam meinem Winke,
Reicht mir das Glas, ich halt's em-
por
Und trinke, trinke, trinke.

Mich plagt ein Dämon, Durſt ge-
nannt,
Doch, um ihn zu verſcheuchen,
Nehm' ich mein Deckelglas zur Hand
Und laß' mir Rheinwein reichen.
Die ganze Welt erſcheint mir nun
In roſenrother Schminke;
Ich könnte niemand Leides thun,
Ich trinke, trinke, trinke.

Allein mein Durſt vermehrt ſich nur
Bei jedem vollen Becher,
Dies iſt die leidige Natur
Der ächten Rheinweinzecher!
Doch tröſt' ich mich, wenn ich zuletzt
Vom Faß zu Boden ſinke,
Ich habe keine Pflicht verletzt,
Denn ich trinke, trinke, trinke.

Die Ueberraſchung im Garten.

Wer ſprützt mer alli Früeh mi Roſmeri?
„Es cha doch nit der Thau vom Himmel ſi;
„ſuſt hätt der Mangeld au ſi Sach,
„er ſtoht doch au ni unterm Dach.
„Wer ſprützt mer alli Früeh mi Roſmeri?

„Und wenn i no ſo früeh ins Gärtli ſpring,
„und unterwegs mi Morgeliedli ſing,
„iſch näumis g'ſchafft. Wie ſtöhn itz reihemis
„die Erbſe wieder do am ſchlanke Ris
„in ihrem Blueſt! I chumm nit us dem Ding.

„Was gilts, es ſin die Jumpferen uſem Ser!
„Me meint zwor, 's chömm, wie lang ſcho, krimi mich.
„Suſt ſin ſie in der Mitternacht
„wenn Niemes meh als d'Sterne wacht,
„in d'Felder uſe g'wandlet uſem Ser.

„Sie hen im Feld, ſie hen mit frummer Hand
„de brave Lüte g'ſchafft im Gartenland,
„und iſch me früeh im Morgeſchimmer cho,
„und het itz wellen an ſi Arbet go,
„iſch Alles ferig gſi, — und wie ſchaemant!

„Du Schalk dört hinte, meinsch, i seh di nit?
„Jo, duck di numme nieder, wie de witt!
„I ha mers vorgstellt, du würschs sy.
„Was falle der für Jesten i? —
„O lueg, vertritt mer mini Setzlig nit!“

„O Kätterli, de hesch's nit solle seh!
„Jo, dine Blueme hani z'trinke ge,
„und wenn de wotsch, i gieng für di dur's Füür
„und um mi Lebe wär mer di's nit z'thüür,
„und 's isch mer o gar sölli wohl und weh.“

So het zuem Kätterli der Fridli g'seit,
er het e schweri Lieb im Herze treit,
und hets nit chönne sage iust,
und es het au in siner Brust
e schüüchi zarti Lieb zuem Fridli treit.

„Lueg, Fridli, mini schöne Blüemli a.
„'s sin numme alli schöne Farbe dra.
„Lueg, wie eis geg'nem andre lacht,
„in siner holde Früehligs-Tracht,
„und do sitzt scho ne flißig Immli dra.“ —

„Was helfe mer die Blüemli blau und wiß?
„O Kätterli, was hilft mer's Immlis Fliß?
„Wärsch du mer hold, i wär im tiefste Schacht,
„i wär mit dir, wo au kei Blüemli lacht,
„und wo kei Immli summst, im Paradies.“

Und d'rüber hebt sie d'Sunne still in d'Höh,
und luegt in d'Welt, und seit: „Was mueß i seh
„in aller Früeih?“ — Der Fridli schlingt si Arm
um's Kätterli, und 's wird em wohl und warm,
Druf het em 's Kätterli e Schmüetzli ge.

Hebel.

B i e r.

„Ei, gut sein ist es hier,
Denn hier giebt's gutes Bier;“
„Nein, schlecht sein ist es hier,
Denn hier giebt's gutes Bier.“

So stritten zweie sich jüngsthin vor einer Schenke;
Der sah die Trinker an und jener das Getränke.

Mises.

Epiphanias.

(Siehe das Titelbild.)

Die heiligen drei König' mit ihrem Stern,
Sie essen, sie trinken, und bezahlen nicht gern;
Sie essen gern, sie trinken gern,
Sie essen, trinken, und bezahlen nicht gern.

Die heiligen drei König' sind kommen allhier,
Es sind ihrer drei und sind nicht ihrer vier;
Und wenn zu dreien der vierte wär',
So wär' ein heiliger drei König mehr.

Ich erster bin der weiß' und auch der schön',
Bei Tage solltet ihr erst mich sehn!
Doch ach, mit allen Specerein
Werd ich kein Tag kein Mädchen mehr erfreun.

Ich aber bin der braun' und bin der lang',
Bekannt bei Weibern wohl und bei Gesang.
Ich bringe Gold statt Specerein,
Da werd' ich überall willkommen sein.

Ich endlich bin der schwarz' und bin der klein',
Ich mag auch wohl einmal recht lustig sein.
Ich esse gern, ich trinke gern,
Ich esse, trinke und bedanke mich gern.

Die heilgen drei König' sind wohl gesinnt,
Sie suchen die Mutter und das Kind;
Der Joseph fromm sitzt auch dabei,
Der Ochs und Esel liegen auf der Streu.

Wir bringen Myrrhen, wir bringen Gold,
Dem Weihrauch sind die Damen hold;
Und haben wir Wein von gutem Gewächs,
So trinken wir drei so gut, als ihrer sechs.

Da wir nun hier schöne Herrn und Frau'n,
Aber keine Ochsen und Esel schaun;
So sind wir nicht am rechten Ort,
Und ziehen unseres Weges weiter fort.

Göthe.

Das Geleite Gottes.

Wer reines Herzens pilgert durch das Leben,
Dem giebt der liebe Gott ein ſicheres Geleite;
Mag in Gefahren ſelbſt der Wanderer ſich begeben,
Ein Engel Gottes ſchreitet ihm zur Seite,
Der läßt im Kampf ihn nimmer unterliegen,
Er ſtreitet mit und hilft den Feind beſiegen.

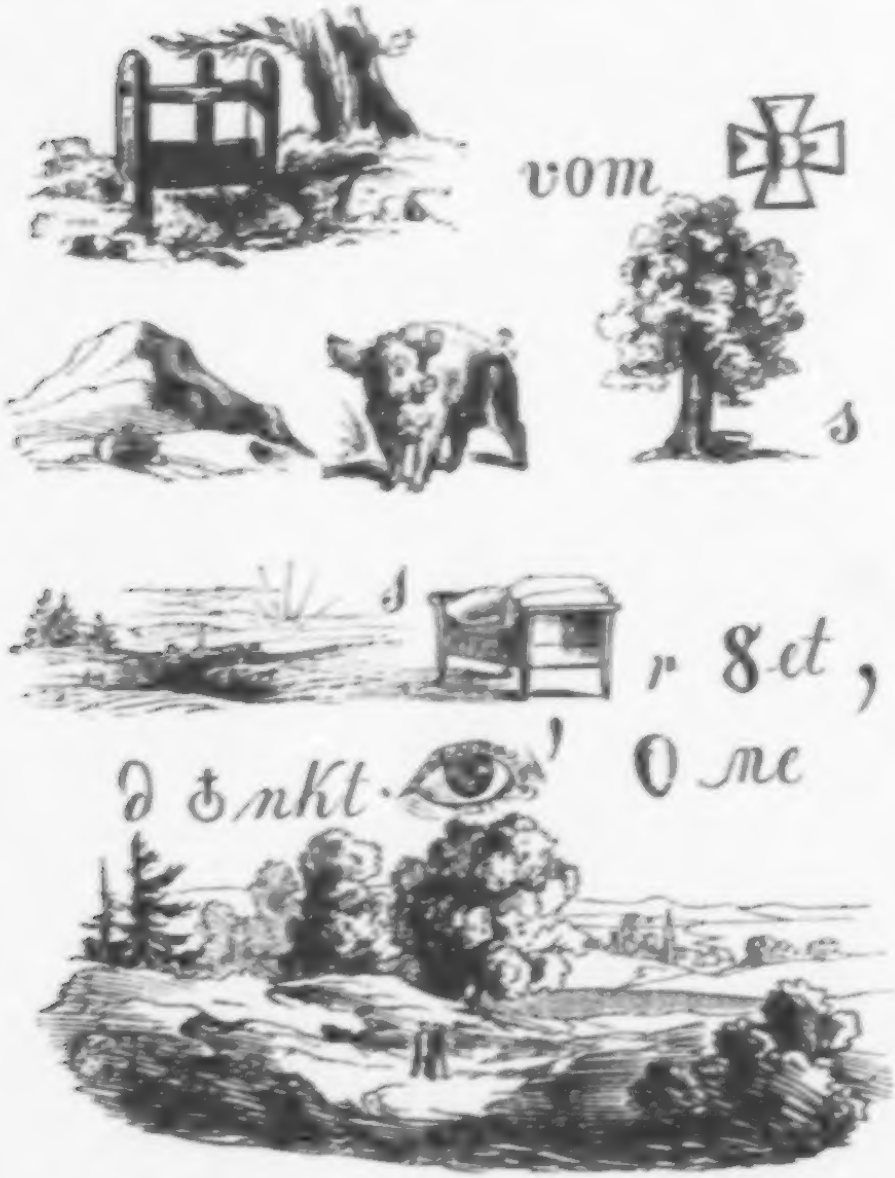
Doch wem das Herz verdorrt, erſtorben das Gemüthe,
Der geht ſo einſam auf des Lebens Wegen,
Der ſieht und freut ſich nicht der holden Blüthe,
Die freundlich winkt ihm überall entgegen;
Der hört auch nicht die frommen Liederweiſen,
In denen Engel Gott den Ew'gen preiſen.

Philiſterei.

Im Freien Bücher leſen
Das iſt Philiſterweſen. —
Die Natur iſt ein Buch mit abertauſend Blättern,
Das der Autor geſchrieben mit deutſchen Lettern;
In dem Buche lieſt ſich der nimmer ſatt,
Der das Herz auf dem rechten Flecke hat.

Räthſel in Wort und Bild.

Rebus*) Nr. 1.



*) Die Auflöſung dieſer Sach-Räthſel wird im folgenden Jahrgange dieſes Kalenders mitgetheilt werden. Der Verleger bemerkt, daß dieſe Rebus zwar nicht durchweg orthographiſch ſind, daß man aber bei Auflöſung derſelben der Sprache keine Gewalt anzuthun braucht.

Rebus Nr. 2.

Charade.

Die erſte Sylbe iſt ein Gott mit tauſend Schrecken,
Die andern zwei ein Menſch, bequem zum Recken,
Das Ganze iſt gemacht um drauf zu gehn,
Die beiden andern aber müſſen drunter ſtehn,
Sonſt würde alles drauf und drunter gehn.

Rebus Nr. 3.

Räthſel.

Wer nennt mir die Häuslein ſo nett und rein,
Mit dem Gewölb' von weißem Stein?
Sich ſelber baun ſie ohne Müh',
Du weißt wohl wo, doch weißt nicht wie.

Gar friedlich in guter warmer Hut
Ein ganzes Dörfchen beiſammen ruht;
All' haben ſie eine Beſitzerin,
Die aber wohnt nicht ſelber drin.

Doch iſt ein Inſaß in jedem Haus,
Der hat kein Fenſter zu gucken hinaus,
Der hat keine Thüre zu gehen hinein,
Schlägt, will er hinaus, die Wände ein

Deutsches Volksbüchlein

für

Jung und Alt.

Herausgegeben von

Gustav Nieritz.

Jahrgang 1846.

Mit Beiträgen

von

Bechstein, Duller, Geldern, *Dr.* Mises u. Andern;

und 7 Holzschnitten

nach Originalzeichnungen

von

Ludwig Richter.

Der Inhalt dieses Volksbüchleins ist gleichlautend mit dem für dieses Jahr erschienenen Volkskalender.

Berlin,

Verlag von Carl Heinrich Schultze

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

Ein Wittwer in den besten Jahren, von angenehmen Aeußern, sucht eine kinderlose Wittwe als Lebensgefährtin, die außer allen Tugenden ein Capital von wenigstens 10,000 Thalern besitzt.

K.P.I. Univ. Bibl.
Berlin

An die Thüren will ich schleichen, Still und sittsam will ich flehn;
Fromme Hand wird Nahrung reichen Und ich werde weiter gehn.
Jeder wird sich glücklich scheinen, Wenn mein Bild vor ihm erscheint
Eine Thräne wird er weinen Und ich weiß nicht was er weint.

Goethe.

Sie liebt mich, von Herzen, mit Schmerzen, ein wenig oder — gar nicht.
Sie liebt mich, von Herzen!!!

Nun befehl ich diesen Bau in Gottes Hand.
Dazu auch das ganze Vaterland.

Aus Ivo, der Hairle
in Berthold Auerbachs Dorfgeschichten

Property of
the Library

Noch ein dritter schmerzlicher Tag war zu überwinden, es war der Tag, wo die Rekruten nach Stuttgart einrücken mußten. Aloys ging früh in des Jakoben Haus, das Marannelle war im Stall, es mußte jetzt selber alle Arbeit verrichten; Aloys sagte: „Marannelle, gieb mir deine Hand“; sie gab sie ihm, und er sagte wieder: „versprich mir, daß du nicht heirathest, bis ich wieder komm'.“ — „Gewiß nicht“, betheuerte sie, und er sagte: „So, jetzt bin ich fertig, aber halt — komm, gieb mir auch einen Kuß.“ Marannelle küßte ihn, und die Kühe und Ochsen sahen verwundert zu, als wußten sie, was vorging.

Aus Tolpatsch in Berthold Auerbachs Dorfgeschichten

Der Schatz der mir am liebsten ist
Der ist im Keller unten,
Er hat ein hölzern Röcklein an,
Und ist mit Reif gebunden.

Der arme Geigenmacher und sein Kind.

Erzählung von Gustav Nieritz.

Es war einmal — doch nicht vor sehr langer Zeit — eine alte Hobelbank, welche, einsam und unbewacht, seit Stunden schon auf dem Abhange eines Berges und im Freien stand. Auf derselben lagen einige größere und kleinere Sägen, Aexte und Leimzwingen, ferner ein kleiner, übel verwahrter Wandschrank, eine fadenscheinige Tuchjacke und ein alter Mantel, welcher über die genannten Gegenstände hingebreitet war. Es gingen der älteren und jüngeren Menschen mehrere in der Nähe der Hobelbank vorüber, doch fiel es keinem von ihnen bei, die darauf liegenden Sachen sich zuzueignen oder wenigstens aus Neugier zu untersuchen. Hieraus erhellt, daß weder eine Residenz noch sonst eine große Stadt in der Nähe war, weil deren ehrliche Bewohner sicherlich bald, wenn auch nicht die alte Hobelbank, doch die darauf befindliche Zugabe in Sicherheit — in die eigene — gebracht haben würden. Ein Ort war allerdings in der Nähe, ja die bewußte Hobelbank stand so zu sagen mitten in demselben; denn die späteren Anbauer von Schönwalde, welche in dem schmalen, zwischen hohen Bergen sich hinschlängelnden, Thale keinen Raum mehr gefunden, hatten ihre Hütten nothgedrungen auf und an den Bergen erbauen müssen, daher jene in ihrer Vereinzelung den Vorposten glichen, die ein Streitcorps zu seiner Sicherheit ausgestellt hat. Die stattlichen Gebäude der wohlhabenderen Einwohner Schönwaldes, das aus einem bloßen Walddorfe mit der Zeit zu der Ehre eines Städtchens herangewachsen war, hatten sich wie schützend oder Schutz begehrend, um die einzige Kirche des Orts geschaart, deren Größe und Schönheit von dem frommen Sinne der Schönwalder, wenigstens der früheren Bewohner, zeugte. Je weiter die Wohnhäuser von dem Gotteshause entfernt lagen, desto niedriger und ärmlicher wurde ihr Ansehen, was besonders mit denen auf den Bergabhängen gelegenen der Fall war. Da, wo das Thal nach Süden hin etwas breiter wurde, stand in der Entfernung eines Büchsenschusses von dem letzten Hause ein grün und weiß-, daneben ein gelb und schwarzgestreifter Pfahl mit einer Tafel, auf welcher ein gemalter Doppeladler seine Hälfe begehrlich nach beiden Seiten ausstreckte. Füge ich noch die Antwort hinzu, welche ein Fremder auf seine Frage von einer Schönwalderin erhielt und die folgendermaßen lautete: „Mei Maa is á Buwullwaber un mei Gung' is nettdehämm" („Mein Mann ist ein Baumwollweber und mein Junge ist nicht daheim"), so wird alsbald mancher meiner Leser wissen, daß ich ihn nach einem

Städtchen des sächsischen Voigtlandes geführt habe, dessen Name „Schönwalde" er jedoch vergeblich auf der Landcharte suchen dürfte.

Die Osterwoche war vorüber und der Aprilmonat zur Hälfte die Schluchten und die Nordseite der Berge deckte noch eine fes Schneekruste; auf der Mittagsseite hingegen erschloß das Gänse blümchen sein weißbesterntes Haupt den milden Strahlen der Früh lingssonne, und grüne Spitzen brachen sich Bahn aus gebräunten Rasen hervor. Tausende kleiner Erdbewohner, die des Mensche Unwissenheit mit dem Namen Ungeziefer belegt, hatten die Erd welche sie den Winter über gedeckt, von sich abgeschüttelt und ware beschäftigt, ihre Sommerwohnungen wieder herzustellen. Auch di jenigen Bewohner Schönwalde's, welche des Glücks, einen eigene Heerd zu besitzen, entbehrten, wechselten jetzt zum Theil ihre Woh nungen und aus eben diesem Grunde befand sich auch die alte Hob bank auf dem Bergabhange. Die beiden Männer, welche sie au einem Hause im Thale in ein anderes, auf der Höhe gelegenes hatte versetzen wollen, waren bereits hohe Fünfziger und ernsten Ansehens von Körperfülle nicht beschwert, bei denen das purpurrothe Bl nicht durch die bleichen Wangen, kaum wenig auf die schmalen Li pen trat. Dessen ungeachtet war ihnen ein Versucher nahe getrete welcher sie augenblicklich ihre Bürde niedersetzen und dieselbe gänzli vergessen machte. Die beiden Voigtländer, welche noch so eben er und einsylbig den Berg erklimmt hatten, sie hüpften und krocht sie sprangen und schlichen, jagten auf und nieder, pfiffen u schnalzten mit den Lippen — kurz, sie geberdeten sich fast wie Wah witzige, die zuletzt in dem nahen Walde verschwanden und die Hob bank mit ihrer Beilage preisgaben. Und wer war dieser Versuche höre ich die Leser fragen. Ach! je natürlicher noch der Mensch i desto geringfügiger braucht auch der Gegenstand zu sein, der ihn Versuchung führt. Ein rothbäckiger Apfel und eine buntschillern Schlange brachten uns Adamskinder um das Paradies und den T in die Welt — was Wunder, wenn der Anblick eines federnag neuen, prächtigen Edelfinken die beiden ehrlichen Voigtländer au sich setzte? Mindestens eben so verführerisch, als einst die Schlan unsere Stammeltern überredete, ließ der Finke von einem nah kahlen Fliederstrauche sein „jack, jack, trief, trief" und „bink, bin erschallen, denen er einen köstlichen Doppelschlag nachfolgen li Nachdem er so die Hobelbankträger gekirrt hatte, brachte der schad frohe Vogel dieselben in den Trab, indem er seinen Sitz mit je Minute veränderte und endlich dem Walde zueilte, wohin ihm keuchenden und schwitzenden Männer nachfolgten. Stunden verg gen, wie schon gesagt, bevor die beiden Träger mit leeren Hän und verdrießlichen Gesichtern wiederkehrten und ihre Last wei förderten.

Sie gelangten mit derselben jetzt an eine, aus einem E geschosse bestehende Hütte, welche durch die Hausthüre und

Hausflur in zwei gleiche Hälften getheilt wurde, die eben so viel geräumige, vier Fenster zählende Wohnstuben enthielten. Aus derjenigen rechts ertönte schon in einiger Entfernung ein gleichmäßig wiederkehrendes Schnarren und beim Nähertreten gewahrte man an jedem Fenster zwei Männer, welche, vor ihren Weberstühlen sitzend, gerade so viel Raum hatten, daß ihre Rücken sich gegenseitig berührten. Diese lebenden, menschlichen Maschinen, auf voigtländisch Buwullwaber geheißen, sitzen festgenagelt vom frühesten Morgen bis zum Spätabende, um das Weberschiffchen hin und her zu schieben, den Webstuhl zu rücken und dafür wöchentlich 18 bis 20 gute Groschen Lohn zu empfangen.

Kaum daß die Hobelbank in der Stube zur linken Hand niedergesetzt worden war, hob Ahl, der Holzhauer, eilig zum Hübelfritze, dem Geigenmacher, an: „Na, Gott befohlen, Nachbar! ich muß eilen, daß er mir nicht entwischt. Mein muß er werden oder ich darüber zum Narren.“ Er rannte davon. Hübelfritze langte jetzt aus seiner Hosentasche die Fragmente eines bunten Tuches hervor, womit er sein schweißtriefendes Antlitz überfuhr. Dann sahe er sich in seiner neuen Wohnung um.

„Gute Nachbarschaft, Kamm-Kühn!“ sprach er und reichte seine Rechte einem Manne zu, welcher an dem Fenster der Seitenwand mit dem Fertigen von Abornkämmen beschäftigt war.

„Gute Nachbarschaft!“ fuhr Hübelfritze fort, die Handreichung bei des Kammmachers Ehefrau wiederholend, welche die gefertigten Kämme mit Lackfarbe überzog und polirte. „Gute Nachbarschaft, Stickerjule!“ sagte er zum drittenmale, zu einer Jungfrau hintretend, die an dem Fenster der Hinterwand vor einem großen Stickrahmen gebückt saß und die Nadel flink handhabte. Eine Frau, welche aus zehn und mehr alten Stücken den Anzug eines erwarteten, neuen Erdenbürgers herzustellen beflissen war, empfing den letzten Gruß und Händedruck des Geigenmachers, den in seine neue Wohnung einzuweisen der Hausherr jetzt erschien.

„Schön willkommen!“ sprach der Webermeister und rückte die weiße Zipfelmütze unmerklich auf dem Haupte. Er reichte dem Miethsmanne die Linke und bückte sich dann, um mit dem Stücke weißer Kreide in der Rechten einen Doppelstrich auf den Dielen zu erneuern, welcher die Stube in vier, ziemlich gleiche Bezirke eintheilte.

„Dieß Euer Winkel, Hübelfritze!“ sagte nun der Hausherr — „und hier Eure Grenze. „Ich hoffe, daß Ihr keine Stänkereien bei uns anfangen werdet. Dieses Viertel ist zur Zeit noch unbesetzt und solltet Ihr einen richtigen Miethsmann für dasselbe wissen, würde ich's Euch schön danken.“

Das vakante Viertel war das der Stubenthüre zunächst gelegene und darum auch im Winter das kälteste, weshalb es sich am schwersten vermiethete. Sobald der Webermeister in seine Stube rechts

zurückgekehrt war, richtete sich der Geigenmacher ein. Die Hobelbank schob er an das zweite Fenster der Vorderwand und hing das Wandschränkchen, so wie sein Handwerkszeug, den Mantel und die Tuchjacke auf bereits eingeschlagene Nägel an dem Theile der Vorder- und Seitenwand auf, welcher ihm vom Wirthe zugesprochen worden war. Ein hölzerner Schemmel und ein alter Polsterstuhl, welche der Geigenmacher bereits früher eingeräumt hatte, machten mit Ausnahme einiger Kleinigkeiten dessen ganzes Wirthschaftsgeräthe aus. Indem Hübelfritze noch mit seiner Einrichtung beschäftigt war, fiel sein Blick zufällig bei dem Kammmacher vorbei durch dessen Fenster, wobei er eine Schaar von Kindern entdeckte, die, in dem Alter von 2 bis 11 Jahren, theils barfüßig, theils mit dem bloßen Hemde, theils vollständig bekleidet, an derjenigen Seitenwand der Hütte versammelt waren, welche gerade von den Sonnenstrahlen beschienen und erwärmt wurde. Die Kleineren saßen auf der Erde, wo sie spielten, Häuser baueten und Backöfen gruben, die Größeren hingegen bemalten mit bunter Leimfarbe hölzerne Steckenpferde, kleine Schaukeln, Schubkarren, Wiegen und ähnliche Kindervergnügungen, die sie in die Sonne zum Trocknen aufstellten und gegen das Betasten der Kleineren hüteten.

„Unsere kleine Gesellschaft?" fragte der Geigenmacher seinen Nachbar.

„Ja!" versetzte dieser. „Die drei Farbenkleckser und der eine Hemdenmatz sind unser, und die übrigen fünf der Frau Nachbarin Weberlieb."

„Gut! gut!" lachte der Geigenmacher. „Sie werden im Winter die Stube warm halten und uns mehr denn eine Klafter Holz ersparen."

Hübelfritze schloß jetzt sein Schränkchen auf, in welchem verschiedene Holzmeisel, Bohrer, Schnitzer und anderes Handwerkszeug in schönster Ordnung aufgehängt sich befanden. Auch lag auf denselben ein Gegenstand in eine alte, blaue Leinwandschürze gewickelt, die der Geigenmacher aus einander schlug und aus ihr eine neue, kaum erst fertig gewordene, Geige nebst Bogen zum Vorschein brachte. Kaum daß er die Saiten zu stimmen begonnen und einige Striche darauf gethan hatte, so quoll durch die geöffnete Thüre eine jubilirende Kinderschar herein, die, obschon die Geigentöne nicht weniger als einem Walzer oder Hoppser ähnlich klangen, paarweise sich erfaßte und tanzend in der Stube sich umherschwenkte. Es strampelten die kleinen Barfüßler, es flogen ihre Hemden, es jauchzten und kreischten die kindlichen Lippen, zum fröhlichen Lachen öffnete sich der Mund und bat den Aufspieler, mit der Musik fortzufahren. Doch nett und kunstgerecht bewegten sich die Füße eines etwas größeren Mädchenpaares, wahrend die noch älteren Knaben gleich Trampelthieren auftraten und Alle über den Haufen zu rennen drohten. Und die beiden Mütter blickten auf ihre tanzfertigen Töch-

mit beifälligem Lächeln und selbst die unermüdliche Stickerin wendete das Haupt von ihrer Arbeit weg, in ihren Gedanken Theil nehmend an dem fröhlichen Reigen. Die drei jungen Raphaele aber draußen, bereits gewöhnt an den Ernst der Arbeit und Ausdauer, begnügten sich, den Farbenpinsel in der Hand, ihre Gesichter an das Fenster zu legen und dem Tanze ihrer Gespielen drinn in der Stube zuzuschauen. Sie kehrten sofort zu ihrer Malerei zurück, als Hübelfritze die Geige und den Bogen hinlegte, so wie auch die Tanzenden alsbald wieder aus der Stube in's Freie hinausstiebten.

„Ich behaupte, daß den Mädeln das Tanzen gleich angeboren wird" — sagte Hübelfritze. „Sahet Ihr, Nachbar, wie die beiden kleinen Kröten 'nen richtigen Hoppser tanzten? Heut zu Tage sollte es dem Satanas nicht so leicht werden, das Weib in den Apfel beißen zu machen; wenn er aber 'nen Strauß aufspielte oder 'nen Lanner vorpfiff: so tanzten ihm alle Weiber und Mädels nach, ginge es dabei auch für immer zum Paradiese hinaus. Doch, Nachbar, habt Ihr heute nichts abzuliefern? Ich gehe, meine Geige beim Böhme zu versilbern und neuen Einkauf zu machen. Seid Ihr dabei oder nicht?"

„Vor Abends wird mein Dutzend Kämme nicht fertig" — entgegnete der Kammmacher — „daher wartet ja nicht auf mich. Der Böhme sieht's nicht einmal gern, wenn wir des Sonnabends Alle bei ihm zusammen eintreffen."

Der Geigenmacher ging, nachdem er erst noch sein Stubenviertel rein gefegt hatte, mit seiner Geige fort, den Berg hinab und auf ein ansehnliches Gebäude im Thale los, das, obschon äußerlich nett und mit einem munteren Anstriche übertüncht, wie alle übrigen Häuser Schönwaldes aus Holz bestand, mit seinen Seiten- und Hintergebäuden eine kleine Schlucht ausfüllte und hart mit dem dahinter befindlichen Berge grenzte. Dieses Haus gehörte dem angesehensten und begütertsten Kaufmanne des Ortes, Herrn David Leberecht Böhme, der, obschon weib- und kinderlos, mit fast übertriebener Sparsamkeit sein ohnehin bedeutendes Vermögen zu vermehren bemüht war. Er wirthschaftete mit einer bejahrten und treu bewährten Haushälterin, und hatte an einem Schwestersohne einen tüchtigen Geschäftsbeistand, Letzterer aber bei dem Oheime nicht gerade das beneidenswertheste Loos.

Die Klingel an der Hausthüre ertönte; Hübelfritze trat mit seiner Geige in die Schreibstube des Kaufmanns, welcher mit seinem Neffen über den Büchern saß, rechnete und schrieb. Ohne von seiner Arbeit aufzusehen, beantwortete der Kaufmann des Eintretenden Gruß mit einem flüchtigen Kopfnicken und sagte zugleich zu seinem Neffen: „Eduard, nimm dem Manne die Waare ab, prüfe und taxire sie nach ihrem Werthe."

Der Neffe, ein junger, schlanker Mann von etwa 26 Jahren, mit einem ziemlich bleichen, von geheimem Grame zeugenden, doch

wohlgebildetem Gesichte, erhob sich von seinem Sitze und trat zur Verkaufstafel, die Hand nach der ihm hergehaltenen Geige ausstreckend. Indem er einen schnellen Blick auf deren Verfertiger warf, überflog eine matte Röthe seine blassen Züge und die Hände zitterten ihm, wenn schon unmerklich. Indem er mit einem herbeigeholten Maaße die kunstgerechten Verhältnisse des Instruments und mit geübtem Kennerblicke dessen Dauerhaftigkeit prüfte, beugte er mehr als nöthig war, sein Antlitz über die Geige hernieder. Dann den Bogen ergreifend, entlockte er jener einige schwermüthige Accorde und Cadenzen.

„Drei Thaler, lieber Onkel!" — sagte nun der Neffe mit etwas gepreßter Stimme und einem Anfluge von Verlegenheit.

„Drei Thaler?" fuhr der Kaufmann verwundert und mit Hast auf. „Drei Thaler? Nicht möglich! Ach sieh da" — fuhr er gedehnter fort — „Ihr seid es, Hübel? Marsch!" sprach er streng zum Neffen — „an Deine Schreiberei! Habe ich Dir nicht wiederholt gesagt, daß Du mit dem Hübel nicht handeln sollst? und dennoch —"

„Sie haben mir es ja eben erst selbst geheißen" — versetzte Eduard.

„Soll ich etwa im Stande sein" — sprach der Oheim — „unter unsern 150 Geigenmachern des Hübelfritzens Stimme zu unterscheiden, wenn ich ihm nicht zugleich in's Angesicht schaue? Und Ihr, Meister Hübel, laßt mich nun Eure angebliche Dreithalergeige sehen. Ha! dacht' ich's doch gleich, daß mein Mosje Neffe mit Partheilichkeit taxirt hat. Schauet, Hübel! wie unförmlich dick dieser Geigenhals, wie zerbrechlich diese Wirbel, wie plump dieser ganze Körper gearbeitet ist! Auch sitzt der Steg nicht ganz genau auf dem Stimmstocke und der Bogen geht gerade aus wie ein preußischer Haarzopf seligen Andenkens. Zwei Thaler und keinen Groschen mehr gebe ich für das Ding."

„Was bliebe mir da für 5 sauere Arbeitstage übrig?" fragte Hübel, seinen Unmuth gewaltsam niederkämpfend. „Wissen Sie doch selbst, Herr Böhme, was ich Ihnen für die Zuthat dieser Geige habe zahlen müssen und was demnach von den 2 Thalern mein bleibt. Messen Sie meine Geige aus, wie Herr Kläbre vorhin that, und halten Sie dieselbe gegen jede andere; ich wette, sie braucht sich vor keiner zu verstecken."

„Das wäre!" erwiederte Herr Böhme etwas höhnisch und nahm von der Wand eine alte, unscheinbare Violine herab, die er neben diejenige Hübels auf die Ladentafel legte. „Wenn Ihr, Meister Hübel" — sprach er dabei — „eine solche Geige fertigen könnet, die genau denselben Bau und Ton hat wie diese: so zahle ich Euch dafür 200 Thaler und gedenke noch eben soviel bei dem Wiederverkaufe zu gewinnen."

„Herr Böhme!“ rief der Geigenmacher mit verweisendem Tone aus. „Halten Sie mich für ein Kind?“

„Diese Geige“ — versetzte der Kaufmann ernst — „ist mit 400 Thalern bezahlt worden, denn sie ist eine echt Stainer'sche. Und ich habe eine richtige Amati für 800 Thaler verkaufen sehen; ja der berühmte Paganini besaß 5 Geigen, die er eben so viele tausend Thaler schätzte. Aber er verdiente mit einer solchen in einem Abende, ja in 2 Stunden, auf 6—800 Thaler, während ein Viersiedler mit Eurer Geige in einem Nachmittage und einer ganzen Nacht kaum so viele Neugroschen zusammenkratzt.“

Voll Bestürzung schwieg der Geigenmacher. Er stand wie im Traume da und ließ es geschehen, daß ihm der Kaufmann nur noch 4 Groschen über die 2 Thaler hinzählte. Mechanisch strich er das Geld ein, verabschiedete er sich, stieg er die Treppe hinab, trat er in die Verkaufsstube, um für einen großen Theil der eben empfangenen Summe den Stoffbedarf einer neuen Geige einzuhandeln. Gedankenvoll erwiederte er den Gruß seines Freundes, des Holzbauers Ahl, welcher gleichfalls hier sich eingefunden hatte, um ein Schachtelchen Vogelleim und ein Loth Schnupftabak zu kaufen.

„Den Edelfinken zu berücken“ — sprach der Holzbauer, indem er den Vogelleim seinem ehemaligen Stubennachbar vorzeigte Aber derselbe murmelte vor sich hin: „Tausend Thaler eine einzige Geige! Eine einzige Geige so viel werth als 500 der unsrigen! Wie habt ihr, Stainer und Amati, dieß angedreht? Waret ihr mit Satanas im Bunde, der euch aus gewöhnlichem Holze blankes Gold hervorzaubern lehrte?“

Immer noch fortträumend, wollte Hübel das Haus verlassen. In dessen Flur sah er sich jedoch plötzlich von des Kaufmanns Neffen angehalten, welcher mit gedämpfter Stimme anhob: „Meister Hübel, mein Oheim hat sich vorhin geirrt und Euch zu wenig ausgezahlt. Er schickt Euch daher noch diesen Gulden — nehmt schnell!“

Diese Worte brachten den Geigenmacher wieder zu sich selbst. Ernst und durchdringend heftete er seinen Blick auf den jungen Mann, welcher nun vor Scham die Augen niederschlug.

„Sie sagen nicht die Wahrheit, Herr Klähre!“ sprach jener verweisend. „Nicht Ihr Herr Ohm, Sie geben mir das Geld. Gedenken Sie mich etwa damit zu bestechen? meine Vorsätze wanken zu machen? Haben Sie Ihrem Ohm nicht heilig und theuer gelobt, das Mädel sich aus dem Sinne zu schlagen? Geben Sie immer noch nicht die Hoffnung auf?“

Herr Klähre seufzte tief auf.

„Ach nein!“ — „erwiederte er traurig — „ich hoffe nicht mehr. Aber — vergessen kann ich Eure Clara nicht. Und sie? o Vater Hübel! sprecht nur ein Wort — und sie?“

„Sie weiß meinen väterlichen Willen und bemüht sich, denselben als ein gutes, folgsames Kind zu erfüllen“ — sagte Hübel.

„Wird sie auch immer dasselbe bleiben?" fragte Eduard angstvoll. „Ach Gott, wenn Clara in der Residenz verderbt, verführt und elend würde, welch' eine ungeheure Schuld ladete ich dann auf mich!"

„Wenn das geschähe" — sagte Hübel streng und betheuernd — „so schlüge ich die erste, beste Geige, und wäre sie eine theuere Amati für 1000 Thaler, an ihr in Stücken. Damit Gott befohlen, Herr Kläre!"

Hübel ließ den jungen Mann mit dem Gulden in der offenen Hand, der für den armen Geigenmacher keine ganz kleine Versuchung war, stehen und ging davon. Als er bei dem Hofe vorüber kam, in welchem Herr Böhme 3 Männer, Jahr aus, Jahr ein, stehen hatte, welche die verschiedenen Theile aller Arten hölzerner, musikalischer Instrumente mittels der Säge zuschnitten, sah sich der Geigenmacher von seinem Freunde Ahl angerufen, der ihm eine ganz frische Prise anbot und dabei sagte:

„Hattest gewiß einen Strauß mit dem filzigen Böhme zu überstehen gehabt, daß Du vorhin nicht auf mich hörtest und so unwillig in den Bart murmeltest? Du hast es immer noch nicht so schlimm als diese drei Kameraden hier, welche von früh morgens bis spät abends stehen, sägen, Staub einschlucken, im Sommer schier verbrennen, im Winter frieren, sich beregnen und beschneien lassen müssen und am Ende kaum so viel damit verdienen als du mit deinem Geigenmachen. Du weißt, daß ich meinen Tabak nicht Eitel schnupfe, sondern ihn mit einem gleichen Theil Kaffeesatz vermische: aber ich habe die drei armen Kameraden hier mit einer Prise reinen Saintemé erquickt und Du sollst eine dergleichen haben. Da, auf den glücklichen Fang des Edelfinken!"

Indem Ahl mit dem Geigenmacher davonging, fuhr jener vertraulich zu diesem fort: „Der eine der drei Sägeleute und zwar der Stockböhme, ist ein verzweifelter Kerl, vor dem sich Herr Böhme in Acht nehmen mag. Man sagt, er sei nicht faul, wenn es gälte, jemandem aus Rachsucht den rothen Hahn auf's Dach zu jagen. Aber ich will nichts gesagt haben. Ade!"

Die Freunde trennten sich.

Den Berg zu seiner neuen Wohnung hinaufsteigend, überrechnete Hübel seine Einnahme und Ausgabe. „Werde ich" — sprach er zu sich — „mit den 22 guten Groschen in der Tasche die ganze Woche ausreichen? Ei nun, sie müssen! und wenn nicht eine besondere Ausgabe dazwischen kommt, lange ich auch. Sechs Pfennige Personensteuer, 20 Pfennige Hauszins, 11 Groschen Kostgeld, 2 Groschen Abschlag auf ein neues Hemde und 3 Groschen auf die bestellten Hosen — bleiben mir fast noch 4 gute Groschen übrig, von denen freilich die größere Halbschied für Tabak aufgeht. Wenn man sich nur das Tabakrauchen wieder abgewöhnen könnte! Doch, was bliebe mir dann noch im Leben? Ist eine Pfeife Kanaster nicht min-

bestens so viel werth als eine Flasche Wein oder Arzenei? Fliegen in den Rauchwolken nicht all' meine Sorgen und Bedenklichkeiten davon? Ach, tausend Thaler und nur eine Geige! Der Kopf schwindelt mir. Hätt' ich nur gleich meinen Pfeifenkopf zur Hand, damit ich den Stainer und Amati aus dem Sinne brächte! Möchte doch wissen, worin der Werth steckte? Ich will mich nicht rühmen, aber meine Geige sah doch viel gescheidter aus, als der alte Violinkasten, welcher 400 Thaler kosten sollte."

Als der Geigenmacher heimkam, fand er die Frau Weberlieb, bei welcher er sich in die Kost verdingt hatte, mit Zubereitung der Abendmahlzeit beschäftigt.

„Was die Kartoffeln schon auskeimen!" — klagte sie ihrem Kostgänger. „Ganze Perücken von langen Wurzeln habe ich abmachen müssen. Wir werden ein zeitiges Frühjahr bekommen. Aber durch das Keimen verlieren die Kartoffeln die beste Kraft und wollen dann gar nicht mehr satt machen."

Bald nachher setzte die Frau auf den einzigen, großen, runden Tisch in mitten der Stube einen mächtigen, mindestens 4 Meßkannen fassenden Topf, welchem mit einer wäßrigen Dunstwolke zugleich ein nur zu bekannter, verführerischer Duft entquoll. Kaffee wurde die in dem Topfe befindliche Flüssigkeit genannt, war es aber nicht. Sie bestand aus einer gebrannten und zu Pulver geriebenen Wurzel, Cichorie mit Namen, von welcher man, so lange sie in ihrem natürlichen Zustande ist, den Centner mit 3 guten Groschen zu bezahlen pflegt, die aber, in angeblichen Kaffee verwandelt und in bunte Hüllen gepackt, fast 50 mal theurer wird und daher ihren Fabrikanten großen Gewinn abwirft.

Frau Weberlieb hatte das gelbbraune Kaffeepulver, das in dieser Gestalt den armen Leuten den Ankauf einer Kaffeemühle und zugleich die kostbare Zeit erspart, bis in die äußerste Potenz mit kochendem Wasser verdünnt und dem braunen Getränke eine halbe Kanne bläulicher Milch beigefügt, womit die Sache abgemacht war. Neben dem Kaffeetopfe wurde noch eine ungeheure Schüssel voll rauchender Kartoffeln aufgepflanzt, bei deren Anblicke die gesammte Kinderschaar in ein Freudengeschrei ausbrach und sich, gleich hungrigen, die kleinen Schnäbel aufsperrenden Vögeln, um den Tisch reihete. Auch die Stickerjule rückte mit ihrem Stuhle an den Tisch, Hübelfritze that ein Gleiches und Frau Weberlieb, die Hände an ihrer Schürze abwischend, gebot ihrem Aeltesten: „Heinel, rufe den Vater herbei." Der Knabe verschwand und kehrte bald in Begleitung seines Vaters zurück, den er aus der gegenüberliegenden Stube vom Weberstuhle abgerufen hatte. Der Mann besaß eine echte Webergestalt, lang und mager, schmalbrüstig und mit den Kennzeichen vorhandener Auszehrung, die sich bereits durch einen kurzen, trocknen Husten äußerte. Nichts desto weniger verklärte sich sein bleiches Antlitz bei dem Anblicke des Kaffeetopfes und der rauchenden Schüssel,

und kaum daß Heinel ein kurzes Dankgebet gesprochen hatte, gab sein Vater das Zeichen zum allgemeinen Angriffe, indem er die einzige vorhandene Obertasse in den Kaffee tauchte und die gefüllte zum Munde führte. Kleine Töpfchen und Näpfchen machten hierauf dieselbe Reise nach; Heinel bediente sich eines blechernen Mäßchens und Gustel, seine fünfjährige Schwester, fuhr sogar mit einer kleinen Gießkanne in das Kaffeemeer hinein. Frau Weberlieb hatte auch nichts dagegen einzuwenden, als des Kammmachers Kinder, das eigene Abendessen nicht erwarten könnend, dem fremden Kaffeetopfe, wie der Kartoffelschüssel zusprachen. Wußte sie doch, daß ein andermal ihre Kinder wieder das Vergeltungsrecht ausübten und daß ein paar Tassen Kaffee und einige Kartoffeln den Armen nicht viel ärmer machen können. Die Fahrt zur Schüssel und dem Topfe und dann zurück nach dem Munde wurde von den Anwesenden so lange fortgesetzt, bis die beiden Gefäße nichts mehr hergeben mochten. Stickerjule, die jungfräuliche Schwester der Webersfrau, flüchtete zu ihrem Stickrahmen zurück, auf welchem jetzt ein Lämpchen — das einzige in der großen Stube — seinen matten Schein verbreitete. Der Kammmacher ging mit seinem Dutzend fertiger Holzkämme zum Böhme; der Geigenmacher stopfte sich eine Pfeife, den heutigen Tag in Zufriedenheit zu beschließen und die Stainer- und Amati-Sorgen fortzublasen; die kleineren Kinder gähnten, wie man sagt, nach dem Bettzipfel, die größeren und namentlich die Maler, jagten draußen umher und die beiden Weiber machten sich an das Geschäft, die gemeinschaftliche Lagerstätte zu besorgen, denn in der ganzen Stube war kein einziges Bett zu entdecken.

Als der rauchende Geigenmacher die Weiber den Tisch auf die Seite schieben und mehrere Strohbündel hereinschaffen und aufbinden sahe, brummte er vor sich hin: „Hätt' ich doch bald das Lagergeld in Anschlag zu bringen vergessen!"

Noth macht erfinderisch; ja man muß sogar aus ihr zuweilen eine Tugend machen, wie es in dem armen Voigtlande geschieht. Um Raum für das Lager von 9 Kindern und 6 Erwachsenen zu gewinnen, breiteten die Frauen das Stroh in einem Kreise und zwar in der Mitte der Stube aus, auf welches sich die kleineren Kinder, wie sie gingen und standen, niederbetteten. Später folgten ihnen ihre älteren Geschwister und zuletzt die Erwachsenen nach, die, mit den verschiedenartigsten Hüllen zugedeckt, einen Stern bildeten, dessen 15 Köpfe, als des kleinsten Raumes bedürfend, den obersten Kreis beschrieben. Hübel's rechter Schlafnachbar, der Weber, hustete gefährlich, sein linker Nachbar, der Kammmacher, schnarchte fürchterlich; die Kammmachersfrau schalt lautträumend ihre Kinder aus und Frau Weberlieb hatte sich im Schlafe ein ängstliches Aechzen angewöhnt.

„Man muß sich an Alles gewöhnen" — tröstete sich der noch zuletzt muntere Geigenmacher, aber er selbst störte später die Schläfer

in ihrer Ruhe, indem er mit gewaltiger Stimme ausrief: „Tausend Thaler für eine Geige!“

Der Sonntag.

Wie Hübelfritze am andern Morgen erwachte, war es draußen noch ganz finster, doch in der Stube nicht. Denn bereits saß die Stickerjule, schönstens gewaschen, mit geglättetem Haar und sonntäglich angezogen, im Lampenscheine an ihrem Stickrahmen. Frau Kühn, den Lampenschein benutzend, setzte einen neuen Fleck auf die leck gewordene Achsel von ihres Mannes Sonntagshemde, das, wie diejenigen der ganzen Familie, gestern gewaschen worden war und bis spät Abends auf der Leine gehängt hatte, diesen Morgen aber geflickt, gemangelt und angezogen werden sollte. Die Webersfrau ließ ihre thätige, für das Frühstück schaffende Hand im Ofenkasten hören und Heinel war emsig bemüht, seines Vaters einziges Stiefelpaar mit der schönsten, glänzendsten Schwärze zu versehen. Nachdem die sämmtliche Schlafgesellschaft aufgestanden, die Lagerstätte beseitigt, der Tisch an seine alte Stelle gerückt und genau die gestern gehaltene Abendmahlzeit als Frühstück wiederholt worden war, gingen die drei Männer an's Werk, um sich in den sonntäglichen Staat zu werfen. Was die Woche über um Mund und Kinn emporgeschossen war, fiel unter den Streichen des Barbiermessers. Der gute Sonntagsrock wurde hervorgeholt, weidlich ausgepocht und gebürstet; der Leib erfreute sich der weißen Wäsche, und das Antlitz, heute einmal mit Seife gerieben, glänzte schier wie einst die Stirne des großen Gesetzgebers Moses. Als die Kirche später ihren ehernen Ruf ertönen ließ, hüllte sich die Stickerjule in ihr einziges Umschlagetuch und langte von dem Fenstersimse das einst gelb gerändert gewesene, dicke Gesangbuch herunter. Der Weber im blauen Oberrocke, den röthlich schillernden Velpelhut auf dem blonden, spärlich gewachsenen Haare, that wie seine Schwägerin, und sein Sohn Heinel, an des Vaters Seite daherschreitend, wußte sich viel, daß er mit seiner ältern Schwester zur Kirche gehen durfte. Auch der Kamm-, so wie der Geigenmacher wurden von den Frauen zum Besuche der Kirche angetrieben, denn diese gedachten indeß mit ihren Kindern und sich selbst eine Hauptwäsche und Generalreinigung vorzunehmen, wobei jene natürlich nur hinderlich gewesen wären. Die beiden Männer gehorchten um so lieber, da sie, außer der geistigen Erbauung, auch noch eine gute Entschuldigung hatten, wenn sie nach beendigtem Gottesdienste in dem nicht fern von der Kirche gelegenen Wirthshause für einen Dreier Schnaps oder für einen Vierling ein halbes Glas Bier zu sich nahmen. Während der Herr Pfarrer den armen Geigen- und sonstigen Instrumentmachern, den Buwullwabern, Stickerjungfrauen und Dienstleuten von dem weisen Gebrauche des irdischen Reichthums vorpredigte, musterte der kleine

Heinel-Raphael mit einem Kennerauge die bunten, bildlichen Darstellungen aus der biblischen Geschichte, welche die Emporkirchen schmückten, und wünschte dabei, auch recht bald solche schöne Männel, Weibel und Landschaften malen zu dürfen; denn an der Befähigung dazu zweifelte er in all' seiner Demuth gar nicht. Als die Kirche ihre Gläubigen entließ, trennte sich der Weber mit seinen Kindern von den beiden Stubennachbarn, denn seinem Husten sagte weder der frühzeitige Genuß des Branntweins, noch des Bieres zu. Im Vorübergehen warfen Heinel und Liesel zwar der sehnsüchtigen Blicke einige auf die safrangelben Semmelzöpfchen, die der Bäcker einladend genug auf seinem weißgescheuerten Lide ausgestellt hatte; allein sie waren verständig genug, ihren Vater nicht um die unnöthige Ausgabe eines Dreiers oder Sechsers zu plagen. In dem Bierhause aber ging es laut her. Wer hier einen Dreier aufgehen ließ, kannegießerte mindestens für 1000 Thaler dabei. Insonderheit bewegten zwei große Lebensfragen die eben erst kirchlich erbauete Versammlung. Die eine war einem schweren Gewitter zu vergleichen, das in der jetzigen Frühjahrzeit um so unerwarteter und daher schrecklicher kam. Es war die als verbürgt gegebene Neuigkeit, daß die Weiber, Jungfrauen und Mädchen ihren Haarzopf nicht länger mittels eines Kammes am Haupte befestigen wollten, sondern daß die Mode jetzt geböte, dieß durch bloße Haar- und Kopfnadeln zu bewerkstelligen. Die Eingeweihteren wußten sogar, daß Hunderttausende von Schönwaldaer Holzkämmen bereits unterwegs wären, um zu ihren Absendern, den Kaufleuten, als unglückliche Krebse zurückzukehren. Dem Kamm-Kühne, so wie dessen anwesenden Berufsgenossen, entsank bei dieser Nachricht aller Muth. Betroffen blickte er auf sein leeres Schnappsgläschen hin und bereuete ernstlich die gemachte Ausgabe bei so trüben Aussichten. Man beschäftigte sich nun mit Erörterung des Grundes, welcher diese betrübende Veränderung der leidigen Mode zuvorgebracht haben könnte. Einige behaupteten, daß die allgemein überhandnehmende Kahlköpfigkeit das Haar so dünn mache, daß dadurch die Kämme überflüssig würden. Herr Schlick, der Barbier, bewies sehr scharfsinnig, daß durch das modegewordene Tragen eines langen Bartes bei den Stutzern und des Schnurrbartes bei den Kriegern der Haarwuchs von dem Oberhaupte mehr in die Tiefe herabgeleitet werde, daß auch die Frauen, und das weibliche Geschlecht überhaupt, welches bekanntlich von bärtigen Lippen am liebsten sich küssen lassen, eben durch diese öftere Berührung mit Bärten und durch die damit verbundene, geheimnißvolle Sympathie die sonstige Ueppigkeit ihres Haarwuchses verringerten und diesen selbst mehr nach dem Munde und Kinne leiteten, woher es auch komme, daß die Zahl der bärtigen Schönen in einem überraschenden Zunehmen begriffen sei. „Und wem haben wir wiederum auch diese heillose Mode, wie alle anderen, zu verdanken?“ — sprach der Steuereinnehmer, welcher als Freiwilliger den Be-

freiungskrieg mitgemacht hatte und noch immer ein erklärter Franzosenhasser war — „den Franzosen! Und warum? um sich an uns Deutschen dafür zu rächen, daß wir, als sie sich kürzlich gegen uns rüsteten, sie mittels des Beckerschen Rheinliedes zurecht wiesen und sie mit Schimpf und Schande wieder heimschickten. Deshalb haben sie die langen Bärte auf-, die Haarkämme ab- und unserer voigtländischen Industrie diesen Todesstoß beigebracht. Perecat daher die Franzosen!"

Indeß ließen die Kammmacher die Köpfe niederhängen und überlegte ein jeder von ihnen, welcher neue Erwerbszweig wohl zu ergreifen sei, um der drohend anrückenden Verdienstlosigkeit in Zeiten zu begegnen. Ach, sie strengten vergeblich all' ihre Erfindungskraft an; denn reißt man nicht ungleich schneller ein, als man aufbaut? Während Fuhrleute, Lohnkutscher, Gastwirthe, Hausknechte und viele andere Geschäftsleute ein Zetergeschrei erhoben, als die Anlegung von Eisenbahnen ihren Verdienst zu schmälern drohte, und Baum- und Schafwoll-Spinner die Spinnmühlen zu zerstören eilten, habt ihr da, meine deutschen Brüder! die armen voigtländischen Holzkamm-Macher jammern hören, die gern arbeiten und die Ihrigen ernähren wollten und doch nicht vermochten? Sie jammern noch heute, die Armen! aber nur ganz, ganz leise und zwischen ihren leeren vier Wänden oder ihren hohen, rauhen Bergen. Sie wissen zwar das Schnitzemesser, doch nicht die Feder zu führen, und können auch keine fremde Feder bezahlen, die ihre Noth mit grellen Farben in öffentlichen Blättern abmale. Ihr Blick ist nicht auf den Himmel gerichtet, um dort die Kennzeichen einer besseren Zeit zu entdecken; auf eure Haarzöpfe, ihr Frauen und Mädchen! schauen sie begierig, ob dieselben sich nicht bald wieder unter die hölzernen Spitzen, statt der eisernen schmiegen wollen. Ein ganzes Dutzend nett gearbeiteter, glänzend lackirter Holzkämme, die an Dauerhaftigkeit, gefälligem Aussehen und Biegsamkeit den Hornkämmen wenig nachstehen, könnet ihr für 18 Groschen haben!

Die zweite große Fraze ging die Geigenmacher an.

„Bedenkt nur, meine lieben Zunftgenossen," — schloß Hübelfritze seine Erzählung von dem, was gestern zwischen ihm und dem Kauf-Böhme vorgekommen war — „für eine Stainergeige könnt ihr ein schönes Haus, für eine Amati ein schönes Haus mit Garten, für eine Paganinigeige ein schönes Haus mit Garten, Wies' und Feld erhandeln. Noch eine zweite Paganinigeige und ihr könnt von euern Interessen leben. Nun sagt mir, um Gotteswillen, worin dieser Werth, der unermeßliche, stecken soll? Nicht im Holze, nicht in der Bauart, nicht in den Saiten, nicht in dem Bogen, denn ich habe mir die Stainergeige gestern genau besehen und keinen Unterschied zwischen der meinigen entdecken können."

„Im Tone liegt der Werth" — sagte ein alter Geigenmacher.

„Auch nicht!" eiferte Hübel — „das Steiner-G klang genau wie das meinige und so die übrigen Saiten."

„Im Tone nicht allein — im Tode liegt der Werth" — versetzte ein Anderer. „Lebten Stainer, Stradivario, Amati und die alten Geigenmacher noch, man würde ihre Arbeit nimmer so theuer bezahlen."

„Die große Menge drückt den Preis so herab" — meinte ein Vierter. „Bedenkt doch, wie viele Geigen wir 150 Meister, die Gesellen noch nicht gerechnet, jährlich allein in Schönwalde fertigen!"

„Auch die Menge thut's nicht!" — mischte sich Baunack, der Stockböhme, in's Gespräch — „die Hauptsache ist, daß man die rechten Käufer aufzusuchen weiß. Und das versteht unser Herr Böhme aus dem Grunde. Wie hätte er sonst so reich werden können? Wer bürgt Euch dafür, Hübelfritze, daß der Böhme dieselbe Geige, die er Euch gestern mit 2 Thalern und 4 Groschen bezahlte, nicht an einen Mohrenkönig für einen Scheersack voll Goldstaub oder Perlen verhandelt? Könnte er sonst alleweile Malaga trinken, während wir uns mit einem Gläschen Fusel begnügen müssen? Wahrlich, ihm thäte ein Aderlaß noth!"

Der Holzschneider sagte die letzteren Worte mit giftiger Betonung und so unheilblitzendem Auge, daß dem rechtlichen Hübel ordentlich grauete. Letzterer ging in Begleitung des gebeugten Kammmachers heim. Vor ihrer Wohnung trafen sie auf den Weber, welcher den Sonntagsrock mit der Hausjacke vertauscht hatte und sich in seinem, vor dem Hause auf der Mittagsseite gelegenen Gärtchen erlustirte. Die Briefe eines Verstorbenen erzählen, daß es englische Große gebe, welche alljährlich Hunderttausende auf die Unterhaltung ihrer meilenweiten Gärten verwendeten. Unmöglich aber können sie so viele Freude daran haben, als unser armer Weber, der in dem schlecht umzäunten Gärtchen seines Wirthes ein einziges Beet von etwa 3 Ellen Länge und halb so viel Breite besaß, ein Vorrecht, das den übrigen Abmiethern versagt war. Wie ein Kind, das mit begieriger, erwartungsvoller Hand die über sein Christgeschenk ausgebreitete Hülle hinwegzieht, hatte Lieb, der Weber, die Reißigzweige von seinem Beete entfernt, die er im Herbste zum Schutze seiner dauernden Gewächse hingebreitet gehabt. Kleinen und größeren Orgelpfeifen ähnlich, umstanden alle 9 Kinder, die heute wie aus dem Ei geschält waren, den kauernden Weber, welcher bei der Annäherung seiner beiden Nachbarn sich alsbald erhob und mit freudig bewegter Stimme ihnen entgegenrief: „Nicht ein einziges Nelkenpflänzchen erfroren und bereits 4 Tulpenspitzen sichtbar! Und wie locker und frostfrei die Erde schon ist!" — fuhr er gedämpfter und sich wieder niederkauernd fort — „bald werde ich Petersilie säen können." Immer wieder ging der Genügsame mit verklärter Miene auf neue Entdeckungen in seinem Garten aus und rieb sich entzückt die Hände, fand er einen neuen Keim auf.

Auch seine Schwägerin, die Stickerjule, war mit ihrem Wintergarten, der zugleich den Sommergarten vorstellte, beschäftigt. Sie saß auf der Bank vor dem Hause und putzte und säuberte die neben ihr stehenden zwei Muskaten- und ein Rosmarinstöckchen aus, die sie heute zum erstenmale wieder während der Mittagszeit in's Freie setzte und dabei die würzig duftenden Pflänzchen abwechselnd zu ihrem Stumpfnäschen führte.

Jetzt aber trat die Webersfrau in die offene Hausthüre und bewirkte durch das Sprechen von vier kleinen Worten eine eben so allgemeine als stürmische Bewegung bei den vor dem Hause befindlichen Personen.

„Die Klöser sind fertig!" also lauteten die vier Worte. Jubelnd hallten sie von allen Lippen wieder und es begann das Sturmlaufen auf die Wohnstube.

„Die Klöser!" schrieen und jauchzten die Alten wie die Jungen. Da standen sie auf dem weißgescheuerten Tische, die voigtländischen Adamsäpfel, mindestens eben so verführerisch zum Genusse einladend als weiland der wirkliche! Rauchend und kräftige Gerüche spendend (denn die Frauen hatten ein Sechserstückchen Butter daran gewendet, dasselbe braun zergehen lassen und über das Meisterstück ihrer Kochkunst vertheilt), standen sie da in drei mächtigen Schüsseln, faustgroß und gediegen wie Steinklöse. Es waren nur verwandelte Kartoffeln und nichts weiter, aber die Verwandelung war eine ähnliche, wie aus dem schmutzigen Aschenbrödel eine bezaubernde Prinzessin hervorgegangen war. Es ist wahr, daß das Herz bei dem gesprochenen Tischgebete eben nicht andächtig mitbetete, allein desto dankbarer und erkenntlicher zeigten sich Mund und Magen, welche unter lauten, wiederholten Lobpreisungen des Schöpfers wie der Köchinnen die werthe Gabe in Empfang nahmen. Auch ein Stückchen Schwarzbrot war jedem Tischgaste heute zugetheilt worden — eine zweite, willkommen geheißene Sonntagsgabe! Der Kammmacher entschlug sich über der frohen Gegenwart einer sorgenvollen Zukunft und der hustende Weber drückte liebevoll seiner Gattin die Hand, mit einem seligen Hinblicke auf die Klöser und mit Innigkeit sagend: „Wenn wir erst werden frische Petersilie aus unserm Gärtchen daran thun können!"

Nach beendigter Mittagsmahlzeit setzte sich die Stickerjule wieder an ihren Stickrahmen; die beiden Weiber hingegen waren eifrig bemüht, das wieder zu vereinen, was ihre Männer und Kinder die ganze Woche über in der Wäsche und Kleidung hatten aus einander gehen lassen. Julchen stickte, bis es düster wurde, dann warf sie nochmals ihr Tuch über und huschte hinab in das Städtchen und in dasjenige Haus, wo Pferdehaare gegen Schaafdärme sich rieben und menschlicher Athem in hohle Metall- und Holzstücke geblasen wurde. Hier nahm sie auf der Bank der Zuschauer Platz; denn bei ihrem nicht schönen Aeußern und der, von dem täglichen Sticken

bedeutend sich hervorhebenden rechten Seite ihres schwächlichen Körpers, konnte sie, was sich auch als richtig erwies, nicht hoffen, von irgend einem Tänzer aufgezogen zu werden. Sie begnügte sich schon mit der Freude des Zusehens und pries dankbar das günstige Geschick, das ihr im Laufe dieses Abends zweimal Bier zu trinken vergönnt hatte. Einmal war der Geber ein junger Tänzer gewesen, welcher seiner Schönen den Bierkrug gereicht, und weil dieselbe gerade mit Julchen, ihrer Freundin, gesprochen, hatte jener, Schande halber, auch dieser die Anerbietung thun müssen. Das zweitemal hatte Julchen die kleine Ergötzlichkeit ihrem Stubennachbar Hübel zu verdanken, welcher dem Sonntage zu Ehren und seinem Leibe zur Stärkung ein ganzes Glas Bier sich hatte reichen lassen und dasselbe nun mit der stillvergnügten Tanz-Zuschauerin theilte. Noch vor 10 Uhr war die Stickjule nach Hause zurückgekehrt, denn sie mochte niemand durch ein spätes Nachhausekommen in der Ruhe stören und gedachte morgen ganz, ganz früh wieder an ihre Arbeit zu gehen.

Hübelfritze, die Tabakspfeife im Munde und in Begleitung der älteren Knaben seiner Stubennachbarn war in der Hoffnung dem Busche zugewandert, seinen Freund Ahl daselbst zu finden.

„Ahl! Ahl!" rief er mit aller Macht der Stimme.

„Ahl! Ahl!" schrieen die Knaben — „Ahl! Ahl!" tönte das Echo nach.

„Ein prächtiger Name zum Rufen!" — meinte Hübel zufrieden — „glatt wie Honigseim fließt er über die Lippen! Ahl! Ahl! wie weit das A vorwärts dringt! Hübelfritze — wie klanglos dagegen! Ahl! Ahl!"

„Ahl! Ahl! schrie die Jugend und das Echo nach.

Darauf ertönte plötzlich das Ziſchen einer Riesenschlange — der Stärke desselben nach zu urtheilen. Zugleich trat der Gesuchte hinter einem dicken Baumstamme hervor und rief, indem er mit dem Arm verweisend winkte, mit einer Löwenstimme, vor welcher alle Vögel in der Nähe die Flucht ergriffen: „Ei so haltet doch eure Wettermäuler! Seht ihr denn nicht, daß ich hier auf der Lauer stehe?"

Es naheten sich nun die Gescholtenen auf den Fußspitzen dem Holzhauer, in dessen Nähe auf einem kleinen Freiplatze ein Vogelbauer stand, welcher unverdrossen sein „bink! bink!" ertönen ließ.

„Du hast ihn wirklich schon?" fragte der Geigenmacher mit freudiger Ueberraschung.

„Nein!" versetzte Ahl — „es ist Gevatter Hünerbeins Finken ich nur einstweilen als Lockvogel mir geborgt habe. Siehst du nicht das hingestreute Futter und die Leimruthen daneben? Zweimal war der Bursche nahe daran, auf den Leim zu gehen. Gezittert vor banger Erwartung habe ich, als er von dem Baume herniederflog und dem Futter zuhüpfte. Aber just in dem entscheidenden Augenblicke wendete er das prächtige Hälschen, sah sich verdächtig um und — husch! weg war er wieder."

„Du bist wohl gar nicht in die Kirche gekommen?“ examinirte Hübel — „wenigstens vermißte ich dich auf deinem gewöhnlichen Platze und in der Schänke.“

„Ich lauere hier schon seit Sonnenaufgange“ — gestand Ahl zu.

„Schäme dich, du gottloser Mensch!“

„Warum denn schämen, Fritze? Ist hier nicht auch eine Kirche und des lieben Gottes Haus, das er sich selbst erbauet hat? Und wird darin etwa weniger gesungen zu seinem Lobe und Preise, denn unten im Städtchen?“

„Geh! du wirst auch andächtig darauf gehört haben! Dir steckt jetzt der Edelfink im Kopfe und nichts weiter. Gesteh' es nur ehrlich ein.“

„Nun ja doch! Weißt du schon, wie mein Edelfinke schlägt? Ich habe den Tag über Zeit gehabt, seinen Doppelschlag genau zu studiren und in die richtigen Worte zu übersetzen. Paß' auf! der erste Satz lautet: „finkferlinkfinkfink zißpensia“ und der zweite: „par verlalala zis kutschia!“ Und nun frage ich dich: giebt es in ganz Schönwalde einen dergleichen Schläger? Drum eben muß ich ihn haben!“

„Muß? muß? Wenn nun ein Anderer eher auf den Beinen ist und glücklicher als du?“

„Deshalb weiche ich erst mit der Nacht von hier und bin vor Tage wieder da. Ich lasse meine Arbeit und Alles im Stiche über dem Finken.“

„Du bist ein Thor!“ — meinte Hübel und ging später, wie schon gesagt ist, ein Glas Bier zu trinken, was seine heutige, gerade nicht durchaus nöthige Ausgabe bis auf 10 Pfennige steigerte.

Somit beschloß er den Sonntag.

Der Brief, die Gabe und der Fink.

Am Vormittage des nächsten Dienstags trat unerwartet ein Diener in Livree in die Hütte des Geigenmachers. „Komme ich hier recht zum Geigenmacher Hübelfritze?“ fragte der Bursche, welcher einen Brief in der Hand, eine thönerne Flasche und einen zugebundenen Buttertopf von mäßiger Größe unter dem Arme trug.

„Zu dienen, Herr Bedienter!“ entgegnete Hübel höflich, legte den Geigenkörper hin und schritt auf den Mann los. „Der bin ich.“

„Ihr habt eine Tochter in der Residenz, die als Küchenmädchen bei dem porzlinischen Gesandten dient?“

„Meine Clara dient allerdings in der Residenz, ob aber just bei dem porzlinischen Gesandten, kann ich nicht sagen, indem sie mir über ihre jetzige Dienstherrschaft noch nichts geschrieben hat.“

„Sie hörte, daß ich mit meinem Herrn, dem Amtshauptmanne, hierher reisen würde und hat mich deshalb gebeten, Euch diesen Brief und diese beiden Stücken einzuhändigen. Mein Herr

frühstückt unten während des Pferdewechselns und da habe ich indeß den Sprung herauf gethan.“

„Tausend Dank, lieber Herr Bedienter! Gern reichte ich Euch ein Gläschen Schnaps, aber — wir haben ein gutes Stück Wegs bis zur Schänke — verließet Ihr meine Clara gesund?“

„Wie einen Fisch im Wasser! Sapperlot! Euer Mädel ist ein Stück Edelwild — ein Hirsch von einem hübschen Kinde — hat Augen wie Kohlen im Kopfe, ein Simsonshaar und einen Wuchs und eine Proportionirlichkeit — daß man ihr nichts abschlagen kann, bäte sie auch um's halbe Leben. Die wird viel Ankratz bekommen, fürchte ich.“

„Und ich hoffe von ihr, daß sie dann wieder kratzen wird“ — sagte der Geigenmacher trocken.

„Ja, wenn es nur lauter Solche wären, die sich kratzen ließen, wie zum Beispiel wir einfältigen Bedienten. Aber da kommen Herren in Uniformen und Galakleidern, mit Sternen und Orden —“

„Auf solchen Wind verstehen wir Voigtländer uns nicht“ — sprach der Geigenmacher ungläubig — „und meine Clara läßt sich auch nicht sogleich über den Haufen wehen. Bei alledem“ — brummte er vor sich hin, da der Diener rasch wieder fortgegangen war — „wird mir sacht' der Kopf warm. Was schreibt sie denn, das Blitzmädel?“

Und er öffnete das Siegel. Ein Papierthaler fiel ihm in die Hand und darüber eine Freudenthräne auf die Wange.

„Gott zum Gruß, lieber Vater!“ las er. „Ich befinde mich, Gott sei Dank! wohl und gesund, und hoffe, dasselbe auch von Euch zu vernehmen. Seit zwei Monaten bin ich Küchenmädchen bei dem porzlinischen Gesandten und den ersten Thaler, den ich erübrigen konnte, schicke ich Euch hiermit zu. Bei meiner neuen Herrschaft geht's hoch her. Alles von Silber und Gold, was bei unsern reichen Leuten in Schönwalde von Steingut, Zinn oder Kupfer ist. Silberne Schüsseln, Teller, Messer, Gabeln, Löffel, Leuchter, Kannen, Körbe, Lichtputzen, Kaffeebreter, Untersetzer, ja — denkt Euch nur die arge Verschwendung: sogar die Korkse auf den Weinflaschen sind in Silber gefaßt! Man ästemirt das edle Silber gar nicht mehr, weil es in solchem Ueberflusse vorhanden ist. Gestern war bei unsrer Herrschaft große Tafel. Um vier Uhr ging's Schmausen an und dauerte bis um 9. —“

„Bis um neun! fünf Stunden!“ tönte es im Chor umher, verwundert und ungläubig. Denn der Geigenmacher hatte allgemach immer lauter zu lesen begonnen und dadurch sämmtliche Stubenbewohner um sich versammelt.

„Ja“ — sagte Hübel — „darum ließ man die Gäste auch bis um 4 erst hungern, damit sie dann desto mehr einsacken sollten. Ich aber hätte mich überhungert und gar nichts essen können. Weiter nun! „Vierzehn verschiedene Gerichte, was man bei uns hier Gänge

heißt, wurden jedem Gaste vorgesetzt" — Guter Gott! da haben sich die Gäste gleich auf 2 Wochen satt gegessen" — sprach der Vorleser — „wie die Kameele es mit dem Trinken halten, haben sie eine lange Wüstenreise vor. „Was die Gäste nicht aufessen konnten und auf ihren Tellern übrig ließen, kam in den Aufwasch! Ach, Vater! da habe ich bitterlich geweint, als ich die theure Gottesgabe, von welcher ein paar Löffel voll oft 8 Groschen kosteten, sozusagen, wegwerfen, nicht einmal in ein Spüligfaß für die Schweine aufheben sollte. Als mich die andern Dienstleute — wir sind ihrer 18 zusammen — so weinen sahen, lachten sie mich aus und meinten, wenn ich mir die Mühe nehmen und den Aufhub, den sie sich schon zum Eckel gegessen hätten, sammeln wollte, um ihn meinem Vater zu schicken: so stände das bei mir. Vater! Vater! von den Brosamlein, die von unsers reichen Herrn Tische kamen, hätten sich alle Armen von Schönwalde viele Tage sättigen können! Ich aber kann Euch nur den beifolgenden Buttertopf voll schicken, weil des Herrn Amthauptmanns Bedienter nicht gut mehr fortbringen konnte. Die obere Hälfte des Topfes ist mit verschiedenen Fleisch-, Fisch- und Bratenstücken, die untere Hälfte mit italienischem Sallat gefüllt, der grausam theuer ist und den gleichwohl niemand aufessen mochte. Als endlich spät in der Nacht unsre Gäste fortwaren und wir in den Zimmern aufräumten — ach, lieber Gott! wie sahe es da aus! Die Tische und Dielen schwammen vom Weine, wovon die Flasche zwei und mehrere Thaler kostet." — Zwei Thaler! davon lebe ich ja 14 Tage!"

„Und wir mit unsern 5 Kindern auch!" sagte die Webersfrau seufzend. „Und das theure Gesöff noch so sündlich zu vergießen!"

Der Geigenmacher nickte und las weiter. „Was in den Gläsern und angerissenen Flaschen umherstand, durften wir Dienstleute uns zueignen. Mein Antheil betrug nicht ganz die volle, hier beifolgende Flasche. Was daran fehlte, schenkten mir die Bedienten, die auch sonst nicht garstig gegen mich sind." Nicht garstig!" brummte Hübel — „Was will das Mädel damit sagen? Clare, Clare, denke an den Ankratz und nimm dich in Acht! — „Nehmt die kleine Gabe mit Liebe auf und verzehrt sie gesund. Lebt wohl, denkt fleißig an mich und schreibt mir auch einmal. Viele Grüße an Alle, die mir in Schönwalde noch gut sind und sich meiner erinnern. Ich aber verbleibe Eure dankbare und gehorsame Tochter Clara Hübel." — Die mir noch gut sind und sich meiner erinnern! Wart', du listige Schelmin! Lässest kein Sterbenswörtlein von dem Bewußten einfließen und gleichwohl hast du bei dieser Stelle an niemand anders als an ihn gedacht. Aber es ist für Beide besser, wenn ich den Gruß bei mir behalte. He, lieben Nachbarn, groß und klein! Ihr seid diesen Mittag meine Gäste, esset mit von meinen Gerichten und nippet von dem Zweithalerweine. Juchhe! da wollen wir

ſchmauſen wie der **ſche Geſandte und obendrein mit geſünderem Appetite!"

Der Topf wurde geöffnet, ſein Inhalt unterſucht und theilweiſe zu Tage gefördert. Die Wahrheit zu geſtehen, ſah das Gemengſel von Coteletten und Beefſteaks, von Haſen-, Hirſch-, Reh-, Wildſchwein- und anderen, bereits in Angriff genommenen Fleiſchſtücken in ſeinem gegenwärtigen, zuſammengetrockneten und hochgebräunten Zuſtande eben nicht einladend aus. Dazwiſchen fanden ſich Ueberreſte von Aal-, Lachs- und Geflügel-Portionen, unſern Voigtländern meiſt unbekannte Gerichte. Als dieſelben ſpäter von der Webersfrau über dem Feuer erwärmt wurden, ſchrumpften ſie, da die Brühe mangelte und dieſe durch keine Zugabe von Butter erſetzt worden war, völlig zuſammen und dörrten gleichſam zu Holzkohlen ein. Dabei verbreitete ſich aus dem Tiegel ein höchſt empfindlicher Geruch; denn die Großen lieben bekanntlich den Hoch- oder Faulgeſchmack, weshalb ſie das Wildpret, bevor ſie es genießen, von der Verweſung angehen laſſen. Hübels Gäſte bewältigten jedoch glücklich ihren Ekel und verzehrten, ihren Wirth nicht durch Verſagung zu betrüben, was dieſer ihnen von ſeinen theuern Delikateſſen zukommen ließ, aber freilich in feierlicher Stille, welche von dem Jubel über das Klöſergerichte gewaltig abſtach. Selbſt der Genuß des Weins, welcher in des Webers Obertaſſe die Runde machte, vermochte keine fröhlichere Stimmung hervorzubringen.

„Nun, wie ſchmeckt's?" fragte der Gaſtgeber den kleinen Sohn des Kammmachers, welcher ernſthaft und in Abſätzen von dem Weine nippte.

„Juſt wie Brechwein!" erwiederte Fränzel und ſchüttelte ſich.

„Und mir ſind unſre Kartoffelklöſer tauſendmal lieber als Euer ſtinkiges Fleiſch!" rief, durch Fränzels Antwort ermuthigt, des Webers Tonel keck aus.

Als die betroffene Weberin die Rechte erhob, um ihrem vorlauten Töchterlein auf den Mund zu ſchlagen, wehrte ihr der Geigenmacher, dabei ſprechend: „Kinder und Narren reden die Wahrheit. Offen heraus geſagt, iſt mir auch ein Trunk Bier oder Schnaps lieber als dieſer ſauerſüße Brechwein und weit über dieſen müſſigen Braten gehen mir unſere Kartoffeln ſammt ihren Klöſern."

„Uns auch! uns auch!" hallte es im Chore nach und jegliche Bruſt fühlte ſich einer ſchweren Laſt enthoben.

„Darum ſind die Geſchmäcker verſchieden" — meinte Kamm-Kühne — „und dieß iſt eine weisliche Einrichtung unſers Herrgottes. Wie theuer müßten wir unſere lieben Kartoffeln bezahlen, ſchmeckten ſie allen Menſchen ebenſo gut wie uns armen Voigtländern! Wir wollen gern die Reichen bei ihrem Guſto laſſen und ihnen ihre theuern Weine und Gerichte gönnen, die ſie obendrein zeitiger auf den Kirchhof verhelfen."

Nun blieb noch der italieniſche Sallat übrig. Kopfſchüttelnd

und mit bedenklichen Mienen beäugelte Hübelfritze die breiartige, scharf und sauer riechende Masse in dem Topfe. Vorsichtig und langsam, als besorge er auf ein giftiges Gewürm zu stoßen, untersuchte er mit einem Löffel das Quodlibet der ihm fast gänzlich unbekannten Bestandtheile des Sallats. Prüfend brachte er einen halbgefüllten Löffel unter seine Nase. Diese Bewegung bewirkte sofort, was eine Prise Schnupftabak bei einer nicht schnippischen Nase thut.

„Das riecht" — hatzieh! — „wie Cholera-" — hatzieh! — „Essig!" Die Thränen liefen dem Nieser über die Wangen, welcher jetzt rathlos bald auf den italienischen Sallat hernieder, bald auf die Webersfrau heraufblickte. Diese, beherzter denn alle Uebrigen, kostete jetzt muthig von dem Sallate. „Pfui Geier!" rief sie darauf und langte schnell nach dem Wasserkruge — „das Zeug ist ja verdorben! Es brennt, beißt, krazt und scharrt im Halse wie Brennnesseln und Meerrettig."

„Kein Wunder" — sagte der Weber — „da man den Sallat so weit hergeholt hat. Italien und das Voigtland ist kein Katzensprung."

Die Kinder waren aus Besorgniß, auch von dem angeblichen Sallate essen zu müssen, längst schon aus der Stube geflüchtet. Der Geigenmacher setzte den Topf bei Seite und sagte: „Wenn mir meine Clara doch lieber ein Päcktchen mit Tabak oder Cigarren-Endchen geschickt hätte! Nun, sie hat's gut gemeint und darum will ich's ihr verzeihen."

„Er hat ihn! Er bringt ihn! Er bringt ihn! Er hat ihn!" jubelte draußen der Kinderchor.

„Ja, er hat ihn!" Mit diesen Worten trat Ahl, der Holzhauer, in die Stube und setzte den Vogelbauer mit dem scheu flatternden Edelfinken auf den Tisch. Dann blickte er, triumphirend und sich in die Brust werfend, die Anwesenden nach der Reihe an. „Er ist mein" — sprach er mit Nachdruck — „der herrliche Doppelschläger, — der Finkferlinkfinkfink — und die Zweifler verstummen beschämt!"

Vor einem dicht mit den Köpfen zusammengedrängten, andächtig lauschenden Kreise begann nun der Holzschläger eine Vorlesung über den Finken zu halten.

„Sahet ihr je die Farben frischer und begrenzter aufgetragen?" — fragte er leuchtenden Blickes. „Bewegte je ein Vogel seinen Hals anmuthiger und flinker? Schauet, wie sicher sein Sprung von einem Stängel bis zum andern ist! Wie gewaltig sein Flügelschlag! Begreift ihr, woher diese kleine Brust den Athem zu den mächtigen Tönen nimmt, die weit hin durch Wald und Flur erklingen? Mit dem Schlusse des Mittagslautens und nicht eine Minute früher oder später ging er auf den Leim."

„Ahl! Freund! alter Nachbar!" sprach der Geigenmacher und

das heftigste Verlangen lag in seinen Augen — „willst du? Einen halben Gulden für den Vogel!"

„Pah!" versetzte Ahl verächtlich.

„Einen ganzen!" bot Hübel hitziger.

„Denke nicht daran!" sprach Ahl.

„Einen Thaler! Sieh her! ein richtiges Kassenbillet" — Er zeigte den Papierthaler vor.

„Wie? für ein Stückchen schmuziges Papier einen so herrlichen Vogel? Denke nicht daran, Fritze!"

„Aber du kannst dir dafür eine Güte thun!"

„Wie lange und womit denn? Mit gutem Essen und Trinken etwa, he? Das vergnügt nur so lange als es den kurzen Weg über die Zunge macht. Aber mein Finke — ha! er thut mir, so Gott will, viele Jahre lang eine Güte."

„Bedenke doch, der Vogel ist ein fressendes Kapital — das Futter!"

„Deine Tabackspfeife etwa nicht? Und ist es dir schon eingefallen, sie deshalb in den Ofen zu werfen?"

„Ich gebe dir den Thaler und einen halben Buttertopf voll italienischen Sallates obendrein, der mindestens auch ein Dutzend Thaler gekostet hat. Dort steht er — meine Clare hat mir ihn geschickt."

„Ist Alles nichts als Quarg gegen meinen Finken" — entgegnete der halsstarrige Holzhauer — „nicht für eine Kuh ist er mir feil. Hört ihr? bink! bink! er schreit! Nun, nun, mein liebes Thierchen, beruhige dich nur. Will dich schon kirre machen, daß du mir das Futter aus der Hand fressen lernst. Und in der Stube herumhüpfen und Fliegen haschen sollst du auch. O wir wollen noch die dicksten Freunde zusammen werden." Und der Holzhauer spitzte den Mund und zwitscherte und lockte und pfiff, daß die Kinder ihre Freude daran hatten. Und so mit dem Finken zärtlich verkehrend, begab er sich auf den Weg nach seiner Wohnung. Trübe blickte ihm der Geigenmacher nach.

„Ich kann's meinem Freunde nicht verübeln" — sprach er zu sich selbst — „daß er den Finken nicht lassen mag. Selbst eine Paganinigeige wäre mir nicht so lieb und kostet doch gleichwohl 1000 Thaler. Was fange ich aber mit dem Sallate an? Wegschütten kann ich ihn doch nicht. Das wäre Sünde? Ob ihn wohl des Grützemüllers Schweine fressen würden?"

Ein Wett- und andrer Streit.

Lauthin tönten im Forste die Schläge der Axt, geführt von der äftigen Faust der Holzhauer. Dann rauschten die Büsche und ein waltiges Prasseln und Krachen zeigte den Fall der stolzen Tannen nd Fichten an. Es war zu Anfange des Julimonates, einer Zeit,

wo man, da das Holz im vollen Safte steht, sonst keine Bäume zu fällen pflegt. Allein die Regierung hatte beschlossen, eine neue Kunststraße nach Böhmen anzulegen und daher mußte, was sich dieser hindernd entgegenstellte, weichen. Ahl, Hübels Freund, half wacker zuschlagen. In seiner Nähe hatte er den Bauer mit seinem Finken stehen, dessen Schlage und Rufen er ein aufmerksames Ohr widmete. In der Pause des Frühstückens schwatzte er mit dem Vöglein, als wäre dasselbe sein Kind und wirklich ersetzte es ihm die Stelle eines solchen, da der Holzhauer unbeweibt und allein in der Welt stand. Um die Mittagszeit gingen die übrigen Holzhauer in ihre nahen Wohnungen zurück, nur Ahl zog vor, sein einfaches Mahl, aus grobem Haferbrote und Quarg bestehend, auf dem grünen Sammetteppiche des Waldes zu verzehren. Er that dieß mit der Eßlust, die ein gesunder Magen besitzt und eine starke Körperbewegung verleiht. Dabei unterließ er nicht, seinem Finken etliche Krümchen vorzubrocken, auch umsteckte er dessen Käfig mit grünen Tannenzweigen.

„Gern ließe ich dich heraus" — sprach er dabei — „und dich ein wenig im Walde umsehen; aber ich darf dir nicht trauen — du könntest dir beifallen lassen, nicht wieder zu kommen. Nun, mein Mätzchen, trinke auch einmal; ich habe dein Näpfchen aus der klarsten, frischesten Waldquelle geschöpft. Ha! baden willst du dich? Wohlgethan, spreche ich und würde dir es nachthun, müßte ich nicht ein viele Tausend mal größeres Wassernäpfchen dazu haben."

Ahl lag lang hin auf dem Leibe ausgestreckt und hielt den Käfig mit beiden Händen umfangen. Allgemach wurde ihm das Haupt schwer, die Augen schlossen, öffneten sich halb wieder und fielen dann ganz zu. Der süßeste Schlummer ließ sich auf den Müden hernieder, zu dessen Ohre des Finken zeitweiliger Ruf wie aus einer fernen Welt herübertönte. Ein ängstliches, stürmisches Flattern des Vogels weckte später den Schläfer jach aus seiner Mittagsruhe. Der erste Blick seiner weit aufgerissenen Augen fiel auf den Käfig, in dessen geöffnetem Thürlein er eine menschliche Hand im schnellen Zurückziehen begriffen sahe. Dann war Ahls erste Bewegung diejenige, das Thürchen rasch zu verschließen. Darauf erst sprang er empor, den Besitzer der fremden Hand zur strengen Rechenschaft zu ziehen.

„Ein nettes Thierchen" — sagte der Letztere mit schmeichelnder Freundlichkeit — „nur noch zu wild. Wie lange —"

Die breite, schwielenreiche Hand des Holzhauers ersparte dem Sprecher, welcher niemand anders als Baunack, der Holzzuschneider, war, den Schluß seiner Rede.

„Da, du niederträchtiger Halunke!" zürnte Ahl und wiederholte den Willkommen — „ich will dir das Finkenmausen schon einstreichen. Wie gut, daß ich dich noch zeitig genug ertappte!"

„Hoh! hoh!" schrie der Stockböhme — „verstehst du so wenig

Spaß? Ei, was hätte ich mit dem elenden Finken anfangen sollen? Da, wie du mir, so ich dir!"

Außer einigen einzeln und keuchend hervorgestoßenen Worten und dem Gestöhne der Ringenden vernahm man auf dem Kampfplatze keinen Lärm. Nur der unruhig umherflatternde Finke ließ aus seinem Käfig sein „Krieg! Krieg!" wiederholt erschallen, womit er auch ganz die Wahrheit sagte. Der Stockböhme setzte seinem starken Gegner große Gewandtheit und List entgegen. Vornehmlich strebte er, den Kampf möglichst nahe bei dem Vogelbauer hinzubringen, klüglich berechnend, daß dann der Holzhauer seine Aufmerksamkeit dem Finken widmen würde, um diesen vor den Fußtritten der beiden Männer zu behüten. Und so kam es auch wirklich, wodurch es dem Baunack möglich wurde, seinem Gegner ein Bein zu stellen und diesen zum Fallen zu bringen. Nun schien des Holzhauers letztes Stündlein gekommen zu sein. Dieß erkannte derselbe in den todfunkelnden Augen des Baunacks, welcher, auf seinem Gegner knieend, seine Hände, gleich einem eisernen Bande, um den nackten Hals des Holzhauers legte und sie fester und fester zusammenpreßte. Bereits nahm, in Folge dieser Drosselung, Ahl's erst tiefrothes Antlitz eine bläuliche Farbe an; der weit geöffnete Mund schnappte nach Athem und die Adern auf der Stirne und an den Schläfen drohten zu zerplatzen.

So standen oder lagen vielmehr die Sachen, die in der nächsten Viertelminute Ahl's Ende bewirkt haben würden, als plötzlich und unerwartet ein Retter sich zeigte, welcher einen hochgeschwungenen Fichtenknüppel so nachdrücklich auf des Siegers Rücken niederfallen ließ, daß es einen lauten Krach that und es nicht anders schien, als wäre das Rückgrat morsch entzwei gebrochen. Daß dieß jedoch nicht der Fall war, ging daraus hervor, weil Baunack noch aufspringen und sich gegen seinen neuen Feind zur Wehre setzen konnte. Merkwürdig ist es, wie viel unsere niederern Landsleute in dieser Beziehung auszuhalten vermögen. Schläge, von denen einer schon uns wehrlos niederstrecken würde, scheinen sie kaum zu fühlen, und mit Recht kann man von ihnen sagen, daß sie einen tüchtigen Puff vertragen. Dieß bewies auch der Stockböhme und zwar in einer so ungewöhnlichen Maaße, daß es selbst den beiden Männern auffiel, die, gleich Dreschern, abwechselnd auf den Uebermannten losdraschen. Und klipp, klapp, klang auch das Duo auf dem Körper des Geschlagenen, daher Ahl, die Sache zu untersuchen und das Räthsel zu lösen, den Stockböhmen bei der Rockklappe packte und den Rock selbst dadurch zum jähen Aufgehen brachte. Jetzt spielte Baunack die Rolle des keuschen Josephs, indem er einen Theil des Rockes in Ahl's Händen zurückließ und mit schnellen Füßen das Weite suchte. Dabei entfielen ihm 3, 4 kleine, dünne Bretchen oder Holzstückchen, die er eben so wie die Rockklappe seinen Siegern als Beute hinterließ.

„Sprich, Ahl!“ sagte dessen Retter, indem er den Knüppel drohend dem Flüchtlinge nachschwang — „weshalb hattest du den Tanz mit dem Schurken?“

„Der Spitzbube!“ schimpfte Ahl — „fast hätte er mich erwürgt. Meinen Finken wollte er mir vor der Nase wegmausen.“

„Dem Vogel verdankst du dein Leben“ — sprach Hübelfritze — „Er war's, der „Krieg! Krieg!“ schrie und mir dadurch zum Leitsterne wurde.“

„Das liebe Thierchen!“ — versetzte Ahl zärtlich und kauerte zu dem Finken nieder. „Bist gewiß nicht wenig erschrocken, mein Mätzchen?“

„Aber sage mir, Nachbar!“ hob der Geigenmacher an — „der Baunack konnte doch mörderische Hiebe ertragen und dabei klappte und prasselte es gleichwohl, als bliebe kein Knochen an ihm ganz. Ha! warte! warte! Was liegt denn da? Zwei Ahornstücken zu Geigenböden, ein tännenes Deckenstück, auch Ebenholz zu einem Griffbrete — o du neun und neunzig mal lackirter Galgenstrick! Hat seinem Herrn das Holz gestohlen und seinen Leib damit verwattirt. Drum nahm er auch die Hiebe so gelassen hin — prasselte es also! Seht mir den Halunken! Hätte ich das ahnen können, würde ich ihm eins auf den Kopf versetzt haben; doch todtschlagen wollte ich ihn nicht geradezu.“

„Und was führte dich hierher, mein lieber Hübelfritze?“ fragte Ahl erkenntlich. Ich hätte dich an deiner Hobelbank um diese Zeit vermuthet?“

„Eine böse Geschichte ist's, die mich herführt“ — versetzte Hübel verdüstert. „Mein Nachbar, der Weberlieb, geht, fürchte ich, auf der Grube herum. Des Nachts läßt ihm der Husten keine Ruhe und am Tage kann er es am Weberstuhle kaum vor Brustschmerzen aushalten. Halbe Tage lang muß er schon feirig (feiernd) sein und sich hinlegen, obschon sieben Mäuler satt gemacht sein wollen. Da habe ich mich denn aufgemacht, für den armen Patienten hier im Walde Huflattich aufzusuchen, der grausam wohlthätig für die Brustkranken sein soll. Die Weberliebin hat nicht Zeit und ihre Kinder kennen das Kraut nicht, darum mußte ich mich des Suchens unterziehen und will gern den Wald durchstreichen, wenn's nur zu etwas hilft.“

Wie es zu gehen pflegt, wußte auch der Holzhauer ein angeblich vortreffliches Heilmittel gegen die Schwindsucht und der Geigenmacher versprach, dasselbe in Gemeinschaft mit dem Huflattich dem Kranken anzurathen. Die Freunde trennten sich.

Am Abende desselben Tages suchte Ahl seinen Freund Hübel in dessen Wohnung auf. In der Hand trug er seinen Vogelbauer und heftete den Blick voll wehmüthiger Zärtlichkeit auf den Finken darin. Vor der Hütte erblickte er den leidenden Weber, welcher, einem vergehenden Schattenbilde gleich, auf einem Stuhle vor seinem Beete

saß, auf dessen blühende Pflanzen er in stiller, genügsamer Freude herniederblickte. Des Holzhauers lauten Gruß beantwortete er durch ein stummes Kopfnicken und erst, als jener zu ihm hintrat, erhob er das matte Auge und sahe den Ankömmling mit einem Leidensblicke an, der dem Holzhauer durch die Seele ging.

„Wie geht's, armer Lieb?" fragte Ahl theilnehmend.

„Danke! recht leidlich. Die Brustschmerzen scheinen doch nicht zunehmen zu wollen. Wenn nur der böse Husten nachließe!"

„Ist der Geigenmacher zu Hause?"

„Ja! Der gute Mensch! er hat mir zwei Mittel gegen meine Schwäche und mir und meiner Frau dadurch einen großen Trost verschafft. Seiner Sorgsamkeit verdanken wir auch eine alte Bettstelle, in welcher ich des Nachts ordentlich liegen und am Tage ein paar Stunden ruhen kann. Und wenn ich ihrer nicht mehr bedürfen werde, so kann sie meine Frau gebrauchen, die, wie Ihr wißt, wieder in den Umständen ist." Der Weber hielt inne, um zu Athem zu kommen; dann fuhr er zu dem Holzhauer fort, der sich zum Gehen anschickte: „Lieber Ahl, thut mir doch den Gefallen und steckt mir den Nelkenstängel gerade. Ich kann mich nicht bücken. Und wenn Ihr in die Stube kommt, so saget meiner Frau, daß sie mich bald hineinführe, denn es wird allgemach hier kühl."

Ahl that, um was er gebeten wurde. Darauf setzte er seinen Finken drinn in der Stube auf den Tisch, räusperte sich in einiger Verlegenheit und hob dann zu seinem Freunde also an:

„Höre, Hübelfritze, wieder auf den spitzbübischen Stockböhmen zu kommen — wirst du den Kerl bei dem Kaufböhme anzeigen, daß er lange Finger macht?"

Hübelfritze kratzte sich hinter dem Ohre und versetzte: „Ich zweifle fast, daß ich mich dazu verstehen werde, den Angeber zu machen. Und beweisen können wir den Diebstahl auch nicht. Der Baunak kann ja auch so gut wie ich die Geigenstücken gekauft haben. Hat er sie aber wirklich gestohlen: nun, so denke ich, wird der Krug so lange nach Wasser gehen, bis er von selbst zerbricht. Ueberdieß haben wir den Halunken dermaßen durchgegerbt, daß es doch nicht recht ehrlich wäre, wollten wir ihm noch obendrein vom Brote helfen. Allenfalls könnte man einmal so von weitem bei dem Kaufböhme auf den Strauch schlagen. Du verstehst mich schon, wie ich's meine."

„Vollkommen!" erwiederte Ahl — auch hast du mir im Uebrigen aus der Seele gesprochen. Bei alledem muß ich dir sagen, daß es eine ganz komische Empfindung war, wie mich der infame Kerl so arg zusammenschnürte. Es gribbelte und grabbelte, es klopfte und hämmerte, es wirbelte und nebelte mir im Kopfe, in den Adern vor den Augen herum, wie wenn sich die Seele aus dem Munde herauszwängen wollte. Noch ein kleines Augenblickchen und ich war weg!"

„Der verfluchte Spitzbube!“ sprach Hübel unter einem sichtlichen Schauern.

„Und war ich weg: so hatte ich auch keinen Finken mehr und der Finke wiederum mich nicht.“

„So klar, wie Klöserbrühe“ — nickte Hübel.“

„Dann hatte der Stockböhme meinen Finken und konnte mit ihm machen, was er wollte, ihm den Kopf eindrücken, ihn behalten, verkaufen — für 'nen lumpigen Sechser vielleicht —“

„Alle Wetter!“ rief der Geigenmacher und das tiefste Entsetzen lag in seinen Zügen — „daran hatt' ich wirklich nicht so gedacht. O du vermaledeiter Galgenstrick!“

„Aber so — lebe ich noch, habe meinen Finken und mein Finke hat mich“ — fuhr der Holzhauer schwer aufathmend fort.

„Ja, Gott sei Dank!“ — bestätigte der Geigenmacher froh.

„Und dir auch!“ versetzte Ahl — „denn ohne dich war es aus mit mir —“

„Nicht doch“ — antwortete der bescheidene Hübel ablehnend — „deinem Finken und seinem mörderischen Krieg-Geschreie hast du es zu verdanken —“

„Behalte ihn!“ schrie Ahl mit starker Stimme, wendete sich ab und rannte auf die Thüre zu. Ihm nach der Geigenmacher, der den Ausreißer noch vor der Schwelle bei den Schößeln der Jacke erwischte. Als nun der Holzmacher sein Antlitz nach dem Geigenmacher zurückwendete und die beiden Männer einander stumm in die Augen schauten: zitterte in einem jeden derselben eine Diamantzähre vom reinsten Wasser.

„Sei kein Rindvieh!“ bat Ahl mit vergehender Stimme.

„Und du kein alter Esel“ — tremulirte Hübelfritze.

„Ich sehe, daß ich einen andern fangen kann —“

„Und ich werfe dir den Finken sammt dem Gebauer auf dem Buckel hintennach —“

„Ich komme alle Tage zu dir, meinen Mats zu sehen —“

„Und ich prügele dich, daß du das Wiederkommen vergissest — du verstehst schon, wie ich's meine.“

Nach dieser gewiß rührenden Auseinandersetzung beruhigten und verständigten sich die Streitenden. Der Geigenmacher blieb Sieger; der Holzhauer ging mit seinem Finken fort und selig, wie nimmer, blickte ihm jener nach. Draußen klopfte Ahl noch einmal an das Fenster seines Freundes.

„Eins versprich mir noch“ — schluchzte er — „Sollte mich der Finke überleben, so bist du mein Erbe. Du verstehst mich schon, wie ich's meine.“

„Ja“ — erwiederte Hübel — „wir verstehen uns.“

Die Haar- (nicht Pulver-) Verschwörung.

Es war Winter geworden und sehr kalt zugleich. Durch die Straßen der Residenz ertönte Schellengeläute, ein Zeichen, daß auch Schnee in Fülle vorhanden sei. Die Frau Gesandtin, Excellenz, Clara Hübels hohe Herrin, lag in einer Ecke ihres Sopha's und las in den Geheimnissen von Paris. Vor ihr stand auf einem Tischchen von Jacarandenholze eine silberne Platte mit einer Tasse rauchender Chocolade, einem confectgefüllten Silberkörbchen, einer Carafine voll süßen Cyperweins und einem kleinen goldenen Trinkbecher. Excellenz war dergestalt in die anziehende Lectüre vertieft, daß sie weder des Frühstücks gedachte, noch das wiederholte, immer stärker gewordene Klopfen an ihrer Thüre vernahm. Endlich öffnete sich diese ein wenig und die Kammerfrau, ihren Kopf hereinsteckend, meldete demüthig: „Excellenz, der Friseur ist da!"

Die Gesandtin blickte auf und sagte kurz: „Er komme!"

Unter wiederholten, tiefen Verbeugungen nahete der Haarkünstler.

Die Gesandtin las fort, sprach aber, ohne jedoch das Auge vom Buche zu wenden: „Nun, lieber Bonfiglio, was haben Sie ausgerichtet?"

Der Pudermann zog die Achseln bis an die Ohren auf, da aber die Gnädige diese stumme Antwort nicht vernehmen, das heißt: sehen konnte, so setzte jener die Worte nach: „Ew. Excellenz, bis jetzt — nichts!"

Sehr ungnädig warf hierauf die Gnädige das Buch hin und sagte mit Indignation: „Das impertinente Mensch!"

Sollte irgend wer nicht glauben wollen, daß die Excellenz sich wirklich des Schimpfnamen: „das Mensch" — bediente, so wisse er, daß die Kammer- und Küchenmenscher unter diesen Namen noch in den ersten Zeiten des 19. Jahrhunderts an dem sächsischen Hofe florirten, daß sonach dieser Ausdruck kein unerhörter in den höchsten Sphären ist.

„Und Sie boten ihr wirklich fünf Thaler an?" fuhr die Excellenz nach einer Pause fort.

„Ich unterfing mich sogar bis auf zwei Ducaten hinaufzugehen" — erwiederte der Friseur — „und sonach höchstdero Befehl submissest zu überschreiten."

„Ein enormer Preis!" — sagte die Gesandtin.

„Ich ließ mich von der Schönheit des Haares hinreißen" — erwiederte der Haarkünstler — „das an Länge, Stärke, Elasticität, Schwärze und wunderbaren, von der Natur allein erzeugtem Glanze alle anderen Haare, selbst Berenice's, Absalon's und Simson's nicht ausgenommen, übertrifft."

Die Gesandtin warf durch den Spiegel einen Blick auf ihr Haupt, dessen Kahlheit eine falsche Haartour verbarg und sagte

empfindlich: „Noch vor wenig Jahren war mein Haar auch nicht das schlechteste.“

Heftig erschrocken über seine bewiesene Albernheit und dieselbe durch eine neue noch vergrößernd, versetzte der Friseur zerknirscht: „Ach, Verzeihung, Ew. Excellenz, ich — ich sprach nur von der Gegenwart.“

„Wirklich?“ spottete Excellenz — „also sind Berenice, Simson und Absalon noch immer am Leben? Das ist mir eine interessante Neuigkeit? Doch wieder auf die bewußte Sache zurückzukommen — haben Sie die Dirne ahnen lassen, wer es sei, die den Preis bietet? Sollte dieser Umstand den Abschluß des Handels beschleunigen können — woran ich kaum zweifle — so — Sie verstehen mich — so könnten Sie darauf hinspielen, freilich ohne mich zu compromittiren.“

„Ich habe bereits Alles gethan, was mir die zartesten Rücksichten gegen Ew. Excellenz zugestanden“ — sprach der Haarkräusler.

„Und dennoch? Es ist eine Unverschämtheit ohne Gleichen, die eher gezüchtigt als bezahlt zu werden verdiente.“ Die Gesandtin that einige rasche Schritte nach dem Fenster hin. Hier saß in einem vergoldeten Käfig ein grüner Papagei, der mit dem krummen Schnabel seine Federn putzte. Ohne klar zu wissen, was sie that, steckte die Excellenz dem theuern Thiere ein Stück Zuckerbrot durch das Gitter zu, das der übersatte Vogel einmal anhackte und dann unbeachtet liegen ließ.

„Seyen Sie“ — wendete die Gesandtin sich nach dem Friseur um — „den zwei Ducaten noch einen halben Thaler zu — hören Sie? Aber dann keinen Deut mehr! Punkt 2 Uhr erwarte ich Sie wieder, denn um 3 Uhr beginnt die große Schlittenpartie.“

Ein Wink verabschiedete den Haarkräusler. Die Excellenz nippte hierauf bald von der Chocolade, bald von dem Cyperweine, doch sichtlich in übler Laune. Sie fing wieder zu lesen an, doch auch dieß gewährte ihr keine Unterhaltung mehr, daher das Buch zum zweitenmale in den andern Winkel des Sopha's flog. Jetzt klingelte sie heftig.

„Ist Madame Digeon noch nicht da?“ rief sie der anfragenden Kammerfrau entgegen.

„Sie harrt seit etwa 10 Minuten den Befehlen Ew. Excellenz im Vorzimmer entgegen“ — lautete die Antwort.

„Sie komme schnell!“ befahl die Gnädige.

Herein trippelte knirend eines jener, den Großen oft unentbehrlichen Wesen, die man mit den gemeinen Namen: „Stadtklatschen, Postenträgerinnen, Zwischenhändlerinnen, zu Zeiten auch „Kupplerinnen“ bezeichnen könnte, sich unter dem Scheine der tiefsten, unbedingten Hingebung allgemach der Herrschaft über ihre Gebieterinnen und Gönnerinnen zu bemächtigen verstehen und in jeder Hinsicht zu den gefährlichsten Geschöpfen gezählt werden müssen.

„Ah, was bringen Sie da, liebe Digeon?“ fragte die Gesandtin und die Züge des Unmuths verschwanden von ihrem Gesichte, wie die trüben Wetterwolken vor den Strahlen der Sonne. „Ein niedliches, allerliebstes Hündchen! Lassen Sie sehen!“

Madame Digeon befreite den Hund unter ihrem Arme von dem Tuche, das ihn bis zum Kopfe eingehüllt hatte, und setzte ihn nieder auf den glänzenden Parquetboden des Zimmers. Es war ein kleiner, englischer Wachtelhund mit langem, braun und weißgeflecktem Haar und Behänge, der noch von dem Eindrucke der eben ausgestandenen Kälte zitternd in sich zusammenkroch.

„Geben Sie mir den armen Schelm herauf“ — befahl die Excellenz und barg dann das Thier in ihrem Schooße, wo es von den zarten Händen der Gnädigen geliebkost wurde.

„Was soll er kosten?“ forschte sie nun.

„Zwanzig Thaler, Excellenz“ — entgegnete Madame Digeon — „er ist ein ächter Abkömmling von dem Leibhündchen der König'n Victoria.“

„Ei, ei, Liebe!“ meinte die Excellenz — „so viel zahlte ich ja nicht einmal für die große Eselin, deren Milch meine kleine, auszehrende Tochter trinken mußte.“

Madame Digeon bewies jetzt, wie weit sie ihre Kühnheit, der Gesandtin gegenüber, treiben durfte, indem sie die Frage that:

„Darf ich wissen, Excellenz, was dieser grüne Papagei gekostet hat?“

„Für den Papagei allein hat mein Gemahl nur 6 Louisd'or bezahlt“ — war die Antwort.

„Ei, Excellenz“ — erwiederte Madame Digeon mit einem vielsagenden Lächeln — „für einen einzigen Thaler hätten Sie eine sechsmal so große Gans gehabt.“

Anstatt diese Dreistigkeit zu rügen, versetzte die Gesandtin: „Wie ein Aal wissen Sie den fangenden Händen zu entschlüpfen. Aber ich will auch meinen Willen durchsetzen und wenigstens etwas von dem Gebote abdingen. Hier sind 6 Ducaten und der Hund ist mein. Wie heißt er, liebe Digeon?“

„Angleſe, Ew. Excellenz!“

„Wohl! Es war gut, daß Sie mir durch meine Angleſe die Grillen vertrieben, denen ich vor Ihrem Eintritte mich eben hingab.“

„Welches Glück für mich! Welche Gnade!“

„Ja, ich war wirklich recht trübe gestimmt und das obendrein wegen eines recht nichtswürdigen Gegenstandes — wegen meiner niedrigsten Magd!“

„Ich bin vernichtet! Welche unerhörte That!“

„Ehe ich Ihnen das Nähere mittheile, will ich die Schuldige herbeirufen lassen.“ Excellenz klingelte. „Das voigtländische Küchenmädchen soll den Holzkorb frisch füllen!“ gebot sie der Kam-

merfrau. „Nun geben Sie genau auf den Kopf und namentlich das Haar der Dirne Acht" — fuhr sie zur Digeon fort.

Bald ging die Thüre auf und hereintrat eine Juno — ach, was Juno! Hebe! Venus oder sonstiges heidnisches Göttervolk! Eine deutsche, kraft- und gesundheitvolle, ebenmäßig gewachsene und liebreizend gebaute Jungfrau war es mit dem bereits belobten Haarwuchse, mit einer königlichen Stirne, mit dunkeln, feuchtblinkenden Augen, pfirsichsammtnen Wangen, tiefen Grübchen darin, mit einer edelgeformten Nase und einem kleinen, frischen Purpurmunde, für dessen zwei Perlenreihen die Gesandtin, so geizig sie auch war, jeden Preis gezahlt hätte. Alle diese Reize wurden noch durch die Glut einer aufsteigenden Schamröthe überboten, welche die züchtige Jungfrau, als ihre einzige Waffe, den stechenden Blicken der beiden Damen stumm entgegensetzte und die sich bis zu den Ohren und dem schneeigen, schlanken Halse herab verbreitete.

„Nun?" sagte die Excellenz zur Digeon, als das Mädchen aus dem Zimmer war.

„Nun, Ew. Excellenz?"

„Sahen Sie das Haar der Dirne? Und was sagen Sie darüber?"

„Es war das Haar eines Simsons, ehe es ihm Dame Delila abschnitt."

„Und hinreichend, um 3 solche Köpfe zu bedecken als der meinige ist" — setzte die Excellenz seufzend hinzu.

„Ach, ich merke nun, Excellenz."

„Was sagen Sie aber, Digeon, wenn ich Ihnen versichere, daß die Magd sogar für 2 Ducaten das Haar nicht hergeben mag?"

„Es ist unglaublich, wie weit gegenwärtig die Prätensionen des Pöbels gehen! Vorzeiten hätte ein solches niederes Wesen mit Freuden für einen halben Gulden zum Kahlkopf sich umwandeln lassen."

„Bonfiglio hat die ersinnlichste Mühe schon deshalb verschwendet, sogar nicht undeutlich zu verstehen gegeben, wer es sei, der das Haar zu besitzen wünscht — Alles vergeblich bei dem Trotzkopfe!"

„O weh! nun ist Alles verloren!" klagte die Digeon. „Ach, der alberne Tropf! Aber, Excellenz, wie mochten Sie sich nur an einen solchen Einfaltspinsel in einer derartigen Angelegenheit wenden? Hatten Sie nicht mich? Traueten Sie mir weniger Raffinerie zu als dem Puderbeutelmanne? Nichts wäre leichter gewesen als den Bauernkopf zu barbieren."

Hier nahm die Excellenz ein Fläschchen mit Parfüm, um es gegen die heiße Ofenplatte zu sprengen.

„Es riecht gleich so menschlich im Zimmer" — sprach sie dabei — „wenn ein solches rohes Naturkind dasselbe auch nur durchstreift hat. Aber, was sagten Sie, Beste? Wie wäre es möglich zu machen gewesen?"

„Wenn Ew. Excellenz zum Beispiel eine Terrine voll Punsch daran gewendet und der Dirne tüchtig hätten zutrinken lassen, so daß sie fest entschlafen wäre: so hätte sich gewiß leicht unter Ihrem übrigen, weiblichen Dienstpersonale eine Neiderin des Mädchens finden lassen, die für die Zusicherung einer kleinen Belohnung das Amt einer Delila übernommen und die Haarbeute abseits geschafft hätte. Was hätte die Dirne beim Erwachen dann machen können? Excellenz hätten ihr eine Haube großmüthigst geschenkt, den Kahlkopf darin zu verbergen, im schlimmsten Falle der Klagenden mit Fortjagung gedroht und im allerschlimmsten wahrgemacht. Ein Grund, die Dirne durch die Polizei aus der Stadt weisen zu lassen, ist ja so bald und leicht gefunden!"

„Sie haben Recht. O liebste Digeon, vermitteln Sie die Sache."

„Wenn es noch angeht. Erst muß ich den Dummkopf Bonfiglio ausforschen, wie weit er Ew. Excellenz mit in's Spiel gebracht habe."

„Gehen Sie, liebe Digeon! thun Sie also."

Madame trat ab.

„Ambassadirt mein Gemahl schon?" fragte dann die Excellenz ihre Kammerfrau.

„Ja, Seine Excellenz ambassadiren bereits" — lautete die Antwort. „Sie lassen sich eben von hochdero Kammerdiener die Nachtsachen aus- und die Gesandtschaftsuniform anziehen."

Das Weib hatte, ohne es zu wissen, wahr und witzig gesprochen. Die Gesandtin sagte kein Wörtlein dazu, schrieb sich's aber hinter das Ohr, künftig, wenigstens im Beisein Anderer, ihre Kammerfrau nicht wieder um das Ambassadiren ihres Gemahls zu befragen.

Nach einer halben Stunde trat der des Ambassadirens ledige Gesandte in das Zimmer seiner Gattin. An ihrer Seite im Sopha Platz nehmend, sagte er leicht: „Gut geschlafen, Madam?"

„Gut geschlafen, mein Herr! bis auf einen ängstlichen Traum, der mich bis gegen den Morgen peinigte. Es träumte mir nämlich, daß Diebe meine Chatoulle rein ausgeleert hätten. Und merkwürdig: als ich vorhin meine Chatoulle untersuchte, war der Traum in der Wirklichkeit eingetroffen — meine Kasse leer!"

„Ich verstehe Madam. Aber dieser Puff ist bereits zu abgenutzt, um die gewünschte Wirkung zu erzielen."

„Sieh, lieber Eugen" — schmeichelte die Gesandtin — „ich wünsche mir nur deshalb eine volle Chatoulle, um es dem Fürsten Rudolph in den Geheimnissen von Paris nachzuthun. Wie rühret mich dessen großmüthige, zarte Hülfsleistung gegen die arme Marienblume! O wäre ich doch ein Mann wie er und eben so riesenstark, um verkleidet und unerkannt die niederen, schmuzigen Höhlen der Armuth, wie des Lasters besuchen und Elend mindern zu können! Schon der Gedanke daran ist so himmlisch!"

„Schwärmerin, weißt du, daß auch nicht ein wahres Wort an den ganzen Geheimnissen ist? Umsonst würdest du die Winkel nach einer echten Marienblume durchsuchen. Eine Marienapotheke ja, aber keine Marienblume haben wir hier. Und nun bedenke, liebe Camilla, daß mich der neue Postzug mit dem Wiener Phäton dreitausend Thaler kostet, daß ich für dein Halsband und die Bracelets siebenzehn Hundert und für den Schlitten, den wir heute einweihen werden, drei Hundert bezahlt habe, wobei die Tigerdecken und die sonstige Ausschmückung noch gar nicht in Rechnung kommt. Ueber ein halbes Tausend kam uns die letzte Fête am zweiten Weihnachtsfeiertage, und dieß Alles sind erst die größeren Extra-Ausgaben. Ja, fast hätte ich deinen türkischen Shawl für 1000 Thaler zu erwähnen vergessen." Daß er nur erst in der verwichenen Nacht 1400 Thaler am Spieltische verloren hatte, verschwieg er weislich.

„Die Fürstin Vielitzka trug einen für 6000 Thaler" — schmollte die Gesandtin.

„Dafür hat der Fürst so viel Schaafknechte auf seinen Gütern als wir Schaafe. Seine Einnahme beträgt jährlich auf eine halbe Million, und die unsrige kaum 20,000. Und nicht 8 Tage sind's, daß du 100 Louisd'or Nadelgeld von mir erhieltest."

„So muß ich, wenn du auf deiner Weigerung beharrest, an den Verweser der mir gehörigen Güter schreiben, daß er den halbjährigen Pacht vorausschaffe."

„Nach Ihrem Belieben, Madame!" sagte die männliche Excellenz kalt und verließ das Zimmer seiner schmollenden Gattin.

Bosco, der Hexenmeister.

Am Nachmittage desselben Tages hallten die Hauptstraßen der Residenz, durch welche der große Schlittenzug eilte, wieder von den Klängen des Kaisermarsches aus Webers Oberon. Sie kamen her aus einem vierspännigen, für die Bläser und Pauker eingerichteten, großen Schlitten, der die Spitze des Zuges bildete. Gold- und silberbedeckte Vor- und Nachreiter, reichgeschmückte Rosse, bepelzte Kutscher, wehende Reiherbüsche, schmetternde Peitschen, die sonst nicht gestattet waren, wieder neue Musikchöre, immer schönere Schlitten und noch schönere Insassen darin — all' dieses bunte Gemenge glitt im schnellen Fluge vorüber den Blicken der gaffenden Menge. Das gesandtschaftliche Ehepaar saß so heiter und friedlich neben einander im prachtvollen Schlitten, daß man es hätte für das glücklichste schätzen und beneiden mögen. Mit einbrechender Dunkelheit kehrte der Zug unter lautem Jubel und bei dem Glanze zahlloser Pechfackeln zurück.

„Der Winter hat doch auch seine Annehmlichkeiten!" — lispelte die Gesandtin nach dem Aussteigen einer Freundin zu, indem sie die schleierbedeckte Nase ein wenig aus dem Zobelpelze emporhob

und dem wohlgeheizten Saale zuschritt, in welchem der große – nein, der kleine, dicke Magier Bosco vor einer auserwählten Ve sammlung heute seine menschenbeglückenden Künste zeigte. Auße den allbekannten Hexereien zauberte der schlaue Italiener in 2 Stu den seinen 200 Zuschauern eben so viele Speciesthaler aus ihre Taschen in die seinige — ein Kunststück, dessen Ausführung ma voraus wußte und sich willig gefallen ließ. Nach diesem geistige Genusse sollte ein leiblicher in der Gestalt und unter dem Nam eines Festballes Statt finden, wozu der Veranstalter der Schlitte fahrt deren sämmtliche Theilnehmer eingeladen hatte.

Wann die Katze nicht zu Hause ist, so haben bekanntlich d Mäuse freien Lauf. Jene stellten die Herr-, diese die Dienerscha in dem gesandtschaftlichen Hause vor. Mit Ausnahme des Ku schers, zweier Diener und der Kammerjungfer, welche in der Nä ihrer Gebieter bleiben mußten, sahe sich das übrige Dienstperson einmal frei. Sie hatten insgesammt ihren freien Lauf genomm und nur die Hübel-Clara daheim gelassen, welche, nachdem sie d nöthigen Holzbedarf allen in dieser Nacht zu heizenden Oefen zug tragen hatte, in ihr Kämmerlein und dort mit ihren Gedanken z Rathe ging. Aus einem Kommodenfache holte sie einige offene Bri hervor, die sie bei dem Scheine einer Kerze und in sichtlicher Bew gung las.

„Der gute Mensch!" sprach sie — „in jedem Briefe bittet mich, fromm und ihm treu zu bleiben, auch mich vor der Versü rung zu hüten. Dürfte ich ihm doch wiederschreiben und ihn darüb beruhigen! Aber ich habe dem Vater mein Wort gegeben und es auch besser so, denn was dürfte ich armes Mädchen hoffen? Wen ich nur wüßte, wie ich ihm seine Geschenke wiedergeben und ih bedeuten könnte, mir keine mehr zu schicken." Sie legte einen g henkelten Ducaten, welcher an einem schmalen Sammetbändch hing, einen goldenen Ring mit einem rothen Steinchen und e pappenes Futteral, das ein schwarz eingebundenes, goldgerändert Buch enthielt, vor sich hin. „Wollte ich's ihm mit der Post zurü senden" — fuhr sie fort — „würde es sein Ohm erfahren und für seinen guten Willen bösen Dank davon tragen." Ihr Auge en deckte jetzt ein kleines Briefchen, das, bis jetzt ihren Blicken entga gen, mehr nach der Seite der Wand zu, auf der Kommode lag u an Clara Hübel adressirt war. „Von meinem Vater!" sprach freudig und brach das Siegel. „Gewiß langte er an, als ich vorh unten im Holzstalle war, und die Köchin hat mir ihn vor ihre Weggange hierhergelegt." Während des Lesens verwandelte sich d frohe Miene des Mädchens in eine bestürzte; die Hand mit de Brief sank in den Schooß hernieder und ein Thränenguß ström über der Jungfrau Wangen. „Welche Noth!" seufzte sie. „U Eduard, der vielleicht noch helfen könnte, gerade verreis't! Mei paar Thaler Lohn mußte ich dem Schneider geben, der mir d

Winterrock zurichtete. Ach, Gott! was nun anfangen? Diesen Ring und den Ducaten — sie sind ja nicht mein Eigenthum; auch würde dann Alles an den Tag kommen und Eduard für seinen guten Willen schwer büßen müssen. Wer rathet mir hier?" Als ihr thränendes Auge jetzt auf das Buch fiel, zog sie dasselbe hastig aus seiner Hülle und schlug es auf. Es war ein Gebetbuch und das Gebet, welches Clara zufällig aufgeschlagen hatte, trug die mit großen Lettern gedruckte Ueberschrift: „Ehre Vater und Mutter! Das ist das erste Gebot, das Verheißung hat." Kaum hatte Clara eine halbe Seite gelesen, als sie ihren Haarzopf lossteckte und dessen Flechten von einander trennte, so daß das Haar in üppiger Fülle und Länge über die volle Achsel bis in den Schooß der Jungfrau hernieder wallte. Diese betrachtete ihren Reichthum der Natur mit einem schmerzvollen Blicke, dann jedoch sagte sie mit lautem, entschlossenem Tone: „Wenn doch der Friseur jetzt gleich da wäre mit seiner Scheere!"

Wirklich that sich auf diese Worte diejenige Thüre des Stübchens auf, welche nach der Treppe des Hinterhauses führte und von der Dienerschaft benutzt wurde, so oft dieselbe von der Herrschaft ungesehen sich ein- oder fortschleichen wollte. Diplomaten müssen sich bekanntlich immer eine Hinterthür offen erhalten. Daher war es natürlich, daß auch der portugiesische Gesandte eine solche besaß, die ihn aus der vorderen Zimmerreihe durch die minder kostbar ausgestattete des Hinterhauses nach der dortigen Treppe flüchten ließ, wünschte er eines unangenehmen Besuches enthoben zu sein. Aber auch die Frau Gesandtin, deren Intriguen oft an noch geheimnißvolleren Fäden geführt werden mußten, bedurfte einer Hinterthüre und dieselbe befand sich in der Nähe der Gesindestube und etwas entlegener derjenigen des Gesandten. Nach dieser nöthigen Erörterung kehren wir zur Küchenmagd zurück und betrachten vor allen Dingen den bei ihr Eintretenden.

Ein Friseur war derselbe nicht, aber ein Frisirter, wenn schon kein Gepuderter. Auch hieß er nicht Bonfiglio, sondern Malferio und setzte diesem Worte noch ein „von" vor. Einen Puderbeutel trug er auch nicht unterm Arm, wohl aber einen Stoßdegen, mit einem silbernen Portepée umwunden, an seiner linken Hüfte. Eine Scheere ging ihm ab, dafür nicht ein paar Arme, die sich wie eine Scheere jetzt öffneten und mit edler, vornehmer Dreistigkeit die schämig flüchtende Jungfrau zu umfangen strebten.

„Himmlisches Kind" — sprach der Gardelieutenant eilig — „hätte ich nur jetzt mehr Zeit, ich würde deine Reize länger bewundern. Aber ich soll deiner Gebieterin etwas aus ihrem Boudoir holen und kann im Finstern das verwünschte Schlüsselloch nicht finden. Du wirst mir demnach mit diesem Lichte ein wenig vorleuchten, mir aber zugleich auch immer einen Kuß auf Abschlag geben."

Trotz der entschiedenen Weigerung Clara's, die zweite Hälfte

dieſes Anſinnens zu gewähren, würde der Martisſohn ſich nich
leicht haben abweiſen laſſen; allein er vernahm noch zu rechter
durch die halb offen gelaſſene Thüre ein entferntes Geräuſch,
ihn ſofort zum Lauſcher umwandelte.

„Sollte ſie es ſchon ſein?“ murmelte er vor ſich hin. „
iſt kein Frauentritt — ei, verwünſcht — es iſt der Geſandte —
höre ſein Keuchen —“

Leiſe, doch raſch drückte der Lieutenant die Thüre zu und
Clara's beſchwörende Gegenſprache unbeachtet laſſend, im Nu
ter einen Wuſt aufgehängter Frauenkleider, wo er ſich, eine
wegliche und ſtumme Schildwache, aufſtellte und von dem un
herrſchenden Dunkel Unſichtbarkeit für ſein preisgegebenes U
geſtelle verhoffte. Kaum daß er dieß Manoeuvre ausgeführt un
bewegte Kleiderſchicht ihre ruhige Lage wieder angenommen hatt
erſchien des Geſandten Haupt durch die geöffnete Thüre und ſa
forſchend in dem kleinen Stübchen um. Als der Diplomat
dem beſtürzten Küchenmädchen weder den Geſuchten, noch i
jemand ſonſt entdeckte, trat er ein, wobei er nicht unterließ
Thüre einzuklinken.

„Saheſt oder hörteſt du niemand in die Zimmer meine
mahlin gehen?“ fragte er Clara.

Ohne zur Lügnerin zu werden, verſetzte das Mädchen, wei
und mit der Rechten die Wellen ihres Haares zuſammenfaſ
„Nein, Ew. Excellenz!“

„Erſt jetzt ſehe ich, welch' ein reizendes Weſen in meinen
ſten ich habe“ — ſagte die Excellenz im Nähertreten, faßte
mit zwei Fingern unter's Kinn und hob daſſelbe empor. „Was
ich darum, beſäße meine Gemahlin noch dieſe Friſche und Füll
wie dieſen üppigen Haarwuchs! Nicht ſo, liebe Kleine, du haſt
hübſch gefolgt und darum dieſe Weihnachten reichlich beſcheer
halten! Rede frei heraus, Kind, und ſei nicht ſo ängſtlich.
mir braucht ſich ein ſo liebes Weſen nimmer zu fürchten. S
alſo, was bekameſt du?“

„Drei Thaler Lohn“ — platzte Clara heraus — „ſonſt
— der Hausmeiſter ſagte, ein heiliger Chriſt wäre nicht ausge
worden und Excellenz wollte nichts davon wiſſen —“

„Meine Gemahlin hat dich blos vergeſſen, Kind! Laß
ihr Verſehen gut machen. Da, nimm!“ Eine Hand voll
und Silberſtücken klimperte auf die Kommode nieder. „Aber
erwarte ich auch einen kleinen Dank von dieſen würzigen Lippen
Hier wurden auch die Arme der Excellenz zur Scheere, welche
Mädchen mit Behendigkeit entſchlüpfte.

„Stecken Sie Ihr Geld ein, Excellenz!“ rief Clara heft
„Stecken Sie ein oder ich werfe es durch das Fenſter!“

Excellenz jedoch hörte nicht auf das Geheiß, ſondern tra
die widerſpenſtige Schöne zu fangen. Darauf gerieth das o

schon aufgeregte, voigtländische Blut in die heftigste Wallung, in deren Folge der Diplomat zuletzt wie ein leichter Federball gegen diejenige Seite der Stubenwand flog, wo des Lieutenants neumodisches Schilderhaus aufgehängt war. Von der dießmal nicht diplomatisch aufgetretenen Ferse der Excellenz schmerzhaft berührt, zog der Lieutenant den getroffenen Fuß unter einem leisen Fluche in die Höhe, wobei es nicht fehlen konnte, daß der ballmäßig gekleidete Kranich von den scharfen Augen des Gesandten entdeckt und zu Tage gefördert wurde.

„Ach, sieh da, Herr von Malferio!" sagte Excellenz lachend — „Welches unerwartete und darum so angenehme Zusammentreffen! Was suchten Sie denn unter dieser nordischen Feigenblättern?"

„Ich — studire — die Geheimnisse von Paris!" stotterte der Lieutenant und zwang sich zu lachen.

„In derselben Absicht kam ich hierher" — entgegnete der Gesandte — „und mich dünkt, nicht ganz vergeblich. Lassen Sie uns die gemachten Erfahrungen gegenseitig austauschen —"

„War — — ?"

Nach diesem einzigen Worte zog der Kopf, der dasselbe eilig hereingerufen, sich eben so durch die verhängnißvolle Thüre zurück.

„Nur näher, Madame!" rief der Gesandte jenem nach und lief, seine zurückgeprallte Gemahlin in das Stübchen zu nöthigen. „Lassen Sie sich einen köstlichen Spaß erzählen!" — fuhr der Diplomat lustig zu der betroffenen Excellenz fort — „Unser Bosco ist ein Teufelskerl, doch nicht ganz richtig in seiner Kunst. Hören Sie nur! Da läßt er vorhin, fast von meiner Seite weg, den Herrn von Malferio verschwinden. Nach einer kleinen Weile raunt er mir in's Ohr: „Wenn Ihnen an der Wiedererlangung des Herrn Gardelieutenants gelegen ist, so können Sie denselben in dem Boudoir Ihrer Frau Gemahlin auffinden." Des Spaßes halber folge ich dem gegebenen Winke und wie und wo finde ich den Herrn von Malferio? Schildwache stehen und zwar unter dieser aufgehängten Masse von Baumwollstoffen!"

Hier erhielt der Lieutenant einen vorwurfsvollen, die voigtländische Schöne aber einen zornigen Blick von der Gesandtin zugeworfen. Ihr Gemahl hingegen suchte das Geld auf der Kommode, als ein sprechendes Corpus delicti, durch eine geschickte, so eben von Bosco erlernte Eskamotage in seine Tasche zurück zu versetzen, was ihm auch glücklich gelang.

Der Lieutenant aber versetzte boshaft: „Hören Sie nun auch, gnädigste Frau, auf welche Weise mich der Magier bewog, hier als Schildwache zu fungiren. Wollen Sie — sprach er zu mir — das große, diplomatische Talent des ** schen Gesandten bewundern lernen, so verfügen Sie sich ungesäumt in die Stube seines Küchenmädchens und wohnen sie daselbst ungesehen seinen Verhandlungen mit demselben bei. Dieß that ich und war so lange ein stiller Be-

wunderer Seiner Excellenz, bis dieselben gleich einer Bombe, von der Faust der handfesten Schönen geschleudert, in mein stilles Asyl niederfiel und mir dadurch das Ausschneiden eines schmerzhaften Leichdornes ersparte."

„Und mir" — erzählte die Gesandtin — „beschrieb der Magier die ganze Scene hier so lebendig, daß ich, von Neugier und Zweifeln getrieben, mich hierher begab, um mich durch den Augenschein zu überzeugen. Darum entschlüpfte auch meinen Lippen der Ausruf: wahr! als ein Blick in dieses Gemach mich schnell unterrichtet hatte."

Der Gesandte lachte unmäßig. „Abgemacht, lieber Lieutenant!" keuchte er — „nicht wahr? abgemacht?" Er reichte dem Helden die Rechte zur Versöhnung hin, und die Sache war auf unblutigem Wege abgemacht! Am andern Morgen saß Clara Hübel in dem Haarschneidekabinet des Haarkünstlers Bonfiglio. Sie saß in sich geschmiegt, unter Frostschauern, erblaßten Angesichts, mit feucht blitzenden Augen da, und gleich der unerbittlichen Parze schnitt Bonfiglio mit freudig bebender Hand darauf los. Leise rauschend sanken die langen, schwarzen Seidenflechten hernieder und bald war der Tituskopf fertig. Hierauf bewies Bonfiglio, daß er nicht blos Haare zu verschneiden, sondern auch Ducaten zu beschneiden verstehe. Denn zwei der leichtesten Holländer glitten in der Betrübten Hand, und was die Gesandtin denselben noch zugesetzt, blieb in derjenigen Bonfiglio's kleben.

„Mein Herzchen" — sagte noch der Haarkünstler schadenfroh — „willst du nicht sehen, wie allerliebst du dich jetzt ausnimmst?" Damit deutete er auf den hohen Spiegel in seinem Kabinete hin. Das Mädchen aber schlich stumm von dannen und weinte bitterlich. Es war ihr, als habe sie gar keinen Kopf mehr, als sei an dessen Stelle blos ein wunder Fleck getreten, auf welchem die Winterkälte empfindlich niederdrückte. Das Opfer war gebracht. Als die gute Tochter nach Hause zurückkam, wartete ihrer die Entlassung aus des Gesandten Diensten, welche der Schwergebeugten von dem Hausmeister in dürren Worten verkündigt wurde.

„Pfui!" sprach die Gesandtin bei der ersten Gelegenheit des Alleinseins zu dem Gardelieutenant — „mir in meiner Küchenmagd eine Rivalin zu geben! Und ich hatte eben erst Ihre verfallenen Wechsel eingelöst! Künftig seien Sie dankbarer!"

Eine Zoll-Noth.

Auch im Voigtlande war Winter. Sonst sagt man von hohen Bergen, daß sie sich gen Himmel erhöben; hier aber war es gerade umgekehrt: der graue, schwere Schneehimmel senkte sich auf die Berge hernieder. Diese deckte, wie die Thäler und Wälder, ein tiefer Schnee, der die Eigenschaft böser Hunde und Wölfe angenommen

hatte, indem er die ihn Messenden in die Füße biß. Der Winter schien überhaupt Vieles beißig und stechend gemacht zu haben, zum Beispiel die Luft, welche den Leuten in die Nase und Finger biß, und das feine Schneegestöber, welches in die Augen und Wangen gleich scharfen Nadelspitzen stach. Auch die Hände und mit ihnen zugleich die Finger der Stickerjule hatte der böse Winter dermaßen verwundet, daß sie davon blauroth, aufgeschwellen, ja auch aufgegangen waren, was natürlich nicht ohne große Schmerzen abging. Die Sticknadeln der Jungfrau hatten dabei gute Zeit und ruheten, wie die Murmelthiere in ihrer Winterhöhle, einmal recht lange in ihrem Nadelbüchschen von der täglichen Anstrengung aus. Dafür hatte aber auch der Jungfrau Magen die eben nicht erfreuliche Aussicht, eben so lange wie jene nichts zu thun zu bekommen. Wenn aber ein Glied leidet, so leiden bekanntlich die andern mit. Nun standen mit dem Magen der Stickerjule noch zwei eben so große und fünf kleinere Mägen in verwandtschaftlicher Verbindung; nämlich die des Webers, seiner Frau und seiner fünf Kinder; daher ein gemeinsames Zwangfasten vorzusehen war, wurde nicht in Zeiten dagegen vorgebaut. In dieser löblichen Absicht hatte, da die schmerzenden Finger, trotz aller Anstrengung der Stickerjule, die Nadel nicht mehr halten, noch weniger handhaben konnten, die Jungfrau ihre fast vollendete Arbeit zu einer zweiten Schwester getragen, welche jenseits der Grenze und kaum einige hundert Schritte von dem Grenzpfahle entfernt wohnte, an einen Handarbeiter verheirathet war und gleichfalls dem Sticken oblag. Diese hatte auch bereitwillig übernommen, die letzte Hand an's Werk zu legen.

Der Leser sieht die ihm schon bekannte Hütte auf dem Bergabhange liegen. Sie ist fast bis an's Dach in den Schnee begraben, welcher, um dem Tageslichte den Zugang zu verschaffen, in einer Breite von etwa drei Ellen von den Fenstern weggeschaufelt ist. Da nun auf allen vier Seiten Fenster sich befanden, so war ein Gang um das Haus gebildet worden, dessen Schneeboden etwa noch eine Viertelelle Höhe besaß. An dem einen Fenster der Stube rechts vermißte man den Weberlieb vor dessen Weberstuhle, den ein anderer, zwar jüngerer Weber in Besitz genommen hatte. Das war ein böses Zeichen! Und in der That war es kein gutes, daß Weberlieb, statt vor seinem Weberstuhle zu sitzen, in der andern Stube, und obendrein im Bette hinter dem großen Kachelofen lag, wo er abwechselnd schwitzte, fror, hustetete, keuchte und — zankte! Denn die auszehrenden Leute sind in der Regel ärgerlich und können sich über eine Fliege an der Wand erbosen. Als Fliegen und zwar als solche, die bei dem Herannahen des Winters erst still sitzen, dann lange Beine machen, weiße Ringe um den Leib bekommen und endlich sterben, hockten des Webers fünf Kinder still und betrübt in den Winkeln der Stube umher. Sie sollten und durften sich kaum rühren und leise zu einander zischeln, geschweige denn ihre Freude über die gefrornen Blumen an den Fen-

stern oder über die rauchende Kartoffelschüssel laut werden lasse
Selbst des Kammmachers Kinder malten in ungewöhnlicher Sti
und eben so behutsam ging Kamm-Kühne mit seiner Arbeit um. De
selbe hatte bis zum Eintritte der harten Winterkälte an der Kun
straße gearbeitet, jetzt aber, da ihm dieser Erwerbszweig genomm
worden, vom Kaufböhme wieder Aufträge in Holzkämmen erhalte
An euch, ihr Tyroler Frauen und Jungfrauen! richte ich jetzt di
meine Worte — Worte des Lobes, der dankbaren Anerkennung! d
französische Wind, der uns die Pariser Moden so schnell zuträgt,
er findet keinen Eingang in eure Alpen! Treu und fest bleibt i
hangen an der Altväter Sitte und Tracht, welche letztere euern Sch
nen das Tragen hoher Haarkämme gestattet. Und solche waren
welche Kamm-Kühne zu fertigen bekommen hatte, und wodurch er s
und seine Familie ernährte in der schlimmen Winterzeit. Die Webe
liebin hatte viel zu tragen jetzt. Auf dem Herzen die schwere Sor
um den kranken Gatten und das tägliche Brot; unter dem Herz
dagegen eine noch viel schwerere Bürde, an deren Entnehmung
nur mit Schrecken denken konnte. Mühsam und schwerfällig, al
dennoch unverdrossen und geduldig, lag sie der Führung ihrer Wirt
schaft ob. Wenn unsre Damen in der größten Sommerhitze ni
ohne Handschuhe ausgehen, so machen es die gemeinen Voigtländ
rinnen gerade umgekehrt, wenn auch nur in soweit, daß sie sel
in der größten Kälte ohne Handschuhe ausgehen. Also auch
Stickerjule, welche, ihre erfrornen Hände in die Zipfel des umgenom
menen Umschlagetuches gewickelt, sich anschickte die Hütte zu verlasse
Der Geigenmacher war, eben so wenig wie seine Hobelbank, an de
gewohnten Platze zu sehen, dagegen hatte das bisher unbewohnt g
standene Stubenviertel einige Gegenstände erhalten, die auf ein
Abmiether schließen ließen. Nachdem die Stickerjule aus der Hü
getreten war, ging sie nach deren rechter Seite hin, wo zum Th
von dem vorspringenden Dache geschützt, des Geigenmachers Hob
bank, er selbst davor, stand.

„Ich gehe zu meiner Schwester hinüber" — sprach die Jun
frau zum Hübelfritze — „meine Arbeit zu holen, die heute fr
fertig geworden ist. Sollte etwas während meiner Abwesenheit v
fallen, werdet Ihr schon so gut sein und hülfreiche Hand leisten."

„Geht in Gottes Namen" — versetzte Hübel — „und ble
nicht im Schnee stecken." Die Jule ging. Hübels Mund damp
mehr, als dessen über dem Feuer gestandener Leimtiegel. Währe
er pochte, hobelte und leimte, zog er abwechselnd die Füße emp
gerade wie wenn er die Bälge in der Kirche getreten hätte.

„Beiß du und der Teufel!" sprach er endlich unwillig zu d
Schnee, der wie Blutegel an des Geigenmachers Füßen sich fest
saugt hatte und durch kein Stampfen und Schütteln weichen woll
„Nun kommt mir auch noch die Kälte unter die Nägel!" Hier
gann er seine Arme heftig gegen einander zu schlagen, ein bewährt

Mittel, den raſcheren Blutumlauf zu befördern, welches wir von Lampenputzern, Holzhackern und Landleuten anwenden ſehen. Jene laut geſprochenen Worte Hübels und der Schall der gegen einander ſchlagenden Arme zogen einen Beſuch herbei, der außerdem ſogleich in die Hütte eingetreten ſein würde.

„Potz hadich!“ rief Ahl verwundert aus, indem er ſeines Freundes anſichtig wurde — „hat dich die Hundstaghitze verdreht gemacht, daß du bei zwanzig Graden Kälte im Freien handtierſt?“

Hübelfritze wollte ein lachendes Geſicht ziehen, aber es ward auf halbem Wege ſchon wieder ernſt, ja traurig ſelbſt. In ſeine hohlen Hände puſtend, verſetzte er: „Mein armer, kranker Nachbar drinn ſchläft in der Regel nur des Nachmittags ein paar Stündchen. Sollte ich dem Aermſten nicht das bischen Ruhe gönnen, dieſelbe vielmehr durch Hämmern und Pochen verkümmern? Das ſei ferne! Darum laß' ich mir um dieſe Zeit die Hobelbank hierher ſchaffen und tröſte mich mit den Schildwachen, die auch zwei Stunden im Wind und Wetter aushalten müſſen.“

In dem Händedrucke des Holzhauers, den dieſer ſeinem Freunde jetzt gab, lag die ſtille, aber beredte Anerkennung dieſes aufopfernden Edelmuthes.

„Ich kam“ — ſagte dann Ahl — „zu fragen, ob das Gerücht wahr iſt, das den Stockböhmen zu deinem Stubennachbar ſeit zwei Tagen macht?“

„Es iſt wahr“ — verſetzte Hübel.

„Und du kannſt mit dem Schurken unter demſelben Dache ſchlafen?“ rief Ahl entrüſtet.

„Wenn mich Weberliebs Huſten dazu kommen läßt: ja!“ — verſetzte Hübel. „Als der Kerl das erſtemal neben mir auf der Streue lag, ballte ſich unwillkürlich meine Hand gegen ihn, und in der zweiten Nacht führte ich, freilich nur im Traume, die Prügelei im Buſche wieder mit ihm auf. Aber heute hoffe ich, wird ſich mein Blut völlig abgekühlt haben.“

„Ich begreife dich nicht“ — ſprach Ahl kopfſchüttelnd — „du ſitzeſt auf wöchentliche Kündigung und andere Stubenviertel ſind noch zu haben — warum ziehſt du nicht aus?“

„Daß ſich der Baunack rühmen könnte, mich weggebiſſen zu haben? Nein, das thue ich ihm ſchon nicht zu Liebe. Und dann wäre es ſchlecht, wollte ich meine Nachbarn zu einer Zeit verlaſſen, wo ſie an mir einen Troſt und eine Stütze, auch allenfalls einen Schutz gegen den Stockböhmen zu haben hoffen.“

„Das wollte ich nur wiſſen“ — erwiederte Ahl — „aber, ſo lange der Baunack unter deinem Dache wohnt, ſetze ich keinen Schritt in's Haus. Ade!“

Noch etwa dreiviertel Stunden arbeitete, trampelte und püſtete Hübel, dann ſtellte er ſein Wirken im Freien ein und ſchickte ſich an, daſſelbe in die Stube zurück zu verſetzen. In der nun eingetretenen

Stille und niedersinkenden Abenddämmerung vernahm er jetzt plötzlich einen Ton, der einem schmerzlich und stark ausgestoßenen, aber gewaltsam und jäh wieder abgebrochenen Schreie glich, jedoch eine so sonderbare Beimischung von Klängen besaß, daß der aufhorchende Geigenmacher gar nicht klug daraus werden konnte. Als dieses, wie das Athemholen, in gleichen Absätzen wiederkehrende Schreien näher kam, vernahm der Lauscher, denn sehen konnte er, der hohen Schneemauern wegen, den Urheber desselben nicht, daß die Pausen des Schreiens durch ein schmerzliches Wimmern und Weinen ausgefüllt wurden.

Im Vortreten entdeckte Hübel mit Befremden in der Nahenden die Stickerjule, welche vor der Hausthüre auf ihre Kniee niedersank und stumm die wunden Hände rang, so daß das Blut herabrieselte und die Haut abging. Da sie hierbei eine längere Pause machte, so war auch der darauf folgende Schmerzensschrei um so viel lauter, was die Weinende erschrocken von der Thüre weg und nach derjenigen Seite der Hütte hintrieb, wo der Geigenmacher sich befand. Eine Männergestalt vor den verschwimmenden Augen gewahrend, fiel die Jungfrau wieder auf ihre Kniee nieder und von neuem ihre Hände ringend, kreischte sie mit heiseren Tönen: „Erbarmen — habt Erbarmen! guter Mann! Nur Erbarmen und ihr seid mein guter Engel! Wollt Ihr nicht?“

Die bittenden Worte gingen in ein unverständliches, convulsivisches Schluchzen und Schreien über; dann überfiel das Mädchen ein so heftiges Zittern, daß ihr alle Glieder krampfhaft schlugen und sie bewußtlos zu taumeln begann. Der erschrockene Geigenmacher erfaßte das Mädchen, setzte dasselbe auf seine Hobelbank, so daß der Rücken gegen die Wand lehnte und klopfte dann mit starkem Finger an eins der Fenster, wo die Weberstühle eben so gleichmüthig fortschnarrten, als die Schreibefedern bei einem nothpeinlichen Gerichte.

Man trug nun die Ohnmächtige in die Weberstube hinein, um der Weberliebin einen großen Schreck zu ersparen, der bei den gegenwärtigen Umständen ihr hätte lebensgefährlich werden können. Als man durch Reiben mit Schnee, durch Abbrennen stark riechender Dinge, die man unter die Nase der Stickerjule brachte, und andere Mittel diese wieder in's Leben zurückgerufen hatte, sahe das Mädchen erst verwundert und sinnend um sich her; als sie aber unter ihren Arm griff und dort einen gesuchten Gegenstand nicht fand: trat auch ihr voriger Zustand, wenn schon in etwas geschwächter Maaße, wieder ein.

„So ist es denn wahr!“ rief sie unter heftigem Zittern und einem Thränenstrome — „o ich unglückseliges Mädchen!“ Nach und nach vermochte man die Zerknirschte, daß sie ihren Unfall näher beschrieb. „Froh eilte ich mit meiner fertigen Arbeit“ — erzählte Julchen — „aus der Wohnung meiner Schwester fort und überrechnete im Gehen bereits, wie ich die daran verdienten sechs Thaler

anwenden wollte. In meiner Freude, bald die Mittel in den Händen zu haben, meiner Schwester hier eine sorgenlose Niederkunft und deren krankem Manne eine Erquickung zu verschaffen, habe ich kein Arges, als mir, schon auf unsrer Grenze, ein Grenzaufseher begegnet, der meinen Gruß erwiedert und mich ruhig ein Stück weiter gehen läßt. Plötzlich ruft er mir nach und gebietet mir, stehen zu bleiben, was ich auch gern thue. Aber wie wurde mir zu Muthe, da er mir mein Packet unter dem Arme wegzog, dessen Inhalt untersuchte und mich beschuldigte, den Grenzzoll umgangen zu haben! Ich erzählte ihm in meiner Herzensangst, daß das Baumwollzeug in unserm Voigtlande gefertigt und mir von dem Kaufböhme zum Sticken anvertraut worden sei, daß meine Schwester drüben nur die letzte Hand an die Arbeit gelegt und ich diese eben von ihr abgeholt habe. Zum Beweise der Wahrheit zeige ich ihm meine geschwollenen Hände vor, berufe ich mich auf das Zeugniß meiner Schwestern drüben und hier, auf das des Kaufböhme und unsrer Stubennachbarn — ich bat, ich weinte, ich knieete und rang mir die Hände blutig; ich rief den allwissenden Gott zum Zeugen an — Alles vergebens! Ich stellte ihm vor, daß von den zwölf Thalern, welche die Arbeit werth sei, nur sechs mein wären, daß ich davon meiner hochschwangeren Schwester, deren todtkrankem Mann und ihren fünf Kindern eine Güte thun wollte, daß ich die andern sechs Thaler dem Kaufböhme ersetzen müßte — Nichts half! Mein Angstgeschrei, mein Zittern und Weinen nannte er Verstellungskunst —"

„Wer war der Mann?" fragte man im Chor.

„Ich kenne ihn nicht" — lautete die Antwort — „er mußte erst hierher gekommen sein."

„Verklage den Menschen" — rieth einer der Webergesellen — „und fordere dein Packet von dem Hauptzollamte zurück. Wir zeugen Alle für dich."

„Ha!" sagte ein Zweiter — „eher giebt der Teufel eine Seele heraus, als ein Zollamt das weggenommene Gut. Und geschieht es ja einmal, so betragen die Kosten mehr, als der ganze Plunder werth ist."

„Mich hätte die arme Stickerjule gedauert" — hob ein Dritter an.

„Einem Zollamte darf nichts dauern" — fiel Hübel hitzig ein — „wie den Läufern die Milz, wird ihnen erst das Herz aus dem Leibe geschnitten, bevor man sie anstellt. Ich bin gewiß ein friedfertiger Mensch — aber, wenn mir der Mann einmal in den Wurf kommt — ich fürchte, daß ich's ihm eintränke wie dem Baumak damals."

„Das Zoll- und Grenzwesen ist nun einmal ein gefährliches Ding" — sprach der Hauswirth — „und drüben nicht um ein Haar besser als bei uns. Da geht diesen Sommer ein Herr mit seiner Frau zu Fuße von Geising nach Töplitz hinüber und zwar, der schönen

Aussicht wegen, über das Rückenkapellchen und den Geiersberg
was er früher jedesmal gethan hatte. Hier sieht er sich plötzlich vo
zwei Grenzjägern angehalten, nach dem Zollamte Ebersdorf gebrach
und dort von dem Einnehmer zu 10 Conventionsgulden Strafe ver
urtheilt, weil er auf einem verbotenen Neben-Zollwege betroffe
worden sei. Und der Herr trug nichts Zollpflichtiges mit sich, nich
einmal eine Pfeife Tabak oder eine Schnupftabaksdose! Und kein
Warnungstafel war bei dem verbotenen Wege ausgestellt! Dennoc
mußte der Herr richtig zahlen!"

„Es ist ein Unglück" — sagten die Weber — „macht nichts al
schlechte Menschen und böses Blut. — Für die arme Stickerjule je
doch laßt uns eine Collecte einsammeln und wenn diese auch nu
einige Groschen abwirft. Es ist doch einstweilen etwas."

Darauf legten die Armen das Scherflein ihrer Armuth in de
Weinenden Schooß nieder und trösteten sie mit der Hoffnung au
mehr, so daß Julchen später im Stande war, mit einer Nothlüg
im Munde vor ihre Schwester zu treten.

Leben und Tod.

Zu der Härte des Winters hatte sich ein noch ungleich schred
licher auftretender Geselle gefunden — ein bösartiges, ansteckende
Ruhrfieber, das, der Cholera es nachmachend, oft schon binnen 2
Stunden den davon Befallenen zur Leiche umwandelte. Auf di
Kunde, daß auch des Geigenmachers Freund, der Holzhauer Ah
an der grimmigen Seuche darniederliege, eilte derselbe sogleich herz
und fand den Kranken auf seinem dürftigen Lager, zusammen
gekrümmt von dem unsäglichsten Weh.

„Es ist aus mit mir!" — sprach er in der ersten, schmerzens
freien Minute zum Geigenmacher. „Ich habe mich gestemmt, s
lange es nur möglich war. Ich habe ganze Töpfe voll Hafergrüt
verschluckt, einen Bittern dazwischen getrunken, heiße Ziegelstein
auf den schmerzenden Leib gebunden, und doch will der Klapperman
nicht von mir weich— o weh! Da kommt's schon wieder."

„Fritze!" — fuhr er nach überstandenem Anfalle mit matte
Stimme fort — „streue doch meinem Matze etwas Futter dort au
der Tüte vor und fülle sein Näpfchen mit frischem Wasser — ich ver
mochte heute noch nicht, mich von der Stelle zu rühren und schwer
lich dürfte dieß eher geschehen, als bis ihr mich auf den Kirchho
traget."

„Sprich mir nur nicht vom Sterben!" bat Hübelfritze.

„Warum nicht?" entgegnete der Kranke — „Gestorben mu
einmal sein und ich fühle es, daß ich nicht davon komme. Dan
gilt unsre Verabredung, daß du mich beerbest — meinen Finkenma
nämlich, denn das Andere, außer meiner Axt und Säge, ist nich
des Forttragens werth und nicht einmal ausreichend, die Begräbniß

kosten zu decken. Du wirst — o weh! — gewiß den Vogel — o weh! weh! — gut halten — oh!"

„Ich springe zum Doctor nach Helfnitz" — sprach Hübel entschlossen. „Wenn Einer noch helfen kann, ist's der."

„Bleib'!" gebot Ahl ächzend. „Eh' du die fünf Stunden in dem tiefen Schnee zurücklegest, bin ich todt. Und der Doctor wird genug in seiner Nähe zu thun haben, als daß er so weit zu mir armen Manne herkommen sollte."

„Aber er soll unmenschlich leuteselig und gar nicht genau sein" — versetzte Hübel. „Er nimmt nicht nur nichts von den armen Leuten, sondern giebt ihnen obendrein Geld zur Arzenei, zu Decken und zu Lebensmitteln. Laß mich immer abmarschiren."

„Heute nicht" — gebot Ahl — „auch ist es zu spät dazu und der Doctor schwerlich daheim. Wenn ich aber noch sterbe, so sage dieß meinem Finken an, damit er mir nicht nachfolge."

Schweren Herzens trennte sich später der Geigenmacher von seinem kranken Freunde. Als er in der Dämmerung nach Hause kam, fand er vor demselben alle 9 Kinder beisammen. Eben hatte Heinel ein ansehnliches Stück Brot, das er von einer mitleidigen Frau unten im Städtchen geschenkt bekommen, unter seine hungernden Geschwister vertheilt, sich selbst aber leer ausgehen lassen. Still und stumm saß der Knabe auf der Hausthürschwelle und hielt sich mit beiden Händen den Leib.

„Wir dürfen nicht in die Stube hinein" — sagten die andern Kinder zum Geigenmacher — „und Ihr auch nicht. Blos die Kamm-Kühnin und die Frau Liebertin sind bei der Mutter."

Da die Liebertin die Hebamme des Ortes war, so errieth Hübel das Uebrige und ging in die Weberstube, wo er den Kammmacher und die Stickerjule vorfand, die neben dem Ofen kauerte und sich wiederholt schüttelte, als laufe ihr der Tod über's Grab, wie man zu sagen pflegt. Als nach geraumer Weile die Ausgesperrten die Erlaubniß angesagt bekommen hatten, wieder in ihre Wohnstube zurückkehren zu dürfen, sahen dieselben bei ihrem Eintritte, wie die beiden Frauen den todtkranken Weber von einem schnellbereiteten Lager auf den Dielen, wohin er einstweilen versetzt worden war, wieder auf das einzige vorhandene Bette hoben, das bereits die Wöchnerin mit ihrem Neugebornen theilte. Wie diesen die Hebamme dem Vater vorzeigte, erhob sich mühsam des Kranken abgezehrte Rechte über des Säuglings Haupt; den Segensspruch aber auf den bleichen Lippen erstickte der ausbrechende Husten. Daß diese Nacht nicht zu den ruhigeren gezählt werden konnte, leuchtet ein, obschon Heinel und die Stickerjule die Qualen, von denen sie sich befallen fühlten, zu verhehlen suchten und kaum durch schwere Seufzer zu äußern wagten. Mit dem Morgen jedoch offenbarte es sich, daß die böse Ruhr nun auch diese Hütte erreicht und mit Heinel und der Stickerjule den Anfang gemacht habe. Diese schlimme Erfahrung trieb

den Geigenmacher um so schneller an, den Doctor herbeizuholen, und bitter bereute er, dieß nicht schon gestern gethan zu haben, da er seinen Freund Ahl heute um Vieles kränker fand.

Sofort trat er den Weg nach Helsnitz an, welcher, kaum eine schmale Bahn für ein einziges Fuhrwerk bildend, zwischen manns hohen Schneemauern über Berg, Thal und Wald hinlief. Kam dem schneewadenden Wandrer ein Schlitten entgegen, mußte er in die Schneewand einbrechen, um jenen an sich vorüberfahren zu lassen. Zu Hübels Glücke holte ihn ein leerer Holzschlitten ein, der den müden Mann einige Stunden weit mitnahm und eine Stunde vor Helsnitz absetzte. In Schweiß gebadet langte er daselbst und in des Doctors Hause an. Wie Ahl richtig vorausgesagt hatte, war der Herr Doctor ausgefahren, doch empfing dessen Gattin den wie gehetzt aussehenden Geigenmacher mit menschenfreundlicher Milde. Die ungeschminkte Sprache verfehlt selten ihr Ziel, ist sie zugleich die der Wahrheit. So vernahm auch die Frau Doctorin Schreiber mit inniger Theilnahme aus Hübels Munde die Beschreibung des Elendes, dessen Zeuge er eben erst gewesen war.

„Mein Mann" — sprach sie — „hat zwar jetzt keinen freien Augenblick. Kommt er heim, warten bereits zehn und mehr Boten auf ihn. Kaum hat er den Fuß aus dem Schlitten gesetzt, muß er schon wieder hinein. Selbst die Nächte bringt er theils unterwegs, theils an den Krankenbetten zu. Ich muß fürchten, daß er zuletzt selbst den Anstrengungen unterliegt. Die Walddörfer, wo Hunderte an der Ruhr darniederliegen, rauben ihm die meiste Zeit, und da sein Bezirk viele Stunden umfaßt, so kann er kaum herumkommen. Zu Minderung der großen Noth hat er bereits 263 Thaler an die Hülfsbedürftigen verwendet, die ihm jedoch die Regierung wieder ersetzen wird und muß. Verlaßt Euch darauf, daß mein Mann, wenn nicht heute schon, doch morgen gewiß nach Schönewalde kommt und Hülfe bringt, ist dieselbe noch möglich."

Mit diesem Troste von Seiten der guten Frau Doctorin, die dem Geigenmacher Speis' und Trank gereicht, auch einige Heil- und Stärkungsmittel mitgegeben hatte, machte dieser sich auf den Heimweg. Dichte Finsterniß war bereits eingetreten, als er Schönewalde erreichte. Daselbst fand er seinen Freund scheinbar ruhiger, von Schmerzen frei und schlummernd. Aber dieser Schlummer kündigte sich durch sein Stöhnen und Röcheln, so wie durch einen kürzer und schwächer werdenden Athem, der zuweilen auch gar außenblieb, als der letzte an. Indem Hübel mit dem brennenden Lämpchen seinem Freunde in's Anlitz zu leuchtem kam, erschloß derselbe noch einmal seine Augen und die bleichen Lippen.

„Leb' wohl, Hübelfritze!" stöhnte er — „vergiß meinen Finken — nicht!"

Mit diesen Worten starb er, und wer möchte ihn darum keinen Christen heißen? War doch der Vogel fast das Einzige auf Erden,

was er sein nannte, was seine Freude und Lust war! Der Geigenmacher kniete vor der Leiche, in der Rechten die Lampe haltend, die er jetzt hinsetzte, um stumm seine Hände zu falten. Zwei warme Zähren mit den frostkalten Fingern zerdrückend, erhob er sich wieder und trat zu dem Vogelbauer hin, dessen Insasse den Kopf in die Brustfedern gesteckt hatte und schlief.

„Heute will ich dich nicht stören" — murmelte Hübel dumpf — „du könntest auch im Schlafe die Trauerbotschaft verhören und deinem Herrn nachfolgen." Er ging, nachdem er dem Holzhauer die gebrochenen Augen zugedrückt hatte. Daheim fand er, außer Heinel und die Stickerjule, auch noch die übrigen 4 Kinder des Webers, den Kammmacher und dessen 4 Kinder von der Ruhr befallen. Es war ein wahres Lazareth, dessen Elend der Stockböhme noch durch sein Fluchen und Schimpfen über das Wimmern der Kranken und das Kreischen des Säuglings erhöhete. Hübel fühlte sich von dem weiten Wege und durch den Tod seines Freundes sehr angegriffen und erschöpft. Dennoch konnte und durfte er sich nicht der Ruhe überlassen, mußte vielmehr im Verein mit der Kammmachersfrau die Kranken abwarten, bald im Ofen nachlegen, bald Thee kochen und einflößen, bald Umschläge bereiten. Er that dieß unverdrossen und ohne zu klagen. Ueber die vom Fieberfroste bebende Stickerjule breitete er noch seinen Mantel aus und tröstete die Klagenden auf die baldige Ankunft des Doctors.

Wirklich kam derselbe am andern Morgen im Bärpelze den Berg hinaufgestiegen, da der Schlitten mit den dampfenden Pferden unten zurückbleiben mußte. Es war eine lange Gestalt mit blauen, deutschehrlichen Augen und einem liebevollen Benehmen, das an sich schon den Kranken Vertrauen und Hoffnung einzuflößen vermochte — eine, jedem Arzte zu wünschende Eigenschaft, die unendlich viel zu einem glücklichen Erfolge der Heilung beiträgt. Raschen Schrittes trat der Doctor ein in die Stube des Elends, doch würde er schon auf der Schwelle wieder zurückgebebt sein, wären seine Sinnenwerkzeuge ähnlicher Scenen weniger gewohnt gewesen.

Dem guten Doctor Schreiber that das Herz im Leibe weh, als er die hier vorhandene Noth überschaute. Dort die kranke Wöchnerin mit ihrem Neugebornen; an ihrer Seite der fast schon mit dem Tode kämpfende Gatte; hier auf einem ringförmigen Strohlager 9 kleine und 2 größere Ruhrkranke und dazu in allen Winkeln die bitterste Armuth, der drückendste Mangel! Der Menschenfreund, dessen Mitgefühl selbst eine vieljährige Praxis nicht abzustumpfen vermocht hatte, verordnete, sprach Trost ein und half, so weit durch eine Geldspende und mitgebrachte Arzenei geholfen werden konnte. Als er weiter eilte, sprach er zu dem ihn begleitenden Geigenmacher: „Der Webkr wird bald erlöset sein, so auch, fürchte ich, die Jungfrau, die nicht blos die Krankheit des Leibes niederzudrücken scheint —"

„Ja!“ nickte Hübel — „die hat der Zollmann auf seinem Gewissen. Gott sei Dank, daß ich keiner bin.“

„Und der größere Knabe des Webers ist ebenfalls in großer Gefahr“ — fuhr der Doctor fort.

„Ach, mein armer Heinel!“ klagte Hübel. „Er ist der Beste unter Allen!“

„Ihr Leute rufet immer erst den Arzt herzu, wenn es schon zu weit hinein böse ist“ — sprach der Doctor, welcher verhieß, morgen wieder zu kommen und sich in seinen Schlitten setzte.

Der Geigenmacher hingegen verfügte sich in die Wohnung seines gestorbenen Freundes.

„Dein Herr — dein guter Herr ist todt!“ sprach er zu dem Finken, welcher still auf seinem Stängelchen saß — „Nun bist du mein und ich verspreche dir, dich wie mein Auge im Kopfe zu halten.“

Er nahm den Vogelbauer vom Nagel, die Tüte mit dem Futter dazu, hing über jenen seine Schürze und trat den Rückweg nach der Hütte an.

Der Geigenmacher macht — Särge!

Wiederum war es Nacht. In der Ecke neben der Hobelbank brannte ein Holzspan und leuchtete dem Geigenmacher, welcher emsig hobelte und sägte. Aber die Breter, welche er zugeschnitten hatte, wären selbst für die größte Baßgeige noch zu lang gewesen. Oftmals verließ er seine Arbeit, um nach den Kranken zu sehen, ihnen Arzenei zu reichen und sie zuzudecken. Heinel lag still und anscheinend bewußtlos da. Desto lauter phantasirte die Stickerjule.

„Herr Grenzaufseher!“ rief sie mit herzzerreißenden Tönen — „haben Sie doch Erbarmen! Geben Sie mir mein Packet wieder! Ich habe es wahrhaftig nicht gepascht, die Arbeit nur von meiner Schwester fertig machen lassen, weil meine Hände von der Kälte aufgesprungen sind. Da, sehen Sie her! Drei ganzer Monate habe ich darüber gestickt — was soll aus meiner armen Schwester mit ihren Kindern werden, wenn Sie mir mein Packet nicht wieder geben? Gnade! Herr Grenzaufseher! Sechs Thaler nur sind mein und die andern muß ich dem Kaufböhme ersetzen —“

„Herr Jesus! was schwatzt das Mädel da?“ fuhr die Wöchnerin erschrocken auf. „Hübelfritze! meine Schwester redet wohl nur irre?“

„Ein sterbender Mund“ — entgegnete der Geigenmacher — „pflegt nicht zu lügen. Ja, Frau, es ist wahr! Einmal mußte Ihr's doch erfahren. Stirbt die Jule, so trägt der Zollmann die Schuld und der Kaufböhme ist bezahlt.“

„Daß sich Gott erbarme!“ klagte die Weberin — „Wird mir der Kopf doch ganz schwindelig vor Schrecken! Und wie mich friert

hu! Liege ich nicht wie neben einem Eisklumpen? Jesus! mein Mann — er ist kalt wie ein Stein — rührt sich nicht — ich höre keinen Athemzug mehr —!

Hübel legte seine Hobel hin und trat zum Bette. „Er hat's überstanden" — sprach er — „ihm ist wohl. Ohne allen Rumor ist er aus der Welt gegangen. Wie freundlich er nun wieder aussieht! Grüße mir —" er brach in Thränen aus — „meinen Freund Ahl drüben und sage ihm, daß dort sein lieber Finke wohlbehalten hängt. Und nun, Frau, will ich Euch Platz machen, auf daß Ihr Euch erwärmen könnt mit Euerm Säuglinge."

Er hob den Todten aus dem Bette und legte ihn unter die Lebenden an dieselbe Stelle, die er in gesunden Zeiten eingenommen hatte. „Arme Jule" — sprach er bedauernd — „willst du dich noch nicht beruhigen? Sieh doch, wie still der Heinel daliegt! Thut er es nicht seinem Vater nach? Ach, lieber Gott, warum lässest du nur immer die guten Menschen sterben und das böse Unkraut dagegen leben? Da, kommt eben eine böse Wurzel! Gebe Gott, daß er Ruhe halte, sonst giebt's noch ein Unglück."

Völlig betrunken, bald pfeifend, bald ein Trinklied brüllend, kam Baunak hereingetaumelt.

„Halte dich ruhig" — sagte Hübel ernst und eindringlich zu ihm — „und störe nicht die Sterbenden in ihrem Kampfe."

Eine Rohheit war die Antwort. Da der Geigenmacher einsahe, daß mit dem Trunkenbolde nichts anzufangen sei, so suchte er ihn auf gütlichem Wege zu vermögen, sich niederzulegen und seinen Rausch auszuschlafen. Allein Baunak war einer von denen, bei welchen die Tobsucht die nächste Folge des Trunkes ist. Er drohete, Alles kurz und klein zu zerschlagen und wollte die Ausführung dieser Drohung auch wirklich mit dem Inhalte des Topfbretes beginnen, das zunächst der Thüre an der Wand stand. Wohl war es ein starker Contrast, als in einer Stube, in welcher eine kranke Wöchnerin, ein neugeborener Säugling, ein Todter, eine mit dem Tode Ringende und noch 11 Schwerkranke (unter denen sich auch die Kammmachersfrau befand) lagen, zur Zeit der stillen Mitternacht ein zwar kurzer, doch desto ungestümerer Zweikampf begann, der die auf dem Strohlager Hingestreckten in nicht geringe Gefahr versetzte. Dießmal siegte die Nüchternheit über die Trunkenheit, der gerechte Zorn Hübels über Baunacks rücksichtslose Wuth. Gar bald lag Letzterer, von Hübels kräftigen Fäusten aus der Stube geschleift, draußen in der Hausflur und schlief den Todtenschlaf der Trunkenbolde. Aus Besorgniß, der Schläfer könnte daselbst erfrieren, versetzte der Geigenmacher später seinen bewußtlosen Gegner wieder in die Stube und auf das gemeinsame Lager. Dann ging er zu seinem Wandschränkchen hin, aus welchem er einen halben Bogen weißes Papier, ein Tintefaß und eine alte Schreibefeder nahm, welche Dinge er auf seine Hobelbank versetzte und sich vor dieselbe hinpflanzte.

„Liebe Clare!“ schrieb Hübel an seine Tochter — „wir haben hier eine böse Zeit. Erschrick nicht, wenn ich dir schreibe, daß ich alleweile in der Gespensterstunde an meiner Hobelbank sitze, wo ich nur erst die Breter zu dem Sarge meines Freundes Ahl zugeschnitten und gehobelt habe. Ich habe sie von dem Kaufböhme auf Borg genommen, was mir erst auf vieles Bitten glückte. Aber ich möchte den Sarg nur gleich zweimenschig machen, da auch der Weberlieb vor einer Stunde gestorben ist und er, wenn ich mich nicht in's Mittel schlage, ohne Sarg eingescharrt werden würde. — — Ich mußte von meiner Schreiberei fortlaufen, weil die Stickerjule gleichfalls aus dieser Welt ging. Das arme Mädel! Beim Tanzen mußte sie immer auf der Bank sitzen bleiben und sich mit dem bloßen Zusehen begnügen, was sie auch ohne Murren und Klagen ertrug. Dafür wird sie sich bald desto herrlicher im Himmel oben erlustigen und dem Grenzaufseher ein Schnippchen schlagen, der ihr hier unten für 12 Thaler an Werthe wegnahm. Nun liegt sie still und in sich geschmiegt unter meinem alten Mantel da, als wie der Neugeborne dort in der Ecke an seiner Mutter Brust. Alles krank an der bösen Ruhr! Nur mich und den schlimmen Baunack, den ich vorhin hinauswerfen mußte, hat sie bis jetzt verschont. — — — Schon wieder Eins in die Ewigkeit hinüber! „Hübelfritze! mal trinken!“ bat Weberliebs kleine Agnes vor zwei Minuten — „aber, keinen Thee — Wasser!“ Die arme Kleine konnte vor Mattigkeit das Köpfchen nicht mehr erheben, daher ich mit der einen Hand sie bei dem Nacken fassen und mit der andern das Wassertöpfchen ihr vor den Mund halten mußte. Sie mochte wohl recht durstig sein, denn ihre trocknen Lippen wollten gar nicht wieder von dem kühlen Töpfchen weg. Dann sagte sie so recht erkenntlich: „Danke schön!“ und damit ließ sie das Köpfchen auf die Seite sinken wie ein sterbendes Vögelein und — weg war sie! Sie aß für ihr ganzes Leben gern Kartoffelklöser, und wenn es oben im Himmel keine geben sollte, weiß ich nicht, ob es ihr dann gefallen sollte. Das ist nun seit gestern die vierte Leiche, den Ahl mit eingerechnet. Wenn es nur dabei bliebe! Aber die Ruhr ist wie die Grenzaufseher: — unerbittlich und fackelt eben so kurz wie diese. Der arme, gute Heinel! In allem Dusel sperrt er willig sein Schnäbelchen auf, komme ich mit meiner Medicin angefahren, die ich schon vom bloßen Riechen dick habe. Das Schreiben wird mir recht sauer — die Augen fallen mir immer zu — werde mich doch ein wenig niederlegen, da ich ohnehin jetzt nicht klopfen und hämmern darf. Freilich ist's kein Rosenlager — rechts den todten, kalten Weberlieb — links den um sich schlagenden Trunkenbold — Nun, man muß Alles ertragen lernen! Aber, Clare, hast du etwas Geld: so schicke es deinem Vater und bald! Sonst kann ich weder dem Böhme die Breter bezahlen, noch meinem Matze Futter kaufen, noch für meinen eigenen Magen etwas thun, noch für meine kranken Stubengenossen. Ich muß jetzt allein vor dem Risse stehen, denn der

Wirth hat seine Noth für sich und ist selbst arm. Schicke Geld oder ich sterbe auch noch. Gott wolle Alles zum Besten lenken! Dein tief bekümmerter Vater.“

Im Laufe des kommenden Tages wurden noch ein Kind des Webers und eins des Kammmachers eine Beute der Seuche. Heinel hingegen schien sich etwas zu bessern, was den Geigenmacher mit großer Freude erfüllte.

Hübel war gerade beschäftigt, den gefertigten, zweimenschigen Sarg mit brauner Leimfarbe anzupinseln, als der Herr Doctor wiederkam. Dieser war bei seinem Eintreten nicht sowohl darüber verwundert, fünf Leichen vorzufinden, sondern mehr deshalb, dieselben bei und zwischen den Lebenden liegen zu sehen. „Habt ihr keinen Boden über dem Hause“ — fragte er — „wohin ihr die Todten bis zum Begraben aufbewahren könnt?“

„Herr Doctor!“ versetzte, im Namen und Geiste der übrigen Erwachsenen, der Geigenmacher — „trennt man die Todten vor der Zeit des Begrabens von den Lebendigen: so holen sie bald Jemanden nach.“

„Umgekehrt!“ eiferte der Doctor — „o Aberglaube, wie lange noch wirst du auf Erden umherschleichen und dir Opfer holen?! Die Leichen müssen ja mit ihrer Ausdünstung die Luft verpesten und anstecken, was noch nicht angesteckt ist! Dann allerdings holen sie nicht blos Einen, sondern Mehrere nach.“

Der Doctor wich nicht eher von dannen, als bis die Leichen hinausgeschafft worden waren, was freilich nicht ohne Schmerzensergießungen von deren Angehörigen abging.

Die sonderbare Geige.

Der dritte Abend war gekommen. Hübelfritze saß auf dem Gottesacker von Schönwalde vor einem lodernden Holzfeuer; zu seiner Rechten lag ein Haufen Holzscheite, mit welchen er die Flammen speisete; er selbst lehnte dabei mit dem Rücken gegen einen Leichenstein. Ein Element sollte das andere gewältigen — das Feuer die Erde zwingen, die Todten in ihren hart gefrornen Schooß aufzunehmen. Hübel feuerte und grub abwechselnd, um seinem Freunde Abl und seinen übrigen, entschlafenen Stubengenossen ein Grab zu bereiten, wie er es schon mit deren Särgen gethan hatte. Denn der Todtengräber konnte, trotz aller angenommenen Gehilfen, nicht fertig werden und war vor allen Dingen bemüht, die Reichen, als die prompt Zahlenden, unter die Erde zu bringen.

Von der harten Arbeit, den unaufhörlichen Anstrengungen und den Nachtwachen erschöpft, hatte Hübel sein müdes Haupt an dasjenige eines steinernen Grabengels gebettet und war fest eingeschlafen. Da träumte ihm, daß er in Kaufböhmes Comptoirstube und vor der daselbst an der Wand hangenden Stainer-Geige stehe. Die-

ſelbe dehnte ſich ſichtlich nach allen Seiten aus, ſo daß die Stube bald nicht Raum mehr für ſie hatte. Die Wände wichen auseinander, die Stubendecke verſchwand, und die Geige wuchs noch immer in's Ungeheure, Unermeßliche! Ihre Schallöcher glichen tiefen, bodenloſen Abgründen; der Saitenhalter und Steg einem aufſteigenden Berge; die Saiten ausgeſpannten, niegeſehenen Rieſenſchlangen. Die letzteren beſtanden aus menſchlichen Geſtalten, die auf wunderbare Weiſe zu einem Ganzen geſponnen waren und zwar dergeſtalt, daß die E-Saite aus zarten Kindern — das A aus Frauen und Jungfrauen — das D aus Jünglingen und das G aus den kräftigſten Männern und Greiſen gewoben war. Die tauſend und abertauſend Augen dieſer zu Saiten geſponnenen Menſchen waren insgeſammt mit ſtierem, gläſernem Blicke auf den Geigenmacher gerichtet, der dieſen furchtbaren Anblick gern gemieden hätte, doch nicht vermochte. Plötzlich begann eine ſchnarrende Stimme zu ſprechen: „No. 1. eine echte Stainergeige! Was iſt dafür? Bieten Sie aus, meine Herren!" Viele Stimmen ertönten nun und boten und überboten einander, bis eine fürchterliche Stimme ausrief: 263 Thaler! und die übrigen alle zum Schweigen brachte. „Wer hat?" fragte der Ausbieter. „Ich!" brüllte es zurück. „Ihr Name?" — „Die rothe Ruhr!" Der Hammer fiel donnernd nieder und die rothe Ruhr bemächtigte ſich der Geige und des Bogens und begann ein luſtiges Tanzſtückchen aufzuſpielen. Da ächzten und ſtöhnten, da jammerten und wimmerten und ſchrieen die Menſchenſaiten, daß es einen Stein in der Erde hätte erbarmen mögen, und ſtatt des Saitenſtaubes fielen lauter abgegeigte Menſchenköpfe von dem Geigenſtege nieder. Je erbärmlicher aber die Menſchen wehklagten, deſto lauter jauchzte die rothe Ruhr auf, deſto ſchrecklichere Klänge entriß ſie der Geige, ſo daß dem Hübelfritze ebenſo die Ohren gellten, als läute es vor denſelben mit allen Glocken. Plötzlich ſagte eine andere Stimme: „Bis hierher und nicht weiter!"

Wie Hübel die Augen hier aufſchlug, hörte er vom Kirchthurme mit allen Glocken läuten, ſah er vor ſich den Todtengräber und eine Schaar hinter einander gereiheter, dunkler Geſtalten, die mit 3 Särgen beladen waren, welche je zwei Leichen in ſich bargen und von dem Geigenmacher gefertigt worden waren. Die ſechs Schläfer wurden in ihr ſtilles, kaltes Kämmerlein hinabgebettet, die betenden Lippen der Leidtragenden wünſchten ihnen gleichſam eine gute Nacht und wohl zu ſchlafen nach, was gewiß eine recht chriſtliche Sitte iſt. Drei Hände voll harter, kalter Erde und zwei weiche, heiße Zähren ließ der Geigenmacher den Todten in's Grab nachſchicken, dann ging er heim und hörte dabei noch immer in ſeinen Ohren gellen: 263 Thaler!"

Der Finke, ein guter Engel.

Die Kranken waren wieder hergestellt, die Sorgen deshalb aber noch nicht gehoben. Der gute Herr Doctor hatte gethan und gegeben, was er thun und bei der Regierung verantworten konnte. Hübelfritze stak, der Sargbreter wegen, beim Kaufböhme in Schulden, und die vielen großen und kleinen Mäuler seiner Stubengenossen wollten täglich gesättigt sein, hatten aber gleichwohl nichts zum Hineinthun. Da war es denn recht an der Zeit, als mit einem Briefe von der Hübelclare zugleich 2 Ducaten anlangten.

„Gold?" brummte der Geigenmacher vor sich hin — „woher hat das Mädel solches? Davon schreibt sie kein Sterbenswörtchen. Ist es heiliger Christ oder" — er juckte sich — „des Teufels Aufgeld? Wenn der Diener Recht hätte mit dem Ankratze!"

Es vergingen einige Wochen. Da trat eines Tages der Stockböhme den Geigenmacher an und sagte höhnisch: „Eure Clare hat ja freies Quartier erhalten — wißt Ihr dieß schon?"

„Freies Quartier? Wie meint Ihr das?"

„In Colditz — im Arbeitshause" — versetzte Baunack giftig — „nachdem man sie mit abgeschnittenen Haaren aus der Residenz gejagt hat."

Hier sprang der böse Mensch davon, denn Hübel, der erst einige Secunden wie erstarrt gestanden, holte jetzt mit dem gerade in der Hand habenden Beile nach dem Verleumder aus.

„Nichts als Lügen!" sprach er später, von seinem Schrecken sich erholend. Doch konnte er seine Unruhe nicht ganz bemeistern, ließ bald darauf seine Arbeit im Stiche und ging in's Städtchen hinab, aus welchem er gegen Abend in dem Zustande völliger Niedergeschlagenheit zurückkehrte. Kein Wort der Klage oder des Zornes kam über seine erblaßten Lippen, dafür aber desto mehr heimliche Seufzer. Als jedoch am andern Tage ein Brief von seiner Tochter anlangte, auf welchem das Postzeichen „Colditz" gedruckt war: da machte sich der stille Schmerz des Vaters durch einen gewaltigen Ausbruch Luft.

„Welche schändliche Frechheit noch!" rief er erbittert — „Unser Herrgott züchtige dich Schandkind tausendfach für die Schmach, die du deinem rechtschaffenen Vater anthuest." Der Brief, zerknüllt, zusammengeballt, flog in die Ofenflamme und der Geigenmacher setzte sich vernichtet an seine Hobelbank, geraume Zeit das Haupt nicht von derselben erhebend. Als dieß endlich geschah und sein erster Kummerblick auf den Finken fiel, der in seinem Bauer lustig: „bink! bink!" rief, sprach er weich: „Nun habe ich, wie der selige Abl, auf dieser Erde niemand weiter als dich, mein Mätzchen! Bleibe mir treuer als mein eignes Kind!" Er weinte still vor sich hin.

Der Stockböhme hatte sich in der letzteren Zeit als ein so schlechter Bezahler gezeigt, daß sein Hauswirth ihm die Miethe hatte kün-

digen müssen. Es war in der letzten Woche des Februars, wo die böse Wurzel, zur großen Freude der übrigen Abmiether, das Haus verließ. Wie er alle Sonnabende zu thun pflegte, war der Geigenmacher zum Kaufböhme gegangen, um die gefertigte Arbeit zu verwerthen. Als er wieder heimkehrte, harrete seiner ein großer Schreck: der Finke war aus dem Bauer verschwunden, dessen Thürchen wie das nächste Stubenfenster offen stand, wodurch die Art des Entweichens erklärlich wurde. Von wessen Hand dasselbe bewirkt worden war, darüber konnte keinen Augenblick ein Zweifel obwalten, nur darüber, wie dieß von den Uebrigen unbemerkt hatte geschehen können. Es war ein harter Schlag für den armen Geigenmacher, der härteste, der ihn noch treffen konnte und welcher dessen letzten Geduldsfaden mit einem Male zerriß.

„Hätte ich" — haderte Hübel — „damals des Baunacks Spitzbüberei dem Kaufböhme angezeigt, würde er fortgejagt worden und hier außer Brot gekommen sein. Dann wäre er nicht zu uns gezogen und mein Finke noch da. Und wenn der Kaufböhme nicht aus bloßem Hochmuthe seinem Neffen verwehrt hätte, meine Clare zu nehmen, und mir nicht eher Ruhe gelassen, als bis ich das Mädel weit weg in die Residenz vermiethet hatte: so wäre sie noch rechtschaffen und ich kein unglücklicher Vater. O ich hasse euch nun Alle! Liederlich will ich werden, Schnaps trinken und Krawall machen, wo ich nur weiß und kann."

Diese gefährliche Stimmung des Geigenmachers fiel gerade in eine Zeit, wo der Geist des Aufruhrs unter die Weber gefahren war und diese bewogen hatte, erst in Schlesien, sodann in Böhmen gegen die Fabrikunternehmer und Spinnereibesitzer feindselig aufzutreten. Auch nach Schönwalde hatte ein solcher Funke der Empörung sich verirrt und bereits mehrere Versammlungen der Unzufriedenen veranlaßt, die allmälig einen drohenden Character annahmen.

An einem Nachmittage — es war in den ersten Tagen des Märzes — drang das Geschrei bis in Hübels Hütte herauf: „Die Rebellen rücken an! Sie kommen aus dem Pfarrholze hervor, wo sie sich versammelt haben, und drohen mit Mord und Brand."

Die Neugier allein hat den Volksaufläufen schon manchen Theilnehmer zugeführt, der, ohne es erst gewollt zu haben, aus einem bloßen Zuschauer später ein tüchtiger Zuschlager wurde. Bei dem Geigenmann war es mehr als Neugierde — war es Lebensüberdruß, der ihn nach seinem Beile greifen und den Entschluß aussprechen ließ, hinab zu gehen und zu sehen, wie die Sachen ständen. Das Abreden des Kamm-Kühne und der beiden Frauen unbeachtet lassend, nahm er schon die Thürklinke in die Hand, um die Stube zu verlassen und den Pfad des Verbrechens einzuschlagen. Der liebe Gott und sein guter Geist läßt uns durch gar viele und vielerlei Stimmen vor dem Bösen warnen. Wenn solche nur der Mensch immer beachten wollte! Nachdem Hübel diejenigen seiner Stuben-

genossen in den Wind geschlagen hatte, versuchte es sein guter Engel noch auf eine andere, ungewöhnlichere Weise, ihn von der Pflichtübertretung zurück zu halten. Wenn Gottes Engel zuweilen als Winde und Feuerflammen seine Befehle auszurichten eilen, so war es hier die Gestalt und der Ruf eines — Vögleins, in welches des Geigenmachers guter Engel geschlüpft war und das jetzt vor dessen Fenster sein „bink! bink!" munter ertönen ließ. Seht da unsern Geigenmacher, wie er erstarrt! — die Hand von der Klinke sinken läßt — wie er erst seinen Ohren nicht traut — dann wie auf Eiern sachte zum Fenster hinschleicht — mit zitternder Hand das Fensterschößchen zurückschiebt —. Bemerket ihr, wie seine Brust höher und höher steigt? sein Antlitz kirschroth wird, weil er nicht zu athmen wagt? Vernehmt ihr das ungestüme Pochen seines Herzens? Jetzt — o Himmel! — jetzt hüpft der Vogel auf das Fensterkreuz — er wendet das Köpfchen bald abwechselnd nach der Stube, bald nach der freien Natur — was wirst du vorziehen? erwählen, kleiner Narr? Hopp! er sitzt richtig auf der Hobelbank, blickt sich nach der Futtertüte um — da faßt Hübelfritze sachte das Fensterschößchen — im Nu hat er es zugeschoben — o Glück! o Wonne! Erst streut er dem hungrigen Finken die Futtertüte vor, dann wirft er das Beil aus der Linken, die Mütze gegen die Decke, sich selbst an den Hals des Kamm-Kühne, der Weiber und Kinder! „Freuet euch mit mir" — ruft er jubelnd aus — ich habe meinen Finken wieder! Dank dir, lieber Herrgott! tausend Dank!" Dann setzt er sich vor den Vogel hin und fragt, wie es ihm indeß ergangen sei, und lobt das treue Thier, daß es wiedergekommen ist und wird nicht müde, die schönsten Worte an ihn zu verschwenden. Indeß sinkt die Finsterniß hernieder, welche jedoch gar bald durch einen blutroth aufgehenden Feuerschein erhellt wird, die Sturmglocke läutet unten im Thale; des Wächters Horn ruft schauerig zum Löschen auf —

„Ich habe meinen Finken wieder!" schreit Hübel — „Was kümmert mich nunmehr der Krawall!" —

Der Ueberfall.

Die Aufrührer, die Unzufriedenen, Ungenügsamen, Liederlichen, Arbeitscheuen, Trunkenbolde, gefolgt von einer Schaar Neugieriger aus Schönwalde's Bewohnern, waren unter Anführung des Baunack aus dem Pfarrholze in's Städtchen eingerückt, dessen gutgesinnte Insassen bei dem Anblicke des bewaffneten, schreienden und fürchterliche Drohungen ausstoßenden Haufens sich in ihre Wohnungen zurückzogen und dieselben zu verwahren eilten. Das Wirthshaus hatte die Ehre des ersten Besuches von Seiten der tobenden Menge und dessen Besitzer in seiner Angst nichts Eiligeres zu thun, als willig und unentgeldlich seinen Schnaps- und Bierverrath preis zu geben. Nachdem der letzte Funke von Vernunft im

berauschenden Getränke erstickt worden war, wogte der tolle Haufe nach des Kaufböhme Hause hin, dessen Zugänge und Fenster fest verschlossen gefunden wurden.

„Mach auf, alter Geizhals!" ertönte der wilde, drohende Ruf — „mache auf, oder wir schlagen dir den Schädel ein." Ein donnerndes Schlagen gegen die eichene Hausthüre sollte dieser Aufforderung den nöthigen Nachdruck geben."

Darauf öffnete sich im zweiten Stockwerke ein Laden und im offnen Fenster zeigte sich Herr Böhme, welcher mit furchtloser, vernehmlicher Stimme die Frage stellte: „Was ist euer Begehr?"

„Abzapfen wollen wir dich vollgesaugten Blutegel!" tönte es zurück — „uns theilen in dein Geld, welches wir mit unserm sauern Schweiße dir verdienen mußten."

„Wer zwang euch dazu?" erwiederte Herr Böhme. „Habe ich meine Waaren euch a u f=, eure Arbeiten dagegen a b gedrungen? Giebt es nicht noch andere Kaufleute hier? Warum kamet ihr zu mir?"

„Schlagt ihn todt, den lausigen Filz! Er wird seines Reichthums nicht einmal froh — wir aber wissen ihn besser anzuwenden" — schrie Baunack.

„Höret nicht auf den Ausländer" — sprach Böhme oben zurück — „sondern höret mich, euern Mitbürger, Versorger, Ernährer. Mit dem Ranzen auf dem Rücken begann ich meinen Handel. Jahrelang mußte ich darben, umherlaufen, meine Gesundheit dabei zusetzen, ehrlich erworbenes Geld durch Schurken mir wieder nehmen sehen, bis der Herr im Himmel endlich mich segnete. Glaubet ihr besser zu fahren, wenn ihr selbst die Stoffe zu euern Instrumenten an der Quelle erkaufet? eure Arbeiten selbst an den Käufer zu bringen suchet? Verhungern würdet ihr mit den Eurigen?"

„Weg mit dem Schwätzer! Schlaget die Thüre ein! Holet Leitern herzu" — tönte es wild aus dem trunkenen Haufen.

„Noch ein Wort, ihr Leute!" rief Böhme mit aller Kraft — „nicht, weil ich mich vor euerm Drohen fürchtete — nein — um euch vor einer schweren Sünde zu bewahren, sage ich euch, daß ich meinem einzigen Verwandten, meinem Neffen, nur ein kleines Kapital in meinem, bei dem Amte Vogelsberg niedergelegten Testamente ausgesetzt, dagegen nach meinem Ableben dieses mein Haus zu einem Armen=, Kranken= und Waisenhause und mein ganzes übriges Vermögen zu dessen Unterhaltung bestimmt habe. Wollet ihr nun noch gegen euch selbst auftreten? das künftige Eigenthum, die Zufluchtsstätte eurer Armen, Wittwen, Waisen zerstören?"

„Er lügt! Kein Wort ist wahr! — Nur die Angst um den Mammon läßt ihn so sprechen! Besser ist's, schon zu haben als erst zu gewinnen! Laßt uns brüderlich mit ihm theilen! Es lebe die Gleichheit! Schießt den Blutsauger todt!" — So lautete die Antwort.

„Nichts sollt ihr von mir bekommen!“ — rief Böhme voll Zorn — „ich lache eurer Drohungen und weiß der Gewalt eine gleiche Macht entgegenzusetzen.“

Ein Flintenschuß, der an Baunacks Wange losbrannte und die Kugel dicht neben des Kaufmanns Kopfe vorbeijagte, bewog denselben zum Verschließen des Ladens und zum Rückzuge. Als die Hausthüre den fortgesetzten Axtschlägen endlich nachgab und die vordersten Empörer in die Hausflur eindrangen, sahen sie ihre Schritte durch hoch aufgethürmte Stroh- und Heubündel gehemmt, die in vollen Flammen aufloderten. Die fressenden Gluthen trieben die Eingedrungenen schnell wieder aus dem Hause, die nach wiederholten Versuchen mit Zähneknirschen erkannten, wie der schwergereizte und dickköpfige Böhme sein Eigenthum lieber den Flammen als räuberischen Händen überlassen wollte. Denn hinter allen Eingängen loderten, sobald die Empörer durch dieselben den Zutritt versuchten, Strohhaufen auf. Die Flammen verbreiteten sich so rasch, daß in kurzem auch die Fenster zu feuersprühenden Höllenrachen wurden und die auf Leitern Emporkletternden zurückscheuchten.

Bei so bewandten Umständen noch zu erfischen, was zu erfischen war, hatte sich Baunack mit einigen wenigen Begleitern von dem Haufen getrennt und war dem Hintergebäude zugeschlichen, das fast noch unversehrt bis jetzt dastand. „Sollte der Dachs sich wirklich in seinem Baue verbrennen wollen und nicht wenigstens ein Loch zum Davonschlüpfen offen gelassen haben?“ sprach er zu seinen Gefährten. „Folgt mir, ich will euch die rechten Wege und Schliche zeigen.“

Wirklich geleitete er die kleine Schaar zu einem Hinterpförtlein, das nach dem Berge aufführte und hinter welchem man kein Feuer knistern hörte, keine Flamme durch die Ritzen schimmern sahe. In der Minute, wo die Angreifer die Thüre zu sprengen sich anstrengten, ging diese, von einer fremden Hand und von Innen eröffnet, auf, den vorandringenden Baunack empfing ein Pistolenschuß aus dichter Nähe, der den Elenden unter einem Wehelaute todt niederstreckte, und bei der erschrocken zurückprallenden Schaar schritt, ein zweites, gespanntes Pistol in der schußfertigen Rechte, Herr Böhme langsam und ruhig vorüber. Ihm auf dem Fuße folgte die Haushälterin und den Beschluß dieses kleinen Zuges machte Herr Kühre, in jeder Hand gleichfalls eine Doppelpistole vorgestreckt tragend. Bedächtigen Trittes setzten die drei Flüchtlinge ihren Aufweg zum Berge fort, wo sie in mäßiger Höhe Halt machten und ihr Antlitz der unten wogenden Feuersbrunst zuwendeten.

Nicht eben selten pflegt es zu geschehen, daß, wenn eine aufgereizte, tobend auftretende Volksmasse einer Willenskraft und Willensfestigkeit begegnet, die ungewöhnlicher Thaten fähig ist und solche auch mit kalter Todesverachtung ausführt, jene, gleichsam ihren Meister erkennend, in die Schranken der Mäßigkeit und Ord-

nung zurücktritt. Wie einst Rostopschin mit Moskau, hatte
Kaufmann mit seiner Habe verfahren. Und die zum Himmel a
steigenden Gluthen hatten die Hitze bei den meisten Empörern
trieben, deren Blut wieder abgekühlt und in sein altes Geleis zur
gebracht. Als die in den Vorrathskammern und Kisten aufgehäu
Baßgeigen, Cello's, Bratschen, Violinen, Guitarren und Ha
von dem Feuer ergriffen wurden und die feineren Saiten mit klag
den, die stärkeren mit unwilligen Tönen zersprangen — als der
Gluthen voraneilende Luftstrom in die kleinen und großen Oeffn
gen der mannigfachen Blaseinstrumente eindrang und das in Fl
men stehende Haus mit schauerlichen Klängen erfüllte — als
Sturmglocke ihre mächtigen Schwingungen durch die Nacht da
sendete, des Wächters Horn so ängstlich heulte, der schreckliche Fe
ruf ertönte und ein Funkenmeer in die Luft erstieg, das in ei
breiten Strome am schwarzen Himmel dahinwirbelte, und die eig
Hütte gefährdet erschien: da entwichen eilig erst die Neugierig
ihnen folgten bald die Arbeitscheuen; dann vereinzelten sich die
zufriedenen, so daß gar bald nur noch ein Häuflein Böswill
übrig blieb, die mit der Verringerung ihrer Menge den Muth
anderweiten Gewaltthaten verloren. Ueberdieß war auch der
des Haupträdelsführers von großem Einflusse gewesen, die Aufr
rer einzuschüchtern und zu entmuthigen. Indeß rückten andere
besser gesinnte Schaaren zur Brandstätte herbei. Es waren die
schenden mit Wassereimern und großen und kleinen Spritzen,
wenn auch nicht die Feuersbrunst ganz vertilgen, doch verhind
konnten, daß dieselbe nicht andere Gebäude ergreife, was bei
dazu günstig wirkenden Luftzuge auch gelang.

Indeß sah Kaufböhme, von seinem hohen Standpunkte a
der gänzlichen Einäscherung seines Eigenthums mit einer wa
Schadenfreude zu. Unter bitterem Lachen sprach er zu seinem Nef
„Wahrlich, die heute gemachte Erfahrung habe ich nicht zu th
bezahlt. Wie thöricht war ich, daß ich diesem elenden Pöbel
Wohlthat erweisen wollte! Ein bleibendes, segenbringendes An
ken gedachte ich mir bei meinen Mitbürgern zu stiften — da liegt
seiner Statt das Denkmal ihrer schwarzen Undankbarkeit.“ D
deutete er auf die Ruinen zu seinen Füßen.

Wie sehr pries Hübelfritze den lieben Gott und seinen Fin
dessen Treue ihn vom Bösen zurückgehalten hatte, als später M
tair in's Städtchen einrückte, die Aufwiegler ermittelt, gerichtet
mit Leibes-, Gefängniß- und Zuchthausstrafen belegt wurden!
die gewöhnliche Folge von Empörungen und eigenmächtiger Se
hülfe blieb auch in Schönwalde nicht aus: es wurde schlimmer
besser! Denn Böhme hatte mit seinen bedeutenden Mitteln den g
ten Theil der Arbeiter in Schönwalde mit Aufträgen versehen
sonach mittelbar die übrigen, kleineren Händler gezwungen, so z
lich gleichen Schritt, hinsichtlich der Löhne, mit ihm zu halten.

aber, wo der einflußreiche Böhme aus dem Felde geschlagen war, konnten die noch vorhandenen Kaufleute, bei dem großen Andrange der Arbeiter, mit diesen machen, was sie wollten, daher die rohen Stoffe im Preise stiegen, die daraus gefertigten Erzeugnisse dagegen fielen. Nicht lange währte es, so seufzte man erst im Stillen nach dem mit Undanke gelohnten Böhme, dann sagte man laut: „Gott ehre mir den Kaufböhme! Er war unter Allen immer noch der Beste.“ Zuletzt flehete man um seine Wiederkehr und verwünschte die, welche die Aufwiegler abgegeben hatten.

Aber Böhme kam nicht wieder; ja er setzte nicht einmal einen Fuß in seine vorige Heimath, sondern ließ durch seinen Neffen aus der Brandstätte bergen, was, in einem feuerfesten Gewölbe aufgehoben gewesen, den Flammen entgangen war, worunter die theure Stainergeige und die Kisten mit den an Werthe auf 2000 Thaler betragenden Darmsaiten gehörten. Auch der Kaufmann wurde in eine Criminaluntersuchung gezogen und zwar weniger darum, daß er den Baunack erschossen hatte, was als erlaubte Selbsthülfe dargestellt wurde, sondern weil er selbst sein Haus in Brand gesteckt hatte, wodurch gar leicht das ganze Städtchen hätte gefährdet werden können. Hierzu kam noch, daß Böhme sein Haus und sein reiches Waarenlager versichert gehabt hatte und darum die Directoren der Feuerversicherungs-Gesellschaft ebenfalls gegen ihn klagbar wurden. Er selbst lebte demohnerachtet anscheinend unangefochten und im vollen Wohlstande in einer benachbarten größeren Stadt. Dagegen verlautete nichts mehr von seinem Neffen, der schon seit geraumer Zeit verschwunden war und blieb.

Das Arbeitshaus.

Ueber ein Jahr war dahingeschwunden, in dessen Laufe der Geigenmacher Hübel noch zwei Briefe von seiner Clara erhalten hatte. Da wieder das Postzeichen „Colditz“ darauf gedruckt war, so wanderte der erste abermals in's Feuer, obgleich nicht ganz ohne inneren Kampf von Seiten des Geigenmachers. Der zweite barg laut der Aufschrift drei Thaler Geld in sich. Die Kassenbillets sammt dem Briefe den Flammen zu überliefern, wäre Sünde gewesen. Ueberdieß, wenn Clara wirklich eine Züchtlingin war, wie konnte sie zu Gelde kommen? Hübel erbrach das Siegel und begann erst furchtsam, dann immer rascher zu lesen. Da kam kein Wort von Schuld, Reue, Zerknirschung, — keine Bitte um Vergebung vor, wohl aber Vorwürfe über des Vaters fortwährendes Schweigen und Hindeutungen auf den Inhalt der beiden vorhergangenen Briefe, in welchem sie ihre gegenwärtige glückliche Lage gemeldet hätte.

Da beschloß der Geigenmacher, sich aufzumachen, seine Tochter in Colditz zu besuchen und der Sache somit auf den richtigen Grund zu kommen. Mit Reisegeld hatte ihn seine Clara versehen — nur

der Finke! Doch die Weberswittwe versprach theuer und heilig, wie eine Mutter für ihn zu sorgen, und der böse Baunack war ja todt! So marschirte er denn ab und langte gegen Abend des zweiten Tages in Colditz an.

„Da drinn wohnen die Züchtlinge?" sprach er voll Erstaunen zu sich selbst, als er vor dem schönen, landesherrlichen Schlosse stand, das in ein Landesarbeitshaus umgeschaffen worden war. „Ei! da war des Kaufböhme niedergebranntes Haus nur eine Hütte dagegen!" Mit hochklopfenden Herzen klingelte er d'rauf an der verschlossenen Pforte, durch deren Fensterchen er seinen Namen und sein Begehr dem Pförtner kund machte.

Eine Weile mußte er auf Antwort harren, die, als sie anlangte, eine günstige war und ihm Schloß und Riegel öffnete. Nachdem er durch ein Vordergebäude gegangen war, gelangte er in einen freundlich von der Sonne beschienenen Hof, wo er unter einer schattigen Linde drei kleine, wohlgekleidete Kinder um ein Mädchen beschäftigt sahe, die junge Schotkörner aushülsete. Es war seine Clara! Freudeweinend sank die holde, züchtige Jungfrau an des geliebten Vaters Brust und dieser sahe jetzt nur in die freudig blitzenden, ehrlichen Augen seines Kindes und nicht darauf, ob dasselbe die Kleidung der Züchtlinge an sich trage oder nicht. Bald trat auf der Kinder Veranlassung die Frau Hausverwalterin herbei, die der Tochter Hübels eine gütige Herrin war, dem Geigenmacher die biedere Rechte druckte und sagte: „Ein Zufall, den wir nicht aufhören als einen glücklichen zu preisen, führte uns Eure Tochter zu, als sie eben von dem Gesandten verabschiedet worden war, mein Mann als Hausverwalter hierher abgehen sollte und wir um ein zuverlässiges Dienstmädchen besorgt waren."

„O die bösen Lästerzungen!" rief Hübel aus und gestand, wie er, dem falschen Gerüchte glaubend, die beiden ersten Briefe seiner Tochter in's Feuer geworfen habe.

„Ein kleiner Theil jener Rede ist allerdings wahr" — sprach die Frau Hausverwalterin — „daß Clara ihr langes, schönes Haar eingebüßt hat, doch nicht gezwungen, sondern freiwillig. Und dieß Euretwegen, um Euch mit dem daraus gelöseten Golde in der Noth beizustehen."

„Clare! mein Kind!" rief der Geigenmacher zerknirscht.

„Es ist schon ziemlich wieder gewachsen!" tröstete Clara und zog das weiße Häubchen vom Haupte, dessen Flechten zwar an Länge, doch nichts an Schönheit verloren hatten und mit der Farbe und dem Glanze des Ebenholzes wetteiferten. Die Hausverwalterin rief ihre Kinder an sich und ließ Vater und Tochter mit einander frei verkehren. Indem Clara ihre Haube wieder aufzusetzen beschäftigt war, rief des Hausverwalters Stimme aus dem ersten Stockwerke herunter: „Lieber Herr Klähre, kommen Sie jetzt gleich herauf zu mir."

Hier überzog ein hohes Roth Clara's blühendes Antlitz und ihre bebenden Finger konnten mit der Haube gar nicht zu Fache kommen. Auch der Geigenmacher ward betroffen, als er eine wohlbekannte Stimme aus einer, der Hausverwalterwohnung gegenüber gelegenen Parterrestube, deren Fensterflügel offen standen, antworten hörte: „Ich stehe zu Ihren Diensten, Herr Hausverwalter!"

Darauf trat ein junger Mann in der üblichen Zuchtkleidung aus der Hausthüre und schritt auf die des Hausverwalters los, wobei er dicht an der Linde vorbei mußte, unter welcher der Geigenmacher ganz versteint stand und Gespenster zu erblicken meinte. Aber Herr Kläbre sahe nichts weniger denn einem Gespenste ähnlich, vielmehr wohlgenährt und ungleich gesünder als sonst aus, auch war jeder Zug von seiner ehemaligen Traurigkeit rein verschwunden.

Als er Hübels ansichtig wurde, lächelte er mild und ihm die Hand reichend, sagte er freundlich: „Guten Abend, lieber Hübel! und schön willkommen hier! Das ist löblich, daß Ihr Eure brave Tochter einmal zu besuchen kommt." Dem Gebote des Hausverwalters Folge leistend, ging er nach einem herzlichen Händedrucke.

Hübel schlug beide Hände zusammen und sahe seine Tochter mit einem erstaunten und zugleich fragenden Blicke in's erröthete Antlitz.

„Mein Vater!" nahm diese jetzt feierlich das Wort und ihre Augen glänzten in ehrfurchtsvoller Zärtlichkeit — „beugt Euch tief — tief vor diesem edelsten der Menschen! Nicht zu seiner Schande — zur höchsten Ehre trägt er die Züchtlingskleider, und alle Ordensbänder der Welt schmücken nicht so herrlich als jenes grobe, graue Tuch. Darum wird er hier nicht als Züchtling und Gefangener, sondern als der Ehrenwertheste angesehen und behandelt."

Als Eduard Kläbre in des Hausverwalters Stube trat, sah er außer sich niemand darin. Gleich darauf öffnete sich eine Seitenthüre und es zeigte sich in derselben Herr Kaufmann Böhme. Rasch näherte dieser sich seinem Neffen, blieb einen Schritt vor demselben stehen und betrachtete forschenden Blickes dessen grobe Zuchtkleidung und Aussehen. Allmählig füllten sich seine Augen mit Thränen; seine strengen, eisernen Gesichtszüge wichen einer unendlichen Rührung und so fiel er schluchzend an den Hals des Neffen, wo er lange und stumm sein Haupt barg.

„Und du hörtest es in jener Nacht" — hob er endlich mit erstickter Stimme an — „daß ich dir nach meinem Tode nur ein ganz kleines Kapital zugedacht hatte — und dennoch brachtest du willig das schwere Opfer, dem ich unterlegen wäre."

„Nicht so schwer, als Sie sich vielleicht vorstellen" — entgegnete Eduard sanft — „Beweis't Ihnen dieß nicht mein Aussehen? Das frohe Bewußtsein, Ihnen einen kleinen Dienst erzeigt zu haben, und die erfreuliche Theilnahme meiner Vorgesetzten haben meiner sonst entehrenden Strafe jeden Stachel benommen. Ich fühle mich wirklich glücklich in meiner gegenwärtigen Lage."

„Du bist von heute an frei, bist mein Kind und einst mein ei
ziger Erbe" — fuhr der Kaufmann fort. „Ich habe freiwillig jed
Entschädigung, sowohl bei der Landes- als auch bei der Gotha
Brandversicherungsanstalt entsagt, bei unserm gütigen Monarch
um Erlassung deiner noch übrigen Strafzeit angesiehet und sold
auch erhalten. Und nun sprich: womit kann ich dich belohnen? D
hast durch deinen Edelsinn mein hartes Gemüth erweicht, geschme
zen und zu Allem willig gemacht. Verlange was du willst, und ste
die Erfüllung dessen in meiner Macht: so soll es geschehen."

„Lassen Sie mich ganz aufrichtig sein, lieber Onkel" — ve
setzte Eduard — „dann wird auch mein angebliches Verdienst
nichts einschrumpfen. Sehen Sie das Mädchen da unter der Lind
Es ist Clara Hübel. Ich wußte, daß sie hier diente, und die Ho
nung, in ihre Nähe versetzt zu werden, hatte großen Antheil
meinem ausgeführten Entschlusse."

„Weiter! weiter! mein Sohn! immer herrlicher entfaltet si
deine edelmüthige Seele" — sagte der Onkel.

„Sie ist die edelste Perle unter allen Jungfrauen" — fu
Eduard mit schwärmerischer Begeisterung fort — „ein Diama
vom reinsten Wasser — Glücklich, wer sie die Seine nennen darf.

„So nimm sie doch, Eduard!" versetzte der Kaufmann gu
müthig — „Du warest ihr ja immer gut und so viel ich weiß,
dir auch. Ich habe nun gar nichts mehr gegen eure Verbindung ei
zuwenden."

„O mein guter Onkel!" rief Eduard dankbar aus — „aber
wird die unbescholtene Jungfrau den gewesenen Züchtling nicht ve
schmähen?"

„Es gilt die Frage!" entgegnete Herr Böhme, seiner Sac
so gut wie gewiß. „Verziehe hier einen Augenblick; ich will geh
und die Jungfrau ausforschen."

Nach einer kleinen Weile kehrte er in Begleitung des Geige
machers und dessen Tochter zurück. Die Letztere nahete verlegen, d
Augen zur Erde gesenkt und das Antlitz von einer Purpurröthe übe
gossen. Der Kaufmann führte sie seinem Neffen zu und ihre beid
Hände zusammenlegend, sprach er freudig: „Sie will dich nehmen
Gott segne euern Bund, meine geliebten Kinder!"

Da umfing der Neffe seine geliebte Braut mit schüchterner Zär
lichkeit und diese weinte selige Thränen an Eduards Halse.

„Sie war eine gute Tochter" — sagte der überglückliche Geige
macher — „drum wird sie auch eine brave Frau sein. Mich a
meiner Noth zu retten, hat sie ihr Haar —"

„O still! Vater!" flehete Clara.

„Ich weiß schon" — betheuerte Böhme. Dann zog er d
Braut abseits und sprach heimlich zu ihr: „Auf deinen künftig
Gatten darf kein Fleckchen, nicht einmal ein Schein des Unrech
haften. So wisse denn, daß nicht er, sondern ich mein Haus a

steckte und daß er meine Schuld trägt, die mir aber eigentlich nie hat einleuchten wollen."

„O ich weiß es!" lispelte Clara. „Ich habe es mir so gedacht" — fuhr sie fort, da Böhme sie betroffen anblickte.

„Das ist etwas Anderes!" beruhigte sich der Onkel. „Nun, Kinder, so laßt uns denn zusammen diesen Ort verlassen. Heirath hebt alle anderen Verträge auf, also auch deinen Dienstcontract, meine Tochter, und wenn deine bisherige Dienstherrschaft dir gut ist, wird sie sich nur über die schnelle Veränderung freuen."

So war es auch wirklich.

Bald erhob sich auf der wüste gebliebenen Brandstelle zu Schönwalde ein neues, schönes Wohngebäude und dasselbe bezog Herr Kaufmann Klähre mit seiner jungen, hübschen Frau. Er setzte das Geschäft seines Onkels mit Glück und bedeutenden Geldmitteln, die er der Großmuth seines Onkels dankte, fort, vergaß aber dabei nicht der Billigkeit und Nächstenliebe, daher er der Achtung aller Schönwaldaer sich zu erfreuen hat. Auch that er, wenigstens theilweise, noch bei seinen Lebzeiten, was Kaufböhme erst nach seinem Tode hatte thun wollen: er nahm Wittwen und Waisen in sein Haus, wo sie gut aufgehoben waren. Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß dieselben die Weberswittwe mit ihren Kindern waren, die sich die Kartoffeln und Klöser recht wohl schmecken lassen, welche ihnen Clara schmackhaft bereitet. Auch Hübelfritze und dessen Finke können sich's nicht besser wünschen. Ersterer hat die Stainergeige sich zum Muster genommen und sich das kühne Ziel gesetzt, eben so werthvolle Geigen in Zukunft zu fertigen. Der Kamm-Kühne ist gleichfalls nicht leer dabei ausgegangen, indem er vollauf Kämme für Herrn Klähre zu schaffen hat und gut dafür bezahlt wird. Herr Böhme freut sich des Glückes seines Neffen; aber ein Ueberrest von seinem früheren Starrsinne ist ihm doch geblieben, der ihn abhält, je wieder einen Fuß nach Schönwalde zu setzen, daher das junge Paar sich schon die Mühe nehmen muß, ihn recht oft zu besuchen, was auch sehr gern geschieht.

Ein Märchen.

Von Eduard Duller.

Es war einmal ein starker, rüstiger Geselle, hoch von Wuchs und schön von Angesicht, mit Augen so blau wie der Rhein und mit Haaren wie eitel Gold; davon hieß er Goldhaar, und manche Jungfrau sah mit heimlichem Verlangen nach ihm, wie herrlich er ihr als Bräutigam zur Seite gehn würde, angethan im stattlichen Festgewand statt des zerrissenen, das er jetzo trug. Er hatte Sinn und Geschick, alles Große und Herrliche zu erfassen und ins Werk

zu richten, und auch an ritterlicher Herzhaftigkeit gebrach es nicht; das wußten alle, die ihn einſtmals in ſeinem Zorn g hatten, wie er ſich damals aufgerichtet, recht wie ein Löwe, u böſen Spötter zu Boden geworfen, die ſeiner Mutter Unehre geſonnen; aber das war ſchon lange her und nun ſchiens gan gar, als hätte er ſelbſt darauf vergeſſen und wüßte ſelbſt nicht wie gewaltig er ſei. Aber im Traume wußte er's, und das war an ihm, daß er oft Stunden lang träumte und zwar mit Augen; da ſah er bei hellem Sonnenſchein die Dinge in der lichkeit um ihn her nicht, ſondern ganz andere und herrlichere ſaß er im Traum, im glänzenden Harniſch als Feldherr hoch zu und ſchlug Schlachten, und im Traum war er ein mächtiger berer, der nur ein Wort zu ſprechen brauchte, daß ihm alle horchte. Im Traume wußte er auch, daß er früher einmal koſtbaren Talisman beſeſſen hatte, durch deſſen Kraft er nie wunden werden könnte und große Herrlichkeit auf Erden ſein nun aber war dieſer Talisman verloren oder verlegt und er hat lauter Luſt am Träumen keine Luſt, zu wachen und das Klein ſuchen. Am liebſten lag er, der Länge nach ausgeſtreckt, a Bank unter der alten Linde vor dem Hauſe ſeiner Mutter; da vor Zeiten ein großer prächtiger Palaſt geweſen, nun aber gan fallen und armſeliger denn die ärmſte Hütte; die Fenſter hatten Scheiben, das Thor war vermorſcht und beſtand nur noch a paar alten Brettern, ſo daß Jedermann, Ehrlich und Unehrlich in's Haus hineinkonnte, drinnen in den weiland prächtigen S hing das Rohr von den Stukkaturen herab, und der Himm durch die offenen Decken herein, auf den Gängen flogen die F mäuſe, und der Adler, der ſtatt eines Wetterhahns auf dem ſaß, hatte keinen Kopf und keine Flügel mehr. Nur ein Gelaß ſich noch am beſten gehalten, das war die Küche, und in der war der Herd noch das einzige, was ganz geblieben; aber von Pracht der goldenen und ſilbernen Schüſſeln und Teller war mehr zu ſehen, und bloß ein paar irdne Töpfe und Teller ſt auf dem Herd fürs tägliche Brot. So ſah das Haus des Gold aus, und kraft ſeines Talismans hätte er's im Nu wieder in Herrlichkeit herſtellen können; aber wie geſagt, er träumte lieb von, ſtatt das verlorne Kleinod wieder zu ſuchen. Und wenn er träumte, lag er doch unter der Linde, und guckte in das Lau über ſich hinauf, freute ſich, wie die Sonne bei Tag durch die und Zweige ſchien, und der Mond und die Sterne bei Nacht, zählte unter Tags die Blätter an den Zweigen und bei Nac Sterne am Himmelszelt. Dabei ſchmeckte ihm das Eſſen vo lich, das ihm ſeine alte Mutter bereitete und unter die Linde he brachte; vor lauter Träumen ſah ers nicht, wie dabei oft ihre nen in die Schüſſel rannen, und wie ſie vor Scham gebeug ſtand, weil ſie als eine Königstochter zu etwas beſſerem ge

war; auch hörte ers nicht, wenn sie dabei leise vor sich hinklagte: „Statt in diesen zerrissenen Bettlerkleidern könnt' ich als eine Fürstin einhergehen, und statt, daß mich das Alter beugt und daß ich Kinderspott werden muß, könnte ich in ewiger Jugend und Schönheit prangen, wenn Goldhaar nur sich regen und den Talisman suchen wollte." Wie gesagt: Goldhaar hörte das alles nicht; wenn er so, der Länge nach ausgestreckt, auf der Bank unter der Linde lag, horchte er lieber auf die Töne der Musik, wenn etwa der Spielmann vorbeizog und die Fiedel strich, um sein tägliches Brot zu verdienen, oder wenn die Jäger im Wald draußen ihre Hörner erschallen ließen und die Hunde lustig dazu anschlugen und dann ein Schuß um den andern knallte, oder wenn die Soldaten mit Sang und Klang ausmarschirten, oder wenn die starken Gesellen in der Schmiede nach dem Takte auf den Amboß schlugen, daß die Funken stoben, und ihre Lieder dazu anstimmten. Goldhaar hatte seinen Vater nie gekannt, es soll aber kein irdischer Mensch gewesen, und auch nicht gestorben, sondern als die Mutter den Goldhaar geboren hatte, auf einmal in lauter Licht und Glanz aufgegangen sein; und das war's auch, was die Mutter so schwer bekümmerte, daß Goldhaar, der soviel von des Vaters Art hatte, als ein sterblicher Mensch haben darf, seines Ursprungs und seiner Kraft, ja seiner Kindheit und ersten Jugend sogar vergaß, da er ganz anders einherschritt als er jetzt anzuschauen war, und da er seiner Mutter versprach: er wollte sie einst zur Ersten von allen Frauen auf Erden machen. Das war nun alles vorbei und nichts mehr zu hoffen.

Eines Tages nun, wie Goldhaar wieder nach seiner Gewohnheit unter der Linde lag und mit offnen Augen träumte, trat seine Mutter aus dem Hause heraus, stellte sich ihm zu Häupten, legte ihre Hand auf seine Stirn und sprach in tiefster Bekümmerniß ihres Herzens: „Goldhaar, wach' auf, es ist die höchste Zeit." Sie sah noch viel bläsſer aus als sonst und viel gebeugter, und statt eines Diadems schlang sich eine tiefe, tiefe Falte um ihre Stirn. Er träumte aber immer noch fort mit offenen Augen. Wie nun seine Mutter auf ihn hinschaute, konnte sie sich der Thränen nicht erwehren und sprach seufzend: „O Gott, es ist ein tiefer, unsäglicher Jammer, und den kein Menschenherz auf der weiten Welt in solchen bittern Schmerzen empfinden kann, wie ich, die unglückseligste aller Mütter. Da liegt er in seiner Schönheit, die wie ein Leuchten von ihm ausfließt, und in seiner Kraft, an der ihm keiner gleichkommt; und doch ist er ein Bettler; und, die nicht werth wären, ihm die Schuhriemen aufzulösen, die dürfen spottend mit Fingern auf ihn zeigen, und seine Mutter wird Hungers sterben. O unseliger Zauber des Träumens, der ihn umfängt, daß er nicht einmal so viel Sinn für die Wirklichkeit hat, um seine Kraft zu gebrauchen, und aufzustehen und den Talisman zu suchen; so würde die alte Herrlichkeit offenbar." Nun legte sie ihm die Hand auf's Herz und sprach:

„Mein Sohn, fühlst du nicht die Hand deiner Mutter? O wach' auf; sonst, wenn du forträumest, wird dich eine andere Hand anfassen, eine harte Faust dich aufrütteln und du wirst ihr dienen müssen als ein Knecht, nicht um Lohn, sondern um Geißelhiebe, und dann wirst du die Wirklichkeit empfinden, und an das Grab deiner Mutter kommen, dein Antlitz in die Disteln und Dornen werfen, womit es überwachsen sein wird, und, die Wangen von Blut überströmt, wirst du mich rufen, deinen Jammer über die Knechtschaft anzuhören; aber dann mein Sohn, dann ist es zu spät." — „Was sagst du, Mutter?" sprach Goldhaar, der nun erwacht war und sie verwundert anhörte. „Ich habe dich gewarnt und dir die Zukunft verkündigt," versetzte sie, und als er wieder fragte: „Was soll ich aber thun?" da fuhr sie fort: „Ich beschwöre dich, daß du dich aufraffest und den bösen Zauber des Träumens abstreifest, der dich bethört und gefangen hält und dir und mir das Verderben bringt. Denn es ist die höchste Zeit. Und eine Schmach ist's, Goldhaar, daß du hier unter der Linde liegest und die Blätter und Sterne zählst, während das Haus den Einsturz droht und die harten Gläubiger schon umherschleichen, um uns die äußerste Schande anzuthun." — „Nein, Mutter, das glaub' ich nicht," sprach Goldhaar, „daß sie das vermögen, — denn, wenn ich nur *will*, wenn ich aufstehe und meines Armes Kraft versuche, wirds ihnen nicht gelingen." — „Aber *wann* wirst du wollen?" entgegnete die Mutter; „das ist ja eben der unsägliche Jammer, daß du dich zum Wollen und zum Gebrauch deiner Kraft nicht entschließen kannst; und wer weiß, ob dir über dem Träumen und Denken die Kraft des Handelns nicht schon längst verloren und verrostet ist." — „O Mutter!" unterbrach sie Goldhaar, — „wüßtest du, was ich eben träumte, als du zu mir tratest und mich weckteſt! Ich sah einen weiten herrlichen Saal, die Wände von glänzendem weißem Marmelstein und mit schimmerndem Gold geziert und der Estrich mit purpurnen Decken belegt; in Mitten des Saales war eine große Tafel gerüstet, an welcher die Gäste alle standen und in Ehrfurcht sich nicht zu setzen wagten, bis *du* kämest und den Ehrenplatz einnähmest unter dem purpurnen Baldachin. Einstweilen beriethen sich die Gäste, mit welchen Ehren sie dich empfangen sollten, wenn du in ihre Mitte träteſt. Da sagte der Eine: „Eine goldene Krone muß diese Frau auf dem Haupte tragen, mit Edelsteinen, daß sie nicht anders anzuschauen ist als wie der Himmel des Nachts mit allen Sternen." Und der Zweite sagte: „Ein Kaisermantel muß sie bedecken, denn er gebühret ihr, und der soll roth sein, wie der Himmel des Morgens, wenn ihn der junge Tag röthet." Und der Dritte sagte: „Ihre Füße sollen auf dem kostbarsten Schemel ruhen, den keines Menschen Hand zu verrücken oder anzutasten waget, und diese Grundlage soll sein das heilige Gesetz." Der Vierte sagte: „Ein Schwert muß sie an der Seite haben, um damit die Gewaltigen der

Erde zu ſchrecken und die Schwachen in ihrem Recht zu beſchützen; das iſt die höchſte Ehre.“ Der Fünfte ſagte: „Einen Oelzweig ſoll ſie haben, der von einem Oelbaum des Paradieſes iſt, und davon wird ein Segen wie ein ſanftes Säuſeln ausgehen über Jeden, der in die Nähe dieſer Frau kommt.“ Der Sechste ſprach: — —“ Aber die Mutter ließ ihn nicht ausreden; ſie hob den Finger warnend in die Höhe und ſprach: „Siehſt du, o Träumer, dies graue Haar nicht, und dieſe Falten auf meiner Stirne und dieſes zerriſſene Bettlergewand an meinem Leibe? Zum letztenmale mahne ich dich: Steh auf und handle endlich, ſtatt zu träumen. Bald ſchlägt die Stunde. Schon höre ich, wie der Seiger aushebt. Erhebe dich, gürte deine Lenden, und zieh aus, den verlornen Talisman zu ſuchen, der uns die alte Herrlichkeit wieder giebt.“ — „Ja, das will ich, Mutter,“ verſetzte Goldhaar; „ich will mich erheben, ich will ausziehen und den Talisman ſuchen; ich habe geträumt, und dieſer Traum täuſchet mich wahrlich nicht, ich habe geträumt: er ſei uns geſtohlen worden von einem Pilger aus Welſchland, der dir, als du mich ſtilltest, ein geweihtes Amulet ſchenkte, zum Dank dafür, daß du ihn gaſtlich aufnahmſt unter unſerm Dache. Dies Amulet, ſagte er dir, würde dir helfen in allen Nöthen. Und als er es dir an einer geweihten Kette um den Hals hängte, da ſtahl er dir den Talisman; ſo hab' ich geträumt.“ — „Gerechter Gott!“ ſchrie die Mutter, „das träumteſt du? Beim Himmel: ich erinnere mich nun an Alles; ja es geſchah genau ſo, wie du's beſchriebſt. Auf, auf, mein Sohn! Geh' hin, ſuche den Pilger auf und entringe ihm den Talisman wieder, und, wär's auch ein harter Kampf, du mußt ihn kämpfen, wenn wir nicht verloren ſein wollen.“ Dabei riß ſie ſich zornig die Kette mit dem Amulet vom Hals, die ſie noch trug, und rief: „Fahr' hin, du verruchtes Zauberwerk, das mich bethört hat und der Anfang all meines Elends iſt. Dem Himmel aber ſei Dank, daß du endlich den Entſchluß gefaßt haſt, mein Sohn.“ Goldhaar ſtreckte ſich behaglich unter der Linde aus und erwiederte: „Morgen, Mutter, will ich mich erheben und ausziehen.“ — „Morgen?“ rief ſie entrüſtet; „morgen iſt es zu ſpät!“ — „O ſieh,“ entgegnete Goldhaar, wie ſchön dies Heute unter der grünen Linde iſt! Laß mich nur noch dies Heute noch vollauf genießen, den goldnen Sonnenſchein, der durchs ſaftige Laub ſchimmert, den Blüthenduft, der von den Zweigen träuft, und den ſüßen Geſang der Vöglein hoch oben in der Krone!“ — „Nun, ſo genieß' es, dies Heute,“ rief jetzt die Mutter, — „du Träumer, der immer von Morgen ſpricht! Aber zittre vor dem nächſten Morgen! Weißt du denn, welch' ein Werk du treibſt? Ein Werk der Sünde und der Schande; du thuſt nichts beſſeres als ein Dieb! Denn du ſtiehlſt dem ewigen Gott die Zeit, Tag für Tag, Stunde für Stunde. Aber kommen wird ein Tag und eine Stunde, da alle aufſtehen und wider dich klagen werden, und was wirſt du dann erwiedern, um dich zu ver-

theidigen?" — „Mutter," verſetzte Goldhaar, — „ich möchte dich durch meine Rede nicht kränken; aber ſieh: mich dünkt dieſe Rede wie eitel Fabelei! Denn was iſt der Augenblick denn ſo Weſentliches? Was die Stunde und der Tag? Wann hätt' ich je einen Tag mir gegenüber geſehen, daß man ihn fühlen und greifen könnte, wie ein andres Geſchöpf Gottes? Was für eine Verpflichtung hätt' ich gegen Gott, die mich an die Zeit bände? Iſt denn der Tag ſein Eigenthum, das ich ihm rauben könnte, oder iſt er nicht wie die Luft, die hunderttauſend einathmen und ausathmen? keiner denkt, keiner weiß, wo ihre Gränzen geſteckt ſind; das rollet und kreiſet unſichtbar ab und zu, es iſt kein Maaß und kein Ziel; wir athmen und freu'n uns des Daſeins, neiden es keiner dem andern, und nennen keiner den andern Dieb an Gott und der Welt, wenn jeder ſoviel genießt, als er empfangen kann." — Seine Mutter war tief bekümmert, als ſie ihn ſo ſprechen hörte, und leiſe ſagte ſie vor ſich hin: „Nun ſeh' ich wohl, daß dir und mir nicht mehr zu helfen iſt, wenn nicht Gott ſelber aus Barmherzigkeit ein Wunder thut. Aber ich ſage dir: du wirſt an meine Worte noch denken, wenn Tag um Tag kommt und Zeugniß wider dich giebt." — „Mutter! Mutter!" ſprach Goldhaar; „es liegt mir wie Felſen auf dem Herzen, wenn ich dich ſo reden höre. Du ſollſt nicht verzweifeln, weder an meiner Liebe zu dir, noch an der Zukunft. Wahrhaftig: ich liebe dich, wie nur ein Menſchenherz lieben kann, und ich will dirs auch beweiſen mit aller Kraft meines Leibes und meiner Seele. Sieh ſo verheiß' und verſchwör' ich mich, daß alles Aergſte über mich ergehen ſoll, wenn ich nicht deinen Willen thue. Da ſollen ſie mich nehmen und in Eiſen und Bande legen und in einen Thurm werfen und meiner ſpotten, wenn ichs nicht vollbringe. Und auch an der Zukunft ſollſt du wahrlich nicht verzweifeln, geliebte Mutter! denn wenn ich den Talisman wieder errungen habe, dann wird ein neues Leben angehen. Siehe: es träumte mir neulich drei Tage lang dasſelbe, und das bedeutet Wahrheit. Da ſah' ich im Traum dies unſer Haus, das jetzt den Einſturz droht, hoch und prächtig ragen; die Mauern waren ſo blank, als wären ſie von Grund auf neu gebaut, die Fenſter ſpiegelhell, das Thor mit Eichenkränzen geſchmückt, als müſſe eine Braut in den Palaſt ziehen; die Giebel glänzten wie Gold, der Adler aber hoch oben war lebendig geworden, hob ſtolz ſein gekröntes Haupt und blickte nach allen vier Weltgegenden, ſchlug mächtig mit den ausgebreiteten Flügeln und eine Weltkugel hielt er und ein Schwert und ein Scepter in den Fängen. Drinnen aber waren die Gänge licht und wie zu einer Krönung feſtlich geſchmückt, die Wände der Säle voll herrlicher Schildereien, und jedes Bild ſo lebhaft gemalt, als ſchritten die Kaiſer und Könige, die Weiſen, die Richter, die Dichter und all die Männer des Volkes leibhaft einher, groß und herrlich, höher als alle andere Menſchen gewachſen ſind. Ich aber ſtand auf der höchſten Zinne des Thurmes und ſah

weit hinaus in die Länder der Menschen, wo die Straßen wie helle Bänder ausgebreitet sind; da kamen sie auf allen Straßen herbei und auf allen Strömen zu unserem Haus, mit Fahnen und Geschenken, um dir zu huldigen, o Mutter, und dich als die allerhöchste Frau zu verehren, so weit die Sonne den Erdkreis bescheint.“ Also erzählte Goldhaar seinen Traum, auf seine Bank unter der Linde ausgestreckt und in die Höhe schauend; er merkte aber dabei nicht, daß seine Mutter in ihrem Jammer längst von ihm fortgegangen war. Als er sich endlich umdrehte und gewahr wurde, daß sie nicht mehr da war, sprach er: „Ei Mutter, Mutter! auf soviel Pracht und Herrlichkeit horchst du nicht? Dreimal hatte ich denselben Traum, und er wird gewiß zur Wahrheit!“ Er hoffte, die Mutter würde bald wiederkehren; so lag er lang unter der Linde, anfangs so ruhig und wohlbehäbig wie immer. Es wurde ihm aber allgemach ganz sonderbar zu Muth. Zwar dachte er immer aufs Neue: „Sie kommt schon wieder heraus und bringt mir das Essen; ich kenne sie ja.“ So lag er wieder ein paar Stunden; dann dachte er sich: „Ich möchte doch wissen, warum sie nicht kommt und mir das Essen bringt?“ Das dauerte wieder eine Weile, da fing ihn gewaltig zu hungern an und er rief: „Ei Mutter, Mutter, so kommst du noch nicht? Oder hast du deinen Sohn vergessen?“ Aber vergeblich war sein Ruf; er bekam keine Antwort, und immer mehr plagte ihn der Hunger. Da dachte er: „Am Ende ist ihr drinnen ein Uebles zugestoßen. Weiß Gott: es wäre mir leid. Soll ich aufstehen und nachsehen? Doch nein; es ist nicht nöthig. Sie zürnt mir vielleicht, und wenn ich zu ihr käme, möchte ihr mein Anblick weh thun und ihren Kummer verschärfen.“ So wartete er noch eine Weile; er wollte schon einmal aufstehen und hineingehen, dachte aber gleich wieder: „Nun sie wird doch bald zu mir heraus kommen; nur Geduld!“ Und so wartete er und wartete, und als sie noch immer nicht kam, sprach er: „Nun sollt' ich aber doch wohl aufstehen und nachsehen, ob ihr am End' wirklich was zugestoßen sein möge.“ Gleichwohl blieb er noch eine Weile liegen; endlich stand er auf, und ärgerte sich, daß er's mußte, weil ihn auch der Hunger mahnte. „Muß ich da just aus dem Zählen heraus,“ sagte er, „ich hab's nun heute zum achtzehnhundertsten mal angefangen, die Blätter zu zählen, und gerade war ich daran, fertig zu werden, und muß nun heraus, und morgen wieder von vorne anfangen!“ Als er ins Haus hineinkam, was sah er? Da lag die Mutter blaß, und auf dem Antlitz der Ausdruck von tiefstem Schmerz, am Boden ausgestreckt. „Todt!“ rief Goldhaar. „Nein! ich kann's nicht glauben! Es ist auch nur ein Traum, und bald kommt die Wirklichkeit, die hell-, goldne Wirklichkeit, die ich geträumt und löst dies entsetzliche Traumgesicht ab. Nein. Die Mutter kann nicht sterben; gemäß nicht. Träumt' ich doch einst: sie wär' ein unsterbliches Wesen, träumte: sie läge im Sarge, aber sie war nicht todt; ich trat zu ihr

heran, berührte sie mit dem Talisman, und da richtete sie sich auf und stieg aus dem Sarge, verjüngt und heiter und eine Krone statt des Todtenkranzes auf dem Haupt.“ Es war kein Feuer unter dem Herd, und keine Schüssel am Schüsselbret, und kein Topf stand daneben, nichts, gar nichts war da, und nun kam ihm auf einmal der Gedanke: „Wie, wenn der Hunger die Mutter so weit gebracht hätte?“ Da fuhr's ihm über den Scheitel, als müßt' ihm der Verstand zu oberst herausfahren. Er setzte sich zu ihr hin auf den Boden, schlug sich verzweifelnd an die Brust, raufte sein Haar, und weinte, und legte die Hände in den Schooß. So saß er einen Tag und eine Nacht. Am andern Tage kamen die Gläubiger mit den Herren vom Gericht, um die Schuld der Verstorbenen einzutreiben. Da sie aber die Frau todt und gar keinen Nachlaß fanden, so nahmen sie Goldhaar, der sich auch gar nicht sträubte, als hätte er keine Kraft in den Gliedern, und führten ihn mit sich fort. Vor gespannter Bank fragten sie ihn sodann am andern Tage: „Wisset, Eure Mutter ist uns sehr verschuldet, und da Ihr ihr Erbe seid, so halten wir uns an Euch für die Zahlung. Wir wissen wohl, daß Ihr nichts besitzet, als was Euch der liebe Gott an die Knochen geschaffen hat; darum fragen wir Euch; wollet Ihr uns durch Eurer Hände Arbeit soviel erbringen, daß wir genug haben?“ Da versetzte Goldhaar: „Nein, das werde ich nimmermehr thun, Euch frohnen wie ein gemeiner Knecht. O Mutter, Mutter! Sähst du mich jetzt, wo ist all meine Kraft hingeschwunden? Versiegt und verdorrt! Ich kann mich nicht wehren.“ Hierauf sprachen die gestrengen Herren: „Wohlan, wenn Ihr nicht arbeiten könnet, so müßt Ihr in den Thurm, Gesell, müßt Handschellen tragen, und Euer Trotz soll dann wohl gebogen oder gebrochen werden; denn Trotz ists und sonst nichts, wenn Ihr nicht frohnen wollt.“

So saß nun Goldhaar im Thurm hinter Schloß und Riegel, und sah durch die Kreuzstäbe des eisernen Gitters vor seinem Fenster auf die Wolken hinaus, die wie lustige Wanderer am blauen Himmel dahinfuhren, und auf die Lerchen, die hoch in Lüften vor Freuden jauchzten und Gott dankten, daß sie frei sind und aufsteigen und sich niedersenken können, wie's ihnen gefällt. Draußen an der Wand kroch ein Eppich bis zum Fenster hinan und guckte zwischen die Kreuzstäbe hinein und sagte zu Goldhaar: „Schönen Gruß von der Welt, und sie läßt dir was sagen!“ — „Was denn?“ fragte Goldhaar, gedankenlos, denn eben fing er wieder an mit offnen Augen zu träumen; der Eppich aber sprach darauf wieder: „Du wärst ein Narr gewesen dein Lebenlang, und es wär' die höchste Zeit, daß du gescheit würdest.“ Und damit schlüpfte er wieder hinaus. Ueber eine Weile aber kam eine Lerche an's Fenster geflogen, setzte sich auf den Mauersims und rief dem Gefangenen in den Thurm hinein: „Goldhaar! der Tag läßt dich schön grüßen und du möchtest ihn nicht vergessen, denn er wäre der letzte.“ — Goldhaar war unwillig, daß ihn die

Lerche nicht träumen ließ, und sagte mürrisch: „Ja, wer's glaubt!“ — „Du kannst's glauben,“ rief die Lerche hinwieder, „er läßt dir auch sagen: du solltest nur an dem Gitter rütteln, das ist alt und rostig und die Stäbe bleiben dir in der Hand. Möchtest zu ihm herauskommen, läßt er dir sagen; der Thurm, das kann ich dich versichern, weil ich's gesehen habe, der hat so viele Lucken, so viele Steine, die aus der Wand herausragen, daß man ordentlich wie auf Staffeln hinuntersteigen kann, und wenn du schwindlich bist, Goldhaar, so hast du den Teppich zum Geländer. Aber eil' dich, bevor's zu spät ist!“ — „Nein,“ versetzte Goldhaar, „heute will ich träumen, Glück träumen nach so viel Leid. Morgen ist auch ein Tag! Ich hab's schon zwar herzlich satt das Leben in diesem Thurm, und möchte wohl lieber unter der Linde liegen! Auch fürcht' ich mich nicht, o wenn ich wollte, so würd' ich schon frei.“ — „Nun, warum willst du denn aber nicht?“ fragte die Lerche. Hierauf erwiederte Goldhaar: „Sieh, da müßt' ich dir erst viel und lang von all dem erzählen, was ich von der Freiheit denke. Als ich noch ein Kind war, hört' ich einmal eine schöne Geschichte von einer mächtigen Fee, die mit Namen Freiheit heißt und Wunderdinge verrichten kann, wozu sie die Kraft von dem Schöpfer aller Dinge erhalten hat. Meine Mutter hat mir davon erzählt; denn sie und meine Mutter waren in ihrer Jugend die besten Freundinnen, und wie die beiden auseinander gekommen sind, weiß ich nicht mehr. Aber warte: ich will mich drauf besinnen. Ja, ich glaube: eben fällt mir's ein; es war damals, als ich auf die Welt kam. Denn meine Mutter, mußt du wissen, war nicht immer so arm, als wie in der letzten Zeit. Sie ist eigentlich eine Königstochter, und ich, — — o Herr Gott, wenn ich wollte...“ dabei fuhr er auf, stieß mit dem Kopf an das Gitter und ein Stab brach aus den Fugen; er sah sich nach der Lerche um, aber die war auf und davon geflogen. Nun blickte er hinunter auf die Landschaft, die zu seinen Füßen lag, vom Segen Gottes übergossen; er mußte seufzen, wußte selbst nicht warum, und sagte: „Das alles könnt' ich wie ein König zu Eigen haben und mich daran freuen und Gott preisen für soviel Herrlichkeit, die er erschaffen hat!“ Da unten aber schnitten die Bauern das Korn und sangen dazu: „Dem Herrn in Höh'n sei Lob und Preis, der gnädig unsrer Hände Fleiß gesegnet; gestügt in Treuen und gesät, der Herr bewahrt es früh und spät, der Herr ist's, so der Arbeit stet begegnet.“ Auf der Landstraße zogen Handwerksbursche lustig dahin und sangen: „Frischer Sinn fährt dahin zwischen Heut' und Morgen; leichter Schritt, Gott geht mit, der hält uns geborgen! Nichts versäumt, nichts verträumt! Wagen hilft gewinnen. Winkt das Ziel, schwätzt nicht viel! Auf, bald sind wir drinnen!“ Auf dem hellen Fluß schwammen Nachen mit Bauern, die ihre Obstbütten zu Markt brachten; da stand auf einem von den Nachen am Ruder ein alter Dorfgeiger, der strich die Fiedel und stimmte dazu ein Lied an, in welches die

Bauern und Bauerinnen alle einfielen; das klang also zu Goldhaa
herauf: „Gesegnet, mein theures, mein heimisches Land! Dei
bin ich, dir bleib' ich allewig verwandt, dir will ich gehören, wa
kommt, Lust und Pein; mein bist du, mein bleibst du, und stet
bin ich dein. O Erde, drin wurzelt mein Baum und mein Sinn
nie wurzle ein fremder statt heim'schen darin; und käm's, ihn z
pflanzen, ich steh' für sie ein, und stech' statt mit Spaten, m
Schwertern auch drin, und tränk', statt mit Regen, mit Herzblu
sie treu, so wächst Gottes Segen allewig draus neu, er wächst un
er blüht, und Gott gibt ihr Gedeih'n, und so mög' Gott allewi
ihr Segen verleih'n!" Als Goldhaar diese Töne gehört hatte, b
wegten sie ihn gar mächtig, wie damals, als ihn seine Mutter zu
erstenmal in die Kirche geführt hatte; da war's ihm, wie die Org
anhub zu tönen, als zuckte es ihm durch alle Glieder, und als müs
er sich von den Knieen aufheben und etwas Großes thun zu Ehr
Gottes. Und jetzt überkam's ihn wieder, als müsse er hinausflieg
über die Thäler und Ströme, und sich auf einen hohen Berg stell
und allen Menschen die Freiheit predigen. Aber gleich darauf sa
er wieder zurück in sein altes Träumen und sprach vor sich hi
„Gottes Herrlichkeit ist überall, und nirgends als droben am Hi
mel; da leuchtet sie doch viel prächtiger und deutlicher als auf E
den. O wär' es doch Nacht und die ewigen Zeugen der Hoffnu
dort oben stünden klar vor meinen Augen! Gefangner Mann, arm
Mann, sagt die thörichte Welt; aber wahrlich: ich bin in dies
Thurm kein Gefangener, sondern ein König, der höher steht als
das andre niedre Erdenvolk, und in die unergründlichen Geheimni
Gottes möchte ich mich versenken. Dann wieder mein' ich freili
ich wäre so überaus elend, wie kein andrer Mensch auf Erden, u
sie müßten alle über mich lachen und meiner spotten, daß ich n
das gefallen lasse, was nur ein Dieb oder Mörder über sich ergeh
lassen muß. Aber kann ich's denn ändern! O komm, komm,
süße, holde, liebelinde Nacht, ich schmachte nach dir, wie ein Brä
tigam nach der Braut, und wie ein Sohn nach der Mutter!
komm und zeige mir dort oben meine Mutter, die mich so sehr
liebt hat und die nun gestorben ist, und laß mich denken, daß
noch lebt! Ja, gewiß, sie lebt auch; ich habe sie im Traume lebe
dig gesehen, und das ist die Wahrheit. Alles lebt ja eigentlich n
im Gedanken, o süße Nacht, und alle Wirklichkeit ist nur ein bi
ter, großer, ungeheurer Schatten des hellen Gedankens! O so
mich im Gedanken genesen von allem Weh der Wirklichkeit!" Mi
lerweile war es nun wirklich dunkel geworden, immer dunkler, u
endlich finstre Nacht. Goldhaar saß noch immer am Fenster, blic
hinaus und wollte die Sterne erspähen, aber der Himmel war gä
lich mit dichten Wolken umzogen, und so wurde es auch in sein
Herzen ganz schwarze, sternlose Nacht. Da überkam ihn plötzl
eine solche Trostlosigkeit, als müss' er auf einmal verzweifeln, e

solche unsägliche Herzensbangigkeit, daß er sich nicht mehr davon zu retten wußte. Er rannte in dem engen Kämmerlein des Thurmes auf und ab, und meinte, es würde von Augenblick zu Augenblick immer enger, und die Luft drin immer weniger, und er müsse ersticken. „Weh mir!" rief er, indem er an's Fenster eilte; „warum bin ich dem Rath der Lerche nicht gefolgt, so lang' es noch Zeit war; nun ist's vorbei, ich kann mich nicht mehr retten, denn, wollte ich's auch, draußen ist alles rabenschwarze Finsterniß und ich stürze zerschmettert in die Tiefe hinab! O Gott, wer kann mich noch retten?! Ich bin ein verlorner, aufgegebener Mann! Nacht! Nacht! Und keine Sterne, und ewig Nacht!" Siehe, da leuchtete plötzlich ein heller Punkt, nicht größer als das Licht eines Johanniskäfers, an der Wand, und er freute sich drüber wie ein Kind. Das Licht aber wurde allmählig immer größer und größer, und endlich war's so groß geworden, daß es ihn blendete und daß er gar nicht mehr auf die Stelle hinzusehen vermochte. Die ganze Wand war jetzt wie eine flammende Sonne, und aus all dieser Gluth trat plötzlich eine blasse Frau hervor, schritt auf ihn zu und winkte ihm. Da rief er: „Herr meiner Seele, bist du's, Mutter?" Die blasse Frau sprach kein Wort, verzog keine Miene und hob bloß immerfort die Hand empor. Es war ihm grausenhaft zu Muth, wenn er ihr für einen Augenblick in's Gesicht blickte, — denn länger als einen Augenblick vermochte er sie nicht anzuschau'n —, und doch fühlte er in seinem ganzen Herzen, daß er ihr folgen müsse. „Willst du mich retten?" fragte er leise. Sie schwieg noch immer, blickte ihn starr an, und hielt den Finger in die Höhe. Das Blut stockte ihm in den Adern. „Wohin führst du mich?" hob er auf's Neue scheu zu fragen an. Sie erwiederte aber nichts und ging durch die Wand, und er konnte nicht anders, er mußte ihr folgen. Nun ging's durch viele, viele dunkle Gänge, die blasse Frau immer voran, von einem Lichtglanz umflossen, der ihm den Weg zeigte, er bebend hinterdrein. Endlich kamen sie an einen großen Platz. Da war es finstre Nacht. Die blasse Frau stand vor ihm, und bei dem Schein, der von ihr ausging, kam es ihm vor, als wäre das ein ungeheurer Saal, so groß, daß ihn Menschen gar nicht ausmessen können, und die Decke, so breit wie die des Himmels, schwarz, und die Wände, wie der Horizont, wenn man auf offner See ist, schwarz, und der Boden schwarz, dabei so leicht, wie von Luft und Duft, unter seinen Sohlen, und er meinte, er wäre durchsichtig, und unter der leichten Schichte, worauf er stand, war' ein unermeßlicher Abgrund. Allmählig wurde das Licht, welches die blasse Frau umfloß, schwächer und schwächer; kaum konnte er noch die Umrisse erkennen, und endlich war ihr ganzes Bild in der allgemeinen Nacht verronnen. Da stand nun Goldhaar, wie gelähmt an allen Gliedern und von Entsetzen übergossen, und harrte der Dinge, die da kommen sollten, wie ein Missethäter, welcher den Spruch des Richters erwartet, der ihm den zerbrochenen

Stab vor die Füße werfen wird. Endlich sah er ganz von fern einen blutrothleuchtenden Punkt, der nicht größer werden wollte, ob er auch meinte, wie er immer eifriger hinschaue, müsse es dort heller werden; und es war ihm zu Muth, als fühlte er in seinem eignen Herzen auch so einen blutrothleuchtenden Punkt, und noch einen auf seiner Stirne, womit er gezeichnet wäre. Er bebte am ganzen Leibe und der Frost schüttelte seine Glieder und fuhr ihm durch Mark und Bein, wie einem armen Sünder. Da fühlte er plötzlich, daß ihn Jemand auf dem Scheitel berührte, und er hörte eine Stimme in der Nacht, die also lautete: „Ich klage dich an!" Da raffte er trotzig all seinen Muth zusammen und rief: „Klagst du mich an, so sage zuerst: wer du bist?" Darauf hörte er wieder die Stimme: „Ich bin ein Tag deines Lebens und klage dich an, daß du ihn gestohlen hast." Wild rief nun Goldhaar wie ein Verzweifelnder: „Du lügst! du lügst! Ich habe nie gestohlen! Wem hätt' ich dich gestohlen? Sage mir's an vor dem Richter dort, der im Dunklen richtet!" Die Stimme aber erwiederte: „Du hast mich Gott gestohlen! Gott hat mich für dich erschaffen, nicht daß du mich verträumst, sondern verwerthest." Und alsobald fühlte Goldhaar seine rechte Schulter und dann seine linke berührt, hierauf seine Stirne, und dann seine Brust und so ferner jedes Glied seines Leibes, und eine Stimme nach der andern erscholl: „Ich bin ein Tag und du hast mich Gott gestohlen! Auch mich! Auch mich hast du gestohlen! Gieb Rechenschaft!" Und eine Stimme nach der andern sagte: „Ich klage dich an," und eine fragte nach der andern: „Wo hast du den Talisman? Wo hast du die Ehre? Wo hast du die Kraft? Wo hast du die Freiheit?" Und die letzte sprach: „Ich bin der letzte Tag und klage dich an und frage dich: Wo hast du deine Mutter?" Da stürzte Goldhaar nieder auf sein Angesicht und schrie in Verzweiflung: „Ist kein Erbarmen mehr für mich? Ja, ich hab' es gethan! Ich habe meine Mutter verderben lassen und die Kraft und die Ehre und die Freiheit. Ich habe Gott die Tage, die Jahre gestohlen. O du, an dem ich Frevel begangen, ist kein Erbarmen für mich, oder muß ich ewiglich verderben?" Wie er so in seinem tiefsten Elend dalag und fast kein Erbarmen mehr hoffte, da scholl nun plötzlich die Stimme des Richters, aber nicht wie in Wettern, sondern wie ein leises, lindes Säuseln: „Ich bin die Gnade und das Erbarmen! Ich will nicht den Untergang, sondern das Leben! Ich will nicht den Fluch, sondern den Segen. Es geschehen keine Wunder, als die, so der Mensch selber vollbringt, durch die Kraft des Willens, welche sein ist durch mich. Der Wille aber macht das Todte lebendig, und es soll kein Tod sein, wo die Freiheit ist. Steh auf! Sei ein Mann! Und dir ist verziehen!" Da erhob er sich, wie neuen Lebens voll, er, der sich schon zum ewigen Tode verurtheilt wähnte, und blickte um sich, sah aber jenen blutrothleuchtenden Punkt nicht mehr. Wohl aber kam es ihm vor, als säh' er in de

Ferne das Bild seiner Mutter, hoch und hehr und herrlich, wie eine Königin über allen Königen. „Nun will ich," sprach er, und schritt aus, und dacht' es fest und kühn. Und siehe da: die Nacht war plötzlich verschwunden und lichter Tag rings um ihn her und er stand in deutschen Landen.

Was wird er beginnen?

Das verlorne Papierblättchen.

Volkserzählung aus Krannichfeld. Mitgetheilt von L. Bechstein.

Im Jahre 1685 kam eines Tages der Eigenthümer der sogenannten schönen Mühle in Erfurt auf das Oberschloß zu Krannichfeld, welches man auch Oberkrannichfeld nennt, zu dem damaligen Amtsverweser Samuel Küffner, mit welchem er früher schon in Verbindung gestanden hatte, und fragte denselben, ob er einige Klaftern herrschaftlichen Brennholzes zu kaufen bekommen könne. Der Amtsverweser gewährte ihm seine Bitte, indem er funfzehn Klaftern für denselben aufschreiben ließ, und der Erfurter Müller ging hierauf wieder weg. Aber dieser war in einer ganz andern Absicht nach Oberkrannichfeld gekommen, er war nämlich ein arger Dieb und Diebshehler. Er hatte ausgekundschaftet, daß in der damals Sachsen-Gothaischen Amtskastnerei zu Krannichfeld, die sich sammt dem Amte auf dem Oberschlosse befand, sehr vieles Geld im Gewahrsam des Verwesers sich vorräthig befinde. Dieß zu erlangen, hatte sich der Müller mit noch neun anderen Diebsgenossen verbunden, und hatte mit ihnen in dem Wirthshause zu Ilversgehofen, welches ganz isolirt lag, und in welchem des Erfurter Müllers Schwester Wirthin war, eine Zusammenkunft und Berathschlagung, wie sie sich auf die sicherste und bequemste Weise in Besitz der großen Geldsummen auf Oberkrannichfeld setzen könnten. Es wurde in diesem Diebsrath beschlossen, daß der Müller aus Erfurt als Anführer der Bande zuvörderst nach Oberkrannichfeld gehen und sich daselbst mit den Thüren und Schlössern der Burg bekannt machen solle. Diesen Verschlag hatte der Müller nun ausgeführt. Als er den Amtsverweser verlassen und an der Pforte im Thore wieder angekommen war, steckte er schnell, ohne daß es Jemand bemerken konnte, den im Schloß befindlichen Schlüssel zu sich und kehrte freudigst nach Ilversgehofen zurück. Bald nach seinem Weggang jedoch wurde schon der Schlüssel vermißt, aber Niemand konnte sagen, wer ihn entwendet habe und wohin er gekommen? Der vorsichtige Amtsverweser sandte eiligst in die Stadt herab, ließ selben Tags einen neuen Schlüssel anfertigen, das Schloß aber zugleich abändern, damit, wenn ja Jemand den Schlüssel absichtlich abgezogen und mitgenommen habe, der Schlüssel nicht mehr schließen könne. Das Schloß

wurde noch vor Abend an die Pforte wieder befestigt. In der Na
rückte nun der Müller mit seiner Bande an und hoffte sich ei
leichten Eingang in das Schloß vermittelst des abgezogenen Schl
sels verschaffen zu können. Allein er fand sich getäuscht, und da
sonst weiter nichts bei sich hatte, um eine Thür erbrechen oder a
schließen zu können, so zog er mit seinen Verbündeten eilends u
unverrichteter Sache wieder von dannen. Stracks ritt der Mü
nach Erfurt, versah sich daheim mit einem Brecheisen, und klimm
mit seinen Cumpanen, als es wieder Nacht geworden, den mit G
büsch bewachsenen steilen Schloßberg von der Rückseite empor,
sie zu der das Schloß umgebenden Mauer gelangten. Ueber di
half eine Leiter, der trockene Graben ward durchschritten, und
kamen die Diebe bis an ein von innen verriegeltes Thor. Verm
telst eines Lochbohrers und einer Lochsäge, welche beide Instrume
einer der Diebe, ein Wagner aus Krannichfeld, der zugleich gut B
scheid im Schlosse wußte, bei sich führte, wurde dieses Pförtch
leicht geöffnet. In der vorsichtigsten größten Stille schlichen die Di
endlich bis zu den Zimmern des Amtsverwesers. Dort schlugen
schnell alle Thüren entzwei und verursachten dadurch natürlich
starkes Geräusch. Der Amtsverweser, von dem Lärmen erwac
glaubte die gothaische Herrschaft, die oft auf dem Wege von Alt
burg nach Gotha hier abtrat, sei angekommen, um, wie sie g
vielmal that, auf dem Schlosse zu übernachten, sprang schnell a
dem Bette, warf nur den Schlafrock um sich und wollte so,
entschuldigend, vor die hohen Herrschaften treten. Aber o Schre
er erblickte eine Gesellschaft unkenntlich in den Gesichtern geschwä
ter Personen, deren jede ein Licht in der Hand hatte, und sah
augenblicklich wie von Furien angefallen, gewürgt, geschlagen u
geplagt und mit dem Tode bedroht, wenn er nicht auf der St
sage, wo er das Geld und seine Preciosen aufbewahrt habe. Wo
der Amtsverweser sein Leben retten, so mußte er Folge leisten, d
beutegierigen Räubern Kisten und Kasten aufschließen, und mu
ruhig zusehen, wie die Diebe alles Vorhandene an Geld und son
gen werthvollen Sachen aufpackten und dann schleunigst ihren Rü
zug nahmen. Der Amtsverweser schickte hierauf sogleich Eilbot
auf alle Dörfer mit dem Befehle, daß man alle Straßen, W
und Wirthshäuser visitiren, und, wenn man den Dieben auf
Spur käme, nicht ablassen solle, sie zu verfolgen, bis man sie e
geholt habe. Aber da war nirgends von den Dieben etwas zu seh
oder zu hören. Nur der damalige Amtsschreiber, der ebenfalls,
viele Andere, ausgeritten war, um vielleicht den Raubzüglern a
die Spur zu kommen, hatte seinen Weg nicht umsonst gemacht.
fand nämlich in dem zwischen den Dörfern Riegheim und Güglebe
gelegenen Walde ein kleines beschriebenes Papierchen, welches
damalige Superintendent zu Krannichfeld dem jüngsten Kinde d
Amtsverwesers, seinem Pathen, erst vor einigen Wochen mit eine

Wunsche beschrieben und einen Pathenpfennig hineingewickelt hatte. Auch diesen hatten die Diebe erwischt, im Walde das Papier aufgewickelt, und als nutzlos fallen lassen oder weggeworfen, vielleicht auch in der Dunkelheit aus Versehen verloren. Nun untersuchte der Amtsschreiber, der das Papier kannte, weil er der Taufe mit beigewohnt hatte, genau den Weg, und fand da, daß die Diebe ein Pferd bei sich gehabt haben müßten, welches auf dem vordern rechten Fuße mit einem neuen Eisen auf der einen Seite mit vier, auf der andern mit fünf Nägeln beschlagen gewesen. Er nahm ein genaues Maaß der Größe und Breite des Hufes und verfolgte die Spur des Pferdes, verlor sie aber, sowie er aus dem Wäldchen trat. Weil aber diese Straße die gewöhnliche von Krannichfeld nach Erfurt war, und weil bei des Erfurter Müllers Anwesenheit der Schlüssel von der Pforte weggekommen, so schöpfte der kluge Amtsschreiber einen besondern Verdacht, und ritt ohne Weiteres und ohne erst dem Amtsverweser Nachricht zu geben, nach Erfurt. Dort angekommen, meldete er den bedeutenden Diebstahl auf Oberkrannichfeld am gehörigen Orte, bat, weil er wohlbegründeten Verdacht auf den Müller habe, daß man ihm behülflich sei, und ihm einige Männer zu Zeugen sowohl, wie zur Handhülfe mitgeben möchte. Man willfahrte und der Amtsschreiber näherte sich nun der Mühle, nachdem er die ihm mitgegebenen Personen an die Ecke der Straße mit dem Beding gestellt hatte, daß sie denjenigen auf ein Zeichen festnehmen sollten, den er ihnen zeigen würde. Der Müller stand, sich nichts Arges besorgend, in der Thüre seines Hauses, und der Amtsschreiber ließ sich, nach dem Gruß, mit jenem in ein Gespräch ein, wobei er vorgab, mehrere Tage verreist gewesen zu sein, und jetzt nach Krannichfeld zurück zu wollen. Hierauf sagte er ferner, wie er vernommen, der Müller wolle ein Pferd verkaufen und bat ihn zugleich, dasselbe sehen zu dürfen. „Recht gern!" antwortete der Müller: „aber der Gaul ist jetzt nicht daheim, der Knecht hat Mehl weggefahren, wird aber bald wieder da sein!" Bald darauf kam auch der Knecht mit dem Pferde und der Amtsschreiber besah es, hob ihm, wie ein Roßkamm, den rechten Vorderhuf auf, und probirte schnell sein im Walde genommenes Maaß. Es traf genau zu. Jetzt war der Amtsschreiber seiner Sache gewiß und winkte den aufgestellten Männern, die den Müller nach kurzer Gegenwehr gefangen nahmen und auf das Rathhaus brachten. Dort gestand der Müller Alles ein, auch sagte er, daß die gestohlenen Sachen auf dem Heuboden bei seiner Schwester in Ilversgehofen aufbewahrt, und daß auch dort die anderen Diebe versammelt seien. Schnell wurde ein Commando von Bürgern nach Ilversgehofen abgeschickt, allein die versammelten Diebe, als sie die geringe Mannschaft anrücken sahen, hielten diese, drohend mit scharfgeladenen und angeschlagenen Büchsen in respektvoller Entfernung. Gleichwohl wurde das Haus umstellt, und so der Abzug verhindert, mittlerweile schnell Succurs

von Erfurt herbeigeholt, der aus regulirter Miliz beſtand. Nun wurde es möglich, die ganze Bande gefangen zu nehmen und nach Erfurt zu bringen. Sieben dieſer Diebe wurden gehenkt, drei enthauptet, und zwar zwei davon auf's Rad gelegt, der dritte aber unter dem Galgen begraben, da er erſt 24 Stunden ein Gehülfe der Diebe geweſen war. Das Blättchen Papier hatte Alle verdorben.

Kobold Pumphut.

Voigtländiſche Sage, mitgetheilt von L. Bechſtein.

In der Gegend von Pauſa trieb vor langen Zeiten ein koboldähnlicher Burſche ſich herum, aus dem die Leute gar nicht recht klug werden konnten, wußten nicht, ob er ein Menſch ſei, oder ein Hinzelmann; immer jedoch erſchien er als ein Mühlknapp, und wurde wegen eines eigenthümlich geformten Hütleins, den er zu tragen pflegte, von Alt und Jung der Pumphut genannt. Er war ungeheuer fleißig, hielt es aber in keiner Mühle lange aus, indem er es durch neckiſche oder täppiſche Streiche immer dahin brachte, daß man ihm bald Feierabend bot. Er konnte, das ſagten Alle, die ihn kannten, mehr als Brod eſſen, und hatte ſchon Manchen, der an ihn wollte, garſtig ablaufen laſſen; meiſt aber trieb er loſen Schabernack, wenn man ihr ruhig gewähren ließ. So ſaß einſt in einem Bauernhauſe zu Wallengrün die Familie groß und klein beim frugalen Mittagsmahle am Tiſche, umſchwärmt von einer ungeheuern Schaar von Fliegen, als ſich die Thüre aufthat und der Pumphut hereinſah. Er wurde freundlich willkommen geheißen, und zur Theilnahme am Eſſen eingeladen, was er ſich nicht zweimal bieten ließ, ſondern raſch dabei war. Gleich, als ihm die gaſtliche Bäuerin den ſchweren Kloß auf den Teller gelegt hatte, ereignete ſich ein Spaß, denn wie Pumphut beſagten Kloß zertheilen wollte, zeigte derſelbe ſich von ſolcher Härte, daß er unter dem Meſſer Pumphuts hinwegſchlüpfte, wie eine Kanonenkugel, durch die Stubenthüre ſchlug, durch die dieſer gegenüber befindliche Stallthüre ebenſo fuhr, und ſich auf das Horn eines ſchäckigen Ochſen ſpießte. Allen blieben vor Verwunderung Mund und Augen aufſtehen, Pumphut aber nahm ſich ruhig einen Kloß nach dem andern, und verzehrte ihn mit großem Appetit. Da ihn nun die Fliegen bei dieſer angenehmen Arbeit auf's Aeußerſte beunruhigten, ſo brummte er über deren große Menge gegen ſeine Wirthe, und rieth, daß man doch das Ungeziefer zur Thüre hinausjagen ſolle. Ja, wenn ſie ſich hinausjagen ließen und draußen blieben, ward ihm erwiedert, was hilft denn aber das Hinausjagen? — Nun, entgegnete Pumphut, ſo ſollter ihr ſie doch nur ſo lange an einen aparten Platz bleiben laſſen,

bis das liebe Essen verzehrt ist, daß man Ruhe hätte vor den zudringlichen Bestien. Alles lachte und der Hausvater sagte: Thue Er das doch, Pumphut, bringe Er doch die Fliegen auf einen Platz, Er ist ja ein Herrenmeister. Der Pumphut lächelte, legte sein Hütlein auf eine besondere Stelle, gebot den Fliegen, sich in den Hut zu begeben, und zum Erstaunen Aller schwärmten alle Fliegen in den Hut, so daß er voll und übervoll wurde, und sie über den Rand noch wimmelnd auf einander krochen. Pumphut aber wischte sich den etwas großen und breiten Mund, bedankte sich fein, nahm den Hut sammt den Fliegen, trug sie zur Thüre hinaus, und schüttelte sie draußen in die Milchtöpfe, indem er lachend von dannen ging.

Pumphut ging, als ächter Mühlknappe, wenn es ihm in einer Mühle nicht mehr gefiel, oder er nicht länger bleiben wollte, dem Wasser nach. Da kam er zu einer Mühle, die Burkhardsmühle genannt, wo er eine ziemliche Zahl Leute versammelt fand, denn es war ein neues Mühlrad erbaut, das sollte feierlich gehoben werden nach Müllerbrauch. Deß freute sich Pumphut, denn daß es bei solchen Gelegenheiten nicht vollauf zu essen und zu trinken gegeben, wäre gegen alles Herkommen gewesen. Auf gastlichen Empfang ganz sicher rechnend, trat der wandernde Knappe kecklich in die Stube, sprach seinen Handwerksgruß und Spruch, und blinzte nach den großen Kuchen hin und den Würsten und was sonst zum Schmause bereits vorhanden war, und vor Augen stand. Der Meister aber, der Pumphut nicht kannte, sonst hätte er es wohl anders gemacht, ließ ihm ein Stückchen Brod reichen, und ein Gläschen Branntwein einschenken, wie er das zu thun gewohnt war, wenn fechtende Knappen das Handwerk grüßten. Der Pumphut aß sein Brod, leerte sein Gläschen, und fragte den Meister, was denn vor sei, daß er so viele Leute bei sich habe? „Das Rad wird gehoben," sagte der Müller kurz, und „so!" sagte der Pumphut noch kürzer und ging aus der Stube ohne großen Dank. Nun ward die Arbeit des Radhebens begonnen, aber wer beschreibt des Müllers Schreck und Aerger, als sich fand, daß die Welle viel zu kurz war, und die Zapfen nicht bis dahin reichten, wohin sie doch reichen mußten. Der Müller und der Zimmermann und der Schmied schwuren zu Dritt Stein und Bein, daß vorher alles genau abgemessen worden sei und richtig gepaßt habe, und nun erschien die ganze Arbeit vergebens. Da fiel einem der Gäste ein, daß der fremde Knappe am Ende der Pumphut möge gewesen sein, der geheimnißvolle Herrenmeister, der aus Aerger, daß man ihn so karg abgespeist, dem Müller solchen Schabernack spiele. Man stimmte bei und einige liefen fort, wo möglich den Pumphut einzuholen und zurückzubringen. Bald sahen sie ihn auch ganz langsam seines Wegs dahinschlendern, und riefen ihm mit lauter Stimme zu, wer aber that, als höre er nicht, war der Pumphut. Nun liefen sie, ihn einzuholen, mußten aber sehr lange laufen, denn der Pumphut, obschon er ganz langsam ging,

wie ein erzfauler Gesell, blieb doch von den Nachrennenden in immer gleicher Entfernung. Endlich ließ er sich einholen, hörte die Einladung zur Mühle zurückzukehren höhnisch mit an, und zeigte keine Lust, Folge zu leisten. Nur vieles Bitten bewog ihn, endlich umzukehren. In der Mühle ungleich freundlicher, wie zuvor begrüßt, führte Pumphut gleich den Beweis, daß er mehr könne als Brod essen, denn er aß nun auch Braten, Schinken, Wurst und Kuchen in ansehnlicher Quantität, und trank dazu auf eine in Erstaunen setzende Weise. Nun erst als das geschehen war, ging er hinaus zum Rade, das erhoben mit seiner kurzen Welle und nicht ausreichenden Zapfen zwischen dem Gestelle stand, und jetzt kletterte Pumphut auf das Bret, nahm sein Hütlein ab, klopfte damit an die eine Seite des Gestells, dann an die andere, da rückten beide Seiten ganz sanft der Welle näher und nahmen den Zapfen auf. Alles jubelte Beifall, und der Pumphut ging seines Weges, ohne ein Wort zu sagen.

Held Kresse.

Volkserzählung aus dem Voigtland, mitgetheilt von L. Bechstein.

Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges trieb sich im Voigtland ein Schnapphahn und Parteigänger umher, des Name war Georg Kresse. Das Andenken im Volk an diesen Helden ist das lebendigste und lebt in zahllosen Sagen fort. Den Ort seiner Geburt umhüllt mythisches Dunkel. In dem alterthümlichen Kressenhause zu Hirschbach soll er geboren sein, aber auch Dörtendorf, nicht minder Staitz, Merkendorf und Wöhlsdorf bei Auma machen auf die Ehre Anspruch, ihn hervorgebracht zu haben. Sein herumschweifendes Leben, und längerer oder kürzerer Aufenthalt in den genannten Dörfern mögen wohl den Anspruch dunkler Erinnerungen rechtfertigen, der dem Kresse gleichwohl ein ehrendes Denkmal ist. Er trat auf als ein Schirmer der Gegend, gegen die landverderblichen räuberischen Soldaten, die im dreißigjährigen Krieg vielfach auf eigne Faust als Landstörzer und Schnapphähne nach Beute umherzogen, und die Sage umgiebt ihn mit dem geheimnißvollen Nimbus zauberischer und unheimlicher Künste. Zwölf (nach Andern zwanzig) Genossen wählte sich Kresse und richtete sich mit ihnen ein in einer Felsenhöhle an einem Bergabhang, gegenüber dem Reichenfelser Schlosse, welche Höhle noch seinen Namen führt; von dort aus durchstreifte er die Gegend. Mit mancherlei Blendwerk irrte und äffte Kresse die räuberischen Soldaten, und mit Freikugeln streckte er Alles nieder, was er niederzustrecken beabsichtigte. Eine kleine Reihe der von Kresse umgehenden Sagen folgt hier.

Soldaten aus Häckerling.

Zu Zeiten lagerte Kresse mit seinen Kumpanen in dem sogenannten Himmelreiche, einer Gegend voller Teiche und Gehölze in der Aumaer Flur, an der Grenze von Tischendorf und in der Nähe des Fußweges von Gera nach Auma. Hier sowohl als in der Nähe von Auma am Katzenberge, dicht an der Straße von Gera, streute er Häcksel in der ganzen Gegend aus. Ließ sich nun ein feindlicher Haufen sehen, so erstanden aus dem Häcksel Soldaten, die gegen den Feind anzogen und erschreckt entwichen die Freibeuter. In Wöhlsdorf, wo Kresse auch Soldaten aus Häckerling hervorrief, erlegte er die Anführer durch Freischüsse, und zerstreute so die feindlichen Truppen. Oft verwirrte Kresse die Soldaten dergestalt, daß sie Tag und Nacht in einem Kreise herummarschiren mußten. Schossen die Feinde nach Kresse, so fing er die Kugeln in dem Schlitz seines Hemdärmels auf, und sammelte oft ein ganzes Säckchen voll. Große Kugeln parirte Kresse mit einer Haselgerte.

Hasen von Freikugeln erlegt.

Einst befand sich Kresse im Wöhlsdorfer Gasthofe und sagte: Heute muß ich noch zwei Hasen schießen. Er trank und spielte trotz dem bis ½12 Uhr zur Nacht. Alle Anwesenden meinten, Kresse werde heute wohl keinen Hasen mehr schießen. Dieser öffnete jedoch das Fenster, schoß hinaus in den Garten und sagte zu einem Manne: Geht nur hinaus an den Gartenzaun, wo ihr zwei Hasen finden werdet. Jener trug Bedenken, es zu thun, und meinte, Kresse wolle ihn äffen. Dieser erklärte sich jedoch bereit, ihm, wenn er umsonst gehen müßte, den Weg zu bezahlen. Als der Mann nun hinging, fand er wirklich zwei frisch geschossene Hasen.

Die Freikugeln.

Ein Wöhlsdorfer wünschte zu sehen, wie Kresse seine Freikugeln gewinne, und Kresse versprach ihm zu willfahren. Er nahm jenen in der Nachtstunde von 11 zu 12 mit auf einen Kreuzweg bei Wöhlsdorf und machte dort ein großes Feuer an; Kresse ermahnte den Mann, welcher einen grauen Rock anhatte, ja nicht zu sprechen und auch nicht aus einem gezogenen Kreise zu gehen. Es dauerte nicht lange, so erschienen bald Reiter, bald Fußgänger und verlangten, auf Anfrage von Kresse, was sie wollten? den langen Graurock. Doch der Graurock befolgte den ertheilten Rath. Dann kamen mehrere Wagen gefahren, Bauholz wurde abgeladen, und dann ein Galgen errichtet. Kresse fragte wiederum, was damit werden sollte? worauf die unheimlichen Gestalten erwiederten: sie wollten den Graurock aufhängen. Endlich schlug es zwölf Uhr und Alles verschwand plötzlich. Da kam Jemand, ein Unbekannter, und gab Kresse neun Kugeln, wofür dieser neun andere aus der Form goß, die der Unbekannte nahm und verschwand.

Die Kreſſenhöhle.

Oft hielt ſich Held Kreſſe in der jetzt noch ſogenannten Kreſſenhöhle auf, welche dem Reichenfelſer Schloſſe gegenüber auf einem Bergabhange dicht an der Weimariſchen Grenze, ſehr verſteckt im Gehölze liegt. Mehrere Gruben, worin ſeine auf die Lauer ausgeſtellten Spießgeſellen ſich zu verbergen pflegten, ſind noch mehr gegen Mittag auf dem Vorſprung deſſelben weimariſchen Grenzberges ſichtbar, und zwar da, wo das Thal von Bröckla ſich in das Triebesthal verliert, wiederum andere auf dem entgegengeſetzten Abhange dieſes Berges, in das Weidathal, nicht weit von dem ſogenannten Döhlemer Predigerwege und an der Nordſeite von Dörtendorf. Seine Hauptzufluchtorte aber waren Verhaue in dem großen Pöllnitzer Walde unterhalb Neuärgerniß, von denen man jetzt noch deutliche Spuren erblickt und wo man häufig Waffen, beſonders Hufeiſen findet. Hier vertheidigte ſich Kreſſe mit ſeinen Kameraden und mitgeflüchteten Einwohnern. Dieſe Holzmarke heißt daher jetzt noch die Läger oder General Kreſſens Lager, denn die Sage des Volkes hat den muthigen Parteigänger zum General avanciren laſſen.

Kreſſens Wunderzeichen.

In Pieſegitz befand ſich Kreſſe einſt in einem Hauſe und ſagte: er wollte ein Wahrzeichen machen, und ſchoß deswegen zum Fenſter hinaus in die Mauer eines entgegengeſetzt liegenden Hauſes. Aus dieſem Kugelloche floß nun jedesmal Blut, wenn man hineinſtach.

Als Kreſſe ſich einſt in Staitz befand, kam das Geſchrei, es wären feindliche Soldaten im Anzuge. Sogleich umſteckte er das Dorf mit Haſelruthen, die den anrückenden Feinden wie lauter Soldaten erſchienen, weswegen ſie ſich auch zurückzogen.

Kreſſe hielt ſich auf einige Zeit in dem Dorfe Polen bei Endſchütz auf. Er ließ nun wohl, da die Feinde anrückten, alle Soldaten in das Dorf hinein, aber keinen wieder heraus, er machte ſie feſt und zeichnete ſie ganz allmählig, indem er ihnen z. B. Ohren, Naſe u. ſ. w. abſchnitt, wozu ſie ganz geduldig ſtill halten mußten. Daher lernten ſich die Soldaten ſo für dieſem Dorf fürchten, daß die Officiere oft zur Warnung ſagten: weicht nur Polen! davon trägt jetzt noch dieſes Dorf den Beinamen: Weich-Polen!

Bei der Kauermühle begegnete einſt Kreſſe Soldaten, welche verlangten, er ſolle mit ihnen als Bote gehen. Kreſſe erwiederte darauf, er müſſe erſt ſeine Mutter fragen, ob er dürfte, ſie möchten nur indeß warten. Er bannte ſie feſt, und ließ ſie wohl vier Stunden halten, dann kam er wieder aus der Mühle und ſagte: ſie ſollten nur hinreiten. Dieſe Erlaubniß benutzten ſie auch gern, indem ſie wohl gemerkt hatten, mit wem ſie zu thun gehabt und waren nur froh, ſo gelind weggekommen zu ſein.

Die Hammerschmiede.

In seinem Hause zu Hirschbach machte Kresse mit seinem Kameraden, dem Hammerschmiede, die Soldaten an den Tisch fest, und beide tödteten nun die gebannten, indem sie dieselben mit siedendem Peche überschütteten. Ein vorzüglicher Mordwinkel war aber die Hammerschmiede selbst. Sie lag in dem Laubathale, einen Büchsenschuß unterhalb der Kurmühle über Langeweitzendorf, ziemlich versteckt. Die Ruinen dieser Mühle sind jetzt noch sichtbar. Hierher wurden oft Soldaten gelockt, und von dem Hammerschmiede, Kresse und einem Dörtendorfer ermordet. Endlich wurde der Hammerschmied in Dörtendorf von den Soldaten ergriffen und mit seinem eigenen Gewehre erschossen. Diese Mühle hatte dann keinen andern Besitzer und verfiel. Ebendaselbst überwältigten Kresse und seine Gefährten einst einen Trupp Soldaten und tödteten alle, bis auf einen. Die Todten warf Kresse in einen Brunnen, wobei der noch lebende Soldat leuchten mußte. Nachdem er alle hinabgestürzt, ergriff er auch den Lebenden, um dasselbe mit ihm zu thun und vollführte es auch trotz der flehentlichsten Bitten desselben und zwar ohne ihn vorher zu tödten.

Kresse's bloßer Name.

Wie Kresse's Name allein die Soldaten zu schrecken vermochte, dient Folgendes als Beispiel. Mehrere Soldaten wollten auf dem Felde einem Dörtendorfer Bauer die Ochsen gewaltsam nehmen; der Landmann fing aber aus Leibeskräften an zu schreien: Kresse hilf! Kresse hilf! und die Nennung dieses furchtbaren Namens vermochte allein die Räuber, mit Zurücklassung des Viehes, die Flucht zu ergreifen.

Kresse's Tod.

Endlich vermochten alle Zauberkünste Kresse's, selbst die, sich unsichtbar zu machen, nicht, ihn gegen einen gewaltsamen Tod zu schützen. Dieser wird nun verschieden erzählt. So soll er sich einst duellirt haben; Kresse stand am Häsigholze in einer Vertiefung, die Gelsch genannt, welche sich nicht weit vom Fußwege von Hohenleuben nach Loitsch befindet; der Gegner aber über Steinsdorf am Forste auf einer Stelle, welche die Plätz heißt, einer Entfernung von dem Standpunkte Kresse's von einer guten Stunde. Sein Gegner mochte ihm nun in der schwarzen Kunst gewachsen sein, denn die gewechselten Kugeln durchbohrten beider Herzen. Kresse wurde auf der Stelle, wo er gefallen war, begraben; ein großer Felsblock bezeichnete dessen Grab, alte Leute versichern, diesen Block noch gesehen zu haben. Ein angeblicher Nachkomme Kresse's erzählte aber dessen Tod folgendermaßen: Kresse wurde in seinem eigenen Hause in Hirschbach von Soldaten ergriffen und überwältigt, dann banden sie ihn an das Tischgestell, um ihn zu erschießen, dieß vermochten sie

jedoch wegen Kreſſe's Zauberkünſten nicht. Da ſagte Kreſſe, man ſolle ſeinen Pudel, das war nämlich der Name ſeines Gewehres, vom Oberboden holen und ihn damit erſchießen. Die aus dieſer Flinte abgeſchoſſene Kugel ging auch ſogleich ein und tödtete Kreſſe.

Zu Auma erzählt man deſſen Tod auf folgende Art: Kreſſe mochte wohl Ahnung von dem ihm bevorſtehenden Geſchicke haben, deswegen ſagte er noch am Morgen ſeines Todestages, man ſolle nur heute ſeinen Namen nicht nennen. Er entging den Hatzfeldiſchen Reitern auf dem Aumaiſchen Marktplatze durch ein oft praktizirtes Blendwerk. Dieſe Krieger ſuchten ihn hierauf in der Stadt, und fanden ihn endlich im obern Gaſthofe, dem braunen Roſſe, in der untern Gaſtſtube, ſchlafend auf einer Bank im Bogen der Mauer. Bei Annäherung der Hatzfelder ſoll nun einer von Kreſſe's Kameraden gerufen haben: Kreſſe, jetzt kommen ſie! Einige Hatzfelder nahten ſich dem Schlafenden und ſuchten ihm eine kleine Wunde beizubringen, um, wenn auch nur einige Tropfen, Blut von ihm zu erhalten, und Kreſſe dadurch die magiſche Kraft zu rauben, mit deren Hülfe er ihnen bisher entgangen war und ſich gegen jede Verwundung geſchützt hatte. Während dieſer Operation erwachte nun Kreſſe, und fühlte, daß er in der Gewalt ſeiner Feinde und ohne Rettung verloren ſei. Mehrere Hatzfelder feuerten jetzt ihre Gewehre, wiewohl vergeblich, auf ihn ab. Dieſe Kugeln verurſachten Kreſſe wohl Schmerz, drangen jedoch nicht ein. Als Kreſſe es endlich vor Brennen nicht mehr abhalten konnte, übergab er den Hatzfeldern ſein eigenes Gewehr, um ihn damit zu erſchießen. Die daraus abgeſchoſſene Kugel flog auch durch Kreſſe's Herz, und in die Wand. Zu derſelben Zeit befand ſich ſein Bruder aus Markendorf auf dem Wege nach Auma. Einen Büchſenſchuß von dort entfernt, hört er einen Knall, ſogleich rief er: dies war die Büchſe meines Bruders, er muß erſchoſſen worden ſein!

In der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts waren jene Kugeln in dem erſten Bogen der Scheidewand zwiſchen dem Gaſthofe und dem nächſtgebauten Ludwigſchen Hauſe noch ſichtbar, indem kein Kalk darauf haftete. Das Hervortreten der Kugeln aus den Fugen der Mauer oder das Schwitzen derſelben zeigten den nahen Ausbruch eines Krieges an. Der Bogen der Mauer iſt heute noch zu ſehen, das Gebäude iſt zwar 1790 abgebrannt, allein da die alten Mauern noch gut befunden wurden, ſo ſind ſie, beſonders in dieſer Stube, ohne Veränderung geblieben, der Tiſch, hinter oder an welchem Kreſſe erſchoſſen wurde, iſt nach Pieſegitz gekommen, und befindet ſich im Beſitze eines dortigen Einwohners.

Kreſſe ſagte noch vor ſeinem Tode aus: in der Nähe ſeiner Höhle unſern Reichenfels liege ein mit Dukaten gefülltes Rohr vergraben; dieß war für Viele Veranlaſſung, nachzuſuchen, doch, ſoviel bekannt, vergebens. Aber Menſchengebeine will man allerdings häufig in der Gegend ſeines Verſtecks gefunden haben.

Die einzigen schriftlichen Nachrichten aus der Zeit des dreißigjährigen Kriegs über Kresse befinden sich in Auma, und zwar in den Wendlerschen Familien-Papieren, worin es unter andern heißt: „1641. den 1. November ist Georg Kresse, ein Erzschnapphahn von Wöhlsdorf im obern Gasthofe von Hatzfeldischen Reutern mit drei Kugeln und Schüssen getödtet worden.“ —

Versichert.

Eine Erzählung von M. H. Geldern.

Es war die glücklichste Zeit meines Lebens die Zeit, die ich als Schüler auf dem Gymnasium zu B. verbracht, und die schönste in dieser glücklichen Zeit war es wieder, die ich alljährlich in den Ferien auf meinem Vaterdorfe in Mitte einer liebevollen Familie verlebte. Diese Zeit war in meinem fünfzehnten Jahre wiedergekommen und verstrich mit fröhlichen Ausflügen, Besuchen und lustigen Studentenschwänken. Aber sie sollte auf eine traurige Weise gestört werden, durch ein Ereigniß, das sich mit ehernem Griffel meinem Gedächtniß eingeprägt und das ich hier mit schlichten Worten erzählen will, zu Nutz und Frommen meines Lesers.

Es war eine schöne ruhige Mondnacht; auf Berg und Thal lag der Friede Gottes ausgebreitet, im Flusse spiegelte sich der Mond mit seiner goldenen Fülle, und die Nachtigall sang. Es war so recht eine Nacht, von der man nicht glauben mag, daß sie sich zur Hehlerin für den Dieb, zur Helferin für den Mörder hergebe, die man höchstens als Gelegenheitsmacherin für Liebende sich zu denken gewohnt ist. In unserem Hause wie im ganzen Dorfe lag Alles im tiefsten Schlaf. Es war ungefähr nach ein Uhr. Da schlug es mit fürchterlicher Gewalt an eines der Fenster, daß die Scheiben klirrend zusammenstürzten, und Feuer! Feuer! schrie es draußen, und der blutige Schein, der durch die runden Löcher der Fensterladen in unsere Stube fiel, bestätigte den auf dem Dorfe doppelt schrecklichen Ruf. Schnell sprang der Vater aus dem Bette, mein Bruder und ich ihm nach und hinaus vor die Thüre.

Das war ein wunderbarer Anblick! — Es sah gar nicht aus wie ein Unglück, was wir sahen; die Nacht war so ruhig und die zwei, gleich darauf die drei Häuser, welche brannten, und ihre Flammen in gerader Richtung hinauf gen Himmel sandten, waren wie eine Opferflamme anzusehen, die zur Ehre Gottes lodert. Alles stille; im Flusse spiegelte sich der Mond mit seiner goldenen Fülle, und die Nachtigall schwieg. Nur die zwei Kinder unseres Nachbars Daniel, dessen Haus schon in lichten Flammen stand, irrten wimmernd umher, während ihr Vater noch ein altes Hausgeräth zu retten suchte.

Wir ſtanden regungslos und überwältigt von dem traurigen, doch ſo ſchönen Anblick. Kein Lüftchen bewegte ſich, noch ſchwieg die Sturmglocke, und das ganze Dorf lag noch im Schlaf, nur die Flammen praſſelten. Da wurden wir durch eine herzzerreißende Scene aus unſerer Starrheit und Unthätigkeit geweckt. Daniels Haus ſtürzte zuſammen, und es öffnete ſich uns die Ausſicht auf das Haus, oder vielmehr auf die Hütte des Bergmanns Meier. Das Strohdach war ſchon verlodert; nur das Balkengerüſte ſtand noch roth glühend und flammend aufrecht, und zwiſchen den glühenden, flammenden Balken ſahen wir ein händeringendes Weib, mit aufgelöſten Haaren, verzweifelnd hin und her irren, nicht achtend auf die ſtürzenden Balken und auf die Flammen, die ſie rechts und links umleckten. Es war die Frau des Bergmannes, unſere liebe Nachbarin, die uns zuerſt geweckt hatte und die nun ihre Kinder ſuchte. Ihre verzweifelten Klagen waren durch das Geprаſſel nicht zu hören; man ſah nur ihre jammervollen Geberden, die lauter ſprachen, als es Worte vermochten. Ihre Kinder, ein Mädchen von ſechs und ein Knabe von vier Jahren, ſchliefen unter dem Dache auf dem Heu, unter der Obhut ihres Bruders. Unglückſeligerweiſe war dieſer heute zu ſeiner Dirne gegangen, und die Kinder blieben hülflos, während die Mutter den Hügel herunter eilte, uns zu wecken, und ihr Dach Feuer fing. Nur mit Mühe und der äußerſten Gefahr konnten wir die unglückliche Mutter, die indeſſen bewußtlos unter die brennenden Trümmer ſank, aus den Flammen retten; von den Kindern war keine Spur zu finden. Daniel irrte im Dorfe umher, und weckte die Bewohner durch ſeine lauten Klagen und durch ſeinen beſtändigen Ruf: O Jammer! Es iſt plötzlich Feuer ausgebrochen! Da wurde es lebendig, von allen Seiten ſtrömten die Bauern mit Waſſergefäßen herbei, löſchten, riſſen die benachbarten Hütten und Scheunen ein, und thaten ſo dem weitern Umſichgreifen der Flammen Einhalt. Indeſſen brach die Dämmerung heran. Daniel irrte noch immer umher, warf ſich bald auf den Boden, bald umklammerte er die Füße der Nachbarn, und jammerte um ſein verlorenes Gut. Vergebens waren die Tröſtungen, mit denen man ihn zu beruhigen ſuchte.

Die Morgenglocke ließ ihren frommen Klang ertönen. Da bewegte ſich ein trauriger Zug den Hügel herab, auf den Raſenplatz vor unſerm Hauſe; man trug auf einem Brete die beiden Kinderleichen, und nebenher ſchleppte ſich die arme Mutter. Die Weiber weinten laut, und ſelbſt die Männer des Dorfes zerdrückten die Thränen in ihren an Weinen ungewohnten Augen. Jeder im Dorfe kannte die kleinen Todten; ſah man ſie doch ſonſt, während der Vater im tiefen Schacht des Bergwerkes nach Silber grub und die Mutter auf fremdem Felde arbeitete, den ganzen Tag Hand in Hand durch das Dorf ziehen, ſpielend, ſtille, zwei liebliche Kinderſeelen. Es war rührend zu ſehen, wie die kleine Marie ihr Brüderchen bewachte, wie ſie ihm Blumen pflückte, aus Teichgras Mützen flocht, und mit ihm theilte,

was sie von den Nachbarn bekam. Da lagen sie nun, die beiden blauäugigen Weißköpfchen, die das ganze Dorf geliebt hatte, still und ruhig neben einander, noch Hand in Hand, wie sie sonst durchs Dorf gingen, und wie sie sich angstvoll während des Feuers hinter einem Balken verkrochen hatten, der sie zusammenstürzend erdrückte; aber ihre blauen Aeuglein waren geschlossen, ihre rothen Wangen gebräunt, ihr Haar war versengt, und auf ihrem Gesichte lag noch der Ausdruck der höchsten Todesangst.

Wie Daniel herbeikam und die Kinderleichen sah, verdoppelte sich sein Jammergeschrei, er stürzte sich ins Gras nieder, und raufte in Verzweiflung sein Haar.

Indessen hatte mein Vater Daniels Frau bei Seite genommen und sie gefragt, wie denn das Feuer ausgebrochen und wie sie denn zuerst geweckt wurden, da sie, ihr Mann und ihre Kinder die Ersten im Freien waren? Und sie erzählte: „Ungefähr um halb ein Uhr ging Daniel hinaus, kam nach einiger Zeit zurück und sagte, er verspüre einen sonderbaren Geruch in der Luft, als ob etwas brenne; dann legte er sich wieder zu Bett und fragte, ob die Kinder auf ihren gewöhnlichen Plätzen schliefen. Nach einiger Zeit erhob er sich wieder im Bette und sagte zu mir, ich solle nicht einschlafen, da sich der Geruch verstärke, und schon einige Minuten darauf rief er: Es brennt! sprang aus dem Bette, nahm die Kinder und trug sie vor's Haus. Wie ich ihm nacheilte, sah ich wirklich, daß Meiers Haus und das unsere brannte.“ Wie das Weib seine Geschichte erzählt hatte, schüttelte mein Vater den Kopf und ging nachdenklich bei Seite. Dann hob er Daniel auf, führte ihn aus dem Gedränge und sprach zu ihm: „Was jammerst du so, Daniel? Tröste dich! Du hast im Grunde durch das Unglück nichts verloren, du hast doch dein Haus gut versichert?“

Da brach Daniel in neues Jammern aus. „Das ist eben das Unglück, daß letzten Freitag die Versicherungsfrist zu Ende war und ich nicht von neuem assecurirt bin.“ Und wieder klagte und weinte er über sich, über des Elend seines Weibes und seiner Kinder.

Indessen war der Tag herangebrochen, man hatte die todten Kinder in die Kapelle gebracht, und die unglückliche Mutter in ein Haus geführt. Wir Kinder alle wurden zusammen gerufen und ins Haus zurückgebracht; jedes fürchtete sich aber, einzeln zu schlafen, und so wurden wir alle sechs von unserer Mutter in der großen Stube in zwei neben einander stehenden Betten zusammen gethan, um nach der ausgestandenen Angst auszuruhen. Schon schliefen die Andern, nur ich konnte kein Auge schließen. Da kam der Vater herein, führte die Mutter mit, und da er glaubte, daß wir alle schon tief im Schlafe lägen, führte er die Mutter in einen Winkel, und sprach leise und fast entsetzt zu ihr: „Ich will dir ein schaudervolles Geheimniß anvertrauen, aber hüte dich, daß es jemals über deine Lip-

pen komme. So höre, was ich dir sagen will: Daniel ist der Brand
stifter und der Mörder der beiden Kinder.“

„Himmel!“ rief die Mutter außer sich; „das wäre schrecklich
Wie kannst du so etwas vermuthen! Hüte dich, einem Menschen s
ungeheures Unrecht zu thun!“

„Ich habe die feste Ueberzeugung, daß es so ist,“ sagte de
Vater; „Daniel hat sich durch den Pferdehandel und durch sein lie
derliches Leben, durch den Umgang mit den verfluchten Roßtäuscher
ruinirt, und suchte sich nun auf jede mögliche Weise aufzuhelfen
darum hat er seine elende Hütte und seine Möbel, die kaum einig
Gulden werth sind, so hoch versichert.“

„Er ist aber nicht versichert,“ sagte die Mutter, „das hat e
dir ja selbst gesagt.“

„Das eben ist es,“ sprach der Vater, „was mich zuerst auf di
schauerliche Vermuthung brachte. Ich war erst letzten Freitag in de
Stadt, und habe beim Agenten erfahren, daß Daniel Haus un
Möbel doppelt so hoch assecurirte, als voriges Jahr. Nun sucht e
es zu läugnen, um zuerst das ganze Dorf von der Vermuthung ab
zuleiten, und er mußte so eilen, weil ihm, wie ich ebenfalls Freita
in der Stadt erfahren habe, Pfändung oder gar Verhaftung bevor
steht. Jetzt kann er sich mit dem Dritttheil des Geldes, welches e
von der Assecuranzgesellschaft erhält, herausreißen, und mit dem
Reste ist er ein gemachter Mann; aber wehe ihm und wehe dem
Gelde, an welchem der Schweiß armer Menschen und das Blu
zweier unschuldiger Kinder klebt! Und bedenke du nur die Geschichte,
die sein braves Weib, das an dem Verbrechen gewiß keinen Antheil
hat, von dem Ausbruch des Feuers erzählt. Warum ging er nach
Mitternacht hinaus? Wie kam es, daß er dann sogleich den Brand-
geruch spürte, daß er nach den Betten seiner Kinder fragte? Wie
kam es, daß er schon Feuer! rief, noch bevor man es in seiner Stu-
be merken konnte, da es doch zuerst im Hinterhause des armen Meier
ausbrach, wo es der Elende anlegte, um den Verdacht von sich ab-
zulenken? Endlich sein Jammern und seine Verzweiflung beim An-
blick der armen Leichen. Hat doch der eigene Vater nicht so gejam-
mert, wie er, der sie freilich auf der Seele hat. Aber stille, und kein
Wort, das verrathen könnte, was mir so gewiß scheint!“

Die Mutter ging blaß über die fürchterliche Entdeckung und
weinend über die armen Kindlein hinaus, und bald folgte ihr der
Vater, um Anordnungen für die Obdachlosen zu treffen.

Wie war mir, der ich das ganze Gespräch belauschte, zu Mu-
the! Was mein Vater sagte, war mir von jeher wie eine ausge-
machte Wahrheit. Verehrte ihn doch die ganze Umgegend als einen
überaus klugen Mann, mit dem sich kein Advocat vergleichen könne.
Wer einen Rath brauchte, in Proceß- oder Familienangelegenheiten,
kam nur zu Herrn Joseph, unter welchem Namen mein Vater in
der Gegend bekannt und geachtet war — und nun hörte ich aus sei-

nem Munde den Urtheilsspruch über einen Menschen, mit dem wir sonst täglich umzugehen pflegten. Wie traurig war mir der Gedanke, daß unser stilles, friedliches Dorf, das so fern liegt von allem Weltgetreibe, von dem man so selten etwas Schlechtes erfahren, daß dieses Dorf, wo sich Alles kannte und liebte, einen Brandstifter und Mörder beherbergte. Niemals war mir das Verbrechen noch so nahe gerückt; ich hatte nie einen Mörder gesehen; was ich von dergleichen gehört hatte, war mir nur stets wie ein Mährchen erschienen, wie eine Zaubergeschichte, die sich nur weit, weit von uns jenseits der Berge und Wälder zutragen könne, und nun sollte der Mensch, mit dem ich täglich gesprochen, der mich als Kind auf seinem Schooße gewiegt hatte, ein Mörder sein. Ich konnte es kaum fassen. Doch sagte mir ein gewisses Etwas, daß ich schweigen solle, und ich verschloß das Geheimniß tief in mir, und ich nahm es mit, als ich einige Tage später mich in den Wagen setzte und nach B. fuhr zurück auf die Schule. Da, in Mitte meiner Schulkameraden, in Mitte des jungen, frischen, unschuldsvollen Lebens erblaßte nach und nach der erste düstere Eindruck meiner Jugend.

II.

Ein Jahr war verflossen; ich kam wieder zurück in mein heimathliches Dorf. Alles war wieder im alten Gleise und die frohen Tage gingen von neuem an; nur daß mich die Ruinen zweier Häuser auf dem Hügel vor unserm Hause und ein neues Haus mit rothem Dache an das Trauerspiel des verflossenen Sommers erinnerten. Der arme Bergmann Meier konnte trotz aller frommen Spenden der Einwohner kein neues Haus mehr bauen. Von Daniel wußte man nicht recht, warum er es nicht that, da er doch seit längerer Zeit eine hübsche Wohlhabenheit zeigte. Nur der Dritte der Abgebrannten brachte es dahin, daß er nach einem Jahre in einem hübschen, eleganten Häuschen mit rothem Ziegeldache wohnte. So viel erfuhr ich aus manchen hie und da gefallenen Worten, denn ich wagte es aus einer gewissen Scheu nicht, mich eines Nähern zu erkundigen. Daniel sah ich von Zeit zu Zeit meist spät am Abend gebückt und zerdrückt über die Wiese nach Hause wandern. Er wohnte jetzt zur Miethe bei einem Böttcher, dessen Haus von unserem durch eine lange Wiese und einen Teich getrennt war. Ich erfuhr nichts über ihn, da Vater und Mutter nicht gern von ihm sprachen, auch nicht gern von ihm sprechen hörten, und da Daniel nicht mehr wie sonst zu uns ins Haus kam. Vielleicht daß er selbst die Gesellschaft seiner frühern Bekannten mied, vielleicht daß es in Folge einer Andeutung meines geradsinnigen Vaters also geschah; so viel erfuhr ich, daß er seit einiger Zeit mehr als früher trinke, spät nach Hause komme, früh fortgehe, und sich in zweideutiger Gesellschaft am besten

gefalle. Er hatte zu leben, und so kümmerte sich sonst Niemand u
ihn. Nur war im ganzen Dorfe ein gewisser geheimnißvoller Ba
über ihn ausgesprochen, ohne daß Jemand die Ursache angeben kon
te; kurz, man ging nicht gerne mit ihm um, und mied seine Ges
schaft. Fragte man den Einzelnen, warum sich dieses so verhal
zuckte er die Achseln und wußte keine andere Antwort, als: es ist
— wer weiß, was man gegen ihn hat, es ist so. Unter dem Vo
aber mag sich ein dunkler Verdacht nach und nach ausgebreitet h
ben, ohne daß der Einzelne ihn auszusprechen wagte. Was m
Vater sogleich gefunden hatte, das gab den Andern nach und n
ein gewisser Instinkt.

Doch ich lebte lustig und guter Dinge. Es war an einem Son
tage, und ich war zum Tanze im Wirthshause. Die Stunden v
strichen mit außerordentlicher Schnelligkeit, und es wurde spät n
Mitternacht, als ich erst an die Heimkehr dachte. Ich kam an u
sere Hausthür, sie war verschlossen; ich wollte pochen, da erinn
ich mich, daß mein Vater den Tag unwohl war, daß er jetzt vielle
in gutem, wohlthätigem Schlafe liege, und ich wollte ihn nicht s
ren. Ich dachte nach, wo ich sonst ein Nachtlager finden könnte, u
während ich so nachdachte und um mich sah, da fiel mein Blick
das Haus des Böttchers, in welchem Daniel zur Miethe woh
Ein sonderbares Gefühl durchzuckte mich; gerade so war die Na
wie damals, als das Traurige geschah. Stille rings umher, im Fl
glänzte des Mondes Fülle, und die Nachtigall sang. Sollte ich d
hin gehen und beim Mörder um ein Nachtlager bitten? Sollte
unter einem Dache schlafen mit Einem, der betrogen, gestohlen
gemordet? Ich habe von jeher an Gewissensbisse geglaubt, und
die schauderhaftesten Vorstellungen gemacht von dem Schlafe ei
Verbrechers. Sollte ich hingehen und sehen, ob es wahr sei, w
mein Vater verdammend über ihn ausgesprochen, was das A
vermuthete, und ob es wahr sei, was ich mir gedacht von einem e
gen innern Richter? Schon war ich auf dem Wege nach dem B
cherhause. Die Nacht war warm, aber mich fror; es war Alle
ruhig, wie das Gewissen eines Frommen, mir aber erschien Alles
spenstisch; der Bach murrte, das Mondlicht auf dem Teiche ersch
mir wie Irrlichter verwunschener Seelen; auf einem Stein mi
im Bache stand eine graue Katze, die ihren Rücken dem Mond
gegenhob; aus dem fernen Wirthshause drangen die Töne der Te
musik verworren und wie weinend an mein Ohr. Schon stand
vor der Thür des Hauses, das ich mir zur Herberge für diese N
auserkoren hatte; ich überlegte. Ich wollte es dem Zufall über
sen, ob mir Jemand von der Böttchersfamilie oder von der Fam
Daniels öffnen würde. Danach wollte ich mich richten, und bei
sem oder bei jenem übernachten.

Ich pochte, und wartete mit Herzklopfen, wer mir öffnen wü
Nach einigen Minuten hörte ich Geräusch, und Daniels Weib s

den Riegel von der Thür. Ich konnte nicht schnell genug Worte finden, mein spätes Kommen zu entschuldigen und mein Begehren vorzubringen, sie aber half mir aus der Beklemmung, indem sie selbst ganz überrascht zu sprechen anfing.

„Ei, Herr Moritz, so spät in der Nacht; woher kommen Sie? Sind Sie doch wieder einmal in unserem Dorfe. Das ist schön, daß Sie uns in Ihrer Stadt nicht ganz vergessen, und doch jedes Jahr einmal zurückkommen. Wie geht es Ihnen denn immer? Sind Sie bald ein ausstudirter Herr Advocat? Wie muß sich die Frau Mutter gefreut haben," u. s. w. u. s. w.

Nachdem ich alle ihre Fragen beantwortet und mein Begehren, das ich mit dem Unwohlsein meines Vaters entschuldigte, und dem sie mit großer Freundlichkeit willfahrte, vorgebracht, fragte ich auch sie, wie es ihr denn ginge.

„Ach, mein lieber Gott, ich kann's eigentlich nicht sagen, wie. Geld allein macht's nicht aus; der Daniel hat ein schönes Geld bekommen von der Assecuranz, kann aber nicht sagen, daß es uns jetzt besser gehe, als sonst, da wir oft nicht das Brod zu brechen hatten. Es ist kein Segen an solchem Gelde. Der Daniel bringt nichts zuwege damit, und so wird es auch bald aufgezehrt sein. Er ist seit dem Brande so traurig, so mißmuthig, es muß eine Krankheit dahinter stecken; er schläft wenig, er hat unruhige Träume und ißt nichts; nur im Wirthshaus bei der Flasche befindet er sich wohler, im Hause leidet's ihn gar nicht mehr, und er sollte doch seine Freude daran haben, wie die Kinder heranwachsen, wie sie so fleißig sind und brav werden. Mein Jacob lernt so gut, daß der Pfarrer sagt, es müsse ein Student aus ihm werden; meine Lisbeth ist auch ein fleißiges Mädchen, und die Frau Bürgermeisterin aus der Stadt hat mir versprochen, wenn sie erst aus dem Gröbsten heraus wäre, so wollte sie sie mit ihren Kindern zusammen unterrichten lassen, daß sie vielleicht einmal eine Gouvernante wird, oder so was Ordentliches. Aber sehen Sie, mein lieber Herr Moritz, alles das freut den Daniel gar nicht, er hat gar kein Auge dafür, und kümmert sich gar nicht um's Haus. Ach Gott, Ihr Herr Vater, verzeih's ihm Gott, ich will nichts gegen ihn sprechen, es ist ein braver und kluger Mann, aber er ist mit Schuld an unserm Unglück. Als wir nach dem Brande uns in Ihrer Nähe einmiethen wollten, da hat er dagegen gesprochen, und wollte uns nicht in seiner Nachbarschaft haben, und hat manches Wort fallen lassen, das uns sehr geschadet hat im ganzen Dorfe, und da zogen wir unstät herum von einem Hause in's andere, und nirgends wollte man uns behalten, denn Jedermann sagte: der Herr Joseph muß seine Ursachen haben, daß er den Daniel nicht in seiner Nachbarschaft haben will; und so sind wir in Verruf gekommen, und Niemand geht mit dem Daniel um, und wenn so die Leute mit mir reden und sich mit meinen Kindern zu schaffen machen, kommt es mir immer vor, als ob sie es nur aus Mitleid thäten. Zu

Ihrem Herrn Vater kommt der Daniel auch nicht mehr, denn er hat dort immer nur unfreundliche Gesichter zu sehen bekommen, und das hat ihm doch ein gewisses Ansehen gegeben im Dorfe, daß er früher so häufig zu Ihnen kam. Nun, Gott besser's! Ich weiß nicht, womit wir es verschuldet haben; Gott weiß am besten, was er thut. Kommen Sie herein, Herr Moritz, und nehmen Sie mit dem harten Lager vorlieb, das ich Ihnen bieten kann."

Sie führte mich hinein, und wollte mich in die zweite Stube bringen, um mir da ein weiches Sopha als Lager anzuweisen; ich aber sah den Daniel in der ersten Stube hinter dem Ofen in tiefem Schlafe liegen, und legte mich lieber auf die nicht ferne vom Ofen stehende Bank, indem ich, wie ich ihr sagte, hier nur ein Stündchen vom Tanze ausruhen wollte, da es doch bald Tag werden und ich nach Hause gehen müsse. Sie selbst ging in die zweite Stube, und machte die Thüre hinter sich zu.

Nun war ich in Einer Stube, unter Einem Dache mit dem Verbrecher. Ein unheimliches Gefühl überkam mich, aber die Erzählung der armen, unschuldigen Frau, die die Schuld ihres Mannes mit büßte, hatte mich traurig und mitleidig gestimmt, denn hatte ich daraus nicht erkannt, wie sehr Daniel sein Verbrechen büßte, und welche Strafe er in sich trug?

Aber in der Stube blieb Alles still; Daniel schlief tief und ruhig, und ich fragte mich, ob ich an seinem Verbrechen oder an der Macht des Gewissens zweifeln sollte; ich war geneigter zum Erstern, und ein freudiges Gefühl überkam mich, denn ich sprach in mir Daniel frei von einer Schuld, die ihm das Urtheil meines Vaters und der Verdacht des Volks aufbürdete. Süß beruhigt von diesem Gedanken, wendete ich mich auf der Bank um, überließ mich ganz meiner Müdigkeit und wollte schlafen. Der Mond schien hell ins Zimmer, und beleuchtete ganz klar alle Gegenstände, Daniels blasses und Lisbeths unschuldsvolles Gesicht. Ich mochte so eine halbe Stunde gelegen haben, halb schlafend, halb wachend, da begann es sich unruhvoll auf Daniels Lager zu bewegen. Ich wurde aufmerksam; ich hob ein wenig den Kopf, und sah mit angestrengten Augen hinüber. Daniel streckte sich im Schlafe und seufzte aus tiefer Brust. Dann wurde es wieder ruhig. Nach wenigen Minuten seufzte er wieder, wendete sich nach einer andern Seite und ächzte so schwer, wie Einer, den der Alp drückt. Dieses Aechzen wurde immer leiser und leiser, und verwandelte sich nach und nach in ein stilles, ununterbrochenes Wimmern. Es war, als ob ihn etwas schmerzte. Mir wurde kalt und heiß zu gleicher Zeit. „Also doch," dachte ich, rückte den Polster unter meinem Kopfe an die Wand, daß ich höher zu liegen kam, und starrte stieren Blickes hinüber nach dem Jammernden. Aber das Jammern hörte auf, und ich seufzte, als ob ich selbst aus einem schweren Traume erwacht wäre. Daniel sprach unverständliche Worte im Traume, und sprach immer hastiger und hastiger, und redete so lange

Zeit fort, wie in einer unverständlichen Sprache, bis er mit einem Male mit einem lauten Weinen aufhörte. So weckte er sich selbst, ächzte schwer, setzte sich auf in seinem Bette, rang die Hände in einander und weinte, sich selber unbewußt, stille fort. So saß er viele lange Minuten da; dann wurde er ganz stille und sah regungslos auf die gefalteten Hände und auf die Bettdecke mit gebeugtem Kopfe nieder. Dann legte er sich wieder, und versuchte zu schlafen; aber vergebens, er wälzte sich unruhig auf dem Bette hin und her, bis er plötzlich aufsprang und durchs ganze Zimmer gerade an mir vorüber zum Fenster lief, es aufriß und hinaus sah in die stille, friedliche Mondnacht. Er band sein Hemd auf und ließ die kühle Nachtluft an seine Brust wehen, während er sich den Schweiß von der Stirn wischte. Indessen war von dem Wimmern und Klagen ihres Vaters auch Lisbeth erwacht. Sie setzte sich in ihrem Bette auf, und sah traurig dem Treiben ihres Vaters wie etwas Gewohntem zu; aber sie schwieg, und betrachtete ihn betrübt.

Es war eine traurige Scene, wie er so dastand und hinaus starrte in die friedvolle, gottvolle Nacht, eine Hölle im Herzen; wie das Mädchen da saß und vielleicht das Schreckliche ahnte, ohne sich Rechenschaft darüber geben zu können. — Ich selbst kam mir vor, wie Einer, der ein heiliges Gottesgericht belauschte, aber ich war im tiefsten Herzen erschüttert über die unnennbare Macht, die Herz und Nieren prüft und nicht des offenen Marktes bedarf, um zu richten und zu strafen. — Heiße Thränen stürzten mir aus den Augen; es waren die frömmsten Thränen und die schmerzlichsten, die ich je geweint. — Meine Bewegung mußte mich verrathen haben, denn plötzlich wendete sich Daniel nach mir um und sah mich erschrocken an. — Aber ich hatte schnell die Augen geschlossen und stellte mich fest schlafend. Er wendete sich zur Lisbeth und fragte, wie ich da herein gekommen war, und wie sie es ihm nicht sagen konnte, befahl er ihr, sich niederzulegen und zu schlafen. Das erzürnt mich immer, sagte er, wenn du in der Nacht wachst und mich ansiehst; du weißt, daß ich Kopfschmerzen habe, die mich nicht schlafen lassen und du kannst mir ja doch nicht helfen, wenn du da sitzest und mich ansiehst.

Lisbeth legte sich gehorsam nieder, zog die Decke über den Kopf und ich hörte, wie sie laut schluchzte. — Daniel aber ging hin, kleidete sich an, stellte sich noch einmal vor mich hin und ich fühlte, daß er mich aufmerksam betrachtete. — Dann nahm er Mütze und Stock und ging fort. —

Ich athmete schwer auf, sprang von meinem Lager und eilte zur Stube und zum Hause hinaus in Gottes liebe und freie Natur. — Die Gräser glitzerten im Frühthau, der Morgenwind bewegte die Gipfel der Bäume und sie neigten sich wie im Gebete, die Lerche stieg jubelnd auf und sandte ihre Hymnen gen Himmel, überm Walde lag der goldene Streif, der Pfad der aufgehenden Sonne, der Bach dampfte, die Hähne, des Tags Herolde, verkündeten die Ankunft

des jungen Königs und hie und da vor den Häusern begann es sich zu regen. — Es war mir, als ob ich aus einem schweren Traume erwacht wäre.

Ueberwältigt von Gedanken und Gefühlen sank ich auf der Wiese hin, neigte mich gegen Sonnenaufgang und betete: O Herr, vergieb uns unsere Schuld! Nimm die Last von denen, die sie heimlich tragen und bürde sie jenen nicht auf, die noch leicht und unschuldsvoll durch deine schöne Welt wandeln. — Wie leicht schwankt und wankt der Mensch und fällt und stürzt in den tiefsten Grund! Laß' ihn sterben, o Herr, aber laß ihn nicht elend sich selbst verzehren und verschmachten. — Vergieb uns unsere Schuld, o Herr, wie wir vergeben unsern Schuldigern.

Einige Zeit nach jener Nacht saß ich wieder im Wagen und fuhr dahin; aber dieses Mal gings nicht mehr auf's Gymnasium, sondern die Universität mit ihrem reichen, freudenvollen Leben war mein Ziel. — Die Nacht aber im Hause Daniels blieb mir frischer im Andenken, als jene, da man die beiden armen Kinderleichen den Hügel herab trug auf den Rasenplatz vor unserm Hause. —

III.

Und wieder waren Wochen, Monde, ja Jahre verschwunden, bevor ich in mein liebes heimathliches Dorf zurückkehrte. Fröhlichen Muthes, singend und jubelnd wanderte ich, ein lustiger Student, durch den Wald, der das Thal meiner Heimath begrenzt. In weniger als einer halben Stunde sollte ich sie wieder sehen, die Lieben alle, nach denen sich so lange mein Herz sehnte. Ich malte mir mit lebhaften Farben das Bild des Empfanges aus, und konnte es nicht erwarten, an die Lichtung zu gelangen, wo ich das väterliche Haus zuerst erblickte. Ich freute mich im Voraus mit dem Augenblicke, da ich aus dem Walde heraustrete und zuerst von einer meiner kleinen Schwestern, die vor dem Hause spielen, erblickt werde. Sie sieht mich erst zweifelnd an, läßt mich näher kommen, und wie sie mich erkennt, stürzt sie jubelnd ins Haus. Bald drängt sich ein ganzer Zug meiner Lieben, die Mutter an der Spitze, zur Thüre heraus und mir entgegen. Sie umarmen, sie küssen mich, und führen mich wie im Triumphe in die Stube; da wird gefragt, erzählt, Anzug und Aussehen gemustert, da werden Witze gemacht über den jungen Bart und die kecke Studentenmütze; die Mutter eilt in die Küche und besorgt ein Lieblingsgericht ihres Sohnes; dann kommt der Vater von den Feldern heim, und die Scene erneuert sich; dann kommt ein kleiner Verweis über das lange Nichtschreiben und über manchen tollen Studentenstreich. Solche Gedanken machte ich mir, während mir das Herz im Leibe sprang und ich mit meinem Wanderstabe rechts und links die Gebüsche niedermetzelte.

Da kam mir aus dem Dickicht eine lange, hagere, blasse Gestalt entgegen. Wie erschrack ich, als sie näher kam und ich Daniel erkannte. Plötzlich, wie mit einem Zauberschlage lag jene ganze Nacht, in der ich ihn belauschte, mit all ihren Schrecken vor mir; ich blieb wie eingewurzelt stehen, und war keines Wortes mächtig.

„Sein Sie willkommen in der Heimath," begann er. „Sie müssen mich für einen Räuber oder einen Mörder halten, daß Sie so vor mir erschrecken," fügte er düster hinzu. „Man sagt, daß Gott die Mörder besonders zeichnete; bemerken Sie ein solches Zeichen an mir?"

„O, wie könnt Ihr so sprechen, Daniel?" antwortete ich stotternd. „Ich bin nur überrascht, daß ich just Euch zuerst begegne."

„Es ist schon gut," sagte er; „wir kennen uns, Herr Moritz, und es ist mir ein gutes Zeichen, daß ich der Erste im Dorfe Ihnen begegne. Ich warte schon lange auf Ihre Rückkunft, denn ich brauche Ihren Rath. Sie sind ja ein Studirter, und werden mir rathen können. Zu dem Federvieh in der Stadt habe ich kein Zutrauen; auch müßte ich erst eine lange Geschichte erzählen und ein Geständniß ablegen, was mir sehr bitter würde. Das ist bei Ihnen nicht nöthig, ich weiß es; wir kennen uns, Herr Moritz," wiederholte er noch einmal, „und ich habe das größte Zutrauen zu Ihnen. Ich bitte Sie um eine geheime Zusammenkunft, irgendwo an einem Flecke, wo uns Niemand belauscht."

„Die will ich Euch gerne geben," sagte ich; „aber wozu? Ich verstehe Euch nicht."

„Es ist schon gut," erwiederte er schnell; „Sie kennen mich, und auch Ihr Herr Vater kennt mich, ich weiß es; und wenn Sie noch so gut und brav sind, wie Sie es waren, werden Sie mir die Zusammenkunft nicht versagen. Also morgen, um diese Zeit, dort am Kreuz."

Ohne meine Antwort abzuwarten, ging er rasch weiter, und verlor sich bald im Dunkel des Waldes. Nach einer halben Stunde hatte die liebevolle Aufnahme der Meinen den traurigen Eindruck, den mir diese Begegnung im Walde zurückließ, verwischt. Mit bangem Muthe erwartete ich den Abend des kommenden Tags. Er kam heran, und ich stand an dem bezeichneten Orte im Walde. Daniel konnte sich keinen traurigern Platz auswählen. Das Kreuz, das hier stand, war das Denkmal einer blutigen Liebesgeschichte. Vor vielen, vielen Jahren lebte in unserem Dorfe ein einfaches, aber liebenswürdiges Mädchen. Sie war die Tochter eines Schmiedes. Der Sohn des Gutsbesitzers entbrannte in Liebe zu ihr, und sie vergalt ihm durch eben so innige, treue Liebe, die jedes Opfers fähig war. Aber die stolzen Eltern des Jünglings hatten größere und hochfahrende Pläne mit ihrem Sohne; sie hätten nie in eine Verbindung mit diesem einfachen Landmädchen von niederm Stande gewilligt. Die Eltern des

Mädchens wollten sie zwingen, ihre Tochter aus dem Dorfe zu entfernen, und den Sohn wollten sie in ferne Länder schicken, um da seine Liebe zu vergessen. Bevor sie aber ihren Plan ausführen konnten, gingen die Liebenden in den Wald: das Mädchen setzte sich zwischen die Arme eines Baumes, und ihr Geliebter jagte ihr mit ihrer Einwilligung eine Kugel durchs Herz; dann that er sich selbst, wie er ihr gethan. Viele Lieder, die noch heute in der Gegend gesungen werden, feiern die treuen Liebenden und ihren Tod. Das Kreuz, an welchem ich stand, und wohin mich Daniel beschieden hatte, war das traurige Denkmal, das die Bewohner des Dorfes ihnen errichtet. Daniel ließ mich lange warten. Erst als es dunkelte, kam er aus dem Gebüsch hervor."

„Verzeihen Sie," redete er mich an, „daß Sie so lange warten mußten. Ich lag unweit von Ihnen hier im Gebüsche, und bereitete mich zu der Beichte vor, die ich Ihnen ablegen will. Es wollte wieder der Böse in mir aufkommen und mich bereden, von meinem Unternehmen abzustehen; aber mir muß mein Recht und meinem Herzen muß Ruhe werden. Sie wissen, was ich Ihnen sagen will. Was Sie vermuthen, vermuthen Sie mit Recht, und Ihr Herr Vater weiß es auch; er wird es Ihnen gesagt haben, und wenn nicht, so hat es Ihnen die Nacht verrathen, die Sie in meiner Stube zubrachten. Ja, ja, Ihr Erschrecken, als Sie mich gestern im Walde erblickten, bestätigt es mir, und für meine Sünde, für meine ungeheure Sünde muß mir mein Recht werden, sonst finde ich keine Ruhe auf Erden, und ich schleppe ein jammervolles Dasein bis in ein spätes Alter."

Er warf sich auf den Boden und rang die Hände. „Lassen Sie mich knien," rief er — „Ich bin nicht werth, aufrecht zu gehen auf meinen Füßen, und den Nacken hoch zu tragen, wie andere menschliche Geschöpfe Gottes. Jetzt rathen Sie mir, wie mir zu helfen ist. Sie müssen es wissen, denn Sie sind ein Studirter. Ich muß mich richten lassen. Aber wie? und wo! Soll ich hingehen in die Stadt und mich anklagen und hängen lassen, und Schmach und Schande bringen über das Haupt meiner Kinder und über das Haupt meines armen Weibes, das nichts weiß von meiner Schuld und keinen Theil hat an meinem Verbrechen? Soll es von meinen Kindern heißen: sie sind die Kinder eines Gehängten, und von meinem Weibe, sie ist das Weib Eines, der am Galgen verreckte? Warum sollen meine Kinder und mein Weib meine Schuld büßen? O sehen Sie meinen Jacob an, es ist ein guter und fleißiger Junge, und kann sein Glück machen in der Welt; aber wer wird mit ihm an einem Tische sitzen wollen, wer wird ihm seine Tochter zum Weibe geben, wenn er der Sohn eines Gehängten ist? Und meine arme Lisbeth! Sie ist geliebt von Allen, die sie kennen, und die Kinder, die sie in der Stadt erzieht, lieben sie wie eine Mutter; aber wird man sie nicht aus dem Hause jagen wie eine Verpestete, wie eine Hure, wenn man vom

ſchmachvollen Tode ihres Vaters hört? Und doch muß mir mein Recht werden. Ich ertrage es nicht länger, ſo zu leben. Vier lange Jahre trage ich die Schuld mit mir und leide und dulde; doch wird mir nicht eher wohl, als bis ich nach Recht und Geſetz gerichtet und verurtheilt bin. Giebt es kein Mittel, mein Urtheil und meinen Tod zu verbergen; kann ich mich nicht irgendwo in einem fremden Lande richten laſſen, wenn ich hintrete und ſage: Ich habe angezündet und gemordet? Das ſollen Sie mir ſagen, Herr Moritz; das müſſen Sie wiſſen, denn Sie ſind ein Studirter. Ich habe mein Haus verſichert und habe die Verſicherung ſo ſchmählich benutzt; jetzt will ich meine Seele verſichern nach Recht und Geſetz."

Alles dieſes wurde in Angſt und Haſt herausgeſtoßen, während er die Hände rang, meine Knie umklammerte und der Schweiß in großen Tropfen auf ſeiner Stirn ſtand. Wie eingewurzelt und ſtarr vor Entſetzen ſtand ich vor ihm und wußte kein Wort zu ſprechen. Endlich faßte ich mich und ſagte:

„Laßt ab von Eurem Vorhaben; Ihr habt genug geduldet und gelitten. Der Herr, der Eure Reue ſieht, wird Euch vergeben."

„Nein, nichts von alle dem," rief er, indem er noch immer auf den Knieen lag. „Nicht um Troſt, um Rath habe ich Sie gebeten; für mich giebt es nur einen Troſt, und das iſt der verdammende Urtheilsſpruch des Richters. Ueberlegen Sie ſich, um was ich Sie gebeten habe, und morgen werde ich mir hier auf demſelben Flecke die Antwort holen."

Mit dieſen Worten ſprang er auf und eilte davon. Im Innerſten erſchüttert und nachdenklich kehrte ich nach Hauſe. Ich wußte noch wenig vom jus; doch nahm ich mir vor, ihm nach meiner Einſicht gut zu rathen, und dachte die Nacht hindurch nach, wie dem armen Sünder zu helfen wäre.

Und wieder war es Abend, und ich ſchlich mich aus dem Hauſe in den Wald fort zum Kreuze der Liebenden. Daniel ſtand ſchon da, und erwartete mich mit Ungeduld. „Nun, können Sie mir helfen, haben Sie mir mein Urtheil geſprochen?" waren die Worte, die er mir ſchon aus der Ferne zurief. Noch einmal verſuchte ich es, ihn von ſeinem Vorhaben abzubringen; aber er beſtand beharrlich darauf, und jedes Wort, das ich dagegen vorbrachte, ſchien ihn nur in Zorn zu verſetzen. Und ſo begann ich denn:

„Fern von hier, fern von dieſem Lande, ja fern von dieſem Welttheile, weit, weit über dem Meere liegt ein großes, ungeheures Land, deß Namen gewiß Niemand in dieſem Dorfe kennt, und der vielleicht jetzt hier zum erſten Male ausgeſprochen wird; er heißt Texas. Dieſes Land befreite ſich erſt vor Kurzem von einer tyranniſchen und pfäffiſchen Regierung, und iſt nun eine freie glückliche Re-

publik. Alljährlich wandern Tausende von Europäern dahin, um daselbst eine glücklichere Heimath zu gründen; aber noch Tausende und abermals Tausende müssen dahin ziehen, bis sie das ganze ungeheure Land bevölkern. Denn unabsehbar, undenklich breit und lang dehnen sich die Ebenen von Texas, und Tage und Wochen lang muß der Wanderer ziehen, bis er auf eine menschliche Spur stößt, auf eine einsame Hütte, oder höchstens auf eine Stadt von zehn bis fünfzehn elenden Blockhäusern. Auf diesen unermeßlichen Ebenen, die sich leise heben und senken, wie die Wellen des Meeres, treiben sich zahllose Heerden von Büffeln und wilden Pferden umher, und nähren sich von den feinen Gräsern, die da aufwuchern. An den Grenzen rings umher, an den Küsten des Meeres auf der einen und am Fuße des Gebirges auf der andern Seite wohnen die Menschen, die hier aus allen Weltgegenden zusammenkamen, um einen freien und glücklichen Staat zu gründen. Sind auch Menschen darunter, die von andern Ländern als verpestet, als Auswürflinge des Menschengeschlechtes ausgestoßen wurden, so werden sie doch gewiß, wie einstens die Erbauer des mächtigen Rom, die Stammväter einer großen Nation. Dort, wo es keine Hohen und keine Niedrigen giebt; dort, wo man nicht richtet nach dem starren Gesetze, das irgend ein Gelehrter ausgeheckt auf seiner Stube, sondern wo man urtheilt nach dem schlichten und gesunden Verstande und nach der stets verständlichen Stimme des Herzens, dort wird der Verbrecher nicht mit Schmach und Schande überhäuft, nicht als ein Auswürfling betrachtet. Man richtet ihn, und das Gericht sühnt jede Schuld, und der Mensch bleibt Mensch auch als Verbrecher. Dort maßen sich die Richter nicht die Gewalt an, den Strom, dem Gott seinen Lauf gab, das menschliche Leben, plötzlich abzuschneiden. Dort giebt es kein Todesurtheil; der Verbrecher wird hinausgeschickt in die Ebenen, bewaffnet und ausgerüstet gegen die Gefahren, die ihm drohen; dort muß er alltäglich sein Leben neu gewinnen im Kampfe gegen die wilden Thiere, und sühnt so seine Schuld durch die ewige Arbeit, durch die ununterbrochenen Mühseligkeiten, die dem menschlichen Geschlechte zu Gute kommen, und die Ebenen wohnbar machen für künftige glücklichere Geschlechter. Dorthin magst Du gehen, o Daniel; dort wirst Du Dein Verbrechen büßen und Deine Schuld sühnen, und niemals wird eine Nachricht von Dir, Deiner Strafe und Deinem Verbrechen herüberdringen in unser Dorf, wo man nicht einmal den Namen jenes Landes kennt."

„Dank, tausend Dank!" rief Daniel, außer sich vor Freude. „Ich bin gerettet! Und welcher ist der Weg, der in dieses Land führt?"

„Wenn Du durch Deutschland ziehst, nordwärts gegen Bremen, oder westwärts nach Frankreich in die Hafenstadt Havre, da laufen alljährlich zu verschiedenen Zeiten Schiffe aus, welche die

deutschen Auswanderer über das atlantische Meer hinüberbringen nach Nordamerika oder nach Texas.“

Daniel nahm ein Papier und eine Bleifeder aus der Brusttasche und schrieb genau auf, was ich ihm gesagt hatte.

„Mir ist so wohl zu Muthe,“ sagte er, „wie mir seit vier Jahren nicht war. Nur noch ein schwerer Gang steht mir bevor; auch da müssen Sie mich begleiten, denn Sie sind einmal mein Advocat. Der Herr, der dem gerechten Richter lohnt, wird auch Ihnen lohnen, was Sie an mir gethan haben.“

Und mit diesen Worten nahm er mich bei der Hand, führte mich durch den Wald, den Hügel hinab, durchs Dorf in eine entfernt gelegene Hütte. Als wir an die Thüre kamen, blieb er wieder zitternd und zagend stehen, lehnte sein Haupt an die Pfoste und suchte seine Kräfte zu sammeln. Dann mit schneller Entschlossenheit trat er in die Stube und zog mich nach. Wir waren beim Bergmann Meier, der beim Lichte einer ärmlichen Lampe an einem Vogelbauer arbeitete. Mit Staunen und mit finstern Blicken sah er Daniel an, und immer finsterer blickte er darein, da sich ihm Daniel zu Füßen warf und rief:

„Vater der gemordeten Kinder, ich komme, Dir zu beichten“—

„Was Du nicht zu beichten brauchst, verfluchter Mörder!“ rief Meier darein, indem er die geballte Faust erhob und in wilder Wuth nach Daniel schlagen wollte. Wie dieser aber so vernichtet und demüthig dalag, und fortfuhr: „Ich will nur Deine Absolution und Deine Verzeihung, damit ich hingehen kann, um mich richten zu lassen,“ da ließ Meier die geballte Faust nach und nach sinken, sein Zorn milderte sich und er sah stumm auf Daniel nieder; endlich wendete er sich zu mir und fragte:

„Er will sich richten lassen?“

Ich nickte bejahend mit dem Kopfe, und Meier hob Daniel auf, indem er sich wegwendete und in Nachsinnen versenkt zum Fenster hinausblickte. Daniel stand ruhig und gesenkten Hauptes da, und erwartete sein Urtheil. Nach langer Zeit, nach heftigem innern Kampfe wendete sich Meier um, faßte die Lampe in die eine Hand und zog Daniel mit der andern in die anstoßende Stube. Da, in Einem Bettchen lagen schlafend zwei Kinder. Die Ruhe der Unschuld lag auf ihren Gesichtern, und süße Träume spielten um ihre Lippen. Es war ein Mädchen und ein Knäblein.

„Sieh,“ sprach Meier, „der Herr hat mir sie wiedergegeben, meine kleine blauäugige Marie und meinen braunen guten Georg. Der Herr hat sie genommen, der Herr hat sie wiedergegeben, der Name des Herrn sei gelobt! Er war gnädig, ich will nicht unbarmherzig sein; ich will Dir vergeben wie einem Gerichteten. Genug der Qual mußt Du gelitten haben in diesen vier langen Jahren. Was ich aber bis jetzt in mir aus Rachelust verschlossen habe, während ich auf die Zeit hoffte, da ich Dir Deine Unthat beweisen könnte, das

will ich jetzt in mir verschließen aus Barmherzigkeit und aus Rü
ſicht für Dein gutes Weib und für Deine braven Kinder; geſche
mit Dir, was will."

Er winkte nach rückwärts mit der Hand, und wir gingen. A
Daniels Geſicht lag eine ruhige Heiterkeit. „Noch drei Gnaden
ge," ſprach er, „will ich mir geben, wie ſie jedem armen Sünd
gegönnt ſind; dann will ich fortziehen, und mein Urtheil holen
Hierauf verſchwand er in der Nacht.

Die darauf folgenden Tage ſah man Daniel wohlgemuth dur
das Dorf gehen, mit heiterem Angeſichte, mit Jedermann plaudern
und man fragte ſich, was denn mit Daniel vorgegangen ſein mö
ſo guter Dinge hätte man ihn ſchon ſeit Jahren nicht geſehen.
ging nicht in die Schenke, ſondern blieb daheim bei ſeinem Weib
das glücklich war über die plötzliche Umwandelung ihres Mannes.

Aber nach den drei Tagen hieß es, Daniel ſei verreiſt, und a
er nicht wiederkehrte, ſagte man, Daniel ſei verſchwunden, und N
mand wußte wohin.

Ich aber wußte: Daniel iſt nach Texas gegangen, um ſei
Seele zu verſichern.

Der Schattenkünſtler.

Mitgetheilt von L. Bechſtein.

Es giebt der menſchlichen Kunſtfertigkeiten viele, auf die ſ
Leute nähren und zugleich durch deren Uebung Andere erfreuen u
ſelbſt beluſtigen. Einer der originellſten Künſtler dieſer Art lebte u
reiſte in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Deutſchla
umher, und übte die eigenthümliche Kunſt mannichfaltigſter Sch
tendarſtellungen blos mit ſeinen Fingern und Händen, zu der
keine weitern Vorbereitungen, als eines Lichtes und einer weiß
Wandfläche bedurfte.

Anton Khünel, dieß der Name des Schattenkünſtlers, w
zu Brünn in Mähren im Jahr 1673 geboren, und legte ſich in ſ
nen jüngern Jahren auf die Goldmacherei und die Erfindung
Steins der Weiſen, jene beiden leidigen Schooskinder ſeiner Ze
die bei Vielen zu Schoosſünden wurden. Khünel verlaborirte Ha
und Hof, ließ alles, in Rauch verwandelt, zum Schornſtein hinau
fliegen, und ſtand an der Pforte des Greiſenalters, nahe den Se
zigen, im Jahr 1727 verarmt und hülflos da. Schatten und Sch
men waren ſeine Glücksträume, ſeine Goldhoffnungen — und w
er eines Abends beim Schein der Lampe verzweifelt die Hand au
ſtreckte, warf ſie einen ſeltſamen Schatten. Wie ein Blitz durchzuc
ihn der Gedanke der Nichtigkeit alles irdiſchen Strebens; er ſa
lange darüber nach, brütete und probirte, und endlich war das M
tel gefunden, das ihn mindeſtens dem drückendſten Mangel entr

Er erſann tauſenderlei Schattenbilder durch Wendung einer oder auch beider Hände, und nahm zum Gegenſtand ſeiner künſtleriſchen Schattendarſtellungen die bibliſche wie die Profan-Geſchichte; er ſtellte die Schöpfung, Engel und Teufel, Adam und Eva dar, Patriarchen und Propheten, Menſchen und Thiere. Die Phantaſie der Zuſchauer mag dabei wohl auch ſtark in Anſpruch genommen worden ſein, allein der Künſtler hatte und machte Glück. Er durfte ſich 1728 vor dem Kaiſerhofe in Wien mit ſeiner Kunſt ſehen laſſen, wo er mit Hülfe ſeiner dunkeln Kammer den Sonnenſtrahl mittelſt eines Spiegels auf eine weiße durchſichtige Wand lenkte; insgemein aber bediente er ſich blos eines brennenden Lichtes, und erfreute mit ſeiner Schattenkunſt die vielen damals in Wien anweſenden Fürſtlichkeiten, den Prinzen Eugen von Savoyen, den Prinzen von Bevern, den Prinzen Pius, den Herzog von Florenz, die Fürſten Schwarzenburg und Lichtenſtein, und viele Perſonen des öſterreichiſchen hohen Adels. Er war in Mode gekommen, und mußte in allen vornehmen Häuſern aufwarten. Unbewußt war Khünel ein Prediger der Vergänglichkeit alles Irdiſchen, und indem er die Ereigniſſe der Weltgeſchichte mit kunſtreichen Fingern als Schattenbilder vorüberführte, lehrte er, daß alles Geſchehene nur ein Schatten iſt, ſobald es aus der Gegenwart getreten und der Vergangenheit anheim gefallen. Im Sommer des Jahres 1730 war unſer Schattenmann am königlichen Hofe zu Dresden, wo er vor dem Könige Auguſt, der Gräfin Orſelska Anna, dem Herzog von Holſtein, dem Prinzen von Weißenfels, dem Fürſten Lubomierski und dem ganzen Hofſtaat wiederholt auftrat. Er durfte auch einem Bankett beiwohnen, und wurde königlich bewirthet.

Noch größere Ehre wiederfuhr unſerm Künſtler im Herbſt des Jahres 1732, wo er zu Machenau vor dem Könige Friedrich von Preußen, der Königin, den Prinzen und Prinzeſſinnen, und zahlreichen hohen Gäſten ſeine Schattenſpiele aufführte, die er mit recitirten Verſen begleitete. Sein Zuſchauerkreis beſtand außer den genannten höchſten Herrſchaften aus dem Herzog Ferdinand von Baiern, deſſen Prinzeſſin Tochter, dem Herzog Theodor, Biſchof von Freiſſing, dem Biſchof von Paſſau, dem Biſchof von Sachſen-Zeitz, dem Cardinal von Schrattenbach und andern hohen geiſtlichen und weltlichen Perſonen, und es wurde ihm viel Beifall gezollt, ja er wurde ſogar zur königlichen Tafel gezogen.

Die Verſe, mit denen er ſeine Darſtellungen erläuterte, waren theils ernſt, theils burlesk, und obſchon ohne poetiſchen Werth, doch nothwendig, um die Phantaſie der Zuſchauer anzuleiten, gerade in den dargeſtellten Schatten das zu ſehen, was ſie ſehen ſollten. Khünel recitirte eine Strophe, und ließ alsbald während und nach derſelben das Schattenbild folgen, aus dem ſich dann allmälig die übrigen entwickelten. Er begann:

Gott hat allein den G'walt,
Zu geben alle G'stalt,
Wir sind nur Staub und Erden,
Zu Staub wir wieder werden.
Gott ist ewig allein,
Wir nichts als Schatten sein.

Kgl. Univ. Bibl. Berlin

Nun begann die Schöpfung mit dem Sündenfall durch mehrere Strophen.

Es war auch kurz vorher
Der Fall des Lucifer;
Verführt Eva vermessen,
Gab Adam auch zu essen,
Er aß verbotne Speiß,
Muß aus dem Paradeis.

In diesem Tone ging es in der biblischen Geschichte fort, z. B.:

Da ich nun weiter schau,
Seh ich des Loth sein' Frau
Als eine Säulen stehen,
Zwei Töchter nach ihr gehen.
Da Loth den Wein thät g'nießen,
Thät er die Töchter küssen.

Moses, Aaron, Simson, Goliath, David, Samuel, Saul, Salomon, Asverus, Haman, Esther, Mardochai ꝛc. zogen vorüber, Jonas verschlang der Wallfisch; mit einem Sprung war der Künstler in Troja und ließ das Pferd sehen; Aristobul, Pompejus, Cäsar, Octavius kamen an die Reihe; es folgte Christi Geburt, dann Herodes, Pontius Pilatus, Nero. Die Legende von St. Christoph reihte sich an, man sah Jerusalems Zerstörung, darauf viele heilige Bischöfe, verschiedene Mönchsorden und endlich die nach Rom wandernden, und mit diesem gab Khünel seiner Schattendarstellung einen ganz poetischen Schluß, indem er sagte:

Wir sind auch Pilgerslent,
Müssen fort, wann kommt die Zeit.
Und hat gar recht gesagt
Job, da er sich beklagt:
Der Mensch wie Blumen steht,
Als Schatten auch vergeht. —

Das deutsche Postwesen vor 200 Jahren.

Mitgetheilt von L. Bechstein.

In welchem bedauerlichen Zustand sich der Postverkehr um die Mitte des vorvorigen Jahrhunderts befand, lehrt uns jetzt, wo Cassel und Frankfurt durch eine neue Eisenbahn verbunden werden, der Blick auf ein fliegendes Blatt, das umrandet von hübschen

ſchmalen Holzſchnittleiſten und mit der Jahrzahl 1651 an der Stirne, den Fahr-Poſtbericht zwiſchen beiden Städten auf das ganze Jahr mittheilte, und zwar in folgender Weiſe:

Männiglich zur Nachricht.

Das (ß) zu beförderung dero Commercien, auch allen Reiſenden Leuten zum beſten zwiſchen Caſſel und Frankfurt gewiſſe Gutſchen beſtellet ſeyn, welche auf ſonderbahre*) darzu beſtimmte Tage, ſowohl den Winter als im Sommer, ab- und zufahren, gleichwie auch in Meßzeiten, wie hierunten verzeichnet iſt, vnd fahren die Gutſchen zu Caſſel ab jedesmal den Donnerſtag vnd zu Frankfurt den Dienſtag, vnd bleibet auch ſolches allezeit hinführo auf den Donnerſtag und Dienſtag an jedem Ort, auch in ſelbiger Wochen, wenn ſchon ſich das Datum der Tage verendert, in folgenden Jahren.

Nun folgen die Monatstage nach dem alten Kalender, an denen Donnerſtags von Caſſel nach Frankfurt und Dienſtags von Frankfurt nach Caſſel die Poſtkutſchen abfuhren. Die Ankunft an jedem der beiden Orte blieb weislich verſchwiegen, denn dieſe konnte man ſo eigentlich nicht wiſſen. Es ging denn dieſe köſtliche Poſt im Januar einmal hin und her, im Februar zweimal, im März viermal, im April 3, resp. 4mal, im Mai 2, resp. 3mal, im Juni 2mal, im Juli und Auguſt 3mal, im September 4, resp. 5mal, wegen der Meſſe, October wieder 2, auch 3mal, im November 1mal und im December auch nur 1mal.

Was die Reiſe koſtete, blieb unerwähnt, und wahrſcheinlich aus guten Gründen; ebenſo war über das Gepäck nichts beſtimmt. Der Poſtbericht ſchloß mit den kurzen Worten.

„Wer nun ſolche gelegenheit zu Reyſen vor die Gebühr gebrauchen wil, kann ſich zu Caſſel im Poſthaus, wie auch zu Frankfurt im Gaſthoff zur Gerſten, auf vorbemeldte Tage einfinden.“

Demnach ſcheint Frankfurt damals noch nicht einmal ein Poſtgebäude gehabt zu haben.

Es iſt doch ſchön, daß jenes: „vnd bleibet auch ſolches allezeit hinführo“ nicht zur Wahrheit geworden!

Die verkehrte Welt.

Wenn vor Zeiten ein Fürſt oder regierender Herr den bleichen Senſenmann herannahen ſahe, ſo legte er Krone und Scepter nieder, zog den Purpur aus und hüllte ſich in ein härenes Bußgewand, um in dieſem demüthigen Kleide vor dem Könige aller Könige zu erſcheinen, was jeder Vernünftige in der Ordnung finden wird. Wie geht es dagegen heut zu Tage zu? Da ſah ich neulich einen ehrlichen,

*) ſoll heißen beſondre.

ſchichten Bürgersmann — ſeines Berufes nach ein Zimmermeiſter — begraben. Der Mann, welcher Zeit ſeines Lebens die Beſcheidenheit ſelbſt geweſen war, wurde im Tode gerade das Gegentheil davon. Im Leben hatte er, um den Barbier zu erſparen, ſich ſelbſt raſirt. Im Tode ließ er ſich, damit die Würmer ſich vor ſeinem Barte nicht etwa entſetzten, raſiren und ſeine Frau zahlte dem Barbier einen ganzen — Thaler aus. Im Leben hatte er ſich in gewöhnliche Leinwand und mittelfeines Tuch gekleidet; im Tode lag er in weißen Atlas gebettet. Sein Sarg koſtete genau dreimal ſo viel, als ſein Brautbette, in welchem er 30 Jahre geſchlafen hatte, und war doch nur dazu beſtimmt, in der Erde zu verfaulen. Im Leben hatte er nichts Ehrenrühriges darin gefunden, mit ſeiner Frau und zwei kleinen Kindern in einer einſpännigen Droſchke ſpazieren zu fahren; im Tode mußten ſechs muthige Pferde herbei, um ſeinen Leichnam allein zum Friedhofe zu bringen. Nicht mit Unrecht hatte er es im Leben für eine Verſchwendung angeſehen, auf die Dauer einer Nacht für einen Maskenanzug fünf und mehr Thaler Leihgeld zu entrichten; jetzt koſtete ihm das, auf eine oder zwei Stunden erborgte, ſammetne Leichentuch 10 Thaler. Bei ſeinem Leben hatte unſer Bürger ſeinen Geburtstag im Kreiſe der Seinen und einiger wenigen guten Freunde, bei einer Flaſche Wein, fröhlich gefeiert. Das Feſtmahl bei ſeinem Begräbnißtage verſchlang mindeſtens zehn ſolcher Geburtstage und war doch gleichwohl nur ein Trauereſſen! Den Leichenzug eröffneten zwei Männer, mit langen, drohenden Spießen bewaffnet, obſchon kein Räuber oder Widerſacher zu befürchten war, welcher dem Todten noch einen Angriff zugedacht gehabt hätte. Ein ſogenannter Grabebitter mit dem kurzen Stoßdegen an der Seite und die Leichenabwäſcherin, (denn kein Todter darf ungewaſchen von den Würmern verzehrt werden), ſodann die Dienſtleute des Meiſters folgten den Spießmännern auf dem Fuße nach. Drei Kutſcher ſchlenderten müßig neben dem Sechsgeſpann her und ſechszehn weinglühende Leichenträger zu beiden Seiten des Wagens, obſchon 4 bis 6 hinreichend geweſen wären, den Todten vom Thore des Friedhofes bis zu ſeinem ſtillen Grabe hinzutragen. Fünf Trauerkutſchen begleiteten den Leichenwagen, aber — o verkehrte Welt! drei von ihnen waren ohne Inſaſſen, waren leer! Gleichwohl ſchritten je zwei Schüler neben denſelben her, als ſollten ſie Acht haben, daß niemand aus dem Kutſchenſchlage falle. Endlich beſchloß den Trauerzug eine lange, lange Doppelreihe von Zimmergeſellen, welche bei dem Verſtorbenen in Arbeit geſtanden hatten. Wie die übrigen Leichenbegleiter in der Hand, trugen jene auf den Spitzen ihrer Winkelmaaße aufgeſpießte — Citronen, damit Parade machend wie der Soldat mit ſeinem geſchulterten Gewehre. Wozu die Citronen? fragſt du. Ei nun, manchmal iſt es vorgekommen, daß eine Leiche einen üblen Geruch um ſich verbreitet hat. Denſelben zu vertreiben, hat man den Leidtragenden eine Citrone in die Hand gegeben. Ein Berdorfer oder

andrer wohlriechender Äpfel verträte zwar dieselbe Stelle, doch pfui! diese sind Landes-, jene theure Südfrüchte. Und nun gebietet die Mode, Citronen zu reichen, auch wo es ganz und gar nicht nöthig ist. Und wiederum ist es die Mode, welche dem Leichenzuge zumuthet, krebslings — rückwärts — zu gehen. Ja wirklich, anstatt den geraden, nächsten Weg zum Friedhofe einzuschlagen, lenkt der Zug um, durchwandelt die Straßen der Stadt und deren Marktplätze und ist nach einer Stunde genau an demselben Orte, von dem er ausgegangen war. Dann erst findet er den richtigen Weg. Ist dieses prunkvolle zur Schau-Fahren ein mit der christlichen Demuth vereinbares? O nein! aber die Mode will es haben. Die Wittwe unsers Zimmermeisters zahlt hundert und wohl noch mehr Thaler für das beschriebene Leichenbegängniß und darbt dann Monate dafür mit ihren Kindern! Aber sie hat dadurch ihre Liebe gegen den Verblichenen an den Tag gelegt, behaupten alle diejenigen, welche bei den Beerdigungen betheiligt sind und einen übermäßigen Gewinn davon tragen. Lachende Erben suchen auch durch ein prächtiges Leichenbegängniß eine Liebe zu erheucheln, die sie im Leben gegen den Verstorbenen nimmer gefühlt hatten. Aber die Mode ist und bleibt immer der vornehmste Tyrann auch hier, welchem oft selbst die Vernünftigsten nicht zu widerstreben wagen.

Hören wir eine erfreuliche Nachricht aus der Stadt Ekbatana. Dort hat sich ein Verein von edeldenkenden Männern gebildet, welcher sich die gar nicht schwer zu lösende Aufgabe gestellt hat, vorurtheilsfreien und unbemittelten Einwohnern die Möglichkeit zu gewähren, ihre Verstorbenen anständig und gleichwohl für geringe Kosten beerdigen zu können. Letztere betragen in keinem Falle mehr als zehn Thaler, eher darunter, und gleichwohl stehen die Actien dieser Begräbnißgesellschaft weit über dem Nennwerthe, weil sie reichliche, doch nicht übermäßige Zinsen tragen. Der Verein übernimmt alle und jede Mühverwaltung, so daß die trauernden Hinterlassenen für gar nichts zu sorgen haben. Nachdem der Todtenbeschauer den Gestorbenen besichtigt und für gewiß todt erklärt hat, hüllt eine Person, die nach dem Geschlechte des Todten eine männliche oder weibliche ist, denselben in eine schlichte, graue Leinwand ganz und gar ein. So wird der Leichnam in einen Sarg aus Eisenblech gelegt und dieser in einen Leichenwagen versetzt, welcher, von einfach edler Bauart, so eingerichtet ist, daß er keines Leichentuches weiter bedarf. Die Verwandten und Freunde des Verblichenen, welche ihm das letzte Geleite zu geben wünschen, versammeln sich in einem Nachbarhause und schließen sich, nachdem es einem nur von ihnen verstattet gewesen war, den Hinterlassenen im Namen Aller das innigste Beileid zu bezeigen, dem kleinen Zuge an. Denselben eröffnen zwei, mit langen, schwarzen Trauermänteln und breitgekrempten Hüten angethane Männer, welche in ihrer Hand einen langen, weißen Stab tragen. In derselben Kleidung gehen vier an-

dere Männer neben dem Leichenwagen her, dem die Freunde des Geschiedenen zu Fuße nachfolgen. Der Sarg ist so eingerichtet, daß, nachdem er in das Grab hinabgelassen worden ist, sein hölzerner Boden mit der Leiche darin zurückbleibt, er selbst aber wieder heraufgezogen und ferner benutzt wird. Außer der bedeutenden Kosten- und Holzersparniß wird auf diese Weise ein Wiedererwachen im Grabe zur reinen Unmöglichkeit gemacht. Anstatt daß nach dem Aufwinden der Seile jetzt der Todtengräber seinen Hut vom Kopfe unter den hergeplärrten Worten zieht: „Nu wullmer nuch enn andächt'ges Vaterunser bähden" und die Anwesenden, seinem Beispiele folgend, gedankenlos den Hut vor den Mund halten, beginnen in Ekbatana die vier Träger mit wohltönenden, gut eingeübten Stimmen einen Choral, dessen Gesang die Gemüther tief und fruchtbringend bewegt und den würdigen Schluß der Begräbnißfeier bildet.

In welchem Lande — fragst du, lieber Leser — liegt denn die Stadt Ekbatana? In Utopien! Ei, würde dasselbe doch recht bald entdeckt!

Nierit.

Neuestes Recept zur heutigen Jugendbildung.

Nimm zwei bis sechs Quentchen Religionsunterricht; zwei bis drei Quentchen sogenanntes denkendes Lesen; ein Quentchen Calligraphie, Orthographie, Stylistik und deutsche Grammatik; eben so viel von der Mythologie, Anthropologie, Technologie, Geographie, Astronomie, Geometrie, Logik, Mathematik, Psychologie, Physik, Welt-, Religions-, Reformations-, vaterländischer und Naturgeschichte; eine doppelte Dosis von Arithmetik; eine einfache vom freien Handzeichnen, Singen, Recitiren und Declamiren; setze nach Belieben etwas Lateinisch, Griechisch, Französisch, Englisch und Italienisch hinzu, mische dieß Alles wohl untereinander, schüttle es des Tages mehrmals um und reiche theelöffelweise der Jugend davon in der Zeit von 7 bis 12 Uhr vormittags und von 2 bis 6 Uhr nachmittags. Zum Nachtrinken während der freien Stunden kann man einige Pfund Privatarbeiten, Clavier- und etwas gymnastischen Unterricht verordnen, die weibliche Jugend überdieß mit Stricken, Nähen, Häkeln und Sticken tractiren. Befolgst du diese Vorschrift genau und gewissenhaft: so hast du die Genugthuung, Kinder aufzuziehen, welche von Allem etwas und doch wiederum nichts wissen, vorlaut sprechen, blaß, hohläugig, hohlwangig und klüger als ihre Aeltern sind. Erst 14 Jahre alt, tragen die Knaben bereits Brillen auf der Nase und Cigarren im Munde; die Mädchen hingegen die Bleichsucht auf dem Antlitze, die Verkrümmung auf dem Rücken und den frühen Tod im Herzen. Versuchs — sagt ein altes Receptbuch — und du wirst dich wundern!

Nierit.

Die Sonntagsjäger.

Vier K. hatten einige Meilen von der Hauptstadt ein Jagdrevier gepacht. Sie bestanden aus einem Kaufmanne, einem Kassirer, einem Kalkulator und einem Kanzlisten, diese 4 jagdlustigen K. Die Ka-innen — ihre Weiber — seufzten zwar im Stillen und auch laut, als sie ihre Ehemänner eine erkleckliche Summe für die grüne Jagdpiquesche, die leberbraunen Charivarihosen, die gezogene Doppelbüchse, die Jagdtasche und den Jagdbeutel mit seinem tödtenden Inhalte hingeben sahen, das Pachtgeld noch gar nicht eingerechnet. Aber die jagdlustigen Heren stopften den klagenden Mund durch die Versicherung, daß bei ihrer sitzenden Lebensweise das Jagen ihrem Körper mindestens eben so heilsam sei als eine theure Badereise und daß sie es nicht daran fehlen lassen würden, die Küche stets mit einem reichlichen Vorrathe von Wildpret zu versorgen. Zur Zeit der Jagd führte jeder Sonntagmorgen das viertheilige Jagd-Kleeblatt auf der Eisenbahn zusammen, welche dasselbe in kurzer Frist nach seinem Jagdreviere hinrückte. Aber niemals vergaß die Kanzlistenfrau, wann sie ihrem Manne das Frühstück in die Jagdtasche steckte, die Warnung beizufügen: „Lieber Karl! du bist so kurzsichtig — schieße ja keinen Menschen todt und laß' dich auch nicht todtschießen." Dann schlug Karl jedesmal mit der Rechten betheuernd gegen den Schrotbeutel, welcher auf der Stelle des Herzens hing, und versetzte feierlich: „Gewiß nicht!" Seht da unsere Sonntagsjäger, wie sie die Kartoffel-, Kraut- und Rübenfelder der Bauern durchstöbern, bald hier nach einem aufspringenden Hasen, bald dort nach einem auffliegenden Rebhühnervolke die Büchsen losbrennen und somit den Sabbath entheiligen zum großen Aergernisse der Landleute und deren Seelsorger. Oder schauet, wann die 4 Jäger auf dem Anstande ausgestellt sind, und geduldig und unbeweglich wie die Meilenzeiger, auf einen Hasen oder anderes Stück der niederen Jagd lauern. Eine Stunde nach der andern verstreicht; es pfeift der winterliche Wind so rauh; es beißt der Schnee so bitter in die Füße; es sticht das Graupelgestöber so schmerzend in die Wange und das Gesicht, und keine Beute belohnt den Ausdauernden. Da greift er wiederholt nach dem Tröster zur Linken — der gefüllten Rumflasche! Ihr feuriger Inhalt belebt und stärkt den Frierenden, weckt die gesunkene Hoffnung wieder und die frohe Laune. Und wirklich! es kommt ein Häschen munter in den Bereich unsers Kanzlisten dahergesprungen und, den regungslos aufgepflanzten, grünen Mann gewahrend, hält es seinen Lauf an, setzt sich nicht weit von ihm auf die Hinterbeine, erhebt den Kopf, spitzt die langen Ohren und macht, wie man zu sagen pflegt, ein Männchen. Darauf hebt unser Sonntagsjäger, der empfangenen Warnung eingedenk und den Hasen für einen Bauerknaben ansehend, mit väterlichem Wohlwollen zu sprechen an: „Geh' da weg, Kleiner! es wird hier geschossen." Und

der Kleine, die Warnung nicht in den Wind schlagend, läuft mit schnellen Füßen davon, indeß der Jagdhund, welcher ihn aufgestöbert hatte, von Seiten des Kanzlisten mit der vollen Schrotladung begrüßt wird, die, hätte sie ihn und nicht eine braune Erdscholle in seiner Nähe getroffen, ihm den Garaus gemacht haben würde. Sollte unser Sonntagsjäger den schönen, neuen Jagdranzen vergeblich mit sich herum getragen haben? leer denselben heimbringen, zum Gespötte seiner Frau und Hausgenossen? Unmöglich! Wohl denn! Für theures Geld war schon ein Hase und ein Rebhühnerpaar zu erkaufen, welche daheim als eine Beute der heutigen Jagd ausgegeben wurden und den Kanzlisten obendrein zum Lügner stempelten. Ist das zum Lachen oder Weinen. Nachdem die 4 K. ihr Jagdwesen eine halbe Mandel Winter fortgetrieben hatten, so zeigte sich folgendes Ergebniß: Der Kaufmann konnte in seinem Keller, in seiner Niederlage und in seinem Kaufladen ganz getrost Blindekuh spielen, ohne Gefahr zu laufen, gegen volle Kisten, Ballen, Fässer und Kästen anzustoßen. Deshalb sagten die Leute von ihm, er sei bankerout geworden. Dafür aber besaß er einen ausgestopften Auerhahn und eine solche Henne, die er eigenhändig geschossen; ferner einen Fuchsbalg und ein Dachsfell, was ein hübsches Naturalienkabinet bildete und die einstigen reichen Waarenvorräthe gewiß aufwog. Der Kassirer hingegen war von dem vielem Jagen blöde auf die Augen geworden, hatte darum die landesherrliche Kasse für die seinige angesehen, richtig und wiederholt neben dieser weg in jene gegriffen und deshalb freies Quartier, Holz, Licht und Kost im — Zuchthause erhalten. Der Kalkulator aber hat einsehen gelernt, daß man dem Rum nicht unumgänglich nöthig nur auf dem Anstande zusprechen dürfe, sondern daß dieß allerorts und zu jeder Tageszeit geschehen könne. Von dieser gemachten Erfahrung zeugt seine rothe, bereits ins Bläuliche spielende Nase, das Zittern seiner Glieder, die Unrichtigkeit seiner Rechnungen, die ihm ehestens seine Verabschiedung bringen dürfte, der zerrüttete Zustand seines Hauswesens, die Unzahl der gemachten Schulden. Das vierte K. endlich, unser Kanzlist, jagt, schießt, schreibt und lügt nicht mehr; denn — seine rechte Hand ist verstümmelt und nicht mehr zu gebrauchen. Er hatte mit derselben seine geladene Büchse oben bei der Mündung angefaßt und sie im Feuer des Gesprächs gegen den Erdboden gestampft, wodurch sie sich entladen und den armen Sonntagsjäger zum Krüppel gemacht hatte. Meinet nicht, ihr Herren Sonntagsjäger, daß bloß dem K. so etwas begegnen könne. Es trifft eben so gut die übrigen Buchstaben des Alphabets. Darum: „was deines Amts nicht ist, da laß deinen Vorwitz!“

Nieritz.

Plan zu einer neuen Zeitschrift.

Zeitungen und Zeitschriften giebt es gegenwärtig so viele, daß man fast die Elbe damit schützen könnte. Unter ihnen findet man Bienen, Wespen und Ameisen; Rosen, Tulpen, Lilien und Vergißmeinnichte; Wandelsterne, Welttheile und Halbkugeln; Menschen-, Thier-, Licht- und Volksfreunde; Stadt-, Land-, Grenz- und Wandsbecker Boten; Kouriers, Pilger und Herolde; Blätter von allen Gattungen; Zeitungen von jeder Tageszeit und für allerlei Berufsarten u. s. w. Und dennoch vermisse ich unter dieser Unzahl von Zeitschriften noch eine, die nöthiger und inhaltreicher sein dürfte als manche andere. Sie führt die Ueberschrift:

„Die lange Bank,"

auf welche allüberall so Vieles geschoben wird. Die Spalten der langen Bank würden die Berichte füllen, daß dieser oder jener Concurs nach 98 und 102 Jahren sein endliches Ende erreichen solle, gewisse Depositengelder an die Ur-Ur-Ur-Erben ihrer rechtmäßigen Besitzer ausgezahlt werden sollen; daß Prozesse in eben so vielen Jahren, als dazu Wochen oder höchstens Monate erforderlich gewesen wären, beendigt worden sind; daß die obrigkeitliche Entscheidung, ob ein neu zu bauendes Haus ein oder zwei Dachfenster haben und die Höhe derselben ¾ oder ⅞ Ellen betragen dürfe, einer viertel-, halb- oder ganzjährigen Frist bedurft habe; daß die Bank, auf welche das Einquartirungs-Regulativ der Stadt Dingelheim geschoben worden ist, bereits ein Dutzend und mehr Jahre lang gewachsen sei u. s. w. Sollte sich kein Herausgeber und Verleger zur langen Bank finden?

Nierit.

Nur was recht ist.

„Denke dir nur!" sprach Hinz zu seinem Freund Kunz — „kommt heute ein Exequirer zu mir und mahnt mich an die Bezahlung der Kopfsteuer, obschon ich dieselbe zur gehörigen Zeit entrichtet hatte. Ich habe nichts Eiligers zu thun, als meine Quittung herbeizuholen und sie dem Kerl unter die Nase zu halten, fragend, ob er lesen könne? Darauf rathe ich dem Esel, sich die Erinnerungsgebühren von dem geben zu lassen, der ihn herbeigeschickt habe, und demselben zu sagen, daß er die Augen besser aufsperren und ehrliche Leute ungeschoren lassen möge. Ein andermal aber würde ich ihn mit meiner Hetzkarbatsche hinausweisen. Da habe ich doch mein Müthchen einmal gekühlt!" — „Das beklage ich aufrichtig!" — versetzte Kunz — „Möchtest du wohl eben so grob von obrigkeitlichen Personen behandelt sein, als du gegen eine solche wareſt?" — „Ei" — entgegnete Hinz — „soll ich mich gutwillig betrügen lassen? nicht einmal die Wahrheit sagen dürfen?" — „Grobheit ist noch nicht Wahrheit" — versetzte Kunz — „und vom Betrügen war wohl

nicht die Rede. Irren ist menschlich und der Einnehmer der Kop
steuer ist auch ein Mensch und daher dem Irrthume unterworfen
Ueberdieß that nur der Exequirer, was ihm aufgetragen worden wa
und hatte demnach keine Schuld an dem Irrthume. Der Ruhm
einer obrigkeitlichen Person grob gekommen zu sein, ist nicht fein
selbst dann nicht, wenn jene im Irrthume oder wohl gar im Unrech
befangen war. Alles was ihr wollet — sagt die Schrift — das eu
die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen auch. Folglich —" „D
hast Recht" — gestand Hinz beschämt — „ein andermal will ic
höflicher sein, damit man auch mich höflicher behandle."

Nierit.

Spielkarten, Visitenkarten, Verlobungskarten, Einla
dungskarten, Landkarten und — Charten.

Die Menschheit spielt freilich nicht nur mit Karten, sie spiel
auch mit sich selbst und um sich selbst; — die Karten aber behaup
ten den Vorrang; sie sind das Hauptwerkzeug für die spielend
Menschheit und zerfallen selbst in viele Spielarten. Wir wollen
hier von den gewöhnlichen Spielkarten gar nicht sprechen; man
weiß ja, wie die Menschen durch blindes Wetten und Wagen, wel
ches sie an die verhängnißvollen Blätter heften, das Glücksrad zu
immer reißendern Schwingungen treiben, bis der ganze Bau fried
licher Häuser davon aus allen Fugen getrieben wird. Man sagt: die
Spielkarten seien erfunden worden, um einen Fürsten geistreich über
seine Stellung aufzuklären; — hätte der die Folgen des Mittels
vorausgesehen — er hätte sterben müssen an diesem Mittel.

Ein ganz anderes, ein fröhliches Spiel treibt die Menschheit
mit den Visitenkarten. Wer kennt nicht diese Proteus artigen
Doppelwesen? sie sind wie zur Lüge geschaffen; man steckt sie ein,
um zu gratuliren und giebt sie vielleicht ab — um zu condoliren.
Sie repräsentiren das Dasein oder vielmehr Dageweſensein eines
Menschen — und noch mehr, sie repräsentiren die Sprachweise der
feinen Gesellschaft; deßhalb sind sie auch leer und enthalten nur
Namen. Sie werden abgegeben, wo man keine Visite macht, gerade
so, wie man zuweilen ins Concert geht, um keine Musik zu hören.
Sie haben an und für sich keine Bedeutung, sondern empfangen
dieselbe erst durch den Ort, wo sie in Anwendung kommen; sie glei
chen also der weißen Farbe, die in Deutschland Freude, in Japan
Trauer, in Lappland Baumschlag und bei den Negern die Hölle be
deutet. Die Visitenkarten sind geistreich, denn sie sind mode und sie
sind auch unschädlich, denn sie sind censurfrei. Was könnten die Vi
sitenkarten demnach aus der Menschheit machen, wenn die Mensch
heit sich mehr aus den Visitenkarten machte!

Von den Visitenkarten ists nicht allzuweit zu den Verlo
bungskarten. Es ist das großartigste und wunderbarste Hazard-

spiel, welches mit diesen Karten gespielt wird, denn es geht stets ums Leben und beide Spieler müssen entweder gewinnen oder — verlieren. Sie gelten als Friedensacte, später aber zeigt sichs oft, daß sie eine Kriegserklärung gewesen sind. — Sie sind eine Schuldverschreibung über Lebensglück und eine Quittung über Liebesglück, und sie verläugnen keine Minute den Grundcharakter aller Karten — sie versprechen meistens mehr als sie halten; darum nennt man die Verlobten auch Versprochene.

Am liebenswürdigsten sind die Einladungskarten; sie vereinigen durch ihren Zauber die gelangweilte Menschheit und sind Herolde der Freiheit, denn jeder Eingeladene sagt: „ich bin so frei!" Mit ihnen spielt besonders der Zufall, indem er sie durch seine treuesten Alliirten: Weibergunst und Laune vertheilt; aber wie vergelten die Eingeladenen? durch Essen und Vergessen; o Zufall, Zufall — so hast du das nicht gemeint!

Noch dürfen auch die Landkarten mit Stillschweigen nicht übergangen werden; sie sind zum Spielen eigentlich zu groß und zu gewichtig; doch weiß man allen Unbequemlichkeiten in dieser Beziehung durch zweckmäßige Theilungen der unbequemsten Länder zu begegnen und es pflegt dann der Gewinn mittelst militärischer Execution eingezogen zu werden. Auf der Landkarte giebt es keinen Unterschied der Nationalitäten, kein Klima, keine Vegetation und namentlich zieht kein Hauch des Geistes durch die Länder; die Landkarten sind daher nicht sowohl Bilder als vielmehr Vorbilder für unsre Staaten.

Noch wäre von den Charten allein, von den Charten kurzweg, von den Charten par excellence zu sprechen; doch die sprechen genug für sich selbst und durch sich selbst. Sie haben mit den andern Karten nur den Klang des Namens gemein, unterscheiden sich aber von denselben wie die Leuchtkugeln von den Fleckkugeln und wie der Himmelsäther vom Schwefeläther. Das Spiel mit ihnen ist gefährlich und bringt kein Glück; es richtet früher oder später die Unternehmer zu Grunde und dieser Zustand ist den gebildetsten Völkern der Neuzeit nicht unbekannt; Frankreich bezeichnet ihn durch Misère; England durch Schlemm und Deutschland hat für diesen Fall sein — Labet. Dieses Labet macht uns Niemand streitig; werden wir es begraben oder wird es uns zur Grabes Ruhe verhelfen? — das ist die Frage.

H. H. Klemm.

Eichbaum und Epheu.

Eichbaum.

Zudringlich schlingst du dich um Stamm und Zweige,
Du dringst herzu, wie ich auch aufwärts steige,
Du klammerst dich an jedes Aestchen an
In unwillkommner Freundschaft blödem Wahn.

Schau meines Stammes Stolz und nervge Kräfte,
Voll Selbstgenügsamkeit und Mark und Säfte,
Die tragen Aeste, die kein Sturm mir raubt,
Des kühnen Wipfels kampfgeübtes Haupt!

Doch dünnen Fädchen gleich sind deine Ranken,
Die muthentblößt vor jedem Lufthauch wanken;
Du bist der schwächsten Schwachheit Ebenbild,
Du zagst und zitterst, wo es kämpfen gilt.

Hinweg, unebenbürtiger Geselle!
Daß ich in Zorn nicht, dich zerreißend, schwelle!
Faß dich zusammen, steh in eigner Kraft!
Ich bin kein Pfühl, der Feigen Ruhe schafft.

Epheu.

O, zürn mir nicht, daß ich nicht sterbend wanke!
Wenn ich mich, Hoher, um dich innig ranke,
Das ist der Schwachheit mächtge Huldigung,
Der Liebe selige Bewunderung.

Wie süß ists, daß ich allwärts um dich weile,
Der Kämpfe und der Siege Freuden mit dir theile!
Ich bin der treusten Liebe treustes Bild,
Die liebt, ob nichts sie dem Geliebten gilt.

Und wann der Winter, dich zerzausend, schnaubet,
Den grünen Schmuck dir, deine Freude, raubet:
O, dann bin ich dein Schmuck und deine Zier,
Und nähr des Frühlings Hoffnung sanft in dir.

Wohl trüg mich auch die Erd in Mutterarmen,
Doch drängt es mich, an dir nur zu erwarmen;
Ich suche Hülfe nicht, nein, deine Huld:
Denn Liebe nur bezahlt der Liebe Schuld.

Zille.

Biene und Schmetterling.

Biene.

Ein flüchtiger, müßger Traum ist euer Leben!
Stets seh ich euch in leichtem Spiele schweben,
Ihr kostet schnell der Blumen süßen Duft,
Und wiegt euch schaukelnd in der sonnigen Luft.

Doch lädt die Erde nicht zu Scherz und Tänzen,
Sie schmückt sich nicht zu träger Lust mit Kränzen:
Der Erde Freudenquelle ist der Schweiß,
Die Arbeit selber ist der Arbeit Preis.

Drum flieg ich auf und nieder spät und frühe,
Um jede Blüthe mit viel Sorg und Mühe,
Dem kleinsten Blümchen muß ich Sorgfalt weihn,
Bis in die tiefsten Kelche dring ich ein.

Und emsig trag ich heim, was ich gefunden,
Flieg wieder fort, der Arbeit nicht entbunden:
So sammeln kunstreich wir des Honigs Saft,
Der stärket und erfreut des Menschen Kraft.

Was andern nützt, das nur verdient zu leben,
Im Wohlthun alle Wesen sich verweben —
Nun sag, wo ist das Tagwerk eurer Kraft,
Die sich mit Freuden müht und Gutes schafft?

Schmetterling.

O, schmäh nicht unser selbstzufriednes Leben,
Daß wir in selger Lust auf Erden schweben!
Die Seligkeit ist unsers Lebens Pflicht,
Zur Freude schuf uns Gott, zur Mühe nicht.

Noch tönt das erste Schöpfungswort der Erde,
Gott ruft stets allen Wesen zu: „es werde!“
Tief wohnt des Strebens Trieb in aller Brust,
Eins dient dem andern in des Werdens Lust.

Doch schweben wir prophetisch euch als Zeichen
Von jener Welt, wo alle Sorgen schweigen:
Dort ist kein Werden, nein, ein ewges Sein,
Das Streben geht dort zum Leben ein.

Hin durch der Erde blütenreiche Auen
Ziehn wir mit leichtem Flug im selgen Schauen,
Es wieget uns in holden Träumen hier
Der reinen Lüfte sonniges Revier.

Einst ruhten wir in düstrem Todesschlummer
In Hoffnung von des Strebens feindgem Kummer
Nun schweben froh wir im Verklärungskleid,
Ein selges Bild der selgen Ewigkeit. Zille.

Der Gimpel und die Nachtigall.

In der Wohnstube eines reichen Mannes hingen zwei sehr schöne Käfige: In dem einen befand sich eine Nachtigall, in dem andern ein Gimpel. — Dem Gimpel hatte man in seiner frühesten Jugend ein paar Melodieen gelehrt und diese pfiff er nun beständig und so oft sein Herr ihn dazu commandirte. Die Nachtigall aber sang frei heraus, was Gott ihr in die Brust gelegt hatte; aber nicht freudig und froh, sondern in klagenden Weisen, denn sie trauerte um die verlorne Freiheit. Darum grollte sie auch gegen den, der sie gefangen hielt und wenn der Herr zu ihr trat, war sie stumm und er mochte noch so schmeichelnd reden, sie sang doch nicht. Der Gimpel hatte der Nachtigall schon öfters Vorwürfe gemacht über ihr störrisches Benehmen. Eines Tages, als ihm sein Herr gerade ein Stückchen Zucker gegeben, weil er seine Melodieen wieder gepfiffen, sagte er zur Nachtigall: „Seht, Frau Nachbarin, das könntet ihr euch auch leicht verdienen, wenn ihr auf Commando singen und dem Herrn,

der euch täglich Speise und Trank giebt, zu Diensten sein wolltet.
„Gimpel," antwortete darauf die Nachtigall, „pfeif du immerhi
deine unverstandenen Lieder, und freue dich des einzigen Glückes, d
du kennst — der Menschengunst: Mir aber laß meine Weise u
den Trost im Unglück — meinen Stolz.

Ein Geschichtchen, welches die Mutter ihren kleinen Kindern vorlesen kann.

Ein Bauersmann hatte einen kleinen Knaben, der erst 8 Jah
alt war und doch schon die Schafe seines Vaters hüten mußte. E
nes Tages war der Knabe mit seiner Heerde ziemlich weit vom Dor
weggezogen, und er befand sich gerade in einem Thale zwischen hoh
Bergen, als ein schweres Gewitter am Himmel heraufzog. D
Himmel war mit ganz dunkeln Wolken bedeckt, daß es fast so finst
auf der Erde aussah, als wäre es Nacht. Rings umher war
stille; kein Blättchen regte sich, kein lebendiges Wesen gab eine
Laut von sich, sogar die Mücken tanzten nicht mehr und es schie
Alles mit großer Bangigkeit den Ausbruch des schrecklichen Gewi
ters zu erwarten. Die Schafe hatten sich dicht an einander gedräng
und steckten ihre Köpfe zusammen; der Hund aber verkroch sic
ängstlich hinter dem Knaben. Diesem war es auch gar bange um
Herz geworden und als nun plötzlich aus den tief herabhängende
Wolken ein Blitz hernieder fuhr, so daß es schien, als stände da
ganze Thal in lichten Flammen und ein fürchterlicher Donner Berg
Thal und Wald erbeben machte, da rief er aus: „Lieb Vater, lie
Mutter, kommt dem armen Hänschen doch zu Hülfe!" Als er abe
so gerufen, da war es, als ob die Schafe gemerkt hätten, ihr Hi
sei furchtsam und er werde sie nicht hüten und schützen können, den
sie wollten alle auseinander fahren. Als der Knabe das sah, schäm
er sich seiner Furchtsamkeit und er erinnerte sich, daß seine Mutter ih
gesagt, gute Menschen seien niemals allein, der liebe Gott bleibe im
mer bei ihnen. Da stellte er sich muthig vor die Heerde, hieß den
Hunde seine Pflicht thun und siehe da, als die Schafe merkten, da
ihr Hirt sich nicht fürchtete, da blieben sie ruhig stehen und liefe
nicht einmal auseinander, als der Blitz einen hohen Baum dicht n
ben der Heerde zersplitterte. Als das Gewitter sich nun entlade
hatte und der liebe Gott einen prächtigen Regenbogen von einen
Berggipfel nach dem andern gebaut hatte, da kam der Vater de
Knaben, um ihn aufzusuchen und zu sehen, ob ihm kein Unfall zu
gestoßen. Als er seinen Hanns gesehen und gehört hatte, wie es ih
gegangen, da lobte ihn der Vater und er sagte zu ihm: „Du wir
einmal ein guter Hirt werden!" Der Hanns ist aber, als er gro
war, Pfarrer geworden und da ist's in Erfüllung gegangen, wa

sein Vater an jenem Tage zu ihm gesagt, denn seine Gemeine hat einen treuen Seelenhirten an ihm gehabt und sie hat in Gefahren und Trübsal stets auf ihn geschaut und jeder hat im Unglück und Leiden sich Trost und Gottvertrauen bei ihm holen können. —

Der Traum der weinenden Mutter.

Ach, sie haben
Mir mein Kind begraben!
Wie es lachte, wie es scherzte,
Wann ichs küßte, wann ichs herzte!
Wie war seine Lust so groß,
Wiegt ich es in meinem Schooß!

Ach, sie haben
Mir mein Kind begraben!
Eine Knospe wars im Garten,
Hoffend konnt ich seiner warten.
Wie es blühte rosenroth! —
Ach, dort liegt es bleich — und todt!" —

Also klagte,
So die Mutter zagte.
Tage gehen und erscheinen —
Weinen muß sie, immer weinen;
Nächtiger Schatten sie umschließt —
Stets der Thränen Quelle fließt.

Leiser Schlummer
Endlich deckt den Kummer,
Und sie schaut den Himmelsgarten:
Blumen blühn von Wunderarten,
Streuen ihren süßen Duft
In die ewig blaue Luft.

Da sich waidet,
Hell und weiß gekleidet,
Eine Kinderschaar; sie schwingen
Sich umher gleich Schmetterlingen,
Jubeln laut bei Spiel und Tanz,
Haupt und Arm umschlingt der Kranz.

Ach, da schleichet,
Matt und ganz erbleichet,
Noch ein Kind herbei, vergießet
Schweiß, der von der Stirne fließet:
Sieh, es träget einen Krug,
Kaum hats dazu Kraft genug.

Da sie's schaute,
Mehr als jemals thaute
Nieder ihrer Thränen Menge:
„Warum singst du nicht Gesänge?
Sage, welche schwere Last
Du, mein Kind! zu tragen hast?"

„„Mutter, plagen
Muß ich mich, zu tragen
Deiner Thränen schwere Menge!
Seufzer hab ich, nicht Gesänge!
Stelle doch dein Weinen ein!
Laß mich leicht und fröhlich sein!""

Und entschwunden
War der Morgenstunden
Schneller Traum; ihr Harm versieget,
Und der Thränen Quell versieget;
Ach, wie war ihr Kind beschwert!
Jede Thrän die Last vermehrt!

Schlummer wieder
Schloß die Augenlider,
Und sie sah die Kinder springen,
Fliegen gleich den Schmetterlingen:
In der Blumenröglein Schaar
Jetzt ihr Kind das frohste war.

Schöner blühte,
Frischer, röther glühte
Jetzt ihr Kind, als da bei Scherzen
Sie es trug an ihrem Herzen.
So allnächtlich es erscheint —
Nie hat wieder sie geweint.

Zille.

Ich hoffe noch.

Ich hoffe noch auf frühlingsduftge Tage,
Von sanftem Morgenwinde zugeweht,
Wo sich in frohen Sang auflöst die Klage,
Die Sonne heiter auf- und niedergeht.

Ich hoffe noch auf süße Schlummernächte,
Wo mich der Träume lichter Schleier deckt,
Wo ich mit Seligen selge Kränze flechte,
Der Morgenstern mich lächelnd wieder weckt.

Ich hoffe noch auf blüthenreiche Stunden,
Wo mir das Leben Gartenwandlung deucht,
Die Blumen all, der Knospenhüll entbunden,
Vielfarbig glühn, kein Halm sich siechend beugt.

Ich hoffe sehnend noch auf Augenblicke,
Wo still der Geist den ewgen Hauchen lauscht,
Daß er mit vollen Zügen sich erquicke,
Wann um ihn rings der Wahrheit Odem rauscht.

Ich hoffe noch auf Sonnenuntergänge,
Die reicher Ernte Tage hoch umglühn,
Wo ich von fern einstimm in die Gesänge
Der freudgen Schnitter nach der Tage Mühe.

Ich hoffe noch auf morgenrothe Strahlen,
Die mich auch rufen zu der Arbeit Lust,
Die Thatenfeuer auf die Wangen mahlen,
Begeistrungsodem hauchen in die Brust.

Zille.

Räthsel und Charaden.

Von Dr. Mises.

1.

Zuerst vom ersten Paare:
Das ist ein kleiner Mann,
Der Künste wunderbare
Und tausendfält'ge kann;
Nichts giebt es zu bestellen,
Wozu er nicht gewandt,
Und ein paar Spießgesellen
Sind stets dabei zur Hand.

Er fiedelt, wollt ihr tanzen,
Hilft überall im Haus,
Schreibt Verse, tödtet Wanzen,
Reibt Flecken sorgsam aus;
Doch giebt auch viel zu klagen,
Er ist ein Mausedieb,
Liebt, Schnippchen euch zu schlagen,
Und hat das Leckern lieb.

Ihr könnt es euch kaum denken,
Wie schmiegsam, biegsam, rasch
Das Männlein von Gelenken,
Das geht euch husch und hasch!
Jetzt bückt und drückt, versteckt sich's,
Scheint jetzt verschwunden ganz,
Dann wieder reckt und streckt sich's,
Steht da als langer Hans.

Zuweilen, nicht zu frieren,
Seht ihr's wohl eingepackt;
Doch, beſſer ſich zu rühren,
So geht es lieber nackt;
Und wenn es ſich will ſchmücken, —
Wem fiele ſonſt dieß ein? —
So trägt es auf dem Rücken
Oft einen großen Stein.

Der dritten Sylbe wegen
Bemüht jetzt euern Witz:
Ein Dach iſt's gegen Regen
Und Sonne jedem nütz.
Die Bodenkammer drunter
Enthält bald dieß, bald das;
Oft Stroh und alten Plunder;
Dann Schad' um den Gelaß!

Oft Sachen ſind's gar feine,
Salz, guter Spiritus,
Roſinen, große, kleine,
Auch manche harte Nuß;
Oft ſind's nur Kraut und Rüben,
Oft gar iſt Alles leer. —
Man kann das Dach verſchieben
Und rücken kreuz und quer.

Zum Ganzen nach den Stücken:
Der erſten Sylben Schelm,
Will man den Kopf ihm prickeln,
Setzt gern es auf als Helm;
Dann zwiſchen Lanzenſpitzen
Sich regt er ungeſcheut;
Will nur das Helmlein ſitzen,
So thun ſie ihm kein Leid.

2.

Ein Zaubrer bin ich, der zum Lichte
Geboren ward aus dunklem Schacht;
Meiſt königlich iſt mein Geſichte,
Von lichtem Silber meine Pracht,
Und kaum giebt's höheres Entzücken,
Als was man ſchöpft aus meinen Blicken.

Ich wandr' umher im ganzen Lande,
Da läuft mir Alles hinterdrein;
Der Bettler, wie der Mann von Stande,
Sie rufen Alle mich herein,
Und der, für den ich mich entſcheide,
Wird gleich verfolgt von Aller Neide.

Doch lange darf ich nirgends weilen;
Meiſt heißen ſie nach kurzer Raſt
Von ſelbſt mich wieder weiter eilen,
Den erſt ſo gern empfangnen Gaſt.
Wer mich am liebſten ſchien zu wollen,
Heißt oft am zeitigſten mich trollen.

Den Grund davon, ihr wollt ihn hören?
Wohlan! mein Brauch war immerder,
Beim Abſchied jedem zu beſcheren
Von einem Wunſche die Gewähr;
Der Wunſch ſei thöricht oder weiſe,
Er wird erfüllt, ſo wie ich reiſe.

Wohl Manchem hat zu eignem Schaden
Gereicht, was er durch mich begehrt;
Er wird mich dennoch wieder laden,
Noch eh' die Gabe iſt verzehrt;
Und führte ſie ihn zum Verderben,
Noch halten gerne mich die Erben.

Selbſt mag ich nicht gern lange raſten,
Es macht mir Pein, zu liegen ſtill;
Darum laß' ich den Thoren faſten,
Der mich nicht von ſich laſſen will;
Dem Haus vor Allen bring' ich Ehre,
Wo oft ich geh' und wiederkehre.

Bin ich nun lang' herumgezogen,
Erliſcht mein Glanz, und mein Geſicht,
Als ob des Trunkes ich gepflogen,
Wird kupfrig, faſt erkennt man's nicht;
Doch bleib' ich, ob gleich nicht mehr prächtig,
Noch gleich willkommen und gleich mächtig.

Mein Leib geht niemals zwar in Trümmer,
Doch wandl' ich gern mich, bin ich alt;
Ein neues Antlitz, friſcher Schimmer
Schmückt jugendlich dann die Geſtalt;
Sodann beginn' ich meine Reiſe
Von Neuem auf die alte Weiſe.

3.

Für Zwei nehm' ich das Wort, für mich und den Geſellen,
Der nachbarlich ſein Haus pflegt neben meins zu ſtellen;
Mein Nachbar iſt ein Mohr, ich ſelber bin ein Weißer,
Mein Naturell iſt kühl, das ſeine iſt viel heißer.

Wir ſind ein Dienerpaar, zwar nicht in Hof und Garten,
Doch bei der Tafel gern bereit, euch aufzuwarten;
Wir nöthigen zum Trunk, ſtehn ſtets zu Allem willig,
Doch rathen ſelber euch, braucht mehr uns nicht als billig.

Mein Freund iſt von Natur geſchickt zu wen'ger Sachen,
Drum pflegt man mehr Gebrauch von meinem Dienſt zu machen;
Doch weil er kräftger iſt, dient er mir oft zur Stütze,
Und, was er thun auch mag, er thut es ſtets mit Hitze.

Beim Eſſen nicht allein ſollt unſern Dienſt ihr loben;
Auch in Geſpräch und Witz mögt ihr ihn wohl erproben;
Seid ſelber geiſtreich nur, wir werden gern euch dienen;
Doch beſſer laßt ihr weg von uns den allzukühnen.

4.

Vom Volk der Niren bin ich eine,
So weiß von Haut, wie ſonſt wohl keine;
Wo Wieſen ſind recht grün und helle,
Da fließt am ſchönſten meine Quelle.

Holdſelig bleib' ich in der Kühle,
Doch ſauertöpfiſch macht mich Schwüle,
Und droht der Himmel mit Gewittern,
Macht Schreck mich ganz zuſammenſchüttern.

Wer meine Quellen klug will hegen,
Dem bring' ich in den Haushalt Segen;
Den Kindern, die nach mir verlangen,
Mach' ich die ſchönſten rothen Wangen.

Wer in der Hitze mich will laben,
Soll ein Stück Silber von mir haben;
Und wer mit Schlägen mich kann zwingen,
Dem werd' ich gar ein Goldſtück bringen.

Das Silberſtück ſeht ihr ſich ballen
In meiner Fluth und niederfallen;
Der Klumpen Goldes ſteigt nach Oben;
Ihr werdet beide Gaben loben.

Gern eint ſich mir durch ſüße Bande
Ein brauner Prinz vom Mohrenlande,
In Liebe um ſo mehr entzündet,
Je mehr er weiß und fett mich findet.

So rathet nun, ihr Herrn und Damen,
Der Nixe und des Prinzen Namen;

Und seid geladen mir auf's beste
Hiermit zu ihrem Hochzeitfeste.

5.

In grünem Laubgehölze
Sitz' ich bei Sonnenschein
Im warmen sammtnen Pelze
Und hülle ganz mich drein;

Und wie auch brenne die Sonne,
Ich zieh' meinen Pelz nicht aus;
Doch quillt im Hölzchen ein Brunne,
Da trinke ich daraus.

Weh mir! nach wenig Wochen
Schon sind'st du mich nicht mehr;
Da deckt wohl meine Knochen
Die Erde schwarz und schwer.

Des Pelzes purpurne Zierde,
Mein Aussehn reich und rund,
Reizt eines Mäuders Gierde,
Der sticht mich todeswund.

6.

Es steigt ein mächtig Gewimmel
Der Ersten hernieder vom Himmel
Und klar erkennst du daraus,
Daß nun von hinnen geschieden,
Die lange geblüht hat hienieden,
Die Tochter aus himmlischem Haus.

Wenn durch die Lüfte dann wandern
Die Klänge vom Paare der Andern,
So weißt du, nun sinket in Nacht

Auch der kleineren Tochter Leben,
Die Allen hat Freude gegeben
Durch ihres Auges Pracht.

Der Ersten an Schein nicht weichend,
Den Andern in Form sich vergleichend,
Steigt nun das Ganze empor;
Es steigt empor als ein Zeichen,
Die Tochter aus himmlischen Reichen
Kehrt wieder durch blühendes Thor.

7.

Mein Leben das ist arm und nächtig;
Viel lieber lebt' ich schön und prächtig:
Ein hoher Herr tritt an mein Haus,
Im schönsten Schmuck, mit reichen Taschen;
Ei, denk ich, könnt'st du was erhaschen!
Und strecke meine Finger aus.

Das scheint dem Herrn nicht zu gefallen:
Er, der sonst schenket Allen Allen,
Hält streng ob meinen Fingern Wacht,
Und gleich wird jeder abgeschnitten
Vom Diener, der folgt seinen Tritten,
So wie ich ihn nur lang gemacht.

Schad' wär' es um die armen Dinger;
Zum Glück doch wachsen neu die Finger,
Und immer neu streck' ich sie aus;
Und wie der reiche Herr sich wehre,
Zuletzt mit langen Besen kehre
Ich doch ihm noch die Taschen aus.

8.

Wer kann das goldne Haus mir nennen?
Es scheint zu glühen und zu brennen,
Ward ganz erbaut in heißer Schwüle,
Doch drinnen findst du süße Kühle.

Sein Innres ſtrahlt von goldnem Schimmer,
Kryſtall die Wand von jedem Zimmer;
In jedem liegt gebettet ſauber
Ein Zwerglein da in Schlafeszauber.

Du ſiehſt an jedes Zwergleins Seite
Zwei Dolche, ſtark und ſpitzig beide;
Die Zwerglein hüte dich zu wecken,
Du würdeſt bittre Rache ſchmecken.

9.

Ein dickes Maſtvieh liegt gebettet
In niederm Stall und angekettet
Am Boden durch gar manche Stränge;
Ein Netz umſtrickt es feſt und enge.

Wozu? Es wird davon nicht laufen;
Ob du's willſt ſchlachten, ob verkaufen,
Es wird dir niemals widerſtreben;
Nur gut ſich mäſten heißt ihm Leben.

Wenn ſeine Zucht dir gut gelungen,
Behagt ſein Fleiſch dann allen Zungen,
Sieht ſchön wie Gold und duftet lieblich;
Nur es zu braten iſt nicht üblich.

10.

Wer kennt das Weib,
Wer nennt das Weib,
Das braune magre runzliche Weib,
Das alt doch hat viel ſüßern Leib,
Als da es iſt geweſen
Ein jung' rund' glattes Weſen?

Wer kennt das Weib,
Wer nennt das Weib,
Das alt den Stock zu laſſen wußt',
An dem es jung ſich halten mußt',
Das alt hat Küchentugend,
Hielt Schenke in der Jugend?

Wer kennt das Weib,
Wer nennt das Weib,
Dem jung kein Mädchen-Name behagt,
Als ließ ſich's taufen als chriſtliche Magd?
Ihr aber ſchöne Damen
Verſchmähtet, glaub' ich, den Namen.

11.

Als Exemplare
Vom erſten Paare
Die allerfeinſten
Blos wähl' und reinſten.

Als Exemplare
Vom zweiten ſpare
Die allerſchwerſten
Zugleich und mehrſten.

Als Exemplare
Der ganzen Waare
Von Duft die vollen
Nur ſollſt du wollen.

12.

Geſchaffen zum Gebrauch im Kriege
Erhebt ſich eine hohe Stiege;
Willſt du die höchſte Stufe kennen,
Ein Sylbenkleeblatt wird ſie nennen.

Zu schönerm Brauch bei Sang und Reigen
Sieh' eine zweite Treppe steigen,
Willst du den Fuß der Treppe kennen,
Die vierte Sylbe wird sie nennen.

Auf letzter Treppe nicht zu gleiten
Muß etwas auf- und abwärts leiten;
Willst du auch dieß Geländer kennen,
So wird das Ganze dir es nennen.

13.

Die Erste ist ein Wort, das man zum Krüpel schlug;
Wen man im Schimpf so nennt, der ist wohl nicht sehr klug;
Doch wer so wirklich heißt, von dem ist zu vermuthen,
Es zähle sein Geschlecht sich zu den alten guten.

Die Zweite ist ein Ding, verwendet ganz und gar,
Weil es jetzt außen hat, was einst ein Innres war.
Beim Nachbar horch! was schreit? ich hör' es mit Vergnügen:
Jüngst schickt' ich ihm das Ding, nun werd' ich's wieder kriegen.

Das Ganze seht! juchhe! es springt, es klingt, man lacht;
So ist der Zweck erfüllt, die Sache gut gemacht;
Sonst hat es mehr als jetzt im Spiel davon gegeben;
Doch giebt's auch jetzo noch genug davon im Leben.

14.

Die erste Sylbe ist ein klingend Instrument,
Das älteste gewiß von allen, das man kennt;
Ein jeder trägt's und braucht's das liebe lange Jahr;
Die schönen Damen auch? frägst du. — Ich dachte gar.

Die beiden Andern sind ein klingend Instrument,
Das muntre Beine macht, doch müde macht die Händ';
Am meisten hat mich stets bei seinem Schall erbaut,
Daß das, was so erklingt, nicht meine eigne Haut.

Das Ganze endlich ist ein klingend Instrument,
Das von dem ersten du nie hörest abgetrennt;
Es taugt nicht zum Concert, taugt auch nicht für den Ball;
Doch streit' ich nicht mit dir, wenn dir gefällt sein Schall.

15.

Wer nennt das liebliche Kind,
Geboren taub und blind
Und des Verstandes baar;
Sieht nicht den Weg vor sich
Und führet dennoch dich
Zur Heimath wunderbar.

Wer nennt mir, deren Speer
Schlägt Wunden tief und schwer,
Von Wonnen schwer statt Pein;
Nicht Streiten hilft, nicht Fliehn;
Seht ihre Sklaven ziehn
Gekettet zu je zwei'n.

Wer nennt das schöne Weib
Mit Flügeln an dem Leib,
Mit grünem Kranz geschmückt;
Mit Augen, leuchtend ganz;
Ein Regenbogenglanz
Steht dort, wohin sie blickt.

16.

Ich bin ein Grab, ſtumm und verſchwiegen;
Am runden Denkmal über mir
Erblickſt du in erhobnen Zügen
Bald Schriftwerk, bald Symbol als Zier.

Viel' andre Gräber ſieht man grünen;
Ich ſcheine nur ein Beet von Schnee;
Auf andern Gräbern flattern Bienen;
Hier, ſcheint es, ging der Krähen Zeh'.

Willſt du, der Geiſt ſoll mit dir ſprechen,
Der in dem Grabe kam zur Ruh;
So gilt's, das Denkmal zu zerbrechen,
Deß Zauber ihm den Mund ſchließt zu.

17.

Ein weißer Vogel kommt geflogen,
Geflogen über Meer und Land;
Bei Tag und Nacht iſt er gezogen,
Da greif' ich ihn mit meiner Hand.

Nun heb' mir an, dein Lied zu ſingen!
Ich harrte lange ſchon darauf.
Er ſchweigt; da brech' ich, ihn zu zwingen,
Ihm ſeinen rothen Schnabel auf.

18.

Die erſte Sylbe wundert ſich;
Die zweite ſpricht: beeile dich!
Die dritte kann nie trocken ſein;
Das Ganze iſt ein Königlein;
Der Kleine ſitzt auf einem Thron,
Der iſt gemacht von Töpferthon;
Sein Antlitz glänzt wie Gold ſo fein;
Er trägt ein grünes Krönelein;
Von Schwerdt und Spieß iſt er umringt;
Ein Schwerdt einſt ſelber Tod ihm bringt.

19.

Aus den Neſten
Kleiner Käſten
Wird die Erſte dargeſtellt.

Aus den beſten
Feſten Neſten
Mach' die Zweite junger Held!

Von den Feſten
Mir am beſten,
Wo man's Ganze ſchenkt, gefällt.

20.

Die Erſte malt in Roth; die Kunſt ſcheint dir zu ſchmecken;
Die fert'ge Malerei würd'ſt du wohl gern verſtecken.
Die Zweite malt in Blau; es ſind nur blaue Flecken.
Doch lachte Niemand noch, den ſie gemacht zum Schrecken;
Das Ganze malt in Grün, oft großer Wände Strecken;
Da freut ſich Jeder dran: Gott führt den Malerſtecken.

21.

Mit goldnem Dolch die Mutter
Durchbohr' ich ohne Scheu;
Weiß macht durch mich die Mutter
Dir, daß sie weiß nicht sei.

Komm ich in deine Scheiten,
Erträgst du es wohl fromm;
Doch schilt't mich aus nach Noten,
Wenn ich zum Kaffee komm'.

22.

Man sieht dich graben in Ruinen;
Als Grabscheit muß ich dazu dienen;
Du suchst etwas in dem Versteck;

Du scheinst ganz eifrig, es zu haben;
Doch kaum hast du es ausgegraben,
Wirfst du's mit gleichem Eifer weg.

23.

Die beiden ersten Sylben geben Rath,
Du sollst begehen eine schlimme That;
Es rathet dir das Paar der andern beiden,
Daß du was Schlimmes selber sollst erleiden;
Ich rathe dir, vom Ganzen bleibe weg,
Wenn grau dein Röcklein ist, und wenn du liebst den Speck.

24.

Ich stehe als Schranke;
Ich laufe als Ranke;
Ich mache, daß Rücken
Dir schafft Erquicken;

Ich trag' Milchnäpfchen
Auf kleinen Köpfchen,
Die blutig sich färben,
Wenn Näpfchen in Scherben.

25.

Sie reiste nach Welschland, der Kutscher rief: ho!
Ich gab ihr's Geleite bis an den Po;
Da rief ich: e weh! daß ich scheiden muß!
Sie gab mir zum Abschied den süßesten Kuß;
Wir schworen uns Treue bis an den Tod;
Die Treue erreicht nicht das Morgenroth;
Denn als sie drüben war über dem Fluß,
Erfreut' sich ein Andrer an ihrem Kuß.
Was ich euch einzeln hier niederschrieb,
Das trieb im Ganzen mit mir die Lieb'.

26.

Seht, wie dort auf dem Schneefeld mit Schnelle
Hineilt der lange leichte Geselle,
Nie sah' ich so geflügelten Schritt;
Doch macht mit den Tapfen er schwarze Zeilen;
Wie kommt's? Ei, weil er beim Laufen zuweilen
In einen schwarzen Tümpel tritt.

27.

Wenn du durch Rathen nicht die Erste kannst erzwingen,
Ich geb' dir einen Schlag, so wird's sogleich gelingen.
Die zweite Sylbe hat nur durch Beziehung Sinn;
Doch nennt die Liebste so den Liebsten oft schlechthin.
Die dritte rufet zu den rothen Sonnenrossen:
Ihr Schläfer, wachet auf, was säumt ihr so verdrossen!
Das Ganze wohnt im Wald; suchst du es da nicht gern,
Ei nun so geh zu Tisch bei einem hohen Herrn.

28.

Ich bin ein erquickliches Sauerbrönnlein,
Gefaßt in ein zierliches goldnes Tönnlein,
Entsprungen im fernen Südenland,
Doch hin an alle Orte versandt.

29.

Ihr sagt: ein Geist erscheint nur weiß in dunkler Nacht;
Ich sag' euch, daß der Geist grad' umgekehrt es macht;
Als schwarzen Schatten seh' ich ihn auf weißem Feld,
Und mit dem Schattenleib Licht werfen in die Welt.

30.

Die erste Sylbe fliegt und hat doch Flügel keine;
Das Paar der Andern geht und hat doch keine Beine;
Das Ganze hat zwar Flügel, doch kann damit nicht fliegen;
Es hat auch einen Schwanz, doch kann es ihn nicht biegen.

31.

Sagt, wie das stimmt:
Die erste schwimmt,
Die Andre läuft,
Das Ganze steift.

32.

Die erste Sylbe frißt,
Die andre Sylbe ißt,
Die dritte wird gefressen,
Das Ganze wird gegessen.

33.

Wer als Mann die Erste ist,
Der hätte gern die Zweite;
Doch wer als Weib das Ganze ist,
Wär' selber gern die Zweite.

34.

Die erste Sylb' hat Zähn' und Haare,
Die Zweite Zähne in den Haaren;
Wer auf den Zähnen nicht hat Haare,
Dem Ganzen kaufe keine Waaren!

35.

Das erste Paar freut sich am Pflug;
Das zweite Paar freut sich am Flug;
Das Ganze ist des Ersten Fluch.

36.

Im Ersten Beten und Singen erklingt;
Die Andre betet, das Ganze singt.

Etwas über die Rebus und Auflösung der im vorigen Jahrgange enthaltenen.

Motto:

Quantum est in Rebus inane!

Die Sucht, Rébus (Bilderräthsel) aufzugeben und zu rathen, hat einen großen Theil der gebildeten Welt ergriffen; sie ist eines der müßigen Spielwerke, dessen jüngste Vorläufer die Krähwinkeliaden waren, jene Bilderpossen, die man sogar als Gesellschaftsspiele darstellte. Solche Spielwerke verhalten sich stets zum Geist, wie die Affengestalt zu der des Menschen, sie äffen Geist nach, und sind doch nur seine Zerrbilder. Als heitere Spiele mögen sie gelten, aber doch sich nicht allzubreit machen, denn es ist kein Element der Bildung und der Geschmacksveredlung in ihnen, und selbst die Uebung des Scharfsinnes wird durch sie weit minder bedingt und genährt, als durch gute Räthsel und Charaden.

Wann der Brauch aufgekommen, sich scherzhafter Bilderhieroglyphen zu bedienen, und durch Wen? wissen wir nicht zu sagen. Die Geschichte der Erfindungen hat vergessen, den müßigen Kopf, der sie aufbrachte, ein Denkmal zu setzen. Aber schon zur Zeit des dreißigjährigen Krieges begegnen wir den Rébus, und es scheint, als ob keineswegs ihr Ursprung französisch sei, wie doch der Name vermuthen läßt.

In jener Zeit, der des dreißigjährigen Krieges, waren nicht minder alle Geister aufgeregt und in die Strudel politischer und religiöser Kämpfe gerissen, wie in unserer Zeit, und die Parteinahme für und wieder gab sich in tausenderlei Aeußerungen kund. Nicht nur mit Schwert und Feuerrohr ward gekämpft, auch mit der Feder, mit der Schneide scharfer Polemik, mit der Geisel beißender Satyre, und mit dieser Hand in Hand zogen Karrikatur und Pasquill. Hunderte von offenen Blättern mit Bild und Reim flogen unters Volk, gingen von Hand zu Hand, ergötzten hier, erbitterten dort, und unsere Zeit, wie bewegt sie immer sei, steht weit zurück hinter der frischen Rührigkeit jener Tage.

Da flatterte auch manches Blatt in Rébus aus, von denen sich gar wenige erhalten haben, und Zierden von Sammlungen fliegender und offener Blätter sind. Auch die Volkskalender der Vorzeit, himmelweit verschieden von den heutigen, weit minder schön und minder belehrend, bedienten sich einer Art Rébus, nur wieder in anderm Sinne; die Bilder derselben sollten nicht gerathen werden, sondern statt gedruckter Worte dastehen, um Raum zu sparen. Neben den bekannten Zeichen der Planeten und der Praktika, eines Schröpfkopfs für gut Schröpfen, einer Scheere für gut Haarschneiden, einer Art für gut Holzhauen ꝛc. waren die Wochentage durch schwarze, die Sonntage durch rothe einfache Dreiecke △ versinnbildet, und die Feste und Heilgentage durch allerlei Bildzeichen dargestellt. Z. B. Dreikönigstag durch einen Stern über 3 Kronen, Fastnacht durch einen Kopf in der Narrengugel, Fronfasten durch einen Fisch, Ostern durch ein Osterlamm, Hundestagsanfang durch einen Hund, die Heiligentage durch entsprechende kleine Heiligenbildchen oder bloße bekannte Attribute, wie der Roß des H. Laurizius, das Rad der H. Katharina u. A. Solcher Kalender werden ganz nach uraltem Typus noch heutzutage in Regensburg und andern süddeutschen und Schweizer-Städten gedruckt, und genügen dem Landvolk, dem man nichts Besseres bieten mag.

Aber nicht blos im Süden, auch im hohen Norden hat sich volksthümliche Bilderschrift lange erhalten. Auf Runenstäben mit Runenkalendern, darauf Wochen-, Sonn- und Festtage noch mit den alten Runenschriftzeichen der Urväter geschnitten wurden, nachdem längst das Heidenthum in Scandinavien sich über den Polarkreis zurückgezogen, finden sich auch noch zahlreiche bildliche Andeutungen für Haus und Feld, Jagd und Fischfang, Thier und Pflanze, Fest- und Werkeltag. Immer hat hier, wie auch in den Kalendern, die Bilderschrift eine ernste Bedeutung. Als Spiel des Witzes und harmlosen Scherzes tauchte sie erst gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts auf, und beschäftigte, wie jetzt, vornehmlich die elegante Welt. Man schrieb sich in Rébus, man gab Rébus auf in Gesellschaft, man malte sie auf Fächer, Spielkarten und andere Luxusartikel, bis in ersten schweren Zeiten der Revolution und des Krieges die bunte Seifenblase müßigen Zeitvertreibs Niemanden mehr fand, der an ihrem Schimmer sich erfreuen mochte.

Und nun ist er wieder da, der schimmernde Nautilus, auf der stillen See des Friedens — ein Sturmstoß über die Wellen, und er wird untertauchen und im Grunde bleiben, wer weiß, wie lange!?—

Wir aber, die wir uns dem Scepter der mächtigsten Tyrannin, der Mode, ebenfalls beugten, als wir im vorigen Jahrgange unseres Kalenders einige Rébus brachten, wollen durch diese Betrachtungen über die Rébus zugleich die Gründe dargelegt haben, weßhalb wir unsere Leser in Zukunft nicht mehr damit behelligen wollen. Es

bleibt uns nur noch die Pflicht zu erfüllen, die Auflösung der im Jahrgange 1845 enthaltenen Rébus hier mitzutheilen:

Nr. 1. Wer vom Kreuzberge Berlin des Morgens betrachtet, der denkt auch eine schöne Gegend.

Nr. 2. Ein ganzer Mann wiegt schwer in ernster Zeit, an halben Männern ist kein Mangel heut.

Nr. 3. Bin der Räuber Jaromir! Grillparzer.

Charade: Pantoffel. Räthsel: Eier.

Auflösungen der in diesem Jahrgange enthaltenen Räthsel und Charaden.

1. Fingerhut.
2. Geld.
3. Pfeffer und Salz.
4. Milch.
5. Pfirsich.
6. Schneeglöckchen.
7. Spargel.
8. Apfelsine.
9. Melone.
10. Rosine.
11. Krausemünze.
12. Generalbaß.
13. Hanswurst.
14. Maultrommel.
15. Liebe, Glaube, Hoffnung.
16. Brief.
17. Brief.
18. Ananas.
19. Wachsstock.
20. Weinstock.
21. Möhre.
22. Zahnstocher.
23. Mausefalle.
24. Erdbeere.
25. Hocuspocus.
26. Schreibfeder.
27. Auerhahn.
28. Citrone.
29. Schrift.
30. Windmühle.
31. Fischbein.
32. Sauerkraut.
33. Jungfrau.
34. Roßkamm.
35. Vogelbauer.
36. Dompfaff.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Der arme Geigenmacher und ſein Kind. Erzählung von Guſtav Nieritz 1
Ein Märchen. Von Eduard Duller 63
Das verlorne Papierblättchen. Volkserzählung aus Krannichfeld. Mitgetheilt von L. Bechſtein 75
Kobold Pumphut. Voigtländiſche Sage, mitgeth. v. L. Bechſtein. 78
Held Kreſſe. Volkserzählung aus dem Voigtland, mitgetheilt von L. Bechſtein 80
Verſichert. Eine Erzählung von M. H. Geldern 85
Der Schattenkünſtler. Mitgetheilt von L. Bechſtein 100
Das deutſche Poſtweſen vor 200 Jahren. Mitgeth. v. L. Bechſtein. 102
Die verkehrte Welt. Von Guſtav Nieritz 103
Neueſtes Recept zur heutigen Jugendbildung. Von Guſtav Nieritz 106
Die Sonntagsjäger. Von Guſtav Nieritz 107
Plan zu einer neuen Zeitſchrift. Von Guſtav Nieritz 109
Nur was recht iſt. Von Guſtav Nieritz 109
Spielkarten, Viſitenkarten, Verlobungskarten, Einladungskarten, Landkarten und — Charten. Von H. H. Klemm 110
Eichbaum und Epheu. Von Zille 111
Biene und Schmetterling. Von Zille 112
Der Gimpel und die Nachtigall 113
Ein Geſchichtchen, welches die Mutter ihren kleinen Kindern vorleſen kann 114
Der Traum der weinenden Mutter. Von Zille 115
Ich hoffe noch. Von Zille 116
Räthſel und Charaden. Von Dr. Miſes 116
Etwas über die Rébus und Auflöſung der im vorigen Jahrgange enthaltenen 125
Auflöſungen der in dieſem Jahrgange enthaltenen Räthſel und Charaden 127

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.